

51. Jahrgang 2010, Heft 1

ok

ordens
korrespondenz

2010/Heft 1

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens

ordenskorrespondenz

Neuaufbrüche in
säkularem Umfeld

Ordensleitung
in alternden
Gemeinschaften

Klosterauflösung

ok

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens,
Organ der Deutschen Ordensobernkonzferenz



ISSN: 1867-4291

51. Jahrgang 2010, Heft 1

Herausgeber: Deutsche Ordensobernkonzferenz e.V. (DOK), Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn.

Schriftleitung: Sr. Walburga Scheibel OSF, Generalsekretärin der Deutschen Ordensobernkonzferenz.

Redaktionsbeirat: P. Konrad Flatau SCJ, P. Dr. Cyrill Schäfer OSB, Sr. M. Hildegard Schültingkemper SMMF.

Redaktion: Arnulf Salmen, Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Telefon (02 28) 6 84 49-30, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: pressstelle@orden.de.

Rezensionen: Rezensionsexemplare senden Sie bitte an den Koordinator der OK-Rezensionen, Bibliotheksleiter Dr. Philipp Gahn, Don-Bosco-Straße 1, 83671 Benediktbeuern, E-Mail: gahn.pth@ksfh.de. Unverlangt eingesandte Bücher werden nicht zurückgeschickt. Die Rezension erfolgt nach Ermessen der Schriftleitung.

Bestellungen sind zu richten an: Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Telefon (02 28) 6 84 49-0, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: info@orden.de.

Bezugsbedingungen: Die Ordenskorrespondenz erscheint viermal im Jahr. Jahresabonnement inkl. Mehrwertsteuer und Versand (in Deutschland) 40,00 Euro. Einzelheft inkl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 10,00 Euro. Abbestellungen nur zum Jahresende möglich mit dreimonatiger Kündigungsfrist.

Herstellung und Auslieferung: Don Bosco Grafischer Betrieb, Hauptstr. 2, 92266 Ens Dorf, Telefon (09624) 92 01-0, www.dbg.donbosco.de.

Alle Verlagsrechte vorbehalten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung von Herausgebern und Redaktion wieder.

Als Manuskript gedruckt.

Vorwort



Die Zahl der Ordensleute in Deutschland sinkt seit vielen Jahren; Ordenswerke werden abgegeben; der Altersdurchschnitt ist hoch. Manch eine Ordensgemeinschaft wird sich aus Deutschland zurückziehen, der Prozess der Klosterschließungen wird auf absehbare Zeit weitergehen. Dies ist die eine Seite eines Prozesses, der seit Mitte der 60er Jahre des 20. Jahrhunderts im Gange ist.

Die andere Seite: Gerade diese Tendenz fordert die Orden heraus, sich aus ihrem spezifischen Charisma heraus neuen Aufgaben zu stellen, neue Experimente zu wagen und neue Antworten auf gesellschaftliche Entwicklungen zu geben. Junge Menschen erkennen ihre Berufung und treten in alte und neue Ordensgemeinschaften ein. Sie erkennen deren gesellschaftsverändernde Kraft und wollen in Gemeinschaft mit Anderen die Botschaft Christi in Kontemplation und Aktion zu den Menschen bringen; Zeichen der Hoffnung sein. Die nachfolgenden Generationen fordern die Orden stets aufs Neue zur Auseinandersetzung mit der sich verändernden Welt heraus.

Mit aktuellen Umbrüchen in der Ordenslandschaft in Deutschland wird sich die Mitgliederversammlung der Deutschen Ordensobernkonzferenz in diesem Jahr beschäftigen. Die Ordenskorrespondenz greift bereits in den Heften des ersten Halbjahres 2010 Themen dieses Spannungsfeldes auf:

So geht es in der vorliegenden Ausgabe in ausführlichen Artikeln von Prof. Dr. Myriam Wijlens und Abt Dr. Dominicus M. Meier OSB um Fragen der Ordensleitung wenn die eigenen Kräfte einer Gemeinschaft nicht mehr ausreichen sowie um Entscheidungen, die im Rahmen einer Klostersauflösung notwendig werden. Neben diesen Beiträgen, in denen vor allem (kirchen-)rechtliche Aspekte zum Tragen kommen, zeigen vier Beispiele für Neu- und Wiedergründungen aus den vergangenen 15 Jahren die Vielfalt der kleinen und größeren Aufbrüche, die derzeit in der Ordenslandschaft in Deutschland stattfinden. Alle vier Gründungen von Klöstern bzw. Kommunitäten sind mitten in Deutschland in weitgehend nichtchristlichem Kontext entstanden. Sie verwirklichen in exemplarischer Weise den Aufruf des ersten Petrusbriefes „Gebt Zeugnis von der Hoffnung, die euch erfüllt“ (3,15), der als Motto auch über der DOK-Mitgliederversammlung 2010 stehen wird.

Sr. Walburga M. Scheibel OSF

Inhalt

Sr. Walburga M. Scheibel OSF
Vorwort

1

Ordensleben

M. Agnes Fabianek O.Cist.
Ordensleben in Übergängen 5

Albert Krottenthaler SDB
Vom Wannsee nach Marzahn - aus der
Not eine Tugend machen 12

Stefan Tertünte SCJ
Einen Neuanfang wagen 18

Katharina Schridde CCR
Zieh fort aus deinem Land 24

Dokumentation

Myriam Wiljens
Wenn die eigenen Kräfte für eine
Ordensleitung nicht mehr ausreichen 30

Dominicus M. Meier OSB
Wenn es dann nicht mehr geht... 49

Bernharda Wichmann OSB
Geistliche Begleitung von
Sterbenden und sterbenden
Gemeinschaften 71

Nachrichten

Aus dem Vatikan	75
Aus der Weltkirche	79
Aus der Deutschen Ordensobernkonzferenz	86
Fachtagung Arbeitskreis Ordensgeschichte	97

Neue Bücher

Buchbesprechungen	103
Ordensgeschichte	103
Spiritualität	115
Kurzanzeigen	125

»In einem säkularisierten Umfeld
hat das Ordensleben von der
gewählten Lebensform her
eine absolute Chance.«

Stefan Tertünte SCJ

M. Agnes Fabianek O.Cist.

Mutter M. Agnes Fabianek O.Cist., Jahrgang 1941, ist gebürtige Niederösterreicherin und trat nach ihrem Abitur 1961 in das Zisterzienserinnenkloster Mariastern Gwiggen bei Bregenz ein. Seit 1968 stand sie dem Kloster insgesamt 37 Jahre lang als Äbtissin vor, bevor sie 2009 zur Priorin des Klosters St. Marien zu Helfta in Eisleben (Sachsen-Anhalt) eingesetzt wurde.



M. Agnes Fabianek O.Cist.

Ordensleben in Übergängen

Das Kloster St. Marien zu Helfta

Einleitung

In der heutigen Gesellschaft stellen wir eine voranschreitende Säkularisierung und ein weitgehendes Verdunsten des christlichen Glaubens fest. Deshalb mag es erstaunen, dass es trotz dieses gesellschaftlichen Megatrends auch neue Klostergründungen bzw. Wiederbesiedelung alter Klosteranlagen gibt. Dazu gehört St. Marien zu Helfta. Und das in der Lutherstadt Eisleben und im Gebiet der ehemaligen DDR.

Eisleben, wo Luther geboren wurde und auch gestorben ist und wo laut Statistik bei der Ankunft der Schwestern nur 3 Prozent der Bevölkerung katholische und 8 Prozent evangelische Christen waren. Alle anderen ungetauft und ohne Bekenntnis. Im ehemaligen DDR-Gebiet, das das glaubensloseste Land der ganzen Erde sei, wie Minister Dr. Haseloff bei unserem 10-jährigen Kirchweihjubiläum im November 2009 sagte. Hier und unter solchen Umständen wurde der Wiederaufbau von Helfta gewagt!

Historische Entwicklung bis in die Gegenwart – Aufbrüche und Wiederaufbau

Zurzeit der Reformation haben die letzten Schwestern das Kloster verlassen. Die Anlage wurde unter verschiedenen Besitzern völlig zweckentfremdet, unter König Wilhelm I. wurde es 1721 zu einer königlichen Domäne von Preußen, während der DDR-Zeit war es volkeigenes Gut mit Viehwirtschaft und Obstbau. Dafür wurden die Gebäude adaptiert, die Kirche als Garage für Traktoren und Landmaschinen benützt und die Mauern zu diesem Zweck teilweise abgebrochen. 1987 sollte die Kirche gesprengt werden und einem Neubau weichen. Herr Joachim Herrmann, ein Bürger des Ortes, Lehrer und Historiker, der aufgrund seines historischen Wissens mit großem Erfolg das Areal der ruinenhaften Klosteranlage archäologisch erforscht hatte, konnte im letzten Augenblick mit einem Hinweis auf das wertvolle Kulturerbe aus der Romanik

die Sprengung der Kirche verhindern. Wieder berichtete Minister Haseloff in seiner schon erwähnten Ansprache: „Wenn ich in der Zeit des Kommunismus mit meiner Frau und meinen beiden Söhnen von Wittenberg aus mich auf den Weg machte, um unsere Verwandtschaft im katholischen Eichsfeld zu besuchen, legte ich immer einen Stopp hier in Helfta ein. Ich erzählte meinen Söhnen: ‚Da, wo jetzt mitten in der Anlage der Misthaufen ist, war der Klosterteich, an dem Gertrud die Große gerne meditierte und Christus der Herr öfters zu ihr gesprochen hatte.‘ Da staunten meine Söhne – das war alles so ungewöhnlich, so konträr auch zu dem Alltagsleben, in dem sie standen, und das so gottesfern war. Doch sie konnten es annehmen wie vieles andere mehr – waren wir doch als Christen – mit unserer Familie – im Blick auf die damalige Gesellschaft ‚Außenseiter.‘“ Aber wie hätten die Kinder im Grundschulalter das verstehen und die tieferen Hintergründe begreifen können? Im Gegenteil, Ortsleute erzählen, für die Kinder sei diese ruinenhafte Anlage mit den verfallenen Mauern und vielen Winkeln ein beliebter Spielplatz gewesen. So heruntergekommen war das einst blühende Kloster Helfta, das wegen des hohen Bildungsniveaus seiner Nonnen sehr angesehen war und wegen der gebildeten und mystisch begnadeten Frauen, Mechthild von Magdeburg, Mechthild von Hackeborn und Gertrud von Helfta, im 13. Jahrhundert die Krone der deutschen Frauenklöster genannt wurde.

Hans Urs von Balthasar schrieb über sie: „Ein Glanz liegt auf ihren Gestalten, ihrem Leben, ihren Schicksalen ... und macht sie uns teuer wie Sterne, Blumen

und Kinder.“¹ Mit der Wende 1989 begann das neue Interesse an der Kloster ruine. Schon ab 1980 hatte der Pfarrer Horst Mittenentzwei von Hettstedt angefangen, Lesungen aus den Schriften der Mystikerinnen zu halten, die für alle – gläubige und nichtgläubige – offen waren und dazu beitragen sollten, den verschütteten Schatz in Helfta wieder ans Licht zu bringen. Durch die Partnerschaft der Stadt Eisleben mit Memmingen kam auch Pfarrer Hochenauer aus dem Bistum Augsburg mit dem Projekt in Berührung.

Beide Priester, die immer schon vom Leben der drei Mystikerinnen tief beeindruckt waren, gründeten jeweils eine Förderverein und unternahmen alles, um die Öffentlichkeit für einen Wiederaufbau zu gewinnen. Jetzt wollten sie das Vorbild dieser großen Frauen wieder ins Blickfeld der Kirche und Gesellschaft rücken. Mehrere Fördervereine wurden gegründet, die sich unter dem Dachverband „Freunde des Klosters Helfta“ zusammenschlossen. Der Bischof von Magdeburg, Leo Nowak, sagte seinen geistlichen Beistand zu, jedoch ohne das Projekt finanziell unterstützen zu können. Die bewegendsten Kräfte waren die kleinen Leute. Es arbeiteten katholische Christen, evangelische Christen und Nichtchristen mit. Alle Beteiligten waren sich einig: Kloster Helfta muss wieder aufgebaut werden.

1999, am 13. August nach ca. 450 Jahren, wurde die Klosterruine wiederbesiedelt und zwar von Äbtissin Assumpta Schenkl mit einer Gruppe aus Seligenthal und Schwestern aus drei weiteren Konventen. Insgesamt bestand die Gründergruppe aus acht Schwestern mit ewiger Profess und zwei mit zeitli-

chen Gelübden. Derzeit leben in Helfta 14 Schwestern, zwei davon haben zeitliche Profess; jetzt hat sich erstmals aus den neuen Bundesländern eine junge Frau für den Klostereintritt bei uns entschieden.

Wie reagierte Eisleben selbst? Die Schwestern stießen anfangs mit ihrer Ankündigung kaum auf Sympathie, im Gegenteil. „Ein Kloster? Hier?“, fragten verwundert die Leute. „Euch Schwarzeröcke brauchen wir hier nicht“, sagten die Kommunisten. „Wollt ihr eine Gegenreformation starten?“, fragten die evangelischen Christen misstrauisch.

„Nein, bitte kein Kloster, wir haben hier einen guten Weg zur Ökumene eingeschlagen, durch euch wird das

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Gleichgewicht wieder gestört“, meinte verunsichert der katholische Pfarrer von Sankt Gertrud, Dieter Tautz.

Er schreibt: „Ich war äußerst skeptisch. Als Gemeindepfarrer in dessen Bereich das ehemalige Kloster lag, war mir einiges aus der Geschichte vertraut und die Patronin unserer Diasporagemeinde war seit der Wiedergründung einer Pfarrei in Eisleben die heilige Gertrud! Eine gewisse Gertrud-Verehrung war also hier vorhanden. Aber die Idee auf dem verrotteten Gelände des einstigen Klosters etwas Religiöses entstehen zu lassen ist uns nicht im Traum gekommen. Als Pfarrer Horst Mittenentzwei

aus Hettstedt – unweit von Eisleben – bald nach der Wende bei einer Dekanatspriesterkonferenz derartige Gedanken zur Sprache brachte, stimmte ich dagegen.“² Aber schließlich wurde Pfarrer Tautz von der Begeisterung der einfachen Leute angesteckt und ließ sich umstimmen. Er wurde zu einem begeisterten Mitarbeiter und tragenden Mitglied bzw. Vorstand.

Zisterzienserspiritualität

Der Zisterzienserorden entstand im Mittelalter als eine Reformbewegung aus dem benediktinischen Mönchtum, die zur ursprünglichen Einfachheit des Evangeliums und der Benediktusregel zurückkehren wollte. Der bekannteste Vertreter des Ordens, der heilige Bernhard, verstand es in seinen Schriften mit der für die Zisterzienser typischen „nüchternen Trunkenheit“ das Geistesleben des Ordens so ansprechend darzustellen, dass seine Werke bis heute noch gelesen werden und die Zisterzienserspiritualität prägen.

Seine tief empfundene Liebe zu Jesus und seine Auslegung zum alttestamentlichen Hohenlied machten ihn zum Vater der Brautmystik. 1830 wurde er zum Kirchenlehrer erhoben und wird als doctor mellifluus, honingfließender Lehrer, verehrt.

Von seiner Lehre fühlten sich vor allem viele Frauen angesprochen und so erklärt sich die Gründung der zahlreichen Zisterzienserinnenklöster im 13. Jahrhundert, zu denen auch Helfta mit seinen drei berühmten Mystikerinnen gehört.

Bildung in Helfta und Mystik der drei großen Frauen

Unter Äbtissin Gertrud von Hackeborn (1232-1291) hat sich das Kloster zu einem Zentrum der Mystik und Kultur entwickelt. Die Klosterschule konnte mit höchstem Bildungsniveau den Nonnen umfassende Kenntnisse in Wissenschaft und Theologie ermöglichen, denn Äbtissin Gertrud wollte intellektuell gebildete Nonnen mit reflektiertem Glauben. „Die Nonnen sollen wissen, was sie glauben“, sagte sie. Die Mystikerinnen sind heute noch präsent, weil sie in ihren Schriften ein wertvolles Zeugnis ihrer religiösen Erfahrungen und ihres Denkens hinterlassen haben und hier spürbar die Atmosphäre bis in die Gegenwart prägen. Das sagen uns vor allem Kirchenbesucher, wenn sie sich erinnern, dass an diesem Ort auch die drei heiligen Frauen beteten und ihre Offenbarungen von Christus empfangen.

- Mechthild von Magdeburg (1207 – 1282) lebte als Begine in Magdeburg und begann etwa 1250 mit der Niederschrift ihres Werkes „Das fließende Licht der Gottheit“. Es ist das erste Mystikwerk in deutscher Sprache und wird als der Grundstein der Mystik von Helfta betrachtet. Bis heute wird ihr Mut bewundert, wie sie zur damaligen Zeit als Frau zur Situation der Kirche Stellung nahm und sich nicht scheute, Fehlhaltungen des Klerus zu korrigieren. Sie erregte damit den Unwillen mancher Leute und zog sich deshalb nach Helfta zurück, wo sie auch ihre Schrift vollendete.
- Mechthild von Hackeborn (1241 – 1299) kam mit sieben Jahren nach

Helfta, besuchte die Klosterschule und wurde später selbst Leiterin der Schule und Kantorin, außerdem unterstanden ihr die Klosterbibliothek und das Skriptorium. Ihre Visionen wurden von Mitschwestern in „Das Buch der besonderen Gnade“ festgehalten.

- Gertrud von Helfta (1256 - 1302) entstammte einer niederen Adelsfamilie in Thüringen, wie man meint, und wurde mit fünf Jahren der Klosterschule in Helfta anvertraut, in der sie sich ein großes Wissen aneignete. Es wird überliefert, dass sie eine begnadete Seelsorgerin und gesuchte Beichtmutter für die Mitschwestern war. Ihre wichtigsten Bücher sind die beiden Titel: „Gesandter der göttlichen Liebe“ und das Exerzitienbuch „Geistliche Übungen“. Das persönliche Gebet der Gertrud von Helfta lautet:

*Du Leben meiner Seele!
Du bist die Schönheit und
Pracht aller Farben,
die Süße allen Wohlgeschmacks,
der Duft aller Düfte,
die Harmonie aller Töne*

*Du kunstfertigster Handwerker,
mildester Lehrer,
weisester Ratgeber,
gütigster Helfer,
treuerster Freund.*

Die Mystik der drei heiligen Frauen wirkt bis in die Gegenwart

Das Interesse für unsere Mystikerinnen hält bis heute an. Beachtenswert ist, dass für alle drei Frauen entsprechend

ihren Lebensdaten Jubiläumsjahre ausgerufen worden sind. Im Jahr 2002 wurde ein Jubiläumsjahr für Gertrud ausgerufen, in dem verschiedene Symposien und Seminare vor allem in den Zisterzienserinnenklöstern abgehalten wurden und man sich ihren Werken widmete und ihr Gedankengut in die heutige Spiritualität und Mystik einbrachte. Sehr beliebt ist auch bis in die Gegenwart Mechthild von Magdeburg, deren Jubiläumsjahr wir 2007/2008 begangen haben. Während des ganzen Jubiläums wurde eine Ausstellung unter dem Titel „Minne Mut Mystik“ in Magdeburg gezeigt, die jetzt als Wanderausstellung im Bistum unterwegs und zurzeit in unserer Klosterkirche aufgestellt und zu besichtigen ist.

In seinem Buch „Un-Möglich“ hat Bischof Leo Nowak Zeugnisse von Menschen aus verschiedensten Ständen gesammelt, die zeigen wie sie sich hier in Helfta bis heute von der Atmosphäre der Mystik der drei Frauen berührt fühlen und neu zu sich selbst und zu Gott finden konnten. Als gestärkte gehen solche jeweils von diesem Ort und sagen es anderen weiter. Wir konnten nicht weniger als 18.000 Kirchenbesucher im vergangenen Jahr verzeichnen. Es sind Gläubige und Bekenntnislose, Atheisten und fromme Christen, die sich in das Licht der drei Fenster der Klosterkirche (Sinnbild für die Dreifaltigkeit) stellen und einfach still werden.

Beispielsweise schreibt eine Frau: „Kloster Helfta ist für mich das offene Herz von Jesus Christus in der Mitte von Europa. Menschen aus Ost und West, Nord und Süd können am diesem Ort, wo einst die drei Mystikerinnen lebten und in der Mystik leben, Sorgen und Lasten abladen und sich von

Jesus heilen lassen. Die wunderbaren Texte, die uns diese Frauen hinterlassen haben, sind wahre Schätze für die Frauenspiritualität. Einige Gebete der heiligen Gertrud gehören zu meinen täglichen Gebeten, sie haben mir bei meiner schweren Krebserkrankung sehr geholfen, die Krankheit anzunehmen und die unangenehmen Behandlungen zu ertragen. So bin ich immer mit dem Gnadenort verbunden.“³

Andere Menschen besuchen unsere Seminare hier im Bildungshaus, um von ihrem Alltagsleben auszusteigen und zur Ruhe zu kommen. Sie suchen im Leben und in der Lehre der drei Mystikerinnen, in der Stille und Ordnung eines Klosters mit regelmäßigen Gebetszeiten Orientierung und neuen Halt für ihr Leben. Was Helfta zu einer Quelle neuer Kraft und Gnade macht, fasste Pfarrer Tautz einmal auf diese Weise kurz und treffend zusammen: „Es sind mehrere Orte, die mich ansprechen: der Klosterweiher, an dem sich Gertrud ihrer Berufung visionär bewusst wurde; das (...) Labyrinth, das große begehbare Symbol menschlichen Unterwegsseins mit seiner Ausrichtung auf eine besondere Mitte als Ziel allen Suchens. (...) Unübertreffbar ist für mich die Klosterkirche: der liturgische Ort als geistliches Zuhause des Konventes damals und heute. Sie ist nicht nur die Stätte individueller Frömmigkeit in Vision und Audition, sondern noch mehr der Gottesbegegnung der Kommunität, die hier die Selbsterschließung Gottes in seinem Wort und in der Eucharistie erfährt, was für die ganze Klosterfamilie immer neu zur Quelle der göttlichen Lobpreisung wird.“⁴ Ein letztes Zeugnis: „Helfta bedeutet für mich eine lebendige Tradition, die ins 21. Jahrhundert fortgeschrieben wird.“⁵

Brückenbauer heute: Assumpta Schenkl (1924 – 2009)

Das Wunder von Helfta, wie man zu recht die erstaunlich schnelle Entwicklung in der alten Klosterruine nennt, wäre ohne Äbtissin Assumpta Schenkl nicht denkbar gewesen. Wenn sie vor 1994 auch nie mit Helfta oder dem Osten etwas zu tun gehabt hatte, waren die Mystikerinnen von Helfta ihr immer sehr vertraut gewesen, zumal sie selber mehrere Gedichtbände mit geistlichen Texten veröffentlicht hatte.

1999 legte sie den Konstitutionen des Ordens entsprechend ihr Amt als Äbtissin von Seligenthal nieder, aber sie fühlte sich gesund und unternehmungsfreudig und vor allem innerlich eingeladen, Helfta wieder zu besiedeln. Ihr war bewusst, dass es ein Wagnis war, aber zugleich war sie tief durchdrungen von der Überzeugung, dass es das war, was Gott von ihr wollte. Bis zu ihrem Tod 2009 setzte sie sich unermüdlich für dieses Werk ein. Sie führte die Klostergründung an und war hier die erste Oberin des selbstständigen Priorates, sie hielt auch unzählige Führungen auf dem Klostergelände, sie schrieb Artikel über die heiligen Frauen für verschiedene Zeitschriften und Veröffentlichungen und wurde zu zahlreichen Vorträgen und Podiumsgesprächen eingeladen. Mit ihrer besonderen Liebenswürdigkeit und ihrem bezwingenden Charme war ihr Einsatz ein glaubwürdiges Zeugnis für Helfta: Gott ist hier am Werk. Beim 10-jährigen Jubiläum der Kirchweihe am 21. November 2009 würdigte der Generalabt des Zisterzienserordens Maurus Esteva ihren Einsatz mit folgenden Worten: „Mutter Äbtissin Assumpta Schenkl glaubte an dieses

Projekt, das ihr von der Ortskirche hier vorgestellt wurde und wie eine zweite Sara vertraute sie gegen alle Hoffnung auf die Initiative, diesen Ruinen Leben zu geben und voller Glauben stellte sie sich dieser Herausforderung und gab ihr Leben für dieses Glaubenswerk.“

Unsere Sendung in der Gegenwart und Zukunft

In seiner Festansprache am 21. November 2009 erklärte Altbischof Leo Nowak: „Ein Kloster ist eine Lebensgemeinschaft, die konzentriert nach dem Evangelium lebt und als solche die Chance hat exemplarisch zu verwirklichen, was allen in der Kirche aufgetragen ist, Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott und für die Einheit der ganzen Menschheit zu sein.“⁶ Für die Schwestern heißt es, an diesem Ort diese Vision von der Kirche in der ungeteilten Liebe und Hingabe der drei Mystikerinnen zu leben. Sie möchten einfach Gott dienen, der sich danach sehnt, alle Menschen in ewiger Liebe an sich zu ziehen und glücklich zu machen, denn alle sind eingeladen zur Teilnahme am himmlischen Hochzeitsmahl.

Praktisch sieht der Dienst so aus: In unserem Bildungshaus mit ca. 40 Betten, in unserem Montessori-Kindergarten mit 50 Plätzen und vor allem bei Kirchenführungen begegnen wir vielen Menschen: Wir erzählen ihnen von unserem Leben mit Gott, hören ihnen zu, nehmen ihre Fragen ernst und bleiben mit ihnen in Kontakt, wenn sie es wünschen. Wir haben eine jährliche Besucherzahl von etwa 18.000, die einzeln, in kleinen oder größeren Gruppen kommen, vor allem um die Kirche, das

romanische Kleinod unserer Klosteranlage, zu besuchen. Diese Chance nützen wir gerne.

Bei allen konkreten Arbeiten oder auch Zukunftsvisionen müssen wir vieles berücksichtigen. Wir leben in einer Lutherstadt, wir leben in einem großen Diasporagebiet, wir leben hier in einem großen Kulturland mit bedeutenden Musikern und Dichtern (Bach, Händel, Mendelssohn-Bartholdy und Goethe). In einer Gegend, in der relativ viele Menschen unter Arbeitslosigkeit leiden, in einem Land, in dem Menschen von zwei Diktaturen hintereinander unter schweren Druck gesetzt wurde. In dieser Situation ist es wichtig, dass wir Schwestern um diese Probleme grundsätzlich wissen und sie immer wieder bewusst in unser Beten hineinnehmen und bei Begegnungen berücksichtigen. Unser Ortsbischof Dr. Gerhard Feige meinte anlässlich des 10-jährigen Kirchweihjubiläums: „Auf ganz unspektakuläre Weise kann es so geschehen, dass jemand zum ersten Mal mit Kirche und Glaube in Kontakt kommt. Er oder sie findet hier Menschen, die dem Glauben ein Gesicht geben, die ansprechbar sind, die glaubwürdig sind – gerade auch in ihrem Engagement für die Menschen vor Ort. Ich bin überzeugt davon, dass das Kloster eine Sendung für die Menschen in unserem Land hat. Seine Anziehungskraft geht ja weit über die Bistums- und Landesgrenzen hinaus. Und, was genauso bedeutsam ist: auch die Menschen vor Ort haben das Kloster und die Schwestern angenommen. Das schien anfangs gar nicht so leicht und selbstverständlich in einer Region wie der des Mansfelder Landes. Inzwischen kann man immer wieder einmal hören, dass die Menschen voller

Stolz von ‚ihrem Kloster‘ sprechen.“ Die Gründeräbtissin Assumpta Schenkl hatte folgende Vision von Helfta:

- Ein authentisches zisterziensisches Ordensleben
- Offenheit für alle suchenden Menschen
- Prophetisches Dasein (d.h. durch die eigene Existenz aufscheinen lassen, dass das Leben mit Gott zutiefst menschlich und menschenwürdig ist, tiefe Befriedigung und – inmitten aller Anfechtung – letzte Erfüllung und wahres Glück schenken kann.)⁷

Für uns, die wir hier leben, bedeutet Helfta Geschenk und Auftrag. Für die vielen, die kommen, möge es ein Ort des Segens und der Gotteserfahrung bleiben. Das ist unser Gebet und unsere Hoffnung.



1 Zitiert nach Walter Repges, „Den Himmel muss man sich schenken lassen“. Die Mystikerinnen von Helfta, Leipzig 2001, S. 12.
 2 Leo Nowak (Hg.), Un-Möglich, Leipzig 2008, S. 44-45.
 3 Ebenda S. 59.
 4 Ebenda S. 46.
 5 Ebenda S. 26.
 6 Vgl. Lumen Gentium 1.
 7 Assumpta Schenkl, Aus meinem ganzen Herzen, St. Benno Verlag, Leipzig 2004, S. 127.

Albert Krottenthaler SDB

P. Albert Krottenthaler, geboren 1956 in der Oberpfalz, trat nach seinem Studium der Religionspädagogik 1985 in den Salesianerorden ein. Dem Theologiestudium folgte 1995 die Priesterweihe. Seit 2009 ist er Leiter des salesianischen Zentrums in Berlin-Marzahn und zugleich als Pfarrer in einer Berliner Gemeinde tätig.



Albert Krottenthaler SDB

Vom Wannsee nach Marzahn - aus der Not eine Tugend machen

Einleitung

Der Übergang von Wannsee, dem renommierten Ortsteil ganz im Westen Berlins, nach Marzahn, dem Plattenbaugebiet sozialistischer Prägung ganz im Osten, ist gemeistert. Als „Neueinsteiger“, der erst Ende August 2009 zu den salesianischen Mitbrüdern und Schwestern der hl. Maria Magdalena Postel stieß, lausche ich den Berichten derer, die den Übergang und Neuanfang mit großem Kraftaufwand und viel Vertrauen gestaltet haben, sehr aufmerksam und mit Hochachtung. Mein bisheriges Urteil darüber ist, dass hier wie ein Sprichwort sagt, aus der Not eine Tugend gemacht wurde. Ich zitiere dazu aus einem Bericht von P. Franz-Ulrich Otto, unserem Provinzialvikar, der seitens der Ordensleitung den Übergang mit den Verantwortlichen vor Ort gestaltet hat:

„Es war nicht leicht, allen verständlich zu machen, ein wunderschönes Gelände nahe dem Berliner Wannsee gelegen

aufzugeben, zu verkaufen, um dann in einen fast unbekanntem Stadtbezirk wie Marzahn umzuziehen. Mangelnder Nachwuchs, strukturelle Veränderungen und Geldknappheit bei öffentlichen Zuschussgebern waren die Hauptgründe, weshalb für das Jugendhilfezentrum in Wannsee keine Zukunft mehr gesehen wurde. Um unserer Intention gerecht zu werden, wurde im Leitungsgremium unserer Ordensgemeinschaft beschlossen, die Einrichtung in Wannsee aufzugeben und einen neuen Ort in Berlin zu suchen, wo Nöte junger Menschen zu Hause sind, damit wir unsere Ressourcen optimal für benachteiligte Jugendliche einsetzen können.“

Start der Projektphase

Wir gründeten eine Arbeitsgruppe, in die neben Mitgliedern unserer Ordensgemeinschaft auch externe Kenner der sozialen und pastoralen Situation in Berlin eingeladen wurden, nicht zuletzt Schwestern der Ordensgemeinschaft

der hl. Maria Magdalena Postel und der Gründer des Kinder- und Jugendzirkus Cabuwazi, ein weltlicher Verein, der außer dem Gründer keinen christlichen Bezug hat, aber vom Anliegen her, sich jungen ausgegrenzten Menschen zuzuwenden, genau zu uns passte.

Dieser Verein hat in Berlin an verschiedenen Standorten Zirkuszelte aufgestellt, um jungen Menschen eine Möglichkeit zu geben, sich auszuprobieren und so verborgene Fähigkeiten hervorholen zu können. Diese drei Gruppen (Schwestern, Brüder und Zirkus) gründeten die „Manege gGmbH“ als Träger der gemeinsamen Aktivitäten.

Ankunft in Marzahn

Nach verschiedenen Recherchen wurden wir auf den Bezirk Marzahn-Hellersdorf aufmerksam, einem Stadtbezirk mit ca. 250.000 Menschen, die überwiegend in inzwischen renovierten riesigen Plattenbauten leben mit zahlreichen sozialen Problemlagen, lediglich etwa 10 Prozent von ihnen haben einen Bezug zum Christentum. Neben einem Zeltstandort vom Zirkus Cabuwazi fanden wir zunächst zwei Räume und begannen dort mit kleinen Projekten, die nach Zögern vom dortigen Jobcenter größtenteils finanziert wurden. Der Erfolg mit den Jugendlichen, die als Integrationsfern galten, ließ dann weitere Projekte folgen.

Unerwartet ergab sich plötzlich, dass ein großes an die beiden kleinen Räume angrenzendes Gebäude frei wurde, das wir käuflich erwerben konnten. Nach umfangreichen Umbauten und größeren Renovierungsarbeiten konnten wir am 4. Juni 2008 Einweihung feiern. Nun stehen uns Wohnungen für Schwestern

und Brüder und einigen Gästen sowie ein Jugendgästebereich für knapp 60 Jugendliche zur Verfügung, aber vor allem viele Räumlichkeiten für die jungen Menschen des Stadtteils.

Die jüngste Entwicklung und den Stand der Einrichtung im Januar 2009 kann ich aus eigener Erfahrung schildern. Mitte August 2009 habe ich als neuer Direktor meinen Dienst im Don- Bosco-Zentrum aufgenommen und wurde am 1. September als Pfarrer in die Gemeinde „Von der Verklärung des Herrn“ eingeführt. In der Pfarrarbeit unterstützt mich ein Mitbruder, der krankheitsbedingt in den Vorruhestand ging, aber noch sehr gerne überschaubare pastorale Aufgaben übernimmt. Im Oktober

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

stieß noch ein junger Mitbruder als Leiter des Gästehauses zu uns. Somit leben zur Zeit zwei Schwestern der hl. Maria Magdalena Postel und fünf Salesianer Don Boscos unter dem Dach des Don Bosco Zentrums. Die von P. Otto beschriebene Manege gGmbH ist die größte „Mietpartei“ mit einem Stamm von rund 200 Jugendlichen, die in „Aktivierungshilfen“ in sechs Berufsfeldern und im Offenen Bereich gefördert werden. Sie finden hier rund um die Uhr einen Ansprechpartner.

Sr. Margareta als leitende Geschäftsführerin hat inzwischen ein Team von 25 angestellten Mitarbeiterinnen und

Mitarbeitern, die hauptsächlich über das Jobcenter und EU-Mittel finanziert werden. Es ist sehr bemerkenswert, wie sehr sich die Angestellten im Jobcenter auf die Kooperation mit einem kirchlichen Träger und unserer Zielgruppe eingelassen haben. Bei den Malern und in der Hauswirtschaft können inzwischen auch jeweils sechs Jugendliche eine Ausbildung machen. Die Jugendlichen aus Küche und Hauswirtschaft finden bei der Versorgung und Betreuung der Gäste realitätsnahe und praxisorientierte Bedingungen vor. Die Maler nehmen Außenaufträge in gemeinnützigen Einrichtungen an. Im Don-Bosco-Zentrum ist außerdem das „Büro Berlin“ einquartiert, das für die Personalverwaltung der Deutschen Provinz der Salesianer Don Boscos mit seinen rund 1200 angestellten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern verantwortlich zeichnet.

Gemeinschaft intensiv nutzen

Wie gestaltet sich nun das Miteinander von Schwestern und Brüdern, die in diesem Haus leben und rund um die Uhr in Krisensituationen erreichbar sind? Ich zitiere dazu nochmals P. Franz-Ulrich Otto, der in seinem Bericht die Zielstellung so formuliert:

„Durch ihre Präsenz und ihre Arbeit mit den jungen Menschen setzen sie (die Ordensleute) ein deutliches Zeichen gegen Hoffnungslosigkeit und Sinnleere und machen gleichzeitig deutlich, dass sich Christen für den Menschen, vor allem für seine Achtung und Würde ohne jegliche Vorbedingung stark machen. Sie wollen Gott ankommen und durchkommen lassen in der von Atheismus und Sinnleere geprägten Alltäglichkeit dieser jungen von der Gesellschaft

vergessenen und häufig bereits aufgegebenen Menschen. Sie wollen ihnen ihre Selbstachtung und Wertschätzung zurückgeben. Die Wertschätzung jedes Jugendlichen steht im Vordergrund, sie bildet die Grundlage der Spiritualität, weil in jedem – auch im schlimmsten – ein guter Punkt zu finden ist, den es gilt, freizulegen und ins Leben zu begleiten.

Diesen Weg gehen die Ordensleute nicht allein, sondern gemeinsam mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, seien es christlich oder auch atheistisch geprägte, denen es allen gemeinsam aber ein Herzensanliegen ist, junge Menschen in die Manege des Lebens zu holen, eines Lebens, in dem sie ihre Einzigartigkeit mit allen Ecken und Kanten zeigen dürfen und in dem sie gern gesehen sind und sich so auch in einen Entwicklungsprozess einlassen, der für ihre und für unsere Zukunft so notwendig ist. Plötzlich entdecken sie die Vielfalt des Lebens, begeben sich – wenn auch oft mühsam – auf einen Weg der Suche nach Sinn für ihr ganz konkretes Leben.“

Ich bin seit meiner Ankunft in Berlin sehr beeindruckt davon, dass es in der Manege gGmbH wirklich gelingt, in intensiver Beziehungsarbeit und einem breiten Spektrum von individuellen Angeboten sozial benachteiligte Menschen ganzheitlich zu fördern und spürbar zu stärken. Präsenz und Miteinander der Ordensleute sind sehr deutlich darauf ausgerichtet, möglichst viel Zeit unter den Jugendlichen zu verbringen. Den größten Teil des Heiligen Abends haben wir zum Beispiel so mit den Jugendlichen im Offenen Bereich gefeiert. Als ausdrückliche Zeit für die Gemeinschaft von Schwestern und Brüdern bleibt uns

neben den regelmäßigen Gebetszeiten ein Abend pro Woche, mit Abendmesse, Abendessen und Rekreation. Bei uns haben beide Gemeinschaften ihren eigenen Wohnbereich. Wir nutzen aber die Möglichkeit für spontane gegenseitige Einladungen zu Konzerten, Ausflügen oder Spaziergängen.

Mich selber sehe ich als im Don Bosco Zentrum in einer „hausväterlichen“ Rolle. Sie besteht darin die wöchentliche Hauskonferenz mit Sr. Margareta als leitender Geschäftsführerin der Manege gGmbH, Herrn Schumacher, dem Leiter des Don Bosco Büros Berlin und dem Mitbruder Christian Kunze als Leiter des Gästehauses durchzuführen und die Abläufe, die sehr stark ineinander greifen, möglichst ohne großen „Reibungsverlust“ und effizient gestalten zu helfen.

Zweimal pro Monat lade ich ab Januar mit den Mitbrüdern Jugendliche und Mitarbeiter/innen zur „Haltestelle“ ein. Dabei handelt es sich um einen 15-minütigen Impuls in unserer Hauskapelle, der den monatlichen Leitgedanken der Manege gGmbH aufgreift und verstärkt. Die Teilnahme am täglichen „Arbeitsfrühstück“ um 8:00 Uhr mit den Mitarbeitern/-innen, das die Jugendlichen „abholt“ und sie für den Tag motiviert, ist mir sehr wichtig. Hier und bei den Besuchen im Offenen Bereich komme ich gut mit ihnen ins Gespräch.

Aus der Not eine Tugend machen

In einem letzten Abschnitt will ich mein anfängliches Urteil, dass mit dem Neuanfang in Marzahn „aus der Not eine Tugend gemacht wurde“, ein wenig verdeutlichen.

1. Die Weggemeinschaft mit den Schwestern ...

macht den Dienst ganzheitlicher. Vor einigen Wochen sagte ein Gast, der einige Tage im Zentrum verbracht hatte bei seinem Abschied: „Wie gut, dass bei Euch Schwestern sind!“ „Was meinen Sie damit genau?“, fragte ich ihn. „Ich meine die gute Atmosphäre im Haus.“ Das sagen übrigens viele Gäste und staunen, wie freundlich, aufmerksam und hilfsbereit die Jugendlichen ihnen begegnen. Die Jugendlichen bedanken sich damit indirekt für die Freundlichkeit und Achtung, die ihnen selber entgegengebracht wird. Es ist nur zu verständlich, dass die „Familiarität“ bei uns einen sehr hohen Stellenwert hat, weil die Familienerfahrungen unserer Jugendlichen in der Regel sehr bruchstückhaft und negativ sind. Daraus resultieren ihre stärksten Verletzungen. Diese Familiarität kann von Schwestern und Brüdern zusammen konkreter gelebt werden. Und zweifellos ergänzen wir uns auch in unseren jeweiligen Ordenscharismen gut. Über diese Weggemeinschaft mit den Schwestern hinaus ist uns als Salesianer Don Boscos die Erziehungs- und Pastoralgemeinschaft sehr wichtig, die die angestellten haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die jungen Menschen und alle am Erziehungsprozess Beteiligten einschließt. „Denn nur dort, wo man einander und den Jugendlichen wohlwollend, achtend und respektvoll begegnet, wo man Konflikte einfühlsam und ehrlich angeht und wo man das eigene Leben und den eigenen Glauben miteinander zu teilen versteht, entsteht jenes Klima, das die Jugendlichen für ihr Entwicklung brauchen und das nötig ist, damit Mitarbeiterinnen und



Mitarbeiter gern bei den Salesianern Don Boscos arbeiten.“ (aus den pädagogischen Leitlinien des Salesianer Don Boscos).

2. Die bewusste Auswahl des Stadtteils ...

beinhaltet gleichzeitig eine zeichnerhafte Präsenz. Wir sind hier so sehr in einer christlichen Minderheit – die Katholiken machen nicht einmal zwei Prozent der Bevölkerung aus –, dass der Start in Marzahn nicht nur die Jugendlichen irritiert hat. Eine Schwester in Ordensgewand wirkt hier richtig exotisch. Inzwischen aber wünschen Mitarbeiter/innen im Jobcenter sogar, dass die Schwester auch mal „privat“ kurz in ihrem Büro vorbeischaute. Unsere Präsenz sammelt Menschen guten Willens über die Parteigrenzen hinweg in einem gemeinsamen Anliegen, ermutigt die wenigen Christen und gibt ausgegrenzten jungen Menschen ein neues Selbstbewusstsein.

3. Das klare diakonische Profil ...

lässt Kirche in einem ganz neuen Licht erscheinen und öffnet bestimmten Bevölkerungsgruppen überhaupt erst einen Zugang zu ihr. Wir können uns hier nicht hinter einem Posten, einer Rolle oder Position verstecken. Die Entscheidung fällt von Mensch zu Mensch und es purzeln viele Vorurteile, wenn ich mich als erkennbarer Mensch einbringe.

4. Die Ausdehnung unserer Sendung auf die Pfarrei „Von der Verklärung des Herrn“ ...

lässt eine Brücke entstehen zwischen der allgemeinen Seelsorge und der speziellen Seelsorge der Ordensgemein-

schaften. Ich hoffe auch aufgrund der hohen Anforderung der Doppelaufgabe auf Synergieeffekte und eine gegenseitige Bereicherung. Dazu bedarf es allerdings der Bewusstseinsbildung seitens beider Parteien. Eine Handreichung für hauptberufliche pastorale Dienste und ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Gemeindegemeinschaft aus der Diözese Stuttgart Rottenburg aus dem Jahr 2004 hat den Ausdruck „diakonische Katechese“ geprägt. Sie zitiert die Würzburger Synode und das aufeinander Bezogensein von Katechese und Diakonie: „Das oberste Ziel katechetischen Wirkens besteht darin, dem Menschen zu helfen, dass sein Leben gelingt, indem er auf den Zuspruch und Anspruch Gottes eingeht.“ (Das Katechetische Wirken der Kirche A.3.5.)

Bischof Hemmerle hat das mit eigenen Worten sehr treffend einmal so beschrieben: „Lass mich dich lernen, dein Denken und Sprechen, Dein Fragen und Dasein, damit ich dann die Botschaft neu lernen kann, die ich zu überliefern habe.“ Wenn sozial benachteiligte junge Menschen stärker ins Blickfeld einer Gemeinde rücken, wird sie herausgefordert, Glauben neu als Lebenshilfe zu buchstabieren, ihn so zu leben und zu formulieren, dass „religiös unmusikalische Menschen“ irritiert von der Unvoreingenommenheit und Akzeptanz, die ihnen entgegengebracht wird, nachzufragen beginnen. Um diese Bewusstseinsbildung seitens der Gemeinde anzustoßen habe ich einen externen Begleiter und Gemeindeberater gesucht.

Professionelle Jugendhilfe, Caritas oder Diakonie brauchen aber genauso die Offenheit für die Ressourcen einer Gemeinde und das Zutrauen, dass ihre

Gruppen „Nahräume“ für benachteiligte Jugendliche anbieten oder sich beispielsweise engagierte Senioren für „Lotsendienste“ oder als „Mentoren“ zur Verfügung stellen. Genauso können Rituale gelebten Glaubens fernstehenden jungen Menschen so zugänglich gemacht werden, dass sie dadurch Hilfe

und Kraft erfahren. Ist das zu ideal gedacht? Wird die Kraft reichen über das „Tagesgeschäft“ hinaus, tatsächlich Menschen zu gewinnen, die von beiden Seiten an dieser Brücke mitbauen. Für viele sozial benachteiligte Menschen wäre es im Blick auf ihre Gefährdungen tatsächlich eine „bridge over troubled water“.



»Unsere Präsenz sammelt Menschen
guten Willens über die
Parteigrenzen hinweg
und gibt ausgegrenzten
jungen Menschen ein neues
Selbstbewusstsein.«

Albert Krottenthaler SDB

Stefan Tertünte SCJ

Geboren 1965 in Marl, trat P. Dr. Stefan Tertünte SCJ 1987 den Herz-Jesu-Priestern bei. Nach seiner Priesterweihe 1995 wurde er 2005 in Theologie promoviert. Zurzeit ist er im Provinzrat der deutschen Ordensprovinz und im Ökumenischen Zentrum in Oberhausen tätig.



Stefan Tertünte SCJ

Einen Neuanfang wagen

Einleitung

Vor fünf Jahren gründeten die Herz-Jesu-Priester (Dehonianer) eine neue Kommunität im Ruhrgebiet.

„Das Provinzkapitel beauftragt die Provinzleitung, die Gründung einer neuen Kommunität in einem großstädtischen Ballungsraum zu fördern. Die Provinzleitung leitet einen sorgsam begleiteten Prozess in die Wege, in dem sich bis spätestens 1. August 2005 Mitbrüder, die sich für die Teilnahme an einer derartigen Neugründung interessieren, finden können, am Konzept einer Neugründung weiterarbeiten, sich auf ihre Tauglichkeit für eine solche Neugründung überprüfen und die weiteren notwendigen Schritte zur Vorbereitung derselben in der Zusammenarbeit mit der Provinzleitung unternehmen.“

Mit 15 Ja-Stimmen bei 7 Nein-Stimmen und einer Enthaltung wurde im Oktober 2002 auf dem Provinzkapitel der Herz-Jesu-Priester (Dehonianer) ein entschei-

dender Schritt in Richtung Gründung einer neuen Kommunität gemacht. Außerhalb des Beschlusses des Provinzkapitels wurde einer zukünftigen neuen Kommunität mit auf den Weg gegeben, die Gestaltung des geistlichen Gemeinschaftslebens zu betonen und bei den Tätigkeiten auf aktuelle pastorale Herausforderungen einzugehen.

Trotz Personalmangels: Die Provinz sagt Ja

Es ist beileibe nicht so, dass unsere Ordensprovinz im Personal schwimmt und deswegen zur Expansion drängt – im Gegenteil. Auch wir haben Nachwuchsprobleme, die Zahl der Mitbrüder geht insgesamt zurück, der Altersdurchschnitt liegt knapp über 60. Kleinere Kommunitäten wurden in den letzten Jahren aufgegeben (Krefeld, Osnabrück, Berlin, Heidelberg), ebenso eine sogenannte große Kommunität mit einem Gymnasium in eigener Trägerschaft in der Nähe von Freiburg. Mitbrüder in bestehenden

Einrichtungen schauen sorgenvoll auf die Zukunft ‚ihres‘ Werkes, ältere Mitbrüder sind verunsichert über ihre Perspektiven im Alter. Es gab gute Gründe zu sagen: Wir können uns die Gründung einer neuen Kommunität nicht leisten. Durchgesetzt hat sich die Überzeugung: Wir können es uns nicht leisten, diese Neugründung zu unterbinden.

Wann der Weg zur Gründung unserer Kommunität angefangen hat, ist schwer zu sagen. Als das Provinzkapitel 1998 die sogenannten kleinen und mittleren Häuser aufgab und damit – ohne es damals zu ahnen – den Weg für Neugründungen frei machte? Als das Provinzkapitel 2002 grünes Licht zur konkreten Vorbereitung einer neuen Kommunität gab? Als das Thema ‚gemeinschaftliches geistliches Leben‘ mit viel Leiden, manchen Mühen und viel Ratlosigkeit immer größer wurde? Als sich vier Mitbrüder bereit fanden, die sagten: Wir würden’s machen? Als die Ungewissheit der eigenen Zukunft die Gewissheit der bisherigen Wege aushöhlte? Als Unzufriedenheiten und Visionen in einem Maß zusammen kamen, das auf Veränderung und Aufbruch drängte? Vieles musste wohl zusammen kommen.

Auf der Suche nach Verbindendem und Verbindlichem

Schließlich waren es vier Mitbrüder, die auf die „Ausschreibung“ von 2002 positiv antworteten, doch einer der vier schied wegen der Übernahme einer Aufgabe in der Ausbildung aus.

Gemäß der Vorgabe des Provinzkapitels organisierten die Interessenten einen supervidierten mehrjährigen Prozess, an dessen Treffen zeitweise auch der

Provinzial teilnahm. Es galt herauszufinden, worum es gehen könnte und ob es eine Chance gäbe, dass es gehen könnte. In der Vorbereitung, in der Vorprüfung dieser Neugründung haben wir uns – jeder für sich und gemeinsam – folgende Fragen gestellt:

- Was ist für dich dehonianische Spiritualität?
- Was bedeutet es für mich, heute in unserer Gesellschaft Dehonianer zu sein?
- Was ist wichtig und belebend für mein geistliches Leben?
- Was brauche ich menschlich und geistlich im Gemeinschaftsleben?
- Was könnte mein pastoraler Beitrag zu einer Neugründung sein?
- Was wäre für mich das biblische Paradigma dieser Neugründung?

Die Antworten auf diese Fragen haben uns ermutigt, gemeinsam weiter zu gehen. Es waren – nicht ganz verwunderlich – viele Gemeinsamkeiten und konstruktive gegenseitige Ergänzungen dabei, die in uns den Eindruck hinterließen: Das könnte gemeinsam was werden. Wir haben keine Charta für unsere neue Kommunität. In gewisser Weise jedoch bildet die Auseinandersetzung mit den obigen Fragen die Charta. Wann immer ein Mitbruder zu unserer Kommunität stößt, reichen wir die Fragen auch an ihn weiter, lassen Zeit zur Beantwortung, und dann erst stellen wir ihm unsere jeweiligen Antworten vor und schauen gemeinsam.

Die Fragen selbst zeigen, dass die alleinige Orientierung an tradierten Gewissheiten nicht ausreicht, dem Ordensleben in Zeiten des Übergangs eine andere Gestalt zu geben. Jeder von uns brachte jahrzehntelange Erfahrung mit Ordensleben, mit Kommunitäten, mit

Apostolat ein. Dazu gehören zwar auch tradierte Schätze wie die Lebensregel unserer Ordensgemeinschaft, aber eben auch die Erfahrung, was aus dieser Lebensregel im konkreten Ordenslebensalltag werden kann.

Das Gemeinschaftsleben neu finden

Man mag es als Notwendigkeit, als Luxus oder gar Maßlosigkeit empfinden, dass wir z.B. unseren geistlichen Ordnungsrahmen quasi neu erfinden mussten bzw. wollten. Dass das überkommene System der drei, an täglichem Stundengebet und Eucharistie orientierten Gebetszeiten, immer weniger ein tragfähiges Fundament geistlicher Gemeinschaft einer apostolischen Kommunität wurde, war unsere gemeinsame Erfahrung. Wir haben unsere positiven wie negativen Erfahrungen ernst genommen. Grundsätzlich haben wir uns für ein „weniger, aber intensiver“ entschieden – und vor allem „weniger, aber verbindlicher“. In manchen Kommunitäten mangelt es nicht an der Anzahl von Gebetszeiten, es mangelt eher an der Anzahl der Mitbrüder, die daran teilnehmen bzw. daran, dass sie wirklich für uns zu Zeiten des Gebetes werden können – so jedenfalls unsere Erfahrung. Als erste Konsequenz daraus haben wir beschlossen, jeden Tag gemeinsam mit einer Zeit stiller Betrachtung zu beginnen – jeweils 20 bis 30 Minuten. Reden tun wir genug, in unseren Arbeiten und miteinander. Vor Gott am Beginn des Tages den Mund halten und uns doch gemeinsam seiner Gegenwart aussetzen, schien uns und scheint uns bis heute unser angemessener Start in den Tag zu sein.

Einmal pro Woche treffen wir uns zum Bibelleiten mit anschließender eucharistischer Anbetung. Jeweils freitags feiern wir in der Krypta der benachbarten Kirche einen Gottesdienst unter der Überschrift „Heilige Stunde: Leben teilen – Bibel teilen – Eucharistie“. Dieser Gottesdienst dauert in der Regel 1 ½ bis 1 ¾ Stunden und war zunächst nur für die Kommunität gedacht. Mit der Zeit haben wir ihn zur Mitfeier geöffnet. Dennoch bleibt es DIE Kommunitätsmesse in der Woche. Zweiwöchentlich treffen wir Mitbrüder uns zum „Lebenteilen“. Was war mir wichtig in den vergangenen zwei Wochen, im Geistlichen, in der Arbeit, im Mitmenschlichen, in der Kommunität – soweit es mitteilbar ist?

Ca. alle drei Monate verbringen wir einen Sonntagnachmittag und -abend mit einer Recollectio, die jeweils abwechselnd einer der Mitbrüder vorbereitet. Die Supervision läuft auch über die Vorbereitung der Neugründung hinaus weiter, ca. drei- bis viermal pro Jahr fahren wir für einen Tag zur Supervision nach Vallendar, gleichzeitig ist es für uns schlicht ein „gemeinsamer Tag“ und Gelegenheit zu längerfristiger Planung. Die Supervision bietet uns die Möglichkeit, manches zur Sprache zu bringen, wozu im Alltag entweder der Rahmen oder die Freiheit fehlt. Die eine oder andere Krise der Kommunität konnte so, statt im Untergrund zerstörerisch zu schwelen, ans Tageslicht gebracht und angegangen werden. Viele Menschen nehmen unsere Hilfe in Anspruch in ganz unterschiedlichen Fragen und Nöten – es scheint uns normal, dass auch wir es lernen, Hilfe in Anspruch zu nehmen. Und wissen doch, dass Supervision kein Allheilmittel ist.

Nicht Sympathie ist es, was uns miteinander leben lässt. Eines der Schlüsselwörter ist jedoch „Interesse“ – Interesse am Leben, am Arbeiten und Glauben des Anderen, aber auch die Offenheit, dass sich der Andere für mich interessiert.

Am Rande leben und arbeiten

Im Laufe der Vorbereitung standen unterschiedliche Standorte zur Debatte: Berlin, Bremen, Heidelberg, Brüssel. Schließlich meldete von sich aus der Bischof von Essen Interesse an und lud uns in das Ruhrbistum ein. Das Ruhrgebiet als großstädtischer Ballungsraum, die Ursprünge unserer Ordensgemeinschaft im Kontext der Sozialen Frage, eine grundsätzliche Sympathie für diesen Lebensraum – wir ließen uns auf erste Gespräche mit Vertretern des Bistums ein. Ein erstes Angebot war zwar gut gemeint, aber doch eher eine Fortführung des bereits Bekannten: Wieder ein großes Haus (ein ehemaliges Kloster), wieder die Übernahme einer großen Pfarrei – es entsprach nicht dem Profil einer Neugründung, wie es sich bei uns entwickelt hatte. Es lohnte sich, dies deutlich zu machen, ohne im Interesse für das Ruhrgebiet nachzulassen, ein zweites Angebot kam. Schließlich zogen wir zur Miete in ein ehemaliges Pfarrhaus in Oberhausen ein.

Ein Mitbruder ist seither mit einer vollen Stelle Religionslehrer an einem technischen Berufskolleg. Ein weiterer Mitbruder arbeitet im Bereich Exerzitien (vor allem Exerzitien im Alltag), Meditation, Rhythmus-Atem-Bewegung (Eutonie) und kann einen Großteil der Kurse in einem Meditationsraum in unserem Haus durchführen. Ich selbst

arbeite mit einer halben Stelle in einer ökumenischen Einrichtung der Cityseelsorge im Einkaufs- und Freizeitzentrum CentrO in Oberhausen und darüber hinaus in Weiterbildung und Medienapostolat unserer Ordensgemeinschaft. Alle arbeiten wir nach unseren Möglichkeiten mit in der hiesigen Pfarrei.

Wir sind nach wie vor überrascht, wie sehr die Tätigkeiten unseren jeweiligen Interessen und Fähigkeiten entsprechen. Gewiss, wir haben recht genau unsere pastoralen Schwerpunkte formuliert. Dass das Bistum derart darauf einge-

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

hen konnte und sich die vereinbarten Einsätze als derart passend erwiesen, ist weiterhin Grund zu großer Dankbarkeit. Froh sind wir im Nachhinein, dass wir dem Druck – der sich in jedem weiteren möglichen Einsatzort auch andeutete – stand hielten und keine Verantwortung für eine Pfarrei übernommen haben. Zu oft haben wir erlebt, dass die Hauptverantwortung für eine Pfarrei schnell eine ganze Kommunität dominiert und nicht selten am geistlichen Gefüge einer Kommunität zerrt. Angesichts der Umstrukturierungen im Bistum Essen und der allgemeinen kirchlichen Entwicklung sind wir um so froher, dass wir im klassischsten pastoralen Feld einer bischöflich verfassten Kirche nicht in der ersten Reihe als Amtsträger mitwirken. Der Rand ist in mehrerlei Hinsicht



ein unserem Ordensleben angemessener Ort. Über unsere Mitarbeit in der Pfarrei hinaus sind wir nach unserem Eindruck gut in die Oberhausener Kirche und im Bistum Essen integriert: Mitarbeit in der Stadtkonferenz, in der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen, gute Kontakte zum Klerus, Engagement in mehreren diözesanen Arbeitskreisen – unsere Präsenz ist nicht die eines Leuchtturmes, aber sie wird immer wieder dankbar wahrgenommen – das reicht.

Wir leben am Rande eines sozial schwierigen Stadtteiles. Keine gutbürgerliche Wohngegend, sondern eher Hartz IV-geprägt. Wir fühlen uns wohl hier. Gewiss, zu Beginn unserer Zeit in Oberhausen hatten wir den Wunsch nach mehr Mitleben und Engagement in dem Stadtteil. Momentan reduziert sich dies auf Begegnungen zur Vorbereitung von Taufen, Hochzeiten und Beerdigungen, auf punktuelle Mitarbeit an der Hauptschule und einige Aktionen im Stadtteil sowie die Teilnahme an Stadtteilgesprächen. Zum Einen lassen unsere hauptamtlichen Tätigkeiten nicht viel mehr zu an Engagement, zum Anderen anerkennen wir, dass auch uns der Milieu-Brückenschlag nicht leicht fällt. Wahrscheinlich bräuchte es dazu noch weitere Bekehrung.

Die Neugründung innerhalb der Provinz

Vereinzelt hatte man gehofft, mit der Neugründung gehe ein Ruck durch die Provinz. Andere hatten gemeint, das Projekt würde sich nicht zuletzt aus menschlichen Gründen bald erledigt haben. Beides ist nicht geschehen. Es gibt immer noch Mitbrüder, die aus

Prinzip keinen Fuß in unser Haus setzen, weil sie sich nicht mit der aus ihrer Sicht fatalen Entscheidung zu diesem Projekt abfinden können. Viele Mitbrüder schauen mittlerweile auf unsere Kommunität mit dem gleichen Wohlwollen wie auf jede unserer Gemeinschaften. Andere freuen sich, dass es diese Kommunität gibt. Immerhin hat die Provinzleitung bereits zweimal entschieden, Mitbrüder für einen Teil ihrer Ausbildung bzw. zum Sprachstudium in unsere Kommunität zu versetzen. Ob diese klösterliche Niederlassung Zukunft hat in unserer Provinz? Manche Mitbrüder empfinden unser Zusammenleben – von außen betrachtet – als zu eng. Wir selbst würden eher beide Worte, Freiheit und Verbindlichkeit, groß schreiben, um unser Zusammenleben zu kennzeichnen. Es wird so sein, dass viele Mitbrüder ein Leben in großen Häusern vorziehen – das hat seine Gründe. Das ist wohl eine der Ernüchterungen, dass auch jüngere Mitbrüder eher die großen und langen Flure den kurzen Wegen vorziehen. Unser Projekt ist zunächst auf ca. 10 Jahre angelegt, man wird sehen.

Jeder von uns ist in mindestens einer Kommission unserer Provinz, einer zudem in der Provinzleitung, die Einbindung in das Leben der Provinz ist also normal.

In einer säkularisierten Welt

Beim Nachdenken über unsere Neugründung kommt mir die Diskussion um das Stichwort „Säkularisierung“ in den Sinn, insbesondere das Buch von Charles Taylor „Das säkulare Zeitalter“, das ich bisher zugegebenermaßen lediglich von Rezensionen her kenne. Die taz

schrrieb über Taylors Thesen unter anderem: „Der Pluralismus habe Eingang in die Art des Glaubens gefunden: Direkt, naiv kann heute nicht mehr geglaubt werden, nur noch zweifelnd, reflektiert, erkämpft.“ Was für den Glauben allgemein gilt, gilt auch für den Glauben im und den Glauben an das Ordensleben. Der Rückzug in ein katholisches Ghetto, wo zumindest innerhalb der Klostermauern noch unbeschadet der negativen Auswirkungen der säkularen Gesellschaft gemeinschaftlich geglaubt werden kann in jahrzehnte- oder gar jahrhundertelang bewährten Formen, kam für uns nicht in Frage. Zu sehr ist uns deutlich, dass selbst innerhalb unserer Gemeinschaften nolens volens das säkulare Zeitalter mit seinen Individualisierungsschüben Einzug gehalten hat. Zu sehr ist uns deutlich, dass wir als Menschen unserer Zeit gar nicht anders können und wollen als uns der Herausforderung zu stellen, die allen heutigen Menschen der westlichen Welt gestellt ist: ihren Glauben persönlich durchzubuchstabieren.

Das Ordensleben hat hierbei von der gewählten Lebensform her eine absolute Chance. In einer Gesellschaft, in der immer offenkundiger das Problem besteht, wie denn vor lauter persönlichem Durchbuchstabieren des (Glaubens)Lebens Verständigung mit dem Anderen bzw. den Anderen möglich ist, können Ordensmenschen – vielleicht – nach Wegen suchen, wie beides ernst genommen werden kann: die Notwendigkeit, zu je eigenen Glaubensweisen

aufzubrechen und die Notwendigkeit nach einem tragfähigen Miteinander dieser Aufbrüche zu suchen. Das wäre fundamentale Solidarität mit heutigen Menschen. Diese Solidarität bezieht sich jedoch nicht allein auf das Miteinander in einer einzelnen Kommunität.

Die Zeit, in der es innerhalb einer Ordensprovinz, grob gesprochen, einen Weg gab, das Ordensleben zu leben, scheint vorbei. Die ausgesprochene oder unausgesprochene Forderung, jede/r müsse grundsätzlich in jeder Kommunität leben können, verkennt sowohl die Realitäten als auch die Herausforderungen heutiger Zeit. Die „gemeinsame Berufung“, die gemeinsame Lebensregel sind keine Garanten dafür, dass es in der historischen Konkretion ein allen zugängliches Paradigma gibt. Auch in einer Ordensgemeinschaft, gar in einer Provinz, wird es unterschiedliche Konkretionen des Ordenslebens geben, die nicht austauschbar jedem Ordensmann, jeder Ordensfrau zugänglich sind.

Die Herausforderung einer Neugründung besteht also nicht allein und heute nicht einmal vor allem darin, dass die betroffenen Mitbrüder eine aus ihrer Sicht stimmige Konkretion des Ordenscharismas gestalten. Noch größer scheint die Herausforderung zu sein, wie die gegenseitige Unzugänglichkeit von Konkretionen jenseits von lustlosem Desinteresse oder leidenschaftlichem Verwerfen ausgehalten, vielleicht sogar gelebt werden kann. Das ist eine offene Frage.

Katharina Schridde CCR

Sr. Katharina Klara Schridde CCR wurde 1964 in Berlin geboren und ist seit 1992 Schwester der Communität Casteller Ring, einer evangelischen Frauengemeinschaft benediktinischer Prägung in Erfurt. Sie ist ausgebildete Krankenschwester und studierte zudem Germanistik, Geschichte und Theologie. Seit 2008 ist sie Leiterin der Communität und Seelsorgerin an der Erfurter Augustinerkirche.



Katharina Schridde CCR

Zieh fort aus deinem Land

Fortzug aus Liebe zu Gott – das Beispiel des hl. Benedikt

Mit diesem jahrtausendealten Ruf, der von dem Ewigen Gott an Abraham erging und der Beginn einer bis heute überwältigenden Liebesgeschichte zwischen Gott und seinem Volk Israel war, beginnen wir an jedem 21. März und an jedem 11. Juli die Laudes, das Morgengebet. An diesen beiden Tagen gedenkt die weltweite Benediktinische Familie des Heimgangs ihres Gründers, des heiligen Benedikt von Nursia, und feiert sein Hochfest. Sie tut es ausgerechnet mit den Worten dieser großen Verheißung, die auch eine große Zumutung war an den betagten Patriarchen und seine Familie. Ausziehen, alles verlassen, was an sozialer Sicherheit, gewachsenen Beziehungen, materiellen Gütern ein ruhiges und gesichertes Leben ermöglichte, ja behaglich machte. Und nicht nur das: Keine Zusicherung ist gegeben im Blick auf das Land, in das er aufbrechen soll, keine Lebens-

versicherung wird bereitgestellt, keine Zeitangabe für die zu erwartende Zwischenzeit zwischen Hier und Dort, zwischen noch nicht und schon dann gewährt.

In der neuen Übersetzung von Gen 12, 1–3 im Benediktinischen Antiphonale, das 1996 unter der Federführung von Pater Rhabanus Erbacher erstellt wurde, lautet das Weisungswort so:

Zieh fort aus deinem Land, aus deiner Heimat und aus deinem Vaterhaus und ziehe in das Land, das ich dir zeige. Zu einem großen Volk will ich dich machen. Ich segne dich und mache deinen Namen groß. – Du sollst ein Segen sein. Ich werde segnen alle, die dich segnen, durch dich sollen gesegnet sein alle Geschlechter der Erde. (Gen 1–3, BA I, S. 868)

In dieser Verheißung ist das Volk Israel zu dem geworden, was es bis heute ist – ein Gottesbeweis, Gottes Volk und ein Segen für die ganze Menschheit – obwohl die Menschheit es diesem Volk



seit seinem Bestehen schlecht gedankt hat. In diese Verheißung also stellt sich der weltweite Orden Benedikts, des Gesegneten. Und nicht zu Unrecht, denn zumindest Benedikt hat seiner überlieferten Vita nach ähnliches gewagt: Er ist tatsächlich ausgezogen und nicht nur aus seinem Elternhaus, sondern auch aus den in seiner Zeit anerkannten Wertevorstellungen und Verhaltensnormen. Und, und das ist vielleicht seine eigentliche Größe, er ist nicht nur aus den Systemen der „anderen“ ausgezogen – das tun viele Menschen zumal im jugendlichen Alter – , sondern er hat es gewagt, auch seine eigenen Fehlhaltungen und Irrtümer zu erkennen und aus seinem eigenen festgefahrenen Gedanken- und Frömmigkeitsgebäude auszuziehen um der Liebe willen – der Liebe zu den Menschen willen, die ihn suchten und brauchten als geistlichen Vater, und um der Liebe zu Gott willen, den er im Laufe seines Lebens mehr und mehr erkennt und sich von IHM, dem Hochgelobten, in eine immer größere Freiheit ziehen lässt.

Von dieser Freiheit ist seine Regel im innersten durchdrungen – Benedikts Ringen um das gute Maß, um menschen- und situationsgerechtes Handeln statt starrer Normierungen in allen Lebensbereichen der Schwestern und Brüder, seine innige Liebe zu Christus, der uns in alle Freiheit ruft, zeugen von hoher Demut und dem Wissen, dass Leben und Gemeinschaft immer um der Liebe und um der Menschen willen da ist, niemals umgekehrt.

Das ist wohl das Geheimnis, weshalb diese Regel über Jahrhunderte und Jahrtausende in gleicher Vielfalt und Verbreitung gelebt wurde und von vielen späteren Ordensgründern und Or-

densgründerinnen in ihren Grundzügen übernommen wurde, wenn auch das jeweilige Apostolat unterschiedlich sein konnte. Diese klare Priorität der Liebe und des Maßes vor Formalismus und Egalisierung der Brüder und Schwestern ist sicher einer der wesentlichen Gründe, weshalb der Orden des Heiligen Benedikt sich auch über die ganze Welt ausbreiten konnte und weshalb sie gerade heute in unserer orientierungsarmen Welt eine nicht zu übersehende Renaissance erlebt, und zwar auch gerade außerhalb der Klöster. Sicher war genau diese Freiheit und diese Christusliebe der Grund, weshalb in den fünfziger Jahren eine kleine Gruppe evangelischer Frauen auf der Suche nach verbindlichem geistlichem Leben in der evangelischen Kirche sich unter der brüderlichen Anleitung der Mönche von Münsterschwarzach sehr mutig gerade für diese Regel entschieden hat.

Die Communität Casteller Ring in Erfurt

Und so singen wir Schwestern der Communität Casteller Ring also bis heute, fast genau 60 Jahre nach der Gründung, noch immer zweimal im Jahr diese kostbaren Verse: „Zieh aus deinem Land...“ – wähle um Gottes willen die Freiheit, dass du tun kannst, wozu ER dich sendet. Unsere Schwestern haben dies immer wieder gewagt – nicht nur jede für sich, als sie tatsächlich auszog aus ihrem biographischen Herkunftsland und sich auf das Abenteuer Gemeinschaftsleben einließ, sondern auch als Gemeinschaft insgesamt sind wir immer wieder aufgebrochen: Es gehört gewissermaßen zum speziellen Charisma unserer Gründerin Mater

Christel Schmid, dass sie das benediktinische Leben mit Anklängen aus dem franziskanischen zu verbinden wusste, es zumindest versuchte. Und so lebten einzelne Schwestern immer auch in kleiner Gemeinschaft in Städten, in die wir gerufen wurden. Dort haben sie in den jeweiligen Gemeinden das Stundengebet und die Seelsorge verantwortet und mitgetragen und im übrigen die Arbeiten getan, die sich am Ort anboten und ihren Gaben und Qualifikationen entsprachen. So lebten wir zugleich der benediktischen Weisung gemäß in relativer Autarkie und in der *stabilitas loci* sowohl in unserem Zentrum auf dem Schwanberg in Unterfranken, als auch als kleine Stadtgemeinschaften mitten in der Welt, dem Bild des sich einfach unter- und vor allem auch einmischenden Sauerteigs entsprechend.

Die jüngste dieser von uns so genannten Stadtstationen, die so jung inzwischen auch nicht mehr ist, ist unsere Gruppe im Augustinerkloster zu Erfurt. Vor vierzehn Jahren hat unsere Communität auf Einladung der damaligen Evangelischen Kirche der Kirchenprovinz Sachsen hier eine kleine Außenstelle gegründet, in der zwischen vier und sieben Schwestern miteinander leben, beten und arbeiten und die Besucher und Bewohner der Stadt und des Klosters einladen, daran teilzunehmen. Den Schwestern wurde die Verantwortung für das gottesdienstliche Leben in der Augustinerkirche übertragen, die jeweils leitende Schwester wurde ins Ehrenamt ordiniert und es wurde gleich neben der Kirche ein kleines Café eröffnet, das als sogenanntes „niedrigschwelliges“ Angebot eine Begegnungsstätte für Menschen mit den unterschiedlichsten Interessen ist.

Darüber hinaus sind die Schwestern in der Seelsorge, der Exerzitienarbeit, der Geistlichen Begleitung sowie in der Mitarbeit in kirchlichen Gremien engagiert. Das Augustinerkloster liegt im Schnittpunkt gleich mehrerer sich begegnender geographischer, historischer und konfessioneller Linien und Ebenen. Martin Luther hat in diesem Kloster als Mönch gelebt, hat hier seine Primiz gefeiert, hier seinen existentiellen Kampf um einen Zugang zu einem gnädigen Gott gekämpft. Von hier ist er nach Rom und nach Wittenberg gegangen und aus diesem Kloster ist er, freiwillig oder nicht, ausgetreten. Seit diesem Augenblick konnte es klösterliches Leben nicht mehr geben in den Kirchen der Reformation, und bis ins 19. bzw. frühe 20. Jahrhundert wurde über diese Frage nicht mehr ernsthaft nachgedacht. Wilhelm Löhe und Theodor Fliedner haben mit der segensreichen Gründung der Diakonissenmutterhäuser einen anderen Akzent von Gemeinschaftsleben gesetzt, aus dem sich dann wieder Formen communitären Lebens entwickeln konnten.

Daher ist das Augustinerkloster nicht nur in Erfurt, sondern national und international nicht nur ein wichtiger „Luther-Ort“, der im Sommer von Touristenscharen besucht wird, sondern es ist auch per se ein sprechender Ort der Ökumene – erst recht, seitdem wir als evangelische Benediktinerinnen das in der Theorie vermeintlich schwer Vereinbare, nämlich evangelisches Bekenntnis und benediktisches Leben, in der Praxis fröhlich leben. Das Kloster liegt am Rande der wunderschönen und nahezu vollständig erhaltenen Erfurter Altstadt, von hier ist man zu Fuß in höchstens fünfzehn Minuten im Herzen der Stadt

und in fünf Minuten an der berühmten Krämerbrücke. Abgesehen von den schon genannten Touristen bedeutet das, dass auf der einen Seite des Klosters durchaus wohlhabende Erfurter Einwohner und Einwohnerinnen leben, die auch zum Teil in unsere Gottesdienste und Stundengebete oder auch in die Klosterstube kommen und ein eher gediegenes Ambiente und intellektuell und ästhetisch anspruchsvolle Gottesdienste und Veranstaltungen erwarten. Keine fünf Minuten entfernt aber, auf der anderen Seite des Klosters, beginnt ein Plattenbaugelände. Von dort her kommen schlichte, manchmal sehr arme Menschen zu uns, Obdachlose und psychisch stark belastete Menschen, die zuerst und vor allem einen ruhigen und

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

geschützten Ort, preiswerten oder besser noch kostenlosen Kaffee und Kuchen suchen und oft erst mit der Zeit auch persönlicher ansprechbar sind. Und es gibt noch die vielen, die gar nicht hier leben, aber immer wieder kommen zu Gespräch und Begleitung oder weil sie eine Zeit als mitlebender Gast mit uns leben und arbeiten möchten und ganz ausdrücklich den persönlichen Kontakt suchen.

Und schließlich ist Erfurt die Landeshauptstadt Thüringens und liegt damit mitten in einem der neuen Bundesländer – allerdings dennoch relativ nahe an der bayerischen Grenze, so dass die

Unterschiede zwischen alten und neuen Bundesländern gerade in Erfurt nicht mehr prägend ist – jedenfalls nicht, was das Stadtbild angeht, auch nicht was Bevölkerungsstruktur, Hotelgewerbe und Einkaufsmöglichkeiten betrifft.

Die Chance in einem nicht-christlichen Umfeld

Aber natürlich ist auch hier in Erfurt signifikant spürbar, dass christliches Leben in der DDR-Zeit von nicht vielen Menschen bewusst und bejaht gelebt wurde. Die heutige Eltern- und Großelterngeneration ist in der Regel nicht christlich erzogen und das heißt, dass auch die heute jungen Erwachsenen meistens wenig oder einfach gar keine Kenntnis des christlichen Glaubens oder des kirchlichen Lebens haben – erst recht keinerlei Kenntnisse der Heiligen Schrift oder der Geschichte von Theologie, Frömmigkeit und Kirche. Selbst in Thüringen, das insgesamt nie so „entchristlicht“ war wie die Länder im Nordosten, etwa Mecklenburg-Vorpommern, ist der Anteil der Christen teilweise unter 5 oder 6 Prozent der Gesamtbevölkerung – und damit niedriger als in Indien.

Im Unterschied zu den westlichen Bundesländern, in denen mittlerweile die Zugehörigkeit zu einer Kirche auch schon lang nicht mehr selbstverständlich ist, gibt es hier aber auch nicht diesen gigantischen Markt der spirituellen Möglichkeiten. Die Frage nach geistigen und geistlichen Lebensinhalten und Deutungsmustern erwacht erst langsam wieder, wenn überhaupt schon. Denn im Unterschied zu den meisten Menschen in den sogenannten „alten Ländern“ hat die friedliche Revolution für



nahezu alle Menschen in den ebenfalls sogenannten „neuen Ländern“ derartig gravierende, existentielle Veränderungen und Anpassungen gefordert, dass für den Luxus von „Spiritualität“ – und wenn ein Mensch damit nicht aufwächst, ist religiöse Betätigung zunächst einmal ein Luxus und wird allenfalls im Laufe der Einübung als „Lebensmittel“ erkannt –, dass also für diesen Luxus schlicht keine Zeit, keine Energie, kein Interesse bestand – von Ausnahmen wie immer abgesehen.

Diese Situation kann man beklagen, man kann sie aber auch als Chance begreifen – und in gut benediktinischer Manier und gemäß unserer – hoffentlich nicht nur gesungenen, sondern auch gelebten Bereitschaft zu Aufbruch und Neubeginn – entscheiden wir uns jeden Tag für die Chance. Die Menschen kommen in unsere Stundengebete, die wir vier Mal am Tag singen. Sie kommen, hören, sind entweder irritiert oder erfreut und manche bleiben, fragen nach und kommen sogar wieder. Die Reichen und die armen Menschen kommen in unsere Gottesdienste, hören Schriftworte und Liturgie, schauen und lassen sich mit hinein nehmen – und manche fragen nach, kommen wieder und wollen irgendwann mehr wissen. Aus diesen Begegnungen entstehen Bibelgesprächskreise und Taufunterricht, Einzelbegleitungen, Exerziengruppen und Weggemeinschaften und manchmal Freundschaften. Sicher: Es sind nicht viele – aber „viel oder wenig“, im Sinne von messbarer Zahl und Größe, Erfolg oder Misserfolg ist nicht unbedingt und ganz sicher nicht die wesentliche geistliche Kategorie unseres christlichen Lebens: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich

mitten unter ihnen“ sagt Jesus (Mt 18, 20) – und wo Er ist, ist alles. Es ist nicht unser alleiniger Auftrag, hier in dem Sinne zu missionieren, dass am Ende die Zahl der Neugetauften über Erfolg oder Misserfolg entscheidet. Unser Auftrag heißt, mit unserer evangelisch-benediktinischen Spiritualität mitten unter den Menschen zu leben, mit ihnen das Leben zu teilen und für sie da zu sein, wenn wir das in irgendeiner Weise können. Wenn uns geschenkt wird, als Schwestern Jesu Christi in Seinem Namen hier zu wirken, dann sind wir reich beschenkt – was davon bleibt und was davon auch wieder vergeht, ist eine Frage, die uns nicht beunruhigt, denn das ist Seine Sache.

Die prophetische Mission des Ordenslebens

Zu dieser „Mitwirkung“ in Seinem Auftrag gehört noch ein anderes, das ebenfalls ein ganz traditionelle Aufgabe der Klöster seit jeher war: Ich nenne es die prophetische Dimension des Ordenslebens. Ordensleute haben – sollten es zumindest – immer in kritischer Loyalität zur verfassten Kirche und zum Staat gelebt. Durch ihre relative Unabhängigkeit konnten sie trösten, unterstützen, aber auch deutlichst mahnen oder sogar protestieren, wenn die Gebote der Schrift und die Weisungen des Evangeliums nicht mehr Grundlage des Lebens in Stadt oder Staat, vor allem aber in der Kirche waren. Klöster und Ordensleute haben durch Benennung von Missständen, Versuchungen und Entgleisungen nicht selten zur Aufdeckung dieser Missstände beigetragen, manchmal sogar eine kleinere oder größere Korrektur erwirkt. Propheten

und Prophetinnen sind Menschen, die im Namen Gottes und soweit sie eben seine Weisungen zu erkennen vermögen, einfach und wahrhaftig sagen, was geschieht und was ist – ohne Angst vor materieller Einschränkung, vor persönlicher Verleumdung, ja sogar ohne Angst vor der Gefährdung des eigenen Lebens – oder jedenfalls ohne dieser Angst nachzugeben und sich den Mund verbieten zu lassen.

Wir Ordensleute sollen nicht nur sagen, was ist und was absehbar sein wird, wenn wir uns immer weiter von den Weisungen der Tora und den Worten Jesu Christi entfernen. Wir sollen und können etwas vom Evangelium vorleben – sonst braucht es uns gar nicht. Wir sind oder könnten „kleine Kirche“ in den großen Kirchen sein und könnten deshalb beweglicher, freier, manchmal auch tollkühner auftreten. Und in dieser Freiheit mutig hineinsprechen, hineinrufen in eine Welt, die sich so erschreckend weit entfernt von der Menschenfreundlichkeit und Gottesliebe des Evangeliums. Für dieses stellvertretend gelebte Ordensleben scheint mir das Prinzip der kleinen Gruppe, das ja manche Orden ausdrücklich pflegen, ein zukunftsweisendes zu sein. Eine kleine Gruppe wird nicht allzu viel Besitz anhäufen können (Es ist kein Geheimnis, dass manche Gemeinschaften heute unter dem zu großen materiellen Besitz, besonders der gewaltigen Immobilien eher leiden als froh werden) – und das ist sicher im Sinne des Evangeliums: „Verkaufe, was du hast und dann komm und folge mir nach.“ (Mt 19, 21)

Und: Kleine Gruppen sind beweglicher, das heißt sie können leichter aufbrechen und tatsächlich ausziehen und weiterziehen. Diese Beweglichkeit kann

zum Beispiel notwendig sein, wenn an dem Ort, an dem die Gemeinschaft sich befindet, die gemeinschaftlichen Lebensvollzüge durch sich verändernde Umstände zu stark eingeschränkt werden oder wenn es andernorts dringender nötig wäre, ein kleines Zeichen christlicher Existenz zu leben. Wenn wir über Aufbrüche, Neuanfänge nachdenken – und das haben Ordensleute immer getan, sonst gäbe es sie längst nicht mehr – sollten wir unseren Blick nicht nur in die Länder Afrikas und Asiens lenken, sondern buchstäblich ganz nahe liegend in den Nordosten Deutschlands schauen – da ist wirklich „weites offenes Land“, ohne Sicherheiten und fast ohne jeden Rückhalt, erst recht ohne den Rückhalt eines gesellschaftlich geteilten Wertekodex oder gar gemeinsamer christlicher Grundlagen. Dafür ist aber die wirkliche und schonungslose Begegnung mit den Menschen möglich, die sehr oft unter wesentlich ärmeren – materiell und geistig ärmeren – Bedingungen leben als wir. Gerade dort mit unserem bleibenden Schatz klösterlichen Lebens mit seinen guten, haltenden Formen und seiner mutigen Lebenslust präsent zu sein, ist in der Zukunft ganz sicher ein lohnender Neuaufbruch. Wir gehen rückwärts in die Zukunft, sagt eine jüdische Weisheit. Das Wort an Abraham ist deshalb nicht nur eine Erinnerung an den Anfang, die zu bewahren und zweimal im Jahr zu singen ist, es ist vor allem ein Ruf in die Zukunft, die sich den Gehenden im Vertrauen auf den Gott offenbart, der mit Seinem Volk immer neu aufbricht und es lockt in Seine bleibende Gegenwart: Zieh fort aus deinem Land, aus deiner Heimat und aus deinem Vaterhaus und ziehe in das Land, das ich dir zeige.



Myriam Wiljens

Prof. Dr. Myriam Wiljens ist Professorin für Kirchenrecht an der Universität Erfurt und seit 1993 Mitglied der kirchenrechtlichen Kommission der niederländischen Ordensobernkonferenz (KNR). Zudem ist sie vatikanische Delegierte im Rat von Glaube und Verfassung des Ökumenischen Rats der Kirchen.



Myriam Wiljens

Wenn die eigenen Kräfte für eine Ordensleitung nicht mehr ausreichen

Eine kirchenrechtliche Betrachtung der Situation in den Niederlanden

Das Thema der hiesigen Tagung lautet „Wohin geht die Reise? Aspekte der Zukunftsgestaltung“.¹ Die Solidaris Revisions GmbH hat mich gebeten zu berichten, wie die Kommission „Kirchenrechtliche Angelegenheiten“ (KAR) der Konferenz der niederländischen Ordensoberen (KNR)² sowie die niederländischen Ordensinstitute auf die Herausforderung reagieren, wenn die Institute demnächst nicht mehr in der Lage sind Mitglieder zu finden, die eine Leitungsfunktion im Institut übernehmen können, weil sie sämtlich zu alt geworden sind. Was also tun, wenn die eigenen Kräfte fehlen?

Von zwei Gründen wird aus den Niederlanden berichtet: Erstens, der Alterungsprozess ist dort im weltweiten Vergleich wahrscheinlich am weitesten

fortgeschritten. Das Durchschnittsalter der Mitglieder der tätigen Fraueninstitute liegt derzeit bei etwa 85 Jahre. Etwa die Hälfte der Ordensfrauen in einem tätigen Institut ist vermutlich über 80 Jahre alt. Auf Grund einer Tagung für Ordensleitungen 2005 in Steyl, wo die Situation der Niederlande und Deutschland verglichen wurde sowie auf Grund meiner Beratungen von Ordensinstituten, die sowohl eine niederländische wie auch eine deutsche Provinz haben, ist festzuhalten, dass das *Durchschnittsalter* in den Niederlanden bei den tätigen Schwestern etwa 10 Jahre höher liegt als in Deutschland. Obwohl das Durchschnittsalter bei den klerikalen Instituten etwas niedriger ist, muss bedacht werden, dass deren Mitglieder auch eine kürzere Lebenserwar-

tung haben und die Herausforderungen sich dort deswegen ebenfalls stellen. Zweitens, die in den Niederlanden gesuchten Lösungsansätze erfolgen in enger Kooperation mit dem H. Stuhl. Das Kirchenrecht kennt keine Regelungen für die Phase, in der ein Ordensinstitut aus Altersgründen keine Leitung mehr bilden kann, das Institut dennoch geleitet werden muss. Es gibt also in gewisser Weise rechtlich gesehen eine Gesetzeslücke (*lacuna iuris*). Eine Mitarbeiterin der römischen Kongregation für die Institute des geweihten Lebens erzählte vor wenigen Wochen in meinem Beisein ihrer Nachfolgerin – beide Frauen sind Kirchenrechtlerinnen – sie solle mit den Mitarbeitern und Beratern der KNR in engem Kontakt bleiben, da sich in den Niederlanden die Herausforderungen auf Grund des Alterungsprozesses im Ordensleben am frühesten und massivsten stellen würden, die Niederländer aber konstruktiv, kreativ und vor allem verantwortungsvoll mit den Herausforderungen umgehen würden und man da vieles lernen könne. So berichte ich hier gerne. Vielleicht sagen Sie sich jetzt, dass das alles ja sehr nett ist, aber hier in Deutschland alles zum Besten steht. So wurde mir erst unlängst von einer ehemaligen deutschen Generaloberin noch einmal versichert, der Alterungsprozess sei in Deutschland kein Problem, weil eine kleine Gruppe von Schwestern ja bei einem größeren Institut einziehen könne und das größere Institut sich dann um alles kümmern würde. Diese Aussage konnte man bis vor zehn Jahren in den Niederlanden auch hören. Die kleineren Gemeinschaften mieteten sozusagen einen Flügel in einem Kloster einer größeren Gemeinschaft und

die größere Gemeinschaft kümmerte sich dann um Finanzen, Versorgung usw. Inzwischen aber ist diese Lösung in den Niederlanden nur noch wenig praktikabel, da es auch für die größeren Institute zunehmend problematisch wird, aus ihrer eigenen Mitte eine Leitung zusammenzustellen. Auch die früher manchmal vorgeschlagene Lösung, man könne mehrere Institute zusammenlegen, wird bereits seit 1997 auch vom Hl. Stuhl als nicht unbedingt sinnvoll angesehen, da die anderen Ordensinstitute oftmals in der gleichen Situation sind oder bald in sie kommen werden. Gemeinsam wird man zwar älter, aber das hilft hier nicht wirklich weiter.

Einige Beispiele der entstandenen Herausforderungen

Damit meine Ausführungen nicht zu theoretisch bleiben, möchte ich einige Beispiele aus den Niederlanden nennen, die die Problematik veranschaulichen. *Das erste Beispiel:* Ein Institut von tätigen Schwestern hatte im Jahre 2000 noch 415 Schwestern. Am 01. Januar 2009 waren es noch 242. 36 Schwestern sind über 90 Jahre alt, 97 sind zwischen 80 und 90 Jahre alt, 90 Mitglieder sind zwischen 70 und 80, 18 zwischen 60 und 70 Jahren, das jüngste Mitglied wird in diesem Jahr zwar erst den 60. Geburtstag feiern, wartet aber auf eine neue Niere. Dieses bedeutet, dass die derzeitige Leitung sich um 242 Schwestern kümmern muss, von denen nur 8 Prozent jünger als 70 Jahre alt und immerhin bereits 55 Prozent über 80 Jahre alt sind. Kein Mitglied übt noch einen bezahlten Beruf aus. Das Institut ist päpstlichen Rechts; vor

mehreren Jahren wurde ihre Provinz in Indonesien ein selbständiges Institut. Dadurch wurde die Provinzstruktur überflüssig und man konnte eine Leitungsebene einsparen, was dem Institut eine Atempause verschaffte. Die derzeitige Generaloberin ist 72 Jahre alt. Ihre dritte Amtszeit läuft 2011 aus. Entsprechend den Konstitutionen kann sie nicht wiedergewählt werden, es sei denn, es wird eine Wahlbitte ausgesprochen. Die Generaloberin berichtete, dass es in fünf Jahren voraussichtlich noch 160 Schwestern geben wird, wobei nur noch fünf Schwestern dann jünger als 75 Jahre alt sein werden.

Es ist klar, dass dieses Institut nicht mit vier Bussen – denn so viele würden sie ja bei 160 Schwestern benötigen – bei einem anderen Institut mit der Bitte vorfahren kann, dort einziehen zu dürfen und dass man sich um die Schwestern kümmern möge. Diese Generaloberin wird auf die Frage, ob sie die Verantwortung für Schwestern eines anderen kleineren Instituts zusätzlich übernehmen kann, voraussichtlich nicht mit Begeisterung reagieren. Die Generaloberin berichtet, dass es immer schwieriger wird, Hausoberinnen zu finden. Wie bereitet man sich auf die Zeit vor, in der es intern keine Kräfte mehr gibt, um die Leitung selbst auszuüben und in der es immer schwieriger wird, noch ein Kapitel durchzuführen? Und, so fragen sich die Schwestern, was sollen wir noch auf dem Kapitel beschließen, wenn wir weder Apostolatswerke noch die Kraft haben, selbst aktiv etwas zu tun?

Das zweite Beispiel betrifft ein Institut, in dem Änderungen bereits durchgeführt wurden. Ein 1928 gegründetes diözesanrechtliches Institut hatte

2005 noch 40 Mitglieder: das jüngste Mitglied war 75 Jahre, das älteste 90 Jahre alt. Als im September 2005 das Generalkapitel eröffnet wurde, mussten die Schwestern sich nach langer Beratung und Gebet eingestehen, dass keines der Mitglieder fähig war, weder das Amt der Generalrätin noch das Amt der Generaloberin zu übernehmen. Daraufhin wandten sich die Schwestern an den Diözesanbischof. Was sollten sie in Anbetracht dessen tun, dass ihnen eigene Kräfte für die Leitungsaufgaben fehlten und somit ihre Gemeinschaft niemanden haben würde, die die Leitung ausüben könnte? Bischof und Schwestern sahen weder die Auflösung des Instituts noch die Zusammenlegung mit einem anderen Institut als sinnvolle Antwort an. Die Auflösung hätte die Beendigung der engen Verbundenheit der Schwestern bedeutet und das wollte der Bischof ihnen nicht antun. Die Möglichkeit der Zusammenlegung mit einem anderen Institut war ebenfalls keine wirkliche Option, weil entsprechende andere Institute in kurzer Zeit in die gleiche Situation geraten würden. Mit den Schwestern war er der Meinung, dass dennoch eine und zwar langfristige Lösung gefunden werden sollte, und zwar derart, dass sie bis zum Tode der letzten Schwester Bestand haben sollte. Man entschied sich einen Rat zu gründen, der komplett aus Nicht-Mitgliedern besteht. Auf diesen Rat, seine Arbeit, seine Zusammensetzung usw. komme ich später zurück. Der Bischof informierte Rom und erhielt eine positive Reaktion des Präfekten der Kongregation für die Institute geweihten Lebens³.

Das dritte Beispiel betrifft ein Institut päpstlichen Rechtes, dessen Generalat

in Rom ist. Die niederländische Provinz war bis 2005 eine selbständige Provinz mit zwei Häusern, aber es wurde deutlich, dass die etwa 30 Schwestern weder eine neue Provinzleitung noch eine Hausleitung aus ihrer Mitte würden zusammenstellen können. Mit dem Generalat wurde nach einer möglichen Lösung gesucht mit dem Ergebnis, dass die Provinz aufgehoben wurde, die beiden Niederlassungen kirchenrechtlich zu einer zusammengelegt und diese Niederlassung⁴ direkt dem Generalat untergestellt wurde.⁵ Damit fiel erstmals auch die Verpflichtung für ein Provinzkapitel weg, was eine immense Erleichterung für die Schwestern bedeutete. Nun musste noch eine Hausoberin gefunden werden. Das Generalat fragte sich, ob es sinnvoll sein könnte, eine Schwester aus den Philippinen zu schicken. Wir als Beratungsteam haben davon abgeraten, da unserer Ansicht nach diese Person zu viel Zeit benötigen würde, bevor sie sich derart mit der niederländischen Sprache und Situation insbesondere hinsichtlich Sozialversicherung, Versorgungsanträgen⁶, Vermögensfragen usw. und mit der niederländischen Kultur auskennen würde, um die Leitung verantwortungsvoll und effektiv übernehmen zu können.

Nach Beratung sowohl mit dem Bistum als auch mit dem Hl. Stuhl wurde entschieden, dass eine Frau, ein Nichtmitglied des Institutes, die aber schon Jahre mit den Schwestern gearbeitet hatte, von der Generalleitung in Rom beauftragt werden sollte, die sonst der Hausoberin zufallenden Aufgaben zu übernehmen und das Institut im Rechtsverkehr in den Niederlanden zu vertreten. Sie erhielt ein Ernennungsschreiben mit genau festgelegten Auf-

gaben und ist einer Generalrätin, die allerdings kein Wort niederländisch lesen oder sprechen kann, unterstellt. Das Vermögen wurde aufgeteilt: Die notwendigen Mittel für die Altersversorgung und den Friedhof wurden der Niederlassung zugeteilt, das übrige Vermögen fiel dem Generalat zu.

In Gesprächen mit der Kongregation für die Institute des geweihten Lebens in Rom wurde auch hier festgestellt, dass diese Lösung in Anbetracht der Situation wohl die beste sei. Eine Nachfrage bei den Verantwortlichen Anfang 2009 ergab, dass sowohl die 22 jetzt noch lebenden Schwestern als auch das Generalat sehr zufrieden seien. Betont wurde jedoch, dass der Erfolg dieser Lösung insbesondere der Generalrätin zu verdanken sei, die der niederländischen Lösung viel Vertrauen entgegengebracht habe und es ohne dieses gegenseitige Vertrauen nicht möglich gewesen sei.

Wie wurden die Lösungen entwickelt? Was beinhalten sie? Auf welche Herausforderungen antworten sie? Welche Fragen sind noch offen?

Ein gesteuerter Prozess der Bewusstwerdung

Die Situation in den Niederlanden ist nicht überraschend eingetreten. Auch in Deutschland wird man, wenn man bereit ist die Augen zu öffnen, nicht überrascht werden. Es wird nicht nur die kleinen Institute treffen, sondern auch die größeren und vor allem die tätigen Institute.⁷

Was hat man in den Niederlanden gemacht, um das Bewusstsein für ein Problem zu schaffen, das in der näheren Zukunft auftreten wird? Die KNR hat



etwa im Jahr 2000 einen Fragebogen erstellt, der von den Provinz- oder Generalleitungen intern beantwortet und besprochen werden sollte. Ziel war also, eine Bestandsaufnahme zu machen und sich ernsthaft zu fragen, welchen Herausforderungen man begegnen wird und wie man glaubt, ihnen kurz- oder langfristig begegnen zu können. Betrachtet man den Fragebogen (siehe Anhang), so ergab sich im Grunde die nachfolgende Frage: Wenn Ihre Leitung nach dieser Sitzung bei einem Autounfall ums Leben kommt, können Sie dann eine komplett neue Leitung wählen, die nicht nur für die nächste Amtszeit, sondern auch bis zum Ende einer zweiten Amtszeit ihr Amt in guter Gesundheit und mit Kraft ausüben kann?

Im Klartext bedeutet diese Frage für Institutionen mit einer Amtszeit von sechs Jahren: Gibt es Personen, die für die nächsten zwölf Jahre das Institut leiten können? Notieren Sie ihre Namen. Wie alt werden diese in zwölf Jahren sein? Ist Ihr Vorschlag realistisch? Falls Sie die Frage nicht positiv beantworten können, erwarten Sie vielleicht (unbewusst) Hilfe aus dem Ausland von Ihrer eigenen Institution oder hoffen Sie (heimlich) auf Hilfe durch ein anderes Institut? Wissen diese Personen bereits, dass Sie mit deren Hilfe rechnen? Bedenken Sie auch Folgendes: Haben Sie selbst noch Verantwortung für Niederlassungen/Provinzen im Ausland? Welche Regelungen werden in dieser Hinsicht getroffen werden? Diese Fragen hatten eine sehr schockierende Wirkung, weil ihre Beantwortung wirklich deutlich macht, wie ernst die Situation ist.

Die weiteren Punkte in dem vorgelegten Fragebogen bezogen sich z. B. auf 1) die

Zielsetzung des Instituts und die Fähigkeit die Ziele noch zu verwirklichen; 2) auf die *Spiritualität* und wie sie lebendig gehalten wird und von wem? Wird dazu Unterstützung z. B. aus der eigenen geistigen Familie, wie der franziskanischen oder benediktinischen Familie erwartet? 3) Die *Seelsorge*: Wer übt sie aus? Gibt es Eucharistiefeiern? Wer kümmert sich darum, dass noch ein Priester kommt? Wie wird die Seelsorge trotz Priestermangels aufrechterhalten? So haben beispielsweise in den Niederlanden die größeren Institute zur Lösung dieser Frage inzwischen selbst Pastoralreferenten und -referentinnen angestellt, mit der Aufgabe die Seelsorge auszuüben oder diese zu organisieren.⁸ 4) Die *Finanzen*: Verwalten Sie die Finanzen selbst oder wer erledigt dieses? Arbeiten Sie vielleicht mit einem anderen Institut zusammen? Verwalten Sie z. B. Geldanlagen für ausländische Teile des Instituts? 5) Die *Wohnsituation*: Wo wohnen Ihre gesunden Mitglieder und wo diejenigen, die Pflege brauchen? Erbringen Sie die Pflege selbst oder wird die Aufgabe anderen überlassen? Haben Sie z. B. bereits ein Abkommen mit Pflegeinstitutionen? Möchten Sie Ihre Gebäude langfristig behalten oder verkaufen? Gibt es Gebäude, die unter Denkmalschutz stehen? Sind die Gebäude sanierungs- oder renovierungsbedürftig? Wurde irgendwo festgelegt, wohin das Vermögen des Institutes gehen soll, wenn es keine Mitglieder mehr gibt?⁹ 6) Die *Leitung*: Machen Sie alles selbst oder haben sie bereits Unterstützung von außen angenommen wie z. B. in der Verwaltung (Sekretärin), in der Buchhaltung, in der Institutsleitung (z. B. Geschäftsführerin), in Ihrer Tätigkeit als Arbeitgeber für das

Personal? 7) Die *Beziehung zum Bis-tum*: Welche Kontakte haben Sie und ist die Beziehung vertrauenswürdig? 8) Der *künstlerische Besitz, das Archiv und die Hinterlegung von Dokumenten*: Viele Institute verfügen über wertvolle Kunst oder liturgische Objekte. Gibt es eine Inventarliste der Kunstobjekte? Was ist mit der Bibliothek? Wird diese aufrechterhalten oder was soll mit ihr letztlich geschehen? Wie steht es um das Archiv? Wer kümmert sich darum und wo soll es bleiben? Eine wichtige letzte Frage bezog sich auf notwendige Dokumente: Welcher Notar ist für Sie Ansprechpartner und sind Sie bereit, eine Kopie der für die Endphase des Instituts wichtigen Dokumente dem Archiv der KNR zu überlassen?¹⁰

Die Beantwortung dieser Fragen hat einen Prozess in Gang gesetzt. Dieser hat zur Folge, dass immer öfter die wichtigen Dokumente jetzt zentral aufbewahrt werden, dass derzeit eine Kunstinventur stattfindet, für welche die Niederlande bereits eine Auszeichnung erhalten haben, und dass wichtige Entscheidungen in Bezug auf ein gemeinsames Archiv gefällt wurden. Daneben aber wurde insbesondere von Seiten der Kanonisten nachgedacht, was im Bereich der Leitung mit Blick auf die Zukunft möglich sein könnte.

Wenn kein Oberer mehr gefunden werden kann

Nachdem schon vor Jahren die Frage bezüglich der Notwendigkeit, ob der Ökonom unbedingt Mitglied des eigenen Instituts sein muss, von mehreren Kanonisten negativ beantwortet worden war¹¹, stellt sich nun die Frage nach dem Amt des Hausoberen. Mein

Kollege, der Kapuziner und Kanonist Dr. Joachim Scheepers, hat über dieses Thema ausführlich referiert.¹² Eindrucksvoll geht er der Frage nach, was denn die eigentliche Aufgabe eines Hausoberen ausmache: Sind nicht viele Aufgaben, so fragt er, im Laufe der Geschichte oder im Laufe des Lebens dazu gekommen? Möglicherweise Aufgaben, die nicht unbedingt zum Kern der Leitungsaufgaben gehören?

Das Kirchenrecht kennt einige Bestimmungen in Bezug auf das Amt des Oberen: Manche beziehen sich auf die Frage, ob jemand *geeignet* für das Amt ist, andere betreffen die mit dem Amt verbundenen *Aufgaben*. Die Frage nach der Eignung eines Institutsmitglieds muss auf jedem Fall an das Recht gestellt werden, denn oftmals sind die Regelungen mehr als nur rechtliche Bestimmungen und verraten etwas über das Wesen des Ordenslebens. Scheepers kommt auf Grund des Gesetzes zu dem folgenden Profil eines Oberen:

- Der Obere muss Institutsmitglied sein und zwar für eine gemäß den Konstitutionen festgelegte Zeit und ewige Gelübde abgelegt haben (c. 623).
- Der Obere muss für einen bestimmten und angemessenen Zeitraum gemäß der Natur und Notwendigkeit des Instituts eingesetzt werden (c. 624 § 1).
- Das Eigenrecht muss dafür sorgen, dass ein Oberer nicht allzu lange ohne Unterbrechung in Leitungsämbtern verbleibt (c. 624 § 2).
- Der Hausobere wird entweder dadurch bestellt, dass er, nachdem er gewählt wurde, die Wahl bestätigt oder er, nachdem eine Befragung durchgeführt wurde, direkt ernannt wird (c. 625 § 3).



- Der Obere muss die Gemeinschaft mit der ihm von Gott durch den Dienst der Kirche empfangenen Vollmacht leiten. Er muss die Mitglieder oft mit dem Wort Gottes nähren und sie zur Feier der heiligen Liturgie hinführen, er soll ihnen ein Vorbild sein in der Übung der Tugenden und in der Befolgung der Vorschriften und Überlieferungen des eigenen Instituts und eine brüderliche Gemeinschaft in Christus aufbauen (cc. 618-619, 630).
- Der Obere soll den Mitgliedern in persönlichen Nöten geziemend beistehen, die Kranken sorgsam annehmen und sie besuchen, die Störenfriede zurechtweisen, die Kleinmütigen trösten, gegenüber allen geduldig sein (c. 619).
- Er soll mit Achtung vor der menschlichen Person deren freiwilligen Gehorsam fordern, aber auch auf die Mitglieder hören und ihre Einigkeit zum Wohle des Instituts und der Kirche fördern, unbeschadet ihrer Autorität zu entscheiden und vorzuschreiben, was zu tun ist (cc. 618 und 630).
- Ein höherer Oberer darf nicht gleichzeitig Ökonom sein, auch wenn der Ökonom das Vermögen unter der Leitung des Oberen verwaltet (c. 627 §1 und c. 636 § 1).
- Der Obere soll gemäß den Konstitutionen einen Rat haben, dessen Hilfe er sich bei der Ausübung seines Amtes bedienen muss (c. 627 § 1).
- Gemäß dem Recht oder den Konstitutionen muss er diesen Rat in festgelegten Angelegenheiten um Rat oder Zustimmung bitten (c. 627 § 2; vgl. c. 127).
- Der Obere muss aber auch gemäß

den Vorschriften andere Personen anhören oder um Zustimmung bitten, wie z. B. einen höheren Oberen, das Kapitel usw.

- Ein Oberer hat sich in seiner Niederlassung aufzuhalten und sich von dieser nicht zu entfernen außer nach den Vorschriften des Eigenrechts (c. 629).

Neben diesen zwölf Aspekten ist bei der Frage, ob jemand zur Leitung geeignet ist, erforderlich, dass die Person allgemein menschliche, psychologische und geistige Kriterien erfüllt. Das bedeutet, dass sie ausreichend körperlich und psychisch gesund ist, vernünftig und klug, ein Gefühl für Billigkeit und eine persönliche spirituelle Lebenshaltung und Reife besitzt, kommunikativ ist und – nicht zu letzt – ein Herz für die Menschen hat, für die Schwachen und Gebrechlichen und dass sie selbst an die Bedeutung des Ordenslebens glaubt. Es wird also der ideale Obere, der alle Kriterien erfüllt, gesucht. Und wenn es nun diese ideale Person nicht gibt? Dann ist, so J. Scheepers, zu fragen, was hier und jetzt wichtig ist. Was soll zumindest erfüllt und erbracht werden? Hier ist es die Aufgabe, soweit wie möglich in Übereinstimmung mit dem Kirchenrecht bzw. dem Eigenrecht zu handeln, sich aber gleichzeitig auch nicht einem anderen Weg zu verschließen, wenn dadurch höhere oder sonst zu wenig beachtete Aspekte realisiert werden können. Die entscheidende Frage ist ja nicht, ob im Hinblick auf einen Oberen das Gesetz erfüllt wird, sondern ob die Gemeinschaft eine Leitung hat, die ihr hilft, ihre Berufung zu leben. Dann aber braucht es eine gute kirchenrechtliche Beratung.

Pater Scheepers hat vorgeschlagen,

pragmatisch vorzugehen. Dies impliziert, dass die konkreten Aufgaben eines Oberen sehr eng verbunden sind mit der konkreten Gemeinschaft, die er leitet. Vieles ist abhängig von der Größe der Gruppe, dem Alter der Mitglieder, ihrer Gesundheit, der eventuellen Notwendigkeit von Pflegepersonal. Hat man z. B. viele Angestellte, kommen plötzlich andere Aufgaben auf eine Institutsleitung zu, als wenn versucht wird, alle Mitglieder mit eigenen Kräften selbst körperlich zu versorgen. Abhängig von der Gruppe werden manche Aufgaben wichtiger als andere und werden deswegen manche Kriterien zur Bestimmung der Eignung einer Person, für eine bestimmte Gemeinschaft die Leitung als Oberer zu übernehmen, eine wichtigere Rolle spielen als andere. Dann kann ein Ergebnis z. B. auch heißen, dass der Obere mit einem goldenen Herzen und tiefer Spiritualität wegen der vielen für diese Gemeinschaft wichtigen Angestellten unbedingt Unterstützung bei der Verwaltung braucht.¹³

Pater Scheepers betonte damals, dass man von den wichtigen Aufgaben des Oberen in der konkreten Gemeinschaft ausgehen muss, um sich anschließend zu fragen, ob der Obere geeignet ist, sie zu erfüllen. Scheepers war der Ansicht, dass für alle Aufgaben, die in einer konkreten Gemeinschaft anfallen und nicht mehr wirklich von dem Oberen ausgeübt werden können, jemand anderes ernannt werden muss, da die Gemeinschaft das Recht hat, dass die Aufgaben erfüllt werden. Die andere Person wird dann ein Nichtmitglied des Instituts sein müssen. Diese Person, so eine interne Notiz von 2004 an die Mitglieder der KNR, könnte man ‚Kordinator‘ oder ‚Kommunitätsleiter‘ nen-

nen.¹⁴ Dabei muss unterschieden werden zwischen dem, was wirklich eigen ist an dem Ordensleben und was nicht. Die beiden Personen müssen zusammen arbeiten, und ihre Aufgabengebiete¹⁵ müssen geklärt werden. Weiterhin muss gesichert bleiben, dass sich die Mitglieder an jemanden wenden können, der die Oberen-Aufgabe innehat.

Die Notiz der KNR von 2004 spricht von „Oberen-Aufgabe“, da in kleinen Kommunitäten vielleicht nur noch ein Mitglied des Generalrats die des Hausoberen eigenen Aufgaben ausübt, aber rechtlich kein Hausoberer ist.¹⁶ Ein Beispiel dafür ist das beschriebene Institut, das direkt dem Generalat unterstellt wurde und durch eine Koordinatorin die übrigen Aufgaben wahrnehmen lässt. Vielleicht fragen Sie sich, wer diese Personen sind, die diese Position als Koordinator innehaben. Das können z. B. Mitglieder eines anderen Instituts sein! Wie bereits gesagt, sind auch Mitglieder eines anderen Instituts kirchenrechtlich keine Mitglieder desjenigen Instituts, in welchem sie als „Kordinator“ eingesetzt werden.

In einem anderen Beispiel, einem Institut von Brüdern, wurde ein Diözesanpriester vom Bischof mit der Aufgabe des Generaloberen betraut: Auch hier ist der Diözesanpriester kein Mitglied des Instituts! Für alle Beteiligten war es sehr hilfreich festzustellen, dass rechtlich klar zwischen Mitgliedern und Nichtmitgliedern unterschieden werden muss und man nicht in die Falle gehen darf, z. B. ein Mitglied eines anderen Instituts als „einen von uns“ zu sehen. Nachdem diese Differenzierung klar war, gab es in den Instituten auch eine innere Freiheit, über die Vergabe von Leitungsaufgaben an Nichtmitglieder,



selbst an solche, die keine Ordensangehörigen sind, nachzudenken. Wir haben übrigens vorgeschlagen, dass diese Koordinatoren ihre Aufgabe nicht über das 75. Lebensjahr hinaus ausüben können, dass sie nicht gleichzeitig eine Aufgabe in der Leitung des Bistums haben dürfen, damit sie die rechtmäßige Autonomie des Instituts wahren können und dass sie nicht der Ökonom sein dürfen. Auch für den Ökonomen gilt, dass er nicht gleichzeitig Ökonom des Bistums oder im Finanzrat des Bistums sein darf. (Übrigens ist geplant, für die Ökonomen eine Regelung zu schaffen, die besagt, dass auch sie nicht mehr als drei Institute gleichzeitig „verwalten“ dürfen, damit hier ebenfalls keine Macht akkumuliert wird.)

Auf Grund der bisherigen Erfahrung lässt sich sagen, dass viele der Koordinatorinnen und Koordinatoren in den Niederlanden schon sehr lange vor ihrer Ernennung eng mit den Patres oder Schwestern verbunden waren: Sie haben z. B. zuerst als Krankenschwester und später als Stationsleiterin im Krankenhaus der Schwestern gearbeitet. Oder sie waren bereits Pflegeleiterin in einem Altenheim, das dem Institut gehörte. Sie haben im Apostolat der Patres mitgearbeitet. In jedem Fall kennen sie die Spiritualität und die Ordensangehörigen sehr gut. Die ernannten Personen sind folglich keine fremden Personen, sondern bereits gut bekannt.

Was machen diese Koordinatoren, die die Aufgaben ausüben, für die man nicht Oberer sein muss? Sie kümmern sich um Arztbesuche, begleiten jemanden zum Arzt und sind Ansprechpartner für die Ärzte und das Pflegepersonal, organisieren einen Besuchsdienst im Krankenhaus, wenn jemand dort

liegt, kümmern sich um die Pflegeanträge, bestellen einen Rollator, sehen zu, dass Kleidung und (orthopädische) Schuhe sowie Brillen und Hörgeräte gekauft werden, dass ein Putzdienst, ein Koch, ein Gärtner, eine Fußpfleger, ein Frisör usw. ins Haus kommt. Das der Weihnachtsbaum gekauft, aufgestellt und wieder abgebaut wird. Er oder sie kümmert sich um die Verwandten, wenn jemand gestorben ist, regelt die Beerdigung mit dem Beerdigungsunternehmen, bestellt die Blumen, stellt den Text für die Todesanzeige auf, räumt das Zimmer des Verstorbenen auf. Sie merken, dass dies alles Aufgaben sind, für die man kein Ordensmitglied sein muss. Es muss aber jemand tun. Diese Aufgaben müssen zum Teil auch erfüllt werden, wenn die Mitbrüder in ein Heim gehen. Einige von Ihnen kennen das Zorgzentrum in Teteringen, wo mehrere Ordensinstitute, darunter auch Ihre niederländischen Mitbrüder, gemeinsam untergebracht sind. Dennoch ist auch dort jemand gefragt, der sich direkt um die Mitbrüder kümmert. Während die Koordinatoren übrigens zuerst als Assistenten des Oberen funktionierten und man vielleicht einen Oberen für zwei oder drei Häuser hatte, wurde zuletzt das Nichtmitglied mit der vollen Aufgabe des Oberen ernannt. Das Ernennungsschreiben sieht dies entsprechend vor. Derjenige wird also nicht Oberer, sondern hat die Aufgaben, die dem Oberen zukommen. Übrigens ist man in den Niederlanden jetzt dabei, diesen Koordinatoren und Koordinatorinnen eine Art Weiterbildung in den Bereichen Spiritualität und Recht anzubieten.

Kurz noch einige Worte zur Kooperation zwischen den Institutsleitungen und

den Koordinatoren: Es wurde immer wieder betont, dass die Aufgaben klar umschrieben sein müssen, dass die zu ernennende Person kommunikativ sein und gut mit anderen zusammenarbeiten können muss. Weiterhin sollte ebenfalls festgelegt werden, dass regelmäßig eine gegenseitige Evaluierung stattfinden muss. Mittlerweile zeigt sich, dass die Koordinatoren für die Leitungen der Institute wichtige Ansprechpartner geworden sind: So lassen sich die Leitungen gerne von ihnen beraten, weil die Koordinatoren wissen, was den Mitbrüder oder Schwestern im alltäglichen Leben wichtig ist. Vor kurzem berichtete mir eine Generaloberin, dass die Koordinatorin ihres Instituts aus den Niederlanden zum Europatreffen aller Hausoberinnen gehen würde – es gibt in Europa nur noch Häuser und keine Provinzen mehr – sie war von den Niederländerinnen gebeten worden, sie zu vertreten, da sie selbst nicht mehr reisen könnten. Die Koordinatorin wird daher an dem Treffen teilnehmen, mitsprechen, jedoch nicht mitentscheiden.

Gilt dieses mit Blick auf die innere Struktur eines Instituts, muss demgegenüber hinsichtlich der externen Partner des Instituts deutlich sein, dass der Koordinator eine eigene Aufgabe hat: Er soll nicht nur mit Lieferanten verhandeln, sondern genauso auch beispielsweise mit Ärzten überlegen können, wie die Fürsorge für einen konkreten Bruder oder Pater am besten gewährleistet wird.

Das hier dargestellte Modell wird in den Niederlanden angewandt bei Instituten päpstlichen Rechts, die in den Niederlanden nur noch wenige Mitglieder haben und das Generalat sich außerhalb des Landes befindet.¹⁷ Es wird weiterhin

angewandt in Instituten mit Generalat in den Niederlanden, egal, ob sie diözesanrechtlich oder päpstlichen Rechts sind und unabhängig davon, ob sie noch Niederlassungen im Ausland haben.

Keine Mitglieder mehr für die Institutsleitung

Zu Beginn habe ich auch eine Situation beschrieben, in der ein Ordensinstitut nicht mehr in der Lage ist, eine vollständige Leitung zu installieren. In dem genannten Beispiel hatte die

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Generaloberin ihr Amt bereits zweimal auf Grund einer Wahlbitte erhalten und die übrigen Mitglieder waren zusätzlich nicht in der Lage einen Rat zu bilden. Damit die Schwestern zusammen bleiben konnten, sollte das Institut nicht aufgelöst werden. Es gab jedoch keine Möglichkeit, das Institut mit einem anderen Institut zusammenzuschließen, weil entsprechende Institute eine vergleichbare Alterstruktur aufweisen. Deshalb wurde entschieden, einen Rat aus Nichtmitgliedern zu bilden.

Derzeit gibt es noch sehr wenige Institute, die bereits mit dieser Lösung arbeiten, es wird aber eine rasche Zunahme der Anzahl der Institute erwartet, die schrittweise zu dieser Form wechseln werden. Ich verwende den Begriff „schrittweise“, weil viele Institute sich



derzeit mit der Thematik beschäftigen und sich für ihr nächstes Kapitel die Frage stellen, ob nicht der Zeitpunkt gekommen ist, etwas zu regeln. Das gewählte Modell sieht dann oft vor, dass man z. B. zuerst zwei Nichtmitglieder neben drei Mitgliedern inklusive Generaloberer in der Leitung hat, um dann beim nächsten Kapitel zu einer Mehrheit von Nichtmitgliedern überzugehen. Gewechselt wird dann zu einem Gremium, in dem zwar noch ein Mitglied des eigenen Instituts ist, aber dieser weder von der Kommunität gewählt noch der Generaloberer ist.

Der Begriff „Nichtmitglieder“ wurde, wie bereits erwähnt, bewusst gewählt und verweist auch auf Ordensangehörige eines anderen Instituts. Rechtlich gesehen ist diese Person ja kein Mitglied des Instituts, in dessen Leitung sie eine Leitungsaufgabe ausübt. Das Gleiche gilt für z. B. Diözesanpriester, die mit der Leitung z.B. vom Bischof beauftragt werden: Sie sind Geistliche, aber kein Mitglied und können deshalb die Rechte und Pflichten eines Mitglieds nicht ausüben. In dem nun über Jahren sich fortentwickelnden Gedankenprozess war dies eine äußerst wichtige Einsicht, weil sie eine gewisse Öffnung für die geschilderten Problemlösungen beinhaltete, insbesondere auch auf Grund der immer stärker zurückgehenden Zahlen an „jüngeren“ Schwestern aus anderen Instituten, die für die Leitung eines Instituts, dem sie nicht angehören, zur Verfügung stehen.¹⁸

Eine zweite Bemerkung: Mit der Feststellung, dass man aus den eigenen Mitgliedern keine Leitung mehr bestellen kann, geht oft die Feststellung einher, kein Kapitel mehr halten zu können. Das impliziert, dass in einem solchen

Fall auch die Konstitutionen nicht mehr geändert werden können. Es gilt, sich dieser Tatsache als Institut ebenfalls bewusst zu werden und entsprechende Vorkehrungen zu treffen.

Wie lief der Prozess in den Niederlanden in einem der Institute konkret ab? Nachdem bereits in früheren Zeiten Unterstützung in den Bereichen von Verwaltung, Finanzen, Seelsorge und Koordination der Pflege durch Nichtmitglieder beschlossen und umgesetzt worden war, schlug das Kapitel, als es feststellte aus den eigenen Mitgliedern keine Leitung mehr zusammenstellen zu können, vor, einen Rat aus Nichtmitgliedern zu errichten. Diese Entscheidung wurde nicht leichtsinnig gefällt und zudem mit den anderen Mitgliedern des Instituts, die nicht am Kapitel teilnahmen, besprochen. Das Kapitel hat dann fünf Personen vorgeschlagen, die vom Bischof ernannt wurden. Eine dieser fünf Personen ist eine Ordensfrau aus einem anderen Institut.

Der Bischof berichtete dem Präfekten der Kongregation für Institute des geweihten Lebens, dass, da er die rechtmäßige Autonomie des Instituts gegenüber dem Bistum wahren möchte, er entschieden hat, weder selbst die direkte Verantwortung für die Verwaltung auszuüben noch einem Bischofsvikar mit dieser Aufgabe zu betrauen. Aus dem gleichen Grund hat er verfügt, dass die Mitglieder des Rates nicht gleichzeitig hauptamtlich in der Leitung des Bistums arbeiten dürfen. Dies würde implizieren, dass der Ökonom des Bistums weder Finanzberater noch Ökonom des Instituts sein kann.¹⁹

Die Aufgaben des Rates sind insbesondere die folgenden: das spirituelle/ religiöse, psychologische und physische

Wohl der Mitglieder des Instituts sicherzustellen. Der Rat muss dafür sorgen, dass die Schwestern die Sakramente empfangen können, insbesondere die Sakramente der Eucharistie, Beichte und Krankensalbung. Der Rat soll weiterhin dafür Sorge tragen, dass die Ordensfrauen seelsorglichen Beistand erhalten. Die beiden ernannten Frauen stehen für diejenigen persönlichen Gespräche zur Verfügung, die sonst von der Generaloberin geführt worden wären.

Die Konstitutionen wurden für diese neue Situation in einigen Punkten angepasst. Der Bischof bestimmte, dass die Rechte und Pflichten der Generalleitung durch den Rat ausgeübt werden.

Der Rat hat mindestens drei und maximal fünf Mitglieder. Mindestens ein Mitglied muss eine Frau sein. Die Ratsmitglieder werden vom Bischof ernannt, aber durch den Rat vorgeschlagen. Die Mitglieder haben eine Amtszeit von vier Jahren und können unmittelbar wieder ernannt werden. Es wurde entschieden, eine zeitlich versetzte Amtszeit einzuführen, damit nicht alle Ratsmitglieder gleichzeitig ihre Amtszeit nach vier Jahren beenden und dann die Kontinuität nicht gewährleistet sein würde. Mit Vollendung des 75. Lebensjahres verlieren die Mitglieder ihr Amt von Rechts wegen. Die Mitglieder des Rates wählen aus ihrer Mitte einen Vorsitzenden sowie einen Sekretär, die das Institut nach außen hin vertreten.²⁰

Ungeklärte Fragen

In den Niederlanden haben die Institute und die KNR, welche die neue Situation begleitet, bereits einen langen Weg hinter sich. Viele Fragen wurden beantwortet, anderen traten erst auf, als die neue

Struktur vorhanden war. So entstand zum Beispiel erst später die Frage, ob ein Nichtmitglied, das Vorsitzender der Leitung ist und die Vollmachten eines höheren Oberen übertragen bekommen hat, an den Sitzungen der Konferenz der Ordensoberen teilnehmen kann. Diese Frage wird noch diskutiert. Vieles spricht dafür sie auf jeden Fall an den Sitzungen teilnehmen zu lassen, da auf diese Weise das Institut in den Überlegungen der Konferenz für höhere Oberen mit vertreten ist. Vieles spricht auch dafür ihnen aber nur ein Rederecht zu übertragen. Die Fragen werden allerdings noch diskutiert. Unklar ist auch, ob dieses Modell durchgehalten werden kann, wenn in der Konferenz der höheren Oberen eine „größere“ Gruppe von diesen Vorsitzenden anwesend ist.

Eine weitere Frage bezieht sich auf die Zuständigkeit im „Notfall“ ein Mitglied aus dem Institut zu entlassen. Dies ist gemäß dem Codex eine kollegiale Handlung (c. 699): Kann sie von der Leitung, die aus Nichtmitgliedern zusammengestellt ist, vorgenommen werden? In den Überlegungen wurde betont, dass eine Entlassung letztendlich immer vom Diözesanbischof bzw. von der Kongregation für das geweihte Leben in Rom bestätigt werden muss (c. 700), so dass eine externe Kontrolle immer vorhanden ist. In diesem Kontext stellt sich auch die Frage nach der Befugnis der Leitung, ein Mitglied eines Instituts unter Berufung auf Gehorsam z. B. zu versetzen. Diese Fragen werden weiterhin diskutiert.

Ein anderer Fragekomplex bezieht sich auf die Zeit nach dem Tod des letzten Mitglieds eines Instituts. Wie lange wird das Institut noch „weitergeführt“? Das Recht selbst sieht vor, dass, wenn hun-



dert Jahre keine Rechtshandlung gesetzt wurde, das Institut erlischt. Das Institut kann aber auch mittels eines Rechtsakts aufgehoben werden: Sowohl die Aufhebung der einzigen Niederlassung (c. 616 § 2) als auch des Instituts als solchem (c. 584) ist dem Hl. Stuhl vorbehalten. In dem erwähnten Beispiel mit einer komplett aus Nichtmitgliedern zusammengestellten Leitung wurde festgelegt, dass die Leitung dafür verantwortlich ist, dass spätestens drei Jahre, nachdem das letzte Mitglied verstorben ist, die Aufhebung durchgeführt ist. Eine langfristige Regelung in Bezug auf die Pflege des Friedhofs muss gewährleistet sein.

Ergebnis

Vielleicht liegt es an dem über Jahrhunderte dauernden Kampf der Niederländer gegen das Wasser: Um zu überleben, wenn das Wasser kommt, muss man über die entsprechenden Vorgehensweisen nachdenken und entscheiden, solange das Hochwasser noch nicht in Sicht ist. Es ist fatal, erst dann Beratungen anzusetzen, wenn das Wasser bereits steigt und ins Haus fließt. Wer allerdings sich rechtzeitig der Situation zu stellen erlaubt, kann eine überlegte und verantwortete Lösung erarbeiten, d. h. eine Lösung, die nicht nur theoretisch gut ist, sondern vor dem Hintergrund des Machbaren auch wirklich umsetzbar ist. Vielleicht ist es dieses Training der Niederländer, dass viele der dort ansässigen Ordensinstitute sich rechtzeitig – d. h. wenn sie die physische und seelische Kraft zur Gestaltung noch besitzen – der Frage stellen, wie es weiter gehen soll, wenn sie selbst nicht mehr für einander sorgen können. In

Gesprächen mit den Ordensangehörigen wird deutlich erkennbar, wie erleichtert sie sind, wenn sie Vorkehrungen für die allerletzte Phase ihres Lebens und ihres Instituts getroffen haben. Sie sind dankbar, dass sie eine Lösung finden konnten, als sie die körperliche und seelische Kraft dazu noch hatten. Ich wünsche Ihnen vor allem den Mut und somit ein Stück Gottvertrauen, dass auch Sie in diesem Lebensabschnitt Ihres Instituts erleben, vom Heiligen Geist getragen zu werden.

.....

- 1 Der vorliegende Text ist eine leicht überarbeitete Fassung meines Vortrags während der von Solidaris Revisions GmbH am 12. Februar 2009 in Freiburg i. Br. organisierten Tagung unter dem Thema „Wohin geht die Reise? Aspekte der Zukunftsgestaltung“. Der Vortragsstil wurde beibehalten.
- 2 Die KNR verfügt über eine eigens eingerichtete Kommission für Kirchenrechtsfragen. Mitglieder dieser Kommission sind Kanonisten, die im Ordensrecht bewandert sind, eine Vertreterin aus den Frauengemeinschaften mit langjähriger Leitungserfahrung sowie ex officio die Justitiarin der KNR, der Generalsekretär der KNR und der Justitiar der Bischofskonferenz. Die beiden Ziviljuristen sind gleichzeitig auch Mitglied der Kommission für Finanz- und Steuerrechtsfragen der KNR, sodass mithilfe dieser Personen ein Austausch zwischen den Gremien gewährleistet ist.
- 3 Der Bischof hat sich auf c. 595 CIC berufen: Es liege in seiner Verantwortung etwas zu tun. Da das Institut diözesanrechtlich ist, musste der Hl. Stuhl nicht gefragt werden, jedoch wurden informell Kontakte gehalten. Nach den Entscheidungen informierte der Bischof den Hl. Stuhl und bat um eine Rückmeldung oder Anregung. Es folgte ein Schreiben des

- Präfekten der Kongregation für das geweihte Leben (Prot.n. DD537-1/2007), in dem dieser bekundete, die Entwicklung mit Interesse zur Kenntnis genommen zu haben und darum bat in wenigen Jahren über die Erfahrungen informiert zu werden.
- 4 Eine Niederlassung (domus) ist nicht identisch mit einem Gebäude. Mehrere Gemeinschaften können gemeinsam eine Niederlassung bilden (zur Zeit des CIC /1917 sprach man von Filiale einer Niederlassung). Es kann auch sein, dass die Niederlassung ohne Gebäude existiert, z.B. wenn die letzten Schwestern in Spezialkliniken für Demenzzranke oder in anderen Institutionen untergebracht werden müssen und sie deswegen nicht mehr zusammenleben. Kirchenrechtlich gehören sie dennoch zu der einen Niederlassung.
 - 5 Im Grunde wird hier vorgegangen wie auch bei Neugründungen: Zuerst wird eine Niederlassung unter dem Generalat errichtet und wenn mehrere Niederlassungen in einem Territorium existieren, wird zuerst eine Region und anschließend eine Provinz gegründet. Bei einem Alterungsprozess kann man diesen Weg auch rückwärts gehen: Von der Provinz zu einer Niederlassung unter dem Generalat. Die meisten Konstitutionen kennen Normen in Bezug auf Niederlassungen, die dem Generalat direkt unterstellt sind, so dass die Konstitutionen oft für den „Rückwärtsprozess“ nicht angepasst werden müssen. Erforderlich ist dann nur den Denkprozess anzupassen.
 - 6 Zunehmend müssen z. B. Anträge für Pflegestufen gestellt und ausgefüllt werden. Dieses erfordert eine gute Kenntnis des Systems und ist oftmals für eine gerade eingewanderte Ausländerin zu kompliziert. Eine weitere Hürde bei der Einwanderung von Schwestern aus nichteuropäischen Ländern sind die Einwanderungsgesetze und Bestimmungen. So sind z. B. Sprachkenntnisse und Vertrautheit mit der Gesellschaft immer öfter Bestandteil eines „Einwanderungstests“. Diese Anforderungen sind aber für jemand, der eine Leitungsaufgabe übernehmen soll, auch wirklich wichtige Voraussetzungen, da eine Kommunikation mit der Welt, in der man lebt, als Oberin auch erforderlich ist.
 - 7 Die Statistik in Deutschland spricht für sich: So waren am 31.12.2007 80 Prozent der Ordensfrauen über 65 Jahre alt. In vielen klerikalen Instituten, die ab dem 18. Jahrhundert gegründet wurden, ist die Situation ähnlich.
 - 8 Da auch die Priester älter werden und vielfach selbst nur noch in der Lage sind die Eucharistie zu feiern, es den Schwestern aber wichtig ist, dass eine gute Seelsorge und ein lebendiges geistiges Leben aufrechterhalten bleiben, ergreifen Institute die Möglichkeit, Pastoralreferenten oder -referentinnen zu ernennen. Diese kümmern sich z. B. um ein gut geleitetes Stundengebet, organisieren oder leiten Exerzitien in der Niederlassung – zu bedenken ist, dass die Ordensmitglieder ja wegen ihres Alter auch nicht mehr in Exerzitien fahren können – sind für Seelsorgegespräche anwesend, organisieren die Beerdigung usw. Obwohl der Arbeitgeber für diese Pastoralreferenten das Institut ist, haben viele eine missio canonica des Ortsbischofs. Sie üben etwa die Aufgabe eines Seelsorgers im Altersheim aus.
 - 9 Siehe zu dieser Frage auch meinen Aufsatz „Auflösung von Religiöseninstituten. Die vermögensrechtlichen Aspekte aus kirchenrechtlicher Sicht“ in *Ordenskorrespondenz* 46 (2005) 196-214.
 - 10 Es ist bereits vorgekommen, dass die letzten Mitglieder, die in Altenheimen lebten, sämtlich nicht wussten, wo die Dokumente sind und wer befugt ist zu handeln.
 - 11 Canon 636 §1 legt nicht fest, dass der Ökonom Mitglied sein muss: Vorgeschrieben ist nur, dass es in jedem Institut einen Ökonom geben muss, „der vom Oberen verschieden und nach Vorschrift des Eigenrechts eingesetzt ist.“ Im Reformprozess des Codex wurde die Frage gestellt, ob der Ökonom ein Mitglied des Instituts sein muss. Die Antwort der Kommission lautete, dass man dies im Gesetz nicht festlegen

sollte und dass jedes Institut selbst entscheiden müsse, ob es angebracht sei, ein Nichtmitglied als Ökonom zu haben (Communicationes 1995, S. 102). Kanonisten, die fordern, dass der Ökonom ein Mitglied des Instituts sein müsse, führen als Argument meist an, dass dieses „immer so gewesen sei“. Wichtig ist, dass der Ökonom Ahnung hat (vgl. c. 594). Gibt es kein Mitglied, das Ahnung hat, so sollte eine Dispens von den Konstitutionen beantragt oder die Konstitutionen geändert werden.

12 Vgl. Joachim Scheepers „Toekomstige bestuurbaarheid“ in *KNR-Publicatie no. 29: Toekomstplanning (2): Een drietal verkenningen*. Den Bosch, 2003, 1-11.

13 Vor kurzem wurde ich mit folgendem Fall konfrontiert: Ein Mitglied musste nach erwiesenem, aber verjährten Missbrauch an Minderjährigen in einer Gemeinschaft untergebracht werden. Den Mitbruder aufzunehmen erwies sich als eine große Belastung für die übrigen Mitglieder der Gemeinschaft auch deswegen, weil der Mitbruder nicht einsichtig war. Diese Situation ist eine immense Belastung für den 73-jährigen Hausoberen.

14 Wenn nun dieses Nichtmitglied fast alle Aufgaben erfüllt, die einem Oberen zukommen, und diese Person de facto als Oberer fungiert, darf und soll man ihn dennoch nicht als Oberen bezeichnen. „Oberer“ ist eine Amtsbezeichnung, die nur derjenige führen darf, der das Amt de iure innehaben kann und hat. Die zwölf genannten Kriterien sind rechtliche Kriterien. Können die wichtigsten nicht durch das Nichtmitglied erfüllt werden, so darf diese Person nicht als „Oberer“ bezeichnet werden (Dies gilt auch für einen „Oberen“, der zwar Ordensangehöriger ist, nicht aber dem Institut angehört, das er de facto leitet). Andere Aspekte, die der Koordinator nicht erbringen kann, müssen auf eine andere Art und Weise ausgeübt werden (wie die Kriterien 5 und 7). Nebenbei bemerkt, manchmal ist laut Konstitutionen ein Oberer auch Mitglied eines Kapitels und das ist bei einem Nichtmitglied sicherlich nicht möglich.

15 Die KNR hat für die Stelle einer Koordinatorin Modellverträge entwickelt.

16 Die Nota von 2004 fasst die „Oberer-Aufgabe“ wie folgt zusammen: Der Obere ist der von den Mitgliedern des Instituts bestellte Ansprechpartner für die Mitglieder in Bezug auf ihr Leben in Übereinstimmung mit den Gelübden und über die Gestaltung und Qualität des Ordenslebens des Mitgliedes und der Gemeinschaft.

17 Diese Mitglieder gehören – auch auf Grund des niederländischen Zivilrechts – kirchenrechtlich oft nur noch einer Niederlassung (domus) an.

18 Nicht zu verschweigen ist, dass die Erfahrungen mit der Übernahme der Leitung durch Ordensschwestern anderer Institutionen nicht immer positiv waren, da diese oftmals – so stellte sich heraus – zu sehr aus der Perspektive ihres eigenen Instituts handelten. Die Kulturunterschiede zwischen den Instituten wurden dann unzureichend wahrgenommen. Dies galt insbesondere bei „verwandten“ Institutionen, wie z. B. Franziskanerinnen von X und Franziskanerinnen von Y. Nur weil sie Franziskanerinnen sind, besitzen sie noch nicht die gleiche Kultur. Nicht-Ordensangehörige als Koordinatorinnen können deswegen manchmal einfacher und auch effektiver die Leitung übernehmen, weil sie sich bewusst auf eine ihnen „fremde“ Kultur einstellen.

19 In Gesprächen mit Mitarbeitern der Kongregation für das geweihte Leben in Rom wurde die rechtmäßige Autonomie betont: Es sollte verhindert werden, dass der Ökonom des Bistums sich selbst als Ökonom des Instituts bei Veräußerungen bezüglich des Vermögens des Instituts, die notwendige Zustimmung erteilen müsste (vgl. c. 638 § 3 und 4). Die rechtmäßige Autonomie wäre dann nicht mehr gewährleistet.

20 Nach meinem Vortrag wurde ich informiert, dass der Antrag einer Föderation von kontemplativen Schwestern in den Niederlanden, in die Leitung der Föderation ebenfalls Nicht-Mitglieder aufnehmen zu dürfen, von Rom stattgegeben wurde.

Fragebogen als Handreichung für eine Bestandsaufnahme und Zukunftsgestaltung für Ordensinstitute

Dieser Fragebogen wurde 2002 vom Sekretariat der Konferenz für Höhere Obere in den Niederlanden (KNR) als Diskussionsanleitung entwickelt. Ziel war es, den Instituten zu helfen, eine Bestandsaufnahme zu machen und Wege für die Zukunftsgestaltung zu initiieren. (Es handelt sich also nicht um eine Umfrage!) 2009 wurden die Fragen mit Hinblick auf Deutschland übersetzt und von Frau Prof. Dr. Myriam Wijlens mit geringfügigen Änderungen angepasst.

1. Ziel und Zweck

- Was sind die Ziele und Zwecke Ihres Instituts als Ordensgemeinschaft?
- Sind Sie in der Lage diese ausreichend umzusetzen?

2. Spiritualität

- Wie gestalten Sie ein lebendiges spirituelles Leben Ihrer Angehörigen?

3. Seelsorge

- Ist ausreichende Seelsorge gewährleistet? Wie lange noch können Sie diese gewährleisten?
- Gibt es einen für die Gemeinschaft(en) eigens beauftragten Priester? Ein/e Pastoralreferent/in (oder eine einem Krankenhausseelsorger ähnliche Person)?
- Wird die Eucharistie täglich gefeiert? Wenn dies z. B. wegen Priestermangel nicht geht, was passiert dann?

4. Leitung

- Gibt es eine ausreichende Zahl von Ordensangehörigen, die fähig sind, die verschiedenen Leitungsfunktionen auszuüben? Wie viele Jahre können diese Personen das noch? Wie alt sind diese Personen in acht bzw. zwölf Jahren (vielfach zwei Amtszeiten)?
- Gibt es mehrere Ordensangehörige, die das Amt der (höheren) Oberin ausüben können?
- Wird Ihr Institut von Deutschland aus geleitet? Sie haben keine höhere Leitung im Ausland, aber sind verantwortlich für Häuser im Ausland? Wie wird dies langfristig geregelt?

5. Internationale Finanzen

- Verwalten Sie Vermögen von ausländischen Teilen Ihres Instituts in Deutschland (z. B. für das Generalat oder für andere Provinzen? Haben Sie eine Missionsprokur?) Wenn ja, wer trägt die Verantwortung dafür?

- Erwarten Sie in diesem Bereich kurzfristig Änderungen? Wenn ja, sind Sie ausreichend informiert über die Optionen und / oder Schwierigkeiten?

6. Novizen

- Gab es in den letzten zehn Jahren zu mindest Novizen? Wie viele ewige Gelübde wurden abgelegt und gehören diese Personen noch immer zu Ihrem Institut? Was bedeutet dies für die Zukunft Ihres Instituts?
- Arbeiten Sie in Bezug auf Ausbildung und Gestaltung der Novizen mit anderen Gemeinschaften zusammen?

7. Apostolat

- Hat Ihr Institut (noch) eigene „Apostolatswerke“ (Krankenhaus, Altersheim, Kindergarten, Bauernhof, usw.)?
- Hat Ihr Institut die Leitungsverantwortung für diese „Werke“?
- Haben Sie Pläne, die Leitungsverantwortung abzugeben? Wie sehen diese Pläne aus?

8. Pflege und Unterkunft der Angehörigen

- Sprechen Sie in Ihrem Institut über Pflege und Unterkunft ihrer Angehörigen?
- Gibt es Regelungen in Bezug auf Unterkunft der Ordensangehörigen wie z.B. im Alters- und Pflegeheim (spezialisierte Pflegeheime z.B. wegen Altersdemenz)? Wurde das schriftlich geregelt? Wird dies regelmäßig aktualisiert?
- Erwarten Sie, Häuser / Gebäude schließen bzw. verkaufen zu müssen?

Wer wird Sie bei einem Verkauf beraten? Kennen Sie Makler, die Spezialisten für den Verkauf von Klöstern sind?

- Beabsichtigen Sie Ihre eigene Niederlassung so lange wie möglich zu behalten oder können Sie sich vorstellen, Räume zu mieten?
- Besitzen Sie Gebäude die unter Denkmalschutz stehen? Welche Konsequenzen hat dies für Sie?

9. Finanzen

- Verwalten Sie die Finanzen selbst oder haben Sie ein anderes (größeres) Ordensinstitut beauftragt, dies für Sie „mitzuerledigen“?
- Arbeiten Sie mit einem Haushaltsplan? Erfahren Sie dies als ein hilfreiches Instrument?
- Ist die Jahresabrechnung leserfreundlich und für die Ordensleitung nachvollziehbar oder wünschen Sie sich ein klareres Model?
- Beauftragen Sie einen Steuerberater um die Jahresabrechnung zu kontrollieren?

10. Vermögensanlagen

- Ist ein Teil Ihres Vermögens in Anlagen investiert?
- Welche Anlagenzwecke¹ oder Anlageprofile habe Sie und wurde mit Ihrer Bank ein Abkommen² vereinbart bezüglich Risiken usw.?
- Haben Sie schriftlich festgelegt, was die Rahmenbedingungen für Ihre Anlagen sind?
- Wer ist Ihr Anlageberater? Warum nur eine Person? Wie wird diese Person kontrolliert / beaufsichtigt / evaluiert?

11. Reserven

- Welche Reserven haben Sie in Ihren Haushalt aufgenommen? Zu denken wäre an: a) Reserve für Lebenskosten, b) Reserve für extra Personal wie z.B. Pflegekräfte, Gärtner, Sekretärin für die Leitung, Buchhalterin usw. c) Reserve für die Instandhaltung der Gebäude
- Wurden diese Reserven als Beschlüsse der Leitung festgelegt und wird regelmäßig überprüft, ob sie noch richtig sind oder einer Korrektur bedürfen?

12. Archiv, Kunst, Friedhof

- Wie steht es um Ihr Archiv? Was haben Sie mit dem Archiv vor? Wer soll es erhalten wenn Ihr Institut nicht mehr existiert? Gibt es Überlegungen zu einem Zentralarchiv?
- Besitzen Sie Kunstobjekte? Gibt es eine Inventur dieser Objekte? Wissen Sie welchen Wert diese Objekte haben?
- Besitzen Sie einen eigenen Friedhof? Welche Zukunft hat dieser Friedhof z.B. wenn das näher gelegene Kloster verkauft werden soll? Wer wird sich um diesen kümmern, wenn alle Ordensangehörigen verstorben sind?

13. Außenstehende Unterstützung

- Ist eine Fusion (oder andere Form von Kooperation) mit z.B. einer Nachbarprovinz geplant? Welche Argumente werden verwendet, dies (noch) nicht zu tun?
- Expecten Sie Unterstützung von der Generalleitung oder von anderen Provinzen, wenn Sie selbst die Leitungsfunktionen nicht mehr ausüben können?

- Expecten Sie Unterstützung auf der spirituellen oder Leitungsebene aus ihrer geistigen Familie, z.B. der franziskanischen, karmelitischen oder benediktinischen Familie? Wissen diese anderen Personen / Institutionen bereits, dass Sie dies erwarten?
- Hoffen Sie, dass Sie irgendwie Hilfe erhalten, wissen aber noch nicht wo und von wem? Haben Sie bereits Pläne z.B. indem sie bestimmte Aufgaben „outsourcen“?

14. Beziehung zum Bistum

- Hat das Bistum eine rechtliche Verantwortung für Sie?
- Ist das Bistum an Ihnen interessiert? Haben Sie Kontakte mit dem Zuständigen für Ordensangelegenheiten? Wird ihre Jahresabrechnung dem Bistum vorgelegt?

15. Position von Nichtmitgliedern

- Haben Sie Nichtmitglieder als Berater ihrer Leitung oder erwägen Sie diese Möglichkeit?
- Haben Nichtmitglieder „leitende Aufgaben“ in ihren Gemeinschaften?
- Wie erleben Sie ihre Aufgabe als „Arbeitgeber“ für Laien, insbesondere im Bereich der Kernaufgaben wie Koordinatorin oder Pastoralreferentin? Expecten Sie für sich Probleme in diesem Bereich in der näheren Zukunft?

16. Wichtige Dokumente

- Haben Sie als Institut irgendwo festgelegt, was mit Ihrem Vermögen geschehen soll, wenn das Institut aufgehoben wird? Wenn z.B. das Vermögen z.T. einer Institution in



einem afrikanischen oder asiatischen Land übergeben, es aber (z.B. wegen Inflation) in Deutschland verwaltet werden soll, wie haben Sie das geregelt?

- Sind Sie bereit, Kopien ihrer Konstitutionen, Statuten als eingetragenen Vereine, GmbH und anderer relevanten Dokumenten, die in der Endphase eines Instituts wichtig sind, beim Büro der Konferenz für höhere Obere zu hinterlegen?³

17. Allgemein

- Erwarten Sie kurzfristig Unterstützung in irgendeinem Bereich? Wie kann die Konferenz für höhere Obere helfen?

.....

- 1 Man kann einen großen Gewinn beabsichtigen oder vielleicht eine gesicherte Altersversorgung.
- 2 In dem Abkommen ist z.B. geregelt, welche Risiken die Bank eingehen darf und welche Rendite Sie mindestens haben möchten.
- 3 Es ist in den Niederlanden passiert, dass die letzten Mitglieder eines Instituts nicht wussten, wo diese Dokumente sind.

» Das Ziel ist es,
eine Bestandsaufnahme
zu machen und sich ernsthaft zu fragen,
welchen Herausforderungen
man begegnen wird und
wie man glaubt, ihnen kurz- oder lang-
fristig begegnen zu können.«

Myriam Wiljens

Dominicus M. Meier OSB

Prof. P. Dr. Dominicus Meier OSB trat 1982 in die Benediktinerabtei Königsmünster in Meschede ein und empfing 1989 die Priesterweihe. Seit 2001 amtiert er als Abt seiner Gemeinschaft und ist zudem Inhaber des Lehrstuhls für Kirchenrecht an der Pallottinerhochschule Vallendar. Dem Vorstand der Deutschen Ordensobernkonzferenz (DOK) gehört Meier als Beisitzer an.



Dominicus M. Meier OSB

Wenn es dann nicht mehr geht...

Entscheidungen im Rahmen einer Klostersauflösung

Einleitung

In die Umbrüche der kirchlichen Gemeinschaft sind auch die Ordensleute gestellt. Sie haben teil an den Veränderungen und Einschnitten der Kirche in unserer Zeit. Angesichts enger werdender finanzieller Spielräume, des Ausbleibens des klösterlichen Nachwuchses, der Überalterung der Konventsmitglieder, ungünstiger beruflicher Perspektiven für die Mitglieder der Gemeinschaft oder der Fusion von Provinzen stellen sich die Ordensleitungen immer häufiger die Frage, wie lange eine klösterliche Niederlassung mit all ihren Einrichtungen und Gebäuden in der heutigen Form noch bestehen kann. Sie sind vor die Frage gestellt, wie sie im Lichte aktueller Entwicklungen die klösterlichen Gebäude und Kirchen nutzen bzw. umnutzen wollen, um die derzeitige Krise zu meistern. Dabei lebt die Rede von der Krise und vom Umbruch stets von der Hoffnung, dass

sich noch etwas ändern wird. Was aber ist, wenn es dann wirklich nicht mehr geht? Wie lange verschließt sich eine Gemeinschaft der Macht des Faktischen und zögert notwendige Entscheidungen heraus?

Bevor die endgültige Entscheidung fällt, ein Institut ganz zu schließen oder aufzuheben, stehen Konvente vor der Frage, wie die klösterlichen Gebäude einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht bzw. anders genutzt werden können. Auch im Rahmen der territorialen Neustrukturierung der Seelsorge durch den zuständigen Diözesanbischof und der notwendigen Zusammenlegung von Pfarreien wird die Bestandsfrage von Klosterkirchen immer häufiger aufgeworfen, wenn diese z.B. von einer Ortsgemeinde als Pfarrkirche genutzt, aber in Zukunft nicht mehr benötigt werden. An wen können Gebäude und Grundstücke guten Gewissens vermietet bzw. verkauft werden, damit eine

christliche Grundausrichtung erhalten bleibt? Verfügt eine Ordensgemeinschaft über einen eigenen Klosterfriedhof, so stellt sich hier nicht nur aus pietistischen Gründen die Frage, was bei einer Veräußerung des Grundstückes zu beachten ist, sondern auch aus rechtlichen Gründen.

Mit diesen Finanzfragen und der Abwicklung von Immobilienverkäufen geht die Sorge einher, in welcher Form die noch verbleibenden Mitglieder eines Institutes im Alter abgesichert werden können. In Zeiten ungebrochener Aktivität und Gesundheit beziehen die Institutsmitglieder ihren Lebensmut größtenteils aus ihrem Vitalitätsgefühl.¹ Was aber ist, wenn Lebensunzufriedenheit und Lebenseingrenzung durch Krankheit und Überalterung zu den bestimmenden Themen innerhalb einer Gemeinschaft werden?

Die folgenden Überlegungen möchten einigen von diesen Fragen nachgehen und kirchenrechtlich gangbare Lösungsansätze aufzeigen, ohne jedoch den Eindruck von Vollständigkeit zu erwecken. Jedes Institut und jeder Konvent sind in ihrer Einmaligkeit zu betrachten und Einzellösungen aus Wertschätzung und Achtsamkeit für die Brüder und Schwestern anzustreben. Gleichzeitig möchte ich mit diesem Artikel gegen das Phänomen anschreiben, dass gerade die kleinen und überalterten Gemeinschaften sich der Dringlichkeit dieser Fragen nicht stellen und einen Klärungsbedarf nicht sehen bzw. akzeptieren wollen. Im Rahmen der Mitgliederversammlung der Deutschen Ordensoberkonferenz 2009 in Vallendar wurde an alle Mitgliedergemeinschaften ein Fragebogen ausgeteilt. Es sollte erhoben werden, wo die

Konferenz für ihre Mitglieder fachliche Hilfen bei all diesen Fragestellungen anbieten bzw. vermitteln kann. Mit großem Erstaunen mussten die Mitglieder des Vorstandes feststellen, dass nur 26 Gemeinschaften auf den Fragebogen antworteten, von denen konkret fünf Gemeinschaften Klärungshilfen im Zugehen auf die anstehenden Fragestellungen erbateten, drei Unterstützung auf einem geistlich motivierten Weg einer Entscheidungsfindung, weitere zwei Anregungen zur Klärung struktureller Fragen, und ebenfalls zwei beim Ordnen und Klären wirtschaftlicher Fragen. Im Blick auf eine Unterstützung bzw. Begleitung sahen zehn Gemeinschaften sich durch ihre Kongregation / Föderation in diesen Thematiken ausreichend unterstützt und begleitet, sieben durch ihre Diözese und fünf durch eine andere Gemeinschaft² bzw. eine externe Institution (z.B. Solidaris Revisions GmbH). Aufgeworfen wurden seitens der Gemeinschaften die Problemkreise Leitungsverantwortung (3), ökonomische Verantwortung (3) oder die Bewältigung der Verwaltungsaufgaben (1). Keine Anfrage gab es im Blick auf die Altersversorgung der Institutsmitglieder.

Haben die Mitglieder des Vorstandes die Zeichen der Zeit nicht richtig gedeutet, so frage ich, oder wie lange kann und will man sich in einzelnen Gemeinschaften den drängenden Fragen noch verschließen? Wie lange können Obere den Kopf in den Sand stecken und hoffen, dass die Krise vorübergeht? M.E. ist in einigen Gemeinschaften die Zeit so weit vorangeschritten, dass nicht mehr von der Krise und dem Übergang gesprochen werden kann, sondern die Gemeinschaft sich der Realität

stellen sollte: Wir sind eine sterbende Gemeinschaft! Was ist zu tun, wenn eine Gemeinschaft diese Feststellung würdevoll in emotionaler und rechtlicher Hinsicht akzeptiert? Was wir als Ordenschristen über diese Veränderungen in angemessener Weise zu denken haben, ist m.E. das wichtigste Thema einer Spiritualität gelingenden Alterns und auch ein Zeugnis für die Welt neben allen notwendigen Planungen und Absicherungen.

1. Kanonische Umnutzung von Klostersniederlassungen nach c. 612 CIC

Der Gesetzgeber normiert in c. 612 CIC: Damit eine Ordensniederlassung zu apostolischen Werken bestimmt werden kann, die verschieden sind von jenen, für die es errichtet wurde, ist die Zustimmung des Diözesanbischofs erforderlich; dies gilt aber nicht bei einer Änderung, die, unbeschadet der Gründungsgesetze, sich lediglich auf die interne Leitung und Ordnung bezieht. Der Sinn einer notwendigen Zustimmung des Diözesanbischofs bei Änderungen bzgl. der apostolischen Werke, sofern diese verschieden sind von jenen, für die das Haus errichtet wurde, ergibt sich aus c. 611, 2 CIC. Danach brachte die Gründung eines Hauses zwar einerseits das Recht mit sich, die dem Institut eigenen apostolischen Tätigkeiten auszuüben, andererseits wurde aber bestimmt, dass der Bischof seiner Zustimmung Bedingungen hinzufügen kann. Um diese bischöfliche Einflussnahme zu Beginn einer Gründung nicht durch spätere Änderungen seitens des Instituts unterlaufen zu können, hat das kirchliche Gesetzbuch mit diesem Canon die Lücke

geschlossen (vgl. schon can. 497 § 4 CIC/1917). Dabei unterscheidet der Gesetzgeber zwischen einer äußeren und einer inneren Zweckumwandlung.

1.1 Äußere Umnutzung einer klösterlichen Niederlassung

Eine den äußeren Bereich betreffende Umnutzung ist beispielsweise dann gegeben, wenn aus der Apostolatsaufgabe „Erziehung und Bildung“ nun in einem Haus die Aufgabe „Beicht- und Telefonseelsorge“ werden soll. Man kann also den Grundsatz aufstellen: Bei äußeren Umwandlungen, die das Apostolat des Instituts und die Zielsetzung der apostolischen Aufgaben eines Instituts betreffen und für die Diözese übernommen wurden, ist das gleiche erforderlich wie bei einer Neugründung: die Zustimmung des Diözesanbischofs.

1.2 Innere Umnutzung einer klösterlichen Niederlassung

Anders verhält es sich mit der inneren Zweckumwandlung eines Klosters (vgl. die gleichlautende Bestimmung des can. 497 § 4 CIC/1917) aus Gründen der inneren Leitung und der Disziplin eines Instituts. Die Errichtung oder Aufhebung des Noviziates, institutseigener Ausbildungskurse oder diese begleitender Praktika in einer Niederlassung sind dem inneren Bereich einer Gemeinschaft zuzuzählen. Diese sind für den Bischof nicht von Interesse, weil sie nicht direkt in seine Diözese ausstrahlen und diözesane Gläubige an den Kursangeboten nicht teilnehmen können. Eine salvatorische Klausel zugunsten von Gründungsgesetzen ist hinzugefügt. Dass sich die Zustimmungsbedingun-

gen des Bischofs auf innere Zwecke eines Hauses beziehen könnten (c. 611, 2), dürfte ausgeschlossen sein.

1.3 Zustimmungserfordernisse

Von Fragen der Umwandlung und Umnutzung von Gebäuden werden infolge der abnehmenden Zahl von Ordenseintritten und der Überalterung der Ordensgemeinschaften Klöster nicht verschont. Sofern sie nicht ganz geschlossen und aufgehoben werden, stehen die Verantwortlichen vor der Frage, wie solche Gebäude einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht, ihre Nutzung (teil-)verändert oder einem anderen Ziel zugeführt werden können und ob in diesen Fällen eine Zustimmung des Bischof nach c. 612 CIC erforderlich ist.

a) Bauliche Veränderungen an Klostergebäuden, selbst Erweiterungsbauten und deutliche Eingriffe in die Bausubstanz eines Gebäudes, bedürfen nicht der bischöflichen Zustimmung, soweit diese Veränderungen nicht in einem direkten Zusammenhang mit einer Änderung des apostolischen Grundauftrags stehen, die zustimmungsbedürftig ist.

b) Bauliche Veränderungen und Restaurierungen an Klosterkirchen, die im Eigentum des Institutes stehen, bedürfen ebenso nicht der Zustimmung des Bischofs, auch dann nicht, wenn diese Klosterkirche als Pfarrkirche genutzt wird. Die innere Umgestaltung und selbst die Umwandlung eines als Oratorium nach c. 608 CIC genutzten Raumes zu anderen Zwecken gehört in die inneren Belange eines Institutes und ist somit nicht konsensbedürftig; sie unterliegt allein der Verantwortung des zuständigen Oberen.

c) Eine Einschränkung der institutseigenen Kompetenz kann in den zuvor skizzierten Fällen gegebenenfalls durch staatliche Gesetze in Bezug auf die Denkmalpflege und eine entsprechende staatliche bzw. kirchliche Aufsicht erfolgen. Häufig sind Klostergebäude in ihrer baugeschichtlichen Bedeutung Denkmäler. Als historische und künstlerische Zeugnisse haben sie Relevanz über den kirchlichen Rahmen hinaus und betreffen so Staat, Länder oder Kommunen. In Deutschland ist die Denkmalpflege Sache der Bundesländer, die sie in den jeweiligen Denkmalpflege-Gesetzen regeln.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Gemäß § 9 des nordrhein-westfälischen Denkmalschutzgesetzes bedarf z.B. der Erlaubnis der Unteren Denkmalbehörde, wer die in die Denkmalliste eingetragenen Baudenkmäler beseitigen, verändern, an einen anderen Ort verbringen oder die bisherige Nutzung ändern will. Änderung ist dabei jede Tätigkeit, die den bestehenden Zustand abändert, auch wenn dieser nicht der historisch originale ist oder nicht auf rechtmäßige Weise zustande gekommen ist. Als Beispiel seien genannt: Teilabbruch, Umgestaltung der Fassade, Anbringung von Schutzverkleidungen, Auftragen eines neuen Verputzes oder Anstrichs, Änderung der Fenster, des Grundrisses oder der Einbau einer Heizungsanlage. Gemäß § 2 Österreichisches Denkmal-

schutzgesetz sind alle Denkmäler, die sich im Eigentum oder Besitz einer kirchlichen Körperschaft oder Stiftung befinden, insofern geschützt, als ein öffentliches Interesse an ihrer Erhaltung besteht und das Bundesdenkmalamt diesem Interesse nicht widersprochen hat. Im Interesse der Öffentlichkeit verbietet das Gesetz an solchen Denkmälern nicht nur die Zerstörung, sondern auch jedwede Veränderung, die den Bestand, die überlieferte Erscheinung oder künstlerische Wirkung derselben beeinflussen könnte.³

1.4 Formen einer Umnutzung

Angesichts des komplexen Zusammenspiels von Faktoren auf den verschiedenen Ebenen der Religion, des kulturellen Erbes, der Emotionen etc. ist eine Umnutzung von Klostergebäuden und vor allem Klosterkirchen mit größter Sorgfalt durchzuführen.⁴ Als Hilfestellung für die Institutsleitung können die Beurteilungskriterien und Entscheidungshilfen gelten, die die Deutschen Bischöfe in ihrer Arbeitshilfe zur Umnutzung von Kirchen herausgegeben haben.⁵ Die Vorschläge sind als Stufenmodell geordnet, d.h. zuerst wird das genannt, was am wünschenswertesten erscheint (Nutzungspartnerschaften), um über verschiedene Zwischenstufen (Nutzungsübergabe, Mehrzwecknutzung) zur ultima ratio zu gelangen, dem Abriss. In der Setzung der Prioritäten äußert sich der Wille der Bischöfe, auf einer möglichst großen Beibehaltung der Entscheidungs- und Verfügungsmacht für den Eigentümer zu bestehen und so weiterhin über die Zweckbestimmung und Nutzung des Gebäudes bestimmen zu können.

1.4.1 *Nutzungspartnerschaften:*

Im Falle einer Nutzungspartnerschaft nutzt die Ordensgemeinschaft die Klosterkirche für ihre Gottesdienste, bietet sie aber auch anderen christlichen Kirchen oder kirchlichen Gemeinschaften für deren Liturgien an. Denkbar erscheint auch die Nutzung bzw. Teilnutzung der Kirche für Vorträge, Konzerte oder Ausstellungen; die Kirche bewahrt aber ihren Charakter als geweihtes Gotteshaus. In diesem Falle hat der Ordensobere als Kirchenrektor und in Übereinstimmung mit evtl. erlassenen diözesanen Ordnungen zu entscheiden, was mit der Heiligkeit des Ortes vereinbar ist und was nicht.⁶ Als Ordinarius kann er eine teilweise Verwendung der Klosterkirche zu anderen Zwecken bestimmen, sofern der Zweck nicht mit der Heiligkeit des Ortes unvereinbar ist.

1.4.2 *Nutzungsübergabe:*

Ein Fall der Nutzungsübergabe liegt vor, wenn eine Gemeinschaft ihre Klosterkirche nicht mehr für die eigene Eucharistie und das Stundengebet nutzt, sondern sie einer anderen christlichen Kirche (z.B. evangelischen oder orthodoxen Gemeinden, muttersprachlichen Gemeinden oder einer Personalgemeinde) auf Dauer für eine liturgische Nutzung zur Verfügung stellt. Eine besondere Form der Nutzungsübergabe liegt sicher vor, wenn die Klosterkirche als Ort der Trauer oder als Begräbnisstätte genutzt werden soll. In diesen Fällen ist eine enge Abstimmung mit dem Diözesanbischof notwendig.

1.4.3 *Mehrzwecknutzung:*

Bei der Mehrzwecknutzung handelt es sich um die vorläufige Beendigung der liturgischen Nutzung durch die Ordens-



gemeinschaft. Die Klosterkirche wird für einen längeren Zeitraum⁷ nicht mehr zum Gottesdienst, sondern zu sonstigen kirchlichen, kulturellen oder kommerziellen Zwecken umwidmet und dann an Dritte vermietet bzw. verpachtet. In diesem Falle sind die kirchenrechtlichen Bestimmungen des c. 1222 § 2 CIC zu erfüllen und eine Profanierung durch den Bischof durchzuführen.⁸ Wird die Klosterkirche nach dieser Zeit der Umnutzung wieder für die Feier der Eucharistie genutzt, ist eine neue Dedikation oder Benediktion erforderlich.

Aufgrund der Vertragsfreiheit bei der Vermietung bzw. Verpachtung kann die Ordensgemeinschaft jede zulässige Art von Nutzungsbeschränkung in den Vertrag aufzunehmen, um etwaigen emotionalen Barrieren von Nachbarn oder dem Vorwurf des Traditionsverlustes von christlicher Kultur und geprägtem Lebensraum begegnen zu können.

1.4.4 Verkauf:

Als eine letzte Möglichkeit der Umnutzung vor dem Abriss einer Klosterkirche steht der Versuch, einen Käufer für die Immobilie zu finden, was sicher nicht einfach sein wird. Zu beachten ist, dass der Wert der Klosterkirche beim Verkauf leicht die sogenannte „Romgrenze“ überschreiten kann und somit neben den erforderlichen ordensinternen Zustimmungen der Beratungsgremien die Erlaubnis des Apostolischen Stuhles einzuholen ist. Derzeit gelten bezüglich der Obergrenze der finanziellen Vollmachten nach Norm des can. 638 § 3 CIC folgende Werte:

Deutschland:	5.000.000,-- Euro
Österreich:	3.000.000,-- Euro
Schweiz:	5.000.000,-- SFR. ⁹

Dem Verkauf der Klosterkirche muss in jedem Fall eine Entwidmung durch den zuständigen Bischof vorausgehen.

2. Kirchenrechtliche Formen der Klostersauflösungen¹⁰

Im Folgenden sollen die verschiedenen Formen der Auflösungen auf der Grundlage des geltenden Codex Iuris Canonici dargestellt werden. Dabei ist zu unterscheiden, ob von der Auflösung einzelner Niederlassungen als juristische Personen innerhalb eines Ordensinstitutes (c. 616 CIC) oder vom Auflösen des gesamten Institutes (c. 584 CIC) die Rede ist. Jede dieser Formen hat andere institutseigene bzw. äußere Handlungsträger mit unterschiedlichen Kompetenzen und Befugnissen. Bei der Darstellung werden die vermögensrechtlichen Folgen und der damit verbundene Anfall des Institutsvermögens behandelt.

2.1 Auflösung eines Institutes als Ganzes (c. 584 CIC)

Dem Apostolischen Stuhl (c. 589 CIC) und den Diözesanbischöfen (c. 579 CIC) bzw. den ihnen im Recht gleichgestellten Vorstehern von Teilkirchen kommt das Recht zu, durch förmliches Dekret Institute des geweihten Lebens zu errichten, wobei das Recht der Bischöfe sich auf ihr Territorium bezieht und der Apostolische Stuhl zu konsultieren ist. Dagegen ist die Aufhebung eines Institutes gemäß c. 584 CIC allein Sache des Apostolischen Stuhls.¹¹

Aufhebung im Sinne des Gesetzes bedeutet, dass die Rechtspersönlichkeit des gesamten Institutes, sei es päpstlichen oder diözesanen Rechtes, durch

einen hoheitlichen Akt zum Erlöschen gebracht wird. Ein Bischof kann somit auf seinem Territorium gemäß c. 579 CIC ein Institut wohl gründen, das gegründete aber nicht mehr aus eigener Autorität aufheben.¹²

Besteht ein Institut nur noch aus einer einzigen Niederlassung, so kommt die Aufhebung dieser Niederlassung einer Aufhebung des Institutes gleich. Daher bestimmt c. 616 § 2 CIC im Religiosenrecht ergänzend, dass die Aufhebung des einzigen Hauses eines Instituts Sache des Hl. Stuhls ist. Der Kodex sieht somit für Aufhebung eines Ordensinstitutes als Ganzes, wie für öffentliche kirchliche juristische Personen überhaupt, kein Selbstauflösungsrecht des betroffenen Institutsautoritäten vor, sondern spricht dieses Recht allein dem Apostolischen Stuhl zu.¹³ Diesem wird im Rahmen der Auflösung ferner ein Verfügungsrecht über das Vermögen des Institutes zugesprochen.

Die geltende Regelung des c. 584 CIC ist im Wesentlichen identisch mit der Regelung des can. 493 CIC /1917. Nach dem CIC/1917 war die Aufhebung von Instituten als Ganzes, bischöflichen wie päpstlichen Rechts, Sache des Apostolischen Stuhls, ebenso wie die Verfügung über die zeitlichen Güter, jedoch fand sich bislang noch der Zusatz, dass bei dieser Verfügung der Stifterwille zu berücksichtigen sei.

Auch wenn dies in c. 584 CIC nicht mehr ausdrücklich vom Normgeber aufgenommen wurde, so wird der Apostolischer Stuhl auch weiterhin an den Willen der Stifter und Spender gebunden sein und hat evtl. wohlervorbene Rechte Dritten zu achten.¹⁴

2.2 Auflösungsarten

Der Gesetzgeber unterscheidet generell zwei Formen der Aufhebung:

- die Aufhebung kraft hoheitlicher Auflösung, die in c. 584 CIC normiert ist;
- den Fall des von selbst eintretenden Erlöschens, d.h. den faktischen Untergang einer juristischen Person (sog. *quiescentia iuris*); hierzu aber finden sich im Ordensrecht keine Bestimmungen.

Im letzten Fall ist auf die allgemeinen Regeln hinsichtlich des Erlöschens öffentlicher kirchlicher juristischer Personen zurückzugreifen (vgl. c. 120 CIC).¹⁵ Wurde ein Institut nicht kraft hoheitlicher Auflösung aufgehoben, so würde es beim Tode des letzten Mitglieds oder bei Ausscheiden der letzten handlungsfähigen physischen Person und von diesem Zeitpunkt an gerechnet noch hundert Jahre weiterbestehen, weil es sich bei den Instituten um juristische Personen handelt (c. 120 § 1 CIC in Verbindung mit c. 634 § 1 CIC; ebenso in c. 927 § 1 CCEO). Mit Ablauf der Frist erlischt die Rechtspersönlichkeit ipso facto und bedarf daher keiner nochmaligen Entscheidung einer kirchlichen Autorität; auch wenn aus Gründen der Rechtssicherheit eine amtliche Feststellung dringend zu empfehlen ist, hat diese der Gesetzgeber nicht mehr vorgesehen.¹⁶

In beiden Fällen der Auflösung ist es Sache des Apostolischer Stuhles, über das Vermögen des Institutes letztlich zu entscheiden, vorbehaltlich wohlervorbener Rechte Dritter und der Beachtung des Stifterwillens.



3. Auflösung eines Hauses (c. 616 CIC)

Dieser Canon ist das Gegenstück zu c. 609 CIC, der die Errichtung eines Hauses regelt. Während dort einfach gesagt war, dass die Errichtung einer Niederlassung von der zuständigen ordensinternen Autorität vorgenommen werden kann, nach vorheriger schriftlicher Zustimmung des Diözesanbischofs, und nur für die Errichtung eines Nonnenklosters darüber hinaus die Erlaubnis des Apostolischer Stuhls notwendig ist (c. 609 § 2 CIC), sind die Regelungen hinsichtlich der Auflösung von Häusern eines Institutes differenzierter.

3.1 Normfall (c. 616 § 1 CIC)¹⁷

Der c. 616 § 1 CIC regelt den Normalfall. Danach ist die Auflösung eines Hauses Sache des höchsten Institutsoberen (Supremus Moderator) nach Norm der Konstitutionen. Diese können näher regeln, welcher Art die Beispruchsrechte der Räte sind, ob sie etwa ein Zustimmungsrecht oder lediglich ein Anhörungsrecht besitzen (c. 127 § 2, 2° CIC) oder ob der Auflösung einer Befragung jener Institutsmitglieder voranzugehen hat, die von einer Auflösung betroffen sind. In jedem Fall aber ist der Diözesanbischof zu konsultieren. Anders als bei der Errichtung eines Hauses ist hier nicht seine Zustimmung, sondern nur seine Befragung (Anhörungsrecht) erforderlich. Der Bischof soll die Möglichkeit haben, seine Vorstellungen im Rahmen des diözesanen Pastoralplanes geltend zu machen sowie die Auswirkungen, die eine Auflösung der einzelnen Niederlassung für die Diözese oder den einzelnen Ort haben

könnte, darzustellen. Doch kann der Bischof letztlich die Aufhebung eines Hauses nicht verhindern. Umgekehrt sollten der höchste Obere und jene, die nach Norm der Konstitutionen mit ihm die Entscheidung zu fällen haben, die bischöflichen Ausführungen und Vorstellungen bei ihrer Entscheidung mitbedenken. Der Befragung kommt in der Weise eine besondere Bedeutung zu, dass eine Unterlassung der Befragung des Diözesanbischof nach c. 127 § 2, 2 CIC die Nichtigkeit der Aufhebung zur Folge hat.

Was das Vermögen eines aufgelösten Hauses betrifft, ist es hier Sache des Eigenrechts, darüber zu befinden. Dabei müssen rechtmäßig erworbene Rechte Dritter sowie die eventuellen Verfügungen von Gründern und Spendern beachtet werden. Solche Verfügungen können zum Inhalt haben, dass das Vermögen der aufgehobenen Niederlassung gänzlich oder zum Teil einer bestimmten Verwendung zugeführt wird, z.B. zur Bestreitung der Altersversorgung der zuletzt in einer Niederlassung lebenden Mitglieder oder zur Aufbringung der Kosten für einen etwaigen Pflegeheimplatz, zur Unterstützung eines Apostolates oder Institutswerkes etc.; auch eine treuhänderische Vermögensverwaltung könnte statuiert werden.

3.2 Auflösung des einzigen Hauses eines Instituts (c. 616 § 2 CIC)¹⁸

Die Aufhebung der einzigen Niederlassung eines Institutes steht wiederum dem Hl. Stuhl zu, dem in diesem Falle auch vorbehalten ist, über das Vermögen zu bestimmen. Die Zuweisung der Kompetenz in Fall des c. 616 § 2 CIC erklärt sich daraus, dass diese Auflö-

sung des letzten Hauses eines Institutes der Aufhebung des Instituts als Ganzes gleichkommt. Insofern ist dieser Fall identisch mit dem in c. 584 CIC geschilderten. Primetshofer kann sich dieser Sicht nicht ganz anschließen. Die „Auflösung der letzten Niederlassung ist nicht eo ipso mit der Aufhebung des gesamten Institutes identisch. Solange das Institut noch wenigstens ein Mitglied hat, besteht es weiter. Und selbst wenn es keine Mitglieder mehr hat und die letzte Niederlassung aufgehoben wurde, kann das Institut selbst noch fortbestehen, da es ja nach dem Tod der letzten physischen Person als juristische Person noch 100 Jahre weiterlebt.“¹⁹ Die Zuweisung einer Auflösung des letzten Hauses eines Instituts an den Hl. Stuhl erklärt sich m. E. dadurch, dass es nach Ablauf der Frist von hundert Jahren keine weitere Entscheidung einer kirchlichen Autorität gibt und so der Verweis an den Hl. Stuhl in Stadium der Auflösung gerechtfertigt erscheint.

3.3 Auflösung von Regularkanoniker- und Mönchsklöstern (c. 616 § 3 CIC)²⁰

Eine besondere Regelung erfahren die in c. 613 CIC genannten Klöster sui iuris²¹ der Regularkanoniker und der Mönche. Dazu bestimmt c. 616 § 3 CIC, dass es dem Generalkapitel des Institutes zukommt, über die Auflösung eines Klosters zu befinden. Es ist dies allerdings dispositives Recht, d.h. die Konstitutionen können hier etwas anderes vorsehen. So sind im Eigenrecht die notwendigen Mehrheitsverhältnisse im Generalkapitel und evtl. vorausgehende Befragungen der Institutsmitglieder zu normieren. Eine Befragung des Diözesanbischofs wird im Fall des

c. 616 § 3 CIC nicht erwähnt, obwohl es nicht einsichtig ist, warum es bei Klöstern sui iuris ein Anhörungsrecht nicht geben sollte, da ja die Auswirkungen für die Pastoral der Diözese denen der Auflösung von Klöstern nach c. 616 § 1 CIC nicht nachstehen werden. Man muss aber davon ausgehen, dass auch die Vermögensverwendung in die Kompetenz des Generalkapitels fällt, sofern das Eigenrecht nicht diesbezügliche abweichende Regelungen trifft. Dazu haben z.B. die meisten benediktinischen Kongregationen Vorsorge in ihren Satzungen getroffen, wie die folgenden Beispiele zeigen:

- *Bayerische Kongregation*, Satzungen Nr. 147: „Vorhandene Vermögenswerte fallen der Kongregation zu, sofern nicht besondere Rechtsverhältnisse oder das Generalkapitel überhaupt anders über die Rechtsnachfolge des betroffenen Klosters entscheidet.“
- *Österreichische Kongregation*, Satzungen Nr. 14: „Über die Rechtsnachfolge eines aufgehobenen selbständigen Klosters befindet das Generalkapitel.“
- *Kongregation von St. Ottilien*, Konstitutionen Nr. 18: „Das Eigentum eines aufgehobenen selbständigen Klosters fällt der Kongregation, das eines abhängigen Hauses dem Mutterkloster oder im Fall eines der Kongregation unmittelbar unterstehenden Hauses der Kongregation zu, unbeschadet eines unter Umständen bestehenden Stifter- oder Geberwillens oder wohlervorbener Rechte Dritter.“
- *Schweizerische Kongregation*, Satzungen Nr. 20: „Die Güter eines aufgehobenen selbständigen Klosters



fallen an die Schweizer Benediktinerkongregation, welche jedoch die Rechte Dritte und den Stifterwillen beachten muss.“

Als sinnvoll ist es zu erachten, dass Kongregationen oder Föderationen in ihrem Eigenrecht verankern, dass bei der Aufhebung eines selbständigen Klosters das Vermögen an die Kongregation fällt. Das ist m.E. sachgerecht, da die weitere Versorgung der Mitglieder des aufgehobenen Konventes zu den Aufgaben der Kongregation zählt, bzw. der in ihnen zusammengeschlossenen einzelnen Klöstern. Als zu überdenkende Alternative besteht die Möglichkeit, dass das verbleibende Institutsvermögen bei Auflösung auf jene Klöster aufgeteilt wird, die die verbliebenen Institutsmitglieder in ihre Gemeinschaften aufnehmen, oder aber das Solidarwerk der Orden²² als Begünstigter in der Satzung eines Institutes ausgewiesen ist, soweit eine Gemeinschaft diesem beigetreten ist.

3.4 Auflösung eines Nonnenklosters sui iuris (c. 616 § 4 CIC)²³

Die Aufhebung eines Nonnenklosters sui iuris allein durch den Apostolischen Stuhl erklärt sich daraus, dass gemäß c. 609 § 2 CIC der Apostolische Stuhl auch schon für die Errichtung eines Nonnenklosters zusätzlich seine Erlaubnis geben muss. Während bei der Aufhebung des einzigen Klosters eines Instituts es dem Apostolischen Stuhl zusteht, über das Vermögen zu verfügen, sind bei der Aufhebung eines Nonnenklosters sui iuris dagegen die Vorschriften der Konstitutionen hinsichtlich des Vermögens zu beachten.

3.5 Schließung und Entwidmung von Klosterfriedhöfen

Im Rahmen der kirchenrechtlichen Bestimmungen zur Auflösung eines Klosters soll am Rande eine Thematik gestreift werden, die sich bei der Veräußerung von Ordensimmobilien stellen kann. Was geschieht mit einem ordenseigenen Friedhof, wenn die Gemeinschaft die Absicht hat, das Grundstück zu veräußern bzw. anderweitig zu nutzen?

Der kirchliche Gesetzgeber bietet nur wenige grundlegende Normen über die Friedhöfe (cc. 1240-1243 CIC), da die allgemeinen kirchenrechtlichen Bestimmungen über die Heiligen Orte²⁴ auf sie Anwendung finden und der jeweilige Eigentümer für die Wahrung der Ordnung auf dem Friedhof, insbesondere hinsichtlich Schutz und Pflege ihres sakralen Charakters, eine eigene Friedhofsordnung zu erlassen hat. Die Katholische Kirche und ihre juristischen Personen wie Kirchengemeinden, Kirchenstiftungen oder Ordensinstitute sind berechtigt, eigene Friedhöfe anzulegen oder auch zu schließen, wobei die jeweiligen staatlichen Bestattungsgesetze zu berücksichtigen sind. Während durch die Ankündigung einer Schließung in einem ersten Schritt die Möglichkeit weiterer Bestattungen ausgeschlossen wird, geht durch eine Entwidmung die Eigenschaft des Friedhofs als Ruhestätte der Toten verloren.²⁵

So regelt z.B. § 3 Abs.1 Bestattungsgesetz NRW, dass Friedhöfe ganz oder teilweise geschlossen werden können, aber die völlige oder teilweise Entwidmung nur zulässig ist, wenn der Friedhofsträger für Grabstätten, deren Grabnutzungszeit noch nicht abgelau-

fen ist, gleichwertige Grabstätten anlegt und Umbettungen ohne Kosten für die Nutzungsberechtigten durchführt (Art. 3 Abs. 2 BestG NRW). Eine ähnliche Regelung gibt es im bayerischen Bestattungsgesetz: Gemäß Art. 11 BestG hat der Friedhofsträger zwar das Recht der Schließung, muss dabei bestehende Grabnutzungsrechte wahren. Der Friedhof darf aber erst dann entwidmet werden, wenn sämtliche Ruhezeiten (Art. 10 BestG) abgelaufen sind.

Die Entwidmung, d.h. die Aufkündigung der Zweckbestimmung des Grundstücks als Begräbnisstätte, obliegt der Ordensgemeinschaft als Friedhofsbetreiber, die in dieser Hinsicht keiner Genehmigungspflicht durch eine weitere kirchliche Behörde unterliegt.²⁶ Gegenüber den öffentlichen Stellen besteht, wie schon gesagt, eine Ankündigungspflicht bei der zuständigen Bezirksregierung.

4. Antragsrecht und die Durchführung der Auflösung²⁷

Dem Verfahren zur Aufhebung eines Instituts des geweihten Lebens bzw. eines selbständigen Hauses ist sicherlich ein langer und intensiver Entscheidungs- und Reflexionsprozess vorgeschaltet, ob ein Institut / Kloster sich noch selbst personell oder finanziell tragen kann oder eine Aufhebung sinnvoll erscheint. Gerade diese vorbereitende Phase ist rechtlich nicht hinreichend geordnet und führt leicht zu Missstimmungen zwischen betroffenen Gemeinschaften und verantwortlichen kirchlichen Stellen.

Es kristallisiert sich in dieser Entscheidungsphase die Frage heraus: Wem kommt das Antragsrecht zur Einleitung

eines Auflösungsprozesses zu? Da dies im Rahmenrecht nicht geregelt ist, erscheinen mir generell für die Beantwortung dieser Frage folgende Gremien und Personen im ordensinternen bzw. diözesanen Bereich denkbar:

a) Der Obere und das Kapitel des betroffenen Klosters:

An erster Stelle ist sicher der zuständige Obere in Verbindung mit seinem Kapitel zu nennen. Sie sind diejenigen, die die Aufhebung des Klosters am meisten betreffen wird und die die Schwierigkeiten des täglichen Lebens am ehesten sehen bzw. sehen könnten. Ein realistischer Blick auf die Alterspyramide, fehlende Eintrittszahlen oder die Bilanz der Gemeinschaft wird sensibel für die Zukunft des Klosters machen. Mit Hilfe einer fachlichen Begleitung könnte der Konvent nach einer längeren Reflexions- und Entscheidungsphase den Beschluss fassen, dass es für die Gemeinschaft keinen Bestand gibt und Wege einer Auflösung einzuleiten sind. Kontakte zum „Gründungskloster“ oder zu Klöstern der Kongregation bzw. Föderation scheinen denkbar. Die Übertragung der Professgelübde in eines dieser Klöster kann am Ende des Weges stehen, und finanzielle Regelungen können getroffen werden, die ihrerseits nur noch durch das römische Aufhebungsdekret bestätigt werden müssten.

b) Das Kapitel bzw. einzelne Mitglieder des betroffenen Klosters:

Eine Initiative allein durch das Kapitel eines Kloster oder durch einzelne Mitglieder ist kaum denkbar, da nach der klösterlichen Verfassung ein Willensbildungsprozess innerhalb eines Klosters nicht ohne den Oberen regulär



durchgeführt und einer Entscheidung zugeführt werden kann. Das schließt aber nicht die Möglichkeit aus, dass einzelne Mitglieder die drängenden Überlebensfragen einer Gemeinschaft innerhalb des Kapitels stellen und einen entsprechenden Antrag an den Oberen, das Seniorat oder im Rahmen einer kanonischen Visitation einbringen.

c) Das Generalkapitel einer Kongregation bzw. der Präses:

Ein Antragsrecht zur Aufhebung eines selbständigen Klosters bzw. zur Einleitung eines Entscheidungsprozesses kann sicher dem Generalkapitel einer Kongregation als höchste Autorität gemäß c. 631 CIC zugesprochen werden. Seine Aufgabe ist es vor allem, das in c. 578 CIC beschriebene Erbgut des Instituts zu schützen und eine diesem entsprechende Erneuerung zu fördern, den höchsten Oberen zu wählen, wichtigere Angelegenheiten zu behandeln und Normen zu erlassen, denen alle zu gehorchen haben. Eine entsprechende Norm hat z.B. die Schweizerische Benediktinerkongregation in Nr. 19 ihrer Satzungen erlassen. Ein Kongregationskapitel kann nach vorheriger Rücksprache mit dem Diözesanbischof ein selbständiges Kloster aufheben, sofern der zuständige Abt mit Zustimmung des Kapitels zuvor das Einverständnis erklärt hat; andernfalls ist zuvor die Zustimmung des Apostolischen Stuhles erforderlich. Denkbar ist, dass der Präses einer Kongregation sein Antragsrecht in Verbindung mit dem Generalkapitel und dem betroffenen Konvent wahrnimmt. In Nr. 147 der Satzungen der Bayerischen Benediktinerkongregation ist normiert: „Wird gegebenenfalls die Aufhebung eines selbständigen Klosters

notwendig, so richtet der Abtpräses ein entsprechendes Gesuch an den Apostolischen Stuhl, dem zustimmende Voten des Generalkapitels und des betroffenen Konventkapitels beizufügen sind.“ Angesichts des Wortlauts dieser Bestimmung wird man es dem Präses nicht verwehren können, den vorausgehenden Entscheidungsprozeß einzuleiten.

d) Die Föderationsversammlung einer Föderation bzw. die Präsidentin:

Die rechtliche Kompetenz einer Föderationsversammlung und ihrer Präsidentin darf in keinem Falle mit den zuvor beschriebenen Regelungen innerhalb einer Kongregation verwechselt werden. Die Föderation ist allein der Zusammenschluss mehrerer selbständiger Nonnenklöster zu einer losen Gemeinschaft, welche die Unabhängigkeit der einzelnen Klöster nicht aufhebt, sondern sie nur zu einer gegenseitigen Hilfe verbindet. Die jeweilige Autonomie des Einzelklosters bleibt gewahrt. Innerhalb dieser Struktur wird es schwer sein, eine Verantwortung der anderen für einen betroffenen Konvent und damit die Einleitung eines Reflexionsprozesses zu legitimieren.

e) Der Abtprimas:

Die Statuten der Benediktinischen Konföderation räumen z.B. dem Abtprimas das Recht zur Visitation eines Klosters ein, das der Konföderation angehört (Lex propria 46). Als Ergebnis einer Visitation ist denkbar, dass er dem Generalkapitel bzw. dem Präses der betreffenden Kongregation die Bitte um Aufhebung des betroffenen Klosters vorträgt bzw. eine Empfehlung ausspricht. Klöster, die der Konföderation konsoziiert sind, und die nach dem

Urteil des Hl. Stuhles keine Aussicht auf ein weiteres Blühen bieten, können den Rat des Abtprimas erbitten (Normae de Consociatione Nr. 17d). Die Praxis zeigt, dass der Abtprimas in aller Regel nicht mit den einzelnen Klöstern der Konföderation in einem solch engen Gedankenaustausch steht, dass er geeignete Maßnahmen einleiten oder gar begleiten kann.

f) Der Diözesanbischof bzw. der Bischöfliche Beauftragte für das betroffene Kloster:

Ein Antragsrecht oder eine Initiative des Diözesanbischofs bzw. des Bischöflichen Beauftragten für das betroffene Kloster ist rechtlich nur eingeschränkt feststellbar. Eine Initiative als Bitte an die verantwortlichen ordensinternen Personen und Institutionen um Prüfung der Frage, ob ein Kloster noch weiterbestehen kann, dürfte kirchenrechtlich keine Bedenken hervorrufen. Geht die Initiative des Bischofs über den bloßen Hinweis hinaus, so sei daran zu erinnern, dass die Regelung des c. 616 § 1 CIC abgesehen von einer Konsultation den Diözesanbischof seine Initiative nicht erwähnt. Unbenommen bleibt es dem Diözesanbischof, offenkundige Missstände innerhalb eines Klosters der zuständigen Kongregation beim Hl. Stuhl zu melden, und um Aufklärung zu bitten. Ebenfalls ungeklärt bleibt bei den Regelungen für die Auflösung von Instituten des geweihten Lebens die weitere Durchführung einer beschlossenen Aufhebung. Die von der zuständigen römischen Autorität getroffene Entscheidung, ein Kloster *sui iuris* werde oder sei aufgehoben, ist unvollständig ohne nachvollziehbare Durchführungsbestimmungen.

Es finden sich aber im Recht keine näheren gesetzlichen Bestimmungen, wer die Aufhebung eines Klosters vor Ort durchzuführen hat. Ohne eine im Aufhebungsdekret erfolgte Ernennung eines Verantwortlichen bleibt das Dekret unvollständig. Als Verantwortliche erscheinen denkbar der bisherige Obere, der Präses einer Kongregation bzw. die Präsidentin einer Föderation, ein eigens bestimmter Mönch / eine Nonne oder der zuständige Diözesanbischof. Die Benennung des Diözesanbischofs scheint im Falle eines selbständigen Klosters *sui iuris* sinnvoll, da ein solches Kloster nach c. 615 CIC seiner „besonderen Aufsicht“ anvertraut ist, auch wenn die notwendigen Schritte in der Praxis von ihm nicht durchzuführen sein werden. Der Bischof wird eine von ihm unterschiedene Person (z.B. Bischofsvikar für die Orden, Generalvikar o.a.) mit der Durchführung der Aufhebung beauftragen und sich eine regelmäßige Berichterstattung erbitten.

5. Staatliche Formen der Auflösung

In Deutschland bestehen die Institute des geweihten Lebens nicht nur als Rechtsperson im kirchenrechtlichen Sinne, sondern auch als juristische Personen im Sinne des Zivilrechts. Dabei werden derzeit unterschieden

- Institute, bei denen die zivilrechtliche Rechtspersönlichkeit unmittelbar aus der kirchenrechtlichen folgt (z.B. bei der Körperschaft des öffentlichen Rechts)
- und diejenigen, bei denen neben der kirchenrechtlichen Rechtspersönlichkeit eigene zivile Rechtsträger bestehen (z.B. eingetragener Verein).



Der Gesetzgeber seinerseits macht keine Vorgaben, wem bei der Auflösung eines Vereins das Vereinsvermögen zufällt, sondern beschreibt in § 45 BGB ganz allgemein die durch das Gesetz eingeräumten Möglichkeiten. Mit der Auflösung des Vereins oder der Entziehung der Rechtsfähigkeit fällt das Vermögen an die in der Satzung bestimmten Personen (§ 45 Abs. 1 BGB). Abs. 2 eröffnet aber dem Verein durch das Satzungsrecht die Möglichkeit, dass die Anfallberechtigten durch Beschluss der Mitgliederversammlung oder eines anderen Vereinsorgans bestimmt werden. Ist der Zweck des Vereins nicht auf einen wirtschaftlichen Geschäftsbetrieb gerichtet, so kann die Mitgliederversammlung auch ohne eine solche Vorschrift das Vermögen einer öffentlichen Stiftung oder Anstalt zuweisen. Letztlich regelt Abs. 3 den Fall, dass das Vermögen, sofern eine Bestimmung über den Anfallberechtigten fehlt, an die zur Zeit der Auflösung oder der Entziehung der Rechtspersönlichkeit vorhandenen Mitglieder zu gleichen Teilen fällt, wenn der Verein nach der Satzung ausschließlich den Interessen seiner Mitglieder diene, anderenfalls an den Fiskus des Bundesstaates, in dessen Gebiet der Verein seinen Sitz hatte.

6. Gestaltungsmöglichkeiten der frühzeitigen Rechtsnachfolge

Mit der Existenzfrage geht die Sorge einher, wie man mit den vorhandenen Immobilien einer Niederlassung oder eines Institutes umgeht, die man erhalten muss, mit denen man aber nichts verdienen kann. Vielfach ist es schwer, ja oft unmöglich, einen Käufer oder auch nur eine dem Stiftungs- oder Spender-

zweck entsprechende Nutzung für sie zu finden, gerade wenn die Zeit drängt und die Auflösung eines Institutes näher rückt. Eine große und sehr schmerzliche Herausforderung ist die damit verbundene Frage nach der Zukunft der eigenen bisher unterhaltenen Werke, die Sorge um Zukunft der Arbeitnehmer einer Ordenseinrichtung und möglicher neuer Anstellungsträger. „Die ohnehin schwierigen Sachentscheidungen in diesem Bereich werden noch dadurch erschwert, dass sie mit vielen emotionalen Bindungen einhergehen: der Schwierigkeit, das eigene Lebenswerk loszulassen („Mein Krankenhaus, für das ich ein Leben lang da war – Tag und Nacht!“), der Frage der Ordensidentität (gegründet für Krankenpflege; Erziehung usw.) und natürlich dem Phänomen des Veränderungswiderstands, den man jedem Wandel immer entgegenstellt: allen Bekenntnissen zum Trotz, dass man etwas verändern müsse, (dass) es so wie bisher nicht mehr weitergehen könne, hätte man eigentlich gerne, dass alles beim Alten bliebe.“²⁸ Daher sollten die institutseigenen Leitungsorgane sich frühzeitig mit diesen Fragen auseinandersetzen, solange ein Institut noch entscheidungs- und handlungsfähig ist und über die anstehenden Fragen zukunftsorientiert zu entscheiden vermag. Denkbar erscheint mir hier die Möglichkeit, in Rahmen der kanonischen Visitation und der mit ihr verbundenen Finanzvisitation²⁹ die Bestandsfrage durch die Visitatoren stellen zu lassen, sobald z.B. ein vom Generalkapitel festgelegter und bestimmter Altersdurchschnitt der Institutsmitglieder erreicht ist oder die finanzielle Absicherung der Mitglieder nicht mehr gewährleistet werden kann. Eine Verankerung in den Konstitutionen

garantiert, dass ein Konvent oder eine Institutsleitung sich diesen Fragen in überschaubaren Abständen stellen muss und ihnen nicht mit Scheinargumenten aus dem Weg gehen kann. Der Rahmen der Visitationen würde die Möglichkeit bieten, die diözesanen Stellen mit der Situation eines Ordensinstitutes vertraut zu machen und mit ihnen nach finanziellen Gestaltungsmöglichkeiten oder einem Trägerwechsel bei den Institutswerken zu suchen. Zu den Gestaltungsmöglichkeiten der frühzeitigen Rechtsnachfolge gehören sowohl die verschiedenen Möglichkeiten der Zusammenlegungen von ordensrechtlichen Institutionen, d.h. die *fusio* und die *unio* (vgl. c. 582 CIC), als auch die Vermögensübertragung an ausgegliederte Rechtsträger nach dem staatlichen Recht.³⁰

Das Vermögensrecht des CIC enthält keine explizite Regelungen über mögliche Ausgliederungen von Teilen des Institutsvermögens in staatliche Rechtsformen, um so den Fortbestand eines bestimmten Apostolatswerkes der Gemeinschaft, einer Schule oder eines bisher getragenen Krankenhauses zu sichern.³¹ Es besteht eine gewisse Offenheit. „Mehrere solide Gründe vermögen die Wahl einer Ausgliederung nahelegen, wie insbes. wirtschaftliche, betriebsorganisatorische, handels- und gesellschaftsrechtliche, steuerrechtliche, arbeitsrechtliche und nicht zuletzt das grundlegende Interesse der Kirche, am allgemeinen Rechts- und Wirtschaftsverkehr teilnehmen zu können.“³² Die Konstitutionen einer Gemeinschaft sollten für den Fall der Auflösung des Institutes oder einzelner Teile Vorsorge treffen, derzufolge das Vermögen an eine Stiftung³³, einen Trägerverein

oder eine sonstige zivile Rechtsform (GmbH³⁴, GmbH & Co. KG, e.V.³⁵) geht, um so das Patrimonium des Institutes fortzuführen oder dem Stifterwillen gerecht zu werden.³⁶

7. Vorsorge- und Betreuungsvollmachten für Ordensmitglieder

In vielen Lebensbereichen ist eine weit-sichtige Vorsorge selbstverständlich. Die nachhaltige Vermögensbildung und Einkommenssicherung sowie ein kompakter Versicherungsschutz werden von Ordensangehörigen als besonders wichtig erkannt, frühzeitig bedacht und nach individuellen Bedürfnissen und Möglichkeiten der Institute geregelt. Vergessen wird häufig die Gefahr, durch eine unvorhergesehene Erkrankung oder einen schweren Unfall in die Lage zu kommen, persönliche Angelegenheiten nicht mehr selbst regeln zu können. Andere Fragen erlangen plötzlich existenzielle Bedeutung: Wer handelt und entscheidet für mich? Wer aus der Gemeinschaft sorgt dafür, dass meine persönlichen Wünsche und Entscheidungen berücksichtigt werden und Obere nicht über den eigenen Kopf hinweg entscheiden? Wer entscheidet bei Operationen und medizinischen Maßnahmen? Diese und viele andere Fragen stellen sich und müssen von Dritten gelöst werden. In der Regel werden sich Ärzte, sofern keine ausdrücklichen Aussagen eines Ordensmitglieds vorliegen, im Ernstfall an die Angehörigen und damit an Personen wenden, die vielleicht schon über Jahre eine Schwester / einen Bruder nicht mehr erlebt haben. Wenn jedoch rechtsverbindliche Entscheidungen getroffen oder weitreichende

persönliche Erklärungen abgegeben werden müssen, können auch diese nicht allein entscheiden. Entgegen einer weitverbreiteten falschen Ansicht existiert ein gesetzliches Vertretungsrecht für nahe Verwandte auch in schwersten Krisensituationen nicht, auch wenn diese Ansicht selbst von Ärzten gegenüber Ordensoberen vertreten wird, um deren Vertretungsrecht anzuzweifeln. In den letzten Jahren hat der Gesetzgeber diesen Missstand erkannt und die rechtlichen Rahmenbedingungen für eine selbstbestimmte Zukunftsplanung geschaffen. Für die eigenverantwortliche und an eigenen Wünschen orientierte Gestaltung der persönlichen Vorsorge stehen nunmehr Instrumente zur Verfügung: die Vorsorgevollmacht und die Betreuungsverfügung.

7.1 Vorsorgevollmacht

Mit einer Vorsorgevollmacht ermächtigt ein Ordensmitglied eine Person ihres Vertrauens, für sie zu handeln, falls es wegen Krankheit oder schwerer Pflegebedürftigkeit nicht mehr selbst in der Lage ist, wichtige Entscheidungen zu treffen. In der Auswahl der betreffenden Vertrauensperson ist auch ein Ordensmitglied frei.³⁷ Die Vorsorgevollmacht kann sich dabei auf verschiedene Bereiche beziehen, wie z.B. Verträge, Bank- oder Postangelegenheiten, aber auch auf ganz individuelle, persönliche Angelegenheiten. Um der Vorsorgevollmacht Durchsetzungskraft zu verleihen, sollte man sie notariell beglaubigen lassen. Eine notarielle Beglaubigung ist nicht allgemein vorgeschrieben, aber anzuraten. Die Vollmacht sollte von Zeit zu Zeit daraufhin überprüft werden, ob die einstmals getroffenen

Aussagen auch weiterhin Gültigkeit haben sollen. Die Fortgeltung kann durch Unterschrift eines Zeugen mit aktuellem Datum bestätigt werden. Da eine Vorsorgevollmacht ganz auf den einzelnen zugeschnitten ist, gibt es für die Form auch einen großen Gestaltungsspielraum.

7.2 Betreuungsvollmacht

Wenn infolge eines Unfalls, einer psychischen Krankheit oder einer körperlichen, geistigen oder seelischen Behinderung ein Ordensangehöriger seine Angelegenheiten ganz oder teilweise nicht mehr selbst besorgen kann und keine Vorsorgevollmacht getroffen hat, kann die Bestellung eines Betreuers notwendig werden. Zuständig ist das Vormundschaftsgericht. Durch Erstellung einer Betreuungsverfügung kann Vorsorge getroffen werden, dass später tatsächlich eine oder auch mehrere Personen des Vertrauens tätig werden können. Die Betreuungsverfügung sollte in jedem Fall schriftlich abgefasst werden. Sie kann auch mit einer Vorsorgevollmacht verbunden werden: So kann ein Mitglied beispielsweise verfügen, dass die von ihm bevollmächtigte Person auch im Falle einer Betreuungsnotwendigkeit als Betreuer ausgewählt werden soll. Mit einer Betreuungsverfügung können Angelegenheiten in den folgenden Bereichen geregelt werden:

a) Gesundheitspflege/Pflegebedürftigkeit:

Die Vertrauensperson darf in allen Angelegenheiten der Gesundheitspflege entscheiden, ebenso über alle Einzelheiten einer ambulanten oder (teil-)stationären Pflege. Die Vertrauensperson darf

insbesondere in sämtliche Maßnahmen zur Untersuchung des Gesundheitszustandes und in Heilbehandlungen einwilligen, auch wenn an einer solchen Behandlung der Vollmachtgeber sterben könnte oder einen schweren oder länger dauernden gesundheitlichen Schaden erleiden könnte (§ 1904 Abs. 1 BGB). Sie darf die Einwilligung zum Unterlassen oder Beenden lebensverlängernder Maßnahmen erteilen, Krankenunterlagen einsehen und deren Herausgabe an Dritte bewilligen. Ratsam ist, dass der Vollmachtgeber alle behandelnden Ärzte und nichtärztliches Personal gegenüber der bevollmächtigten Vertrauensperson von der Schweigepflicht befreit. Der Bevollmächtigte darf über die Unterbringung mit freiheitseinschränkender Wirkung (§ 1906 Abs. 1 BGB) und über freiheitsentziehende Maßnahmen (z.B. Bettgitter, Medikamente u. ä.) in einem Heim oder einer sonstigen Einrichtung (§ 1906 Abs. 4 BGB) entscheiden, solange dergleichen zum Wohle des Vollmachtgebers erforderlich ist.

b) Behörden:

Die Vertrauensperson darf den Vollmachtgeber bei Behörden und Leistungsträgern, z.B. Versicherungen, Renten- und Sozialleistungsträgern vertreten.

c) Vermögenssorge:

Die bevollmächtigte Vertrauensperson darf das evtl. vorhandene Vermögen verwalten und hierbei alle Rechtshandlungen und Rechtsgeschäfte im In- und Ausland vornehmen, Erklärungen aller Art abgeben und entgegennehmen sowie Anträge stellen, abändern, zurücknehmen, namentlich

- über Vermögensgegenstände jeder Art verfügen,
- Zahlungen und Wertgegenstände annehmen,
- und gegenüber Gerichten vertreten sowie Prozesshandlungen aller Art vornehmen

d) Aufenthalt und Wohnungsangelegenheiten:

In der Betreuungsvollmacht sollte auch die Möglichkeit eingeräumt werden, dass die bevollmächtigte Person den Aufenthalt bestimmen und im Falle des Todes alle Regelungen treffen darf, die mit der Beerdigung des Vollmachtgebers zusammenhängen, insbesondere den Ort der Bestattung zu bestimmen, da diese Frage nicht selten zu einem Streitfall mit nahen Angehörigen führt.

e) Betreuungsverfügung:

Anzuraten ist ferner die Generalklausel, dass, falls trotz dieser Betreuungsvollmacht eine gesetzliche Vertretung („rechtliche Betreuung“) erforderlich sein sollte, es Bitte des Vollmachtgebers ist, die bezeichnete Vertrauensperson bzw. deren Vertretung als Betreuer auch gerichtlich zu bestellen. Im Zusammenhang mit der Betreuungsvollmacht wird immer wieder die Frage aufgeworfen, ob ein Ordensangehöriger oder ein Ordensoberer zum Betreuer für Ordensangehörige bestellt werden könne?³⁸ Verantwortliche in den Ordensinstituten sehen sich auch mit der Frage konfrontiert, ob ein Ordensmitglied für einen Familienangehörigen die Betreuung übernehmen könne, wenn es ansonsten keine näheren Verwandten gäbe. Aus zivilen und kirchenrechtlichen Vorgaben lassen sich m.E. folgende Rückschlüsse für die aufgeworfenen Fragen ziehen:

1. Ordensangehörige können im Rahmen der gesetzlichen Grenzen und mit Zustimmung ihres Ordensoberen die Betreuung für Nichtordensmitglieder übernehmen. Eine Zustimmung des Oberen kann sicher vom Aufgabenkreis abhängig gemacht werden, für den der Betreuer bestellt wird. Ist eine persönliche Betreuung angedacht, so dürfen durch die Übernahme des Amtes nicht die Ordensverpflichtungen leiden. Häufige Abwesenheiten von der Gemeinschaft, z.B. durch eine zu weite räumliche Trennung von Betreutem und Betreuer, können zu Konflikten und Spannungen innerhalb eines Konventes führen. Werden im Rahmen der Betreuung finanzielle Verpflichtungen notwendig, so muss in jedem Fall vor deren Eingehung die Ordensleitung um eine erneute Zustimmung angegangen werden.

2. In Ordensgemeinschaften können Ordensangehörige die rechtliche Betreuung eines Ordensmitglieds im Rahmen der gesetzlichen Grenzen des § 1897 Abs. 3 BGB grundsätzlich übernehmen. „Bei Ordensgemeinschaften, die selbst keine Einrichtungen mit Heimcharakter oder sonstigem betreuungsrechtlichen Einschlag betreiben, bestehen keine aus § 1897 Abs. 3 BGB resultierenden Einschränkungen.“³⁹ Allein die durch die Zugehörigkeit zum selben Institut gegebene Verbundenheit untereinander reicht m.E. nicht zum Ausschluss von Ordensmitgliedern als Betreuer. Ein Abhängigkeitsverhältnis, wie z.B. bei einem Arbeitsverhältnis, kann zwischen Ordensangehörigen nicht konstatiert werden und bedarf im Einzelfall der gerichtlichen Überprüfung.

3. In Ordensgemeinschaften, die Einrichtungen mit „Heimcharakter“ betrei-

ben und in denen auch das zu betreuende Ordensmitglied lebt, ist darauf zu achten, dass das zum Betreuer zu bestellende Ordensmitglied nicht in unmittelbarer Verbundenheit zur Einrichtung steht und damit die Gefahr einer Interessenkollision auftreten kann (vgl. § 1897 Abs. 3 BGB). Die Hausoberen einer solchen Einrichtung und die direkten Vorgesetzten des zu Betreuenden sollten nicht zu Betreuern bestellt werden.

4. Es ist in jedem Fall anzuraten, zwei Personen mit jeweils einer Vorsorgevollmacht auszustatten, von denen zumindest eine mit Sicherheit nicht unter die Bestimmungen des § 1897 Abs. 3 BGB fällt.⁴⁰

5. Mit einer Vorsorgevollmacht⁴¹, insbesondere in Gesundheitsangelegenheiten, kann von vornherein ausgeschlossen werden, dass sich Gerichte überhaupt mit der Frage der rechtlichen Vertretung und der Auswahl eines Ordensangehörigen als Betreuer befassen müssen.

8. Generalvertretungsvollmacht

Bei sinkenden Mitgliedszahlen und Überalterung einer Gemeinschaft kann schnell der Bestand des gesamten Institutes bzw. einer Kongregation bedroht, die in den Konstitutionen angegebenen Leitungsämter personell nicht mehr besetzbar und nur noch wenige Mitglieder im Sinne des Gesetzes handlungsfähig sein. In diesen Fällen sollte frühzeitig einem Nichtmitglied⁴² eine sogenannte Generalvollmacht erteilt werden, die dieses zur umfassenden Vertretung im Bedarfsfalle in allen zivilen und kirchlichen Angelegenheiten ermächtigt. Eine solche Generalvollmacht umfasst insbesondere, jedoch ohne Beschränkung hierauf, das Recht,

- die Gemeinschaft / Kongregation gegenüber natürlichen und juristischen Personen, Gerichten, Behörden und sonstigen öffentlichen oder kirchlichen Stellen gerichtlich und außergerichtlich zu vertreten, rechtsgeschäftliche Erklärungen abzugeben und entgegenzunehmen sowie alle Prozess- und sonstigen Verfahrenshandlungen vorzunehmen;
- Zahlungen an die Gemeinschaft / Kongregation anzunehmen, zu quittieren oder Zahlungen für diese vorzunehmen; sowie
- alle sonstigen Handlungen vorzunehmen, die die bevollmächtigte Person für die Tätigkeit der Gemeinschaft / Kongregation als erforderlich ansieht.

Die bevollmächtigte Person wird hierdurch beauftragt und verpflichtet, bei der Ausübung der Vollmacht die Regeln der beauftragenden Gemeinschaft / Kongregation zu beachten und von der Generalvollmacht nur Gebrauch zu machen, wenn der derzeitige Obere durch Krankheit oder aus anderen Gründen außerstande ist, das übertragene Amt auszuüben.⁴³ Eine solche Generalvollmacht kann sich sowohl auf die Vollmacht des zivilen wie kirchlichen Rechtsträgers einer Gemeinschaft beziehen. Bei Gemeinschaften bischöflichen Rechts ist in jedem Fall im Vorfeld die Erlaubnis des Diözesanbischofs einzuholen.

9. Prozessbegleitung

Der Prozess der Auflösung eines Institutes des geweihten Lebens oder einer klösterlichen Niederlassung ist ein langer Weg, der in einer guten Art und Weise begleitet sein will. Während

die rechtlichen Schritte aufgrund der kodikarischen Regelungen klar umrissen und somit gestaltbar sind, gestaltet sich der geistliche Begleitungsprozess einer „sterbenden Gemeinschaft“ eher schwierig. Der zu gestaltende Auflösungsprozess findet m.E. eine große Parallele in der Begleitung eines sterbenden Menschen. Die Phasen des Sterbens nach Elisabeth Kübler-Ross sind bekanntermaßen:

1. Phase: Nichtwahrhabenwollen und Isolierung
2. Phase: Zorn
3. Phase: Verhandeln
4. Phase: Depression
5. Phase: Zustimmung.

Jede dieser Phasen durchläuft auch eine Gemeinschaft und die in ihr Verantwortlichen, die sich mit der Frage der Auflösung des Institutes konfrontiert sehen, Antworten auf diese Frage finden und die notwendigen Schritte gegen alle inneren Verdrängungsmechanismen, Lähmungen und Antriebschwächen ihrer Mitgliedern vorantreiben müssen. Dabei darf man nicht der Illusion verfallen, dass diese Phasen sozusagen in einem Begleitungsprozess sauber abgearbeitet werden könnten. Sie gehen fließend ineinander über, eine schon längst überwunden geglaubte Phase taucht plötzlich wieder auf und muss nochmals bearbeitet werden. Um so wichtiger erscheint es, dass geistliche Begleitung einer „sterbenden Gemeinschaft“ und rechtliche Vorgehensweise aufeinander abgestimmt und in enger Anbindung geschehen. Das Annehmen der Situation bedeutet, dass die jetzt noch vorhandenen Energien nicht mehr in Abwehrmechanismen gesteckt werden, sondern in das Gehen des neuen Weges. Dieser neue Weg beginnt, wenn



ich mich der Kraft des Faktischen stelle und auf die vielen Fragen die notwendigen Entscheidungen folgen lasse.

.....

- 1 Zur Thematik, vgl. Grom, Bernhard, Zur Spiritualität des Alterns, in: Geist und Leben 82/6 (2009) 454-466.
 - 2 Zwölf Gemeinschaften erklärten sich bereit, aus den eigenen Erfahrungen bzw. durch die Fachkompetenz ihrer Mitglieder anderen Gemeinschaften Rat und Hilfe zu geben, über Fragen von Konvents zusammenschlüssen mit ihnen zu diskutieren bzw. über die Aufnahme von pflegebedürftigen Mitgliedern in ihre Pflegestationen ins Gespräch zu kommen.
 - 3 Zu einzelnen Regelungen vgl. Kandler-Mayr, Elisabeth, Schützen und verwalten - Kirchliche Güter und Denkmalschutz. Eine Untersuchung der kirchlichen Rechtsnormen und der staatlichen österreichischen und bayerischen Gesetze (=Dissertationen. Kanonistische Reihe, Bd. 19), St. Ottilien 2004.
 - 4 Zur Thematik vgl. Pahud de Mortanges, René / Zufferey, Jean-Baptiste (Hg.), Bau und Umwandlung religiöser Gebäude (=Freiburger Veröffentlichungen zum Religionsrecht 18), Zürich 2007; Schöch, Nikolaus, Umnutzung von Kirchen. Kirchenrechtliche Überlegungen zu einem aktuellen Problem, in: AfKKR 173 (2004) 42-91; Hanke, Hans H., Vom neuen Nutzen alter Kirchen. Leitlinien und Beispiele zum Umgang mit leeren Kirchengebäuden (=Akten der Tagung Fachstelle Denkmalpflege des Westfälischen Heimatbundes, Castrop-Rauxel Henrichsburg, 28.09.2002), Bochum 2003.
 - 5 Die Deutschen Bischöfe, Umnutzung von Kirchen. Beurteilungskriterien und Entscheidungshilfen vom 24. September 2003, hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 2003 (=Arbeits-hilfen 175). Ebenso: Schweizerische Bischofskonferenz, Empfehlungen für die Umnutzung von Kirchen und kirchlichen Zentren, Freiburg 2006. Die Österrei-
- schon Bischöfe haben bis zum heutigen Tag keine derartigen Richtlinien erlassen.
- 6 C. 1210 CIC: An einem heiligen Ort darf nur das zugelassen werden, was der Ausübung oder Förderung von Gottesdienst, Frömmigkeit und Gottesverehrung dient, und ist das verboten, was mit der Heiligkeit des Ortes unvereinbar ist. Der Ordinarius kann aber im Einzelfall einen anderen, der Heiligkeit des Ortes jedoch nicht entgegenstehenden Gebrauch gestatten.
 - 7 Als Zeitraum für eine solche Mehrzwecknutzung sehen die Richtlinien der Bischöfe einen Zeitraum von 10 bis 15 Jahren als eine Art Bedenkzeit vor. Vgl. Die Deutschen Bischöfe, Umnutzung von Kirchen, 20.
 - 8 C. 1222§ 2: Wo andere schwerwiegende Gründe es nahelegen, eine Kirche nicht mehr zum Gottesdienst zu verwenden, kann sie der Diözesanbischof nach Anhören des Priesterrates profanem, aber nicht unwürdigem Gebrauch zurückgeben, vorausgesetzt, dass diejenigen, die rechtmäßig Rechte an der Kirche beanspruchen, zustimmen und das Heil der Seelen dadurch keinen Schaden nimmt.
 - 9 Vgl. für die BRD: Würzburger Diözesanblatt 148/2002, 218; für Österreich.: ABl der ÖBK 45/2008, Nr. 2.4, 11; für die Schweiz: Mitteilung der Kongregation für die Institute des geweihten Lebens und die Gesellschaften des apostolischen Lebens vom 24. April 1993, in: OK 34 [1993] 337f.
 - 10 Die Gedanken beruhen auf einem Artikel, den ich unter der Überschrift „Klosterauflösungen. Formen und vermögensrechtliche Folgen“ in: Erbe und Auftrag 84 (2008) 407-419 publiziert habe.
 - 11 C 584: Ein Institut aufzuheben, steht ausschließlich dem Apostolischen Stuhl zu, dem es auch vorbehalten ist, über dessen Vermögen zu verfügen.
 - 12 Ein solches Auflösungsrecht war dem Ortsordinarius noch in can. 498 CIC/1917 für diözesane Institute nach Anhörung der Generaloberen der Kongregation zugestanden worden.

- 13 Ein solches Selbstaufhebungsrecht kommt nach geltendem Recht allein für private kirchliche juristische Personen in Betracht, wie aus c. 120 § 1 CIC zu entnehmen ist.
- 14 Vgl. Pree, Helmuth / Primetshofer, Bruno, Das kirchliche Vermögen, seine Verwaltung und Vertretung. Eine praktische Handreichung, Wien u.a. 2007, 210.
- 15 C. 120 § 1. Eine juristische Person ist ihrer Natur nach zeitlich unbegrenzt; sie erlischt aber, wenn sie von der zuständigen Autorität rechtmäßig aufgehoben wird oder durch einen Zeitraum von hundert Jahren zu handeln aufgehört hat; eine private juristische Person erlischt außerdem, wenn die Vereinigung selbst nach Maßgabe der Statuten aufgelöst wird oder wenn nach dem Urteil der zuständigen Autorität die Stiftung selbst nach Maßgabe der Statuten zu bestehen aufgehört hat.
- § 2. Ist nur noch eines der Mitglieder einer kollegialen juristischen Person übriggeblieben und hat die Gesamtheit von Personen nach den Statuten zu bestehen nicht aufgehört, so kommt die Ausübung aller Rechte der Gesamtheit jenem Mitglied zu.
- 16 Vgl. Pree, Helmuth, MKCIC 120, 7.
- 17 C. 616 § 1. Eine rechtmäßig errichtete Ordensniederlassung kann vom höchsten Leiter gemäß der Vorschrift der Konstitutionen nach Befragen des Diözesanbischofs aufgehoben werden. Über das Vermögen der aufgehobenen Niederlassung hat das Eigenrecht des Institutes Vorsorge zu treffen, unbeschadet der Verfügungen der Gründer oder Wohltäter und wohlverworbener Rechte Dritter.
- 18 C. 616 § 2. Die Aufhebung der einzigen Niederlassung eines Instituts steht dem Heiligen Stuhl zu, dem in diesem Falle auch vorbehalten ist, über das Vermögen zu bestimmen.
- 19 Primetshofer, Bruno, Ordensrecht auf der Grundlage des CIC 1983 und des CCEO unter Berücksichtigung des staatlichen Rechts der Bundesrepublik Deutschland, Österreichs und der Schweiz, Freiburg 2004, 90.
- 20 C. 616 § 3. Eine im Sinne des can. 613 rechtlich selbständige Niederlassung aufzuheben, ist Sache des Generalkapitels, wenn die Konstitutionen nichts anderes bestimmen.
- 21 Die Niederlassung von Regularkanonikern, Mönchen und Nonnen, die unter der Leitung und Aufsicht eines eigenen Oberen steht, besitzt rechtliche Selbständigkeit, ist daher ein rechtlich selbständiges Kloster (monasterium sui iuris), soweit nicht das Eigenrecht etwas anderes vorsieht. Diese Form der rechtlichen Selbständigkeit ist ein Spezifikum der föderalistisch organisierten Verbände, sie reicht über die den Provinzen und (Einzel-)Niederlassungen der zentralistischen Verbände zukommende Rechts- und Geschäftsfähigkeit (c. 634 § 1 CIC) hinaus. Vgl. Primetshofer, Bruno, Ordensrecht, 83.
- 22 Die Satzung des Solidarwerkes mit einem Kommentar von P. Wolfgang Schumacher ist nachzulesen in: Ordenskorrespondenz 33 (1992) 179-198.
- 23 C. 616 § 4. Ein rechtlich selbständiges Nonnenkloster aufzuheben, steht dem Apostolischen Stuhl zu, unbeschadet der Vorschriften der Konstitutionen hinsichtlich des Vermögens.
- 24 Gemäß c. 1205 CIC sind Heilige Orte solche, die für den Gottesdienst oder das Begräbnis der Gläubigen bestimmt sind durch Weihung (Dedikation) oder Segnung (Benediktion), wie sie die liturgischen Bücher dazu vorschreiben.
- 25 Vgl. zur Thematik die Muster-Friedhofssatzung katholischen Kirchengemeinden im Erzbistum Paderborn, in: Sammlung des Rechts im Erzbistum Paderborn, hrsg. vom Erzbistum Paderborn, zusammengestellt und bearbeitet von Rüdiger Althaus, Paderborn, 2009, 750.
- 26 Vgl. Heimerl, Haus / Pree, Helmuth, Handbuch des Vermögensrechts der katholischen Kirche, Regensburg 1993, Nr. 5/1150.
- 27 Vgl. Meier, Dominicus M., Rechtliche Anfragen zu Zusammenschlüssen von Ordensinstituten, in: Ordenskorrespondenz 43 (2002) 387-393. In diesem Artikel wurde die Frage nach den möglichen Antragsbe-

- rechtigten einer Auflösung schon einmal diskutiert.
- 28 Bertram Dickerhoff SJ, Gibt es auch in Zukunft noch Ordensleben im deutschsprachigen Raum?, in: Ordenskorrespondenz 44 (2003) 274-285, hier: 275.
- 29 Vgl. Meier, Dominicus M., Klösterliche Finanzvisitation. Anforderungen an ein internes Kontrollsystem, in: Kirche in einer säkularisierten Gesellschaft, hrsg. von Dieter A. Binder u.a., Innsbruck u.a. 2006, 405-420 (ebenso in: Ordenskorrespondenz 48 [2007] 172-185)
- 30 Bei der fusio (Zusammenschluss, Zusammenlegung) geht ein Institut vollkommen im anderen auf, während bei der unio (Vereinigung) die Institute unter ihrem eigenen Namen bestehen bleiben.
- 31 Richardi, Richard, Preisgabe kirchlicher Einrichtungen durch Ausgliederung in eine Kapitelgesellschaft, in: Dem Staate, was des Staates – der Kirche, was der Kirche ist. FS für Joseph Listl zum 70. Geburtstag, hrsg. v. Josef Isensee u.a., Berlin 1999, 481-489.
- 32 Pree, Helmuth / Primetshofer, Bruno, Das kirchliche Vermögen, 178.
- 33 Das in eine Stiftung nach weltlichem Recht eingebrachte Ordensvermögen hört als solches auf, Kirchenvermögen zu sein, denn die Vermögenswerte gehören in Zukunft keiner kirchlichen juristischen Person mehr. Die für sonstige Veräußerungen von Ordensvermögen notwendigen Zustimmungen gelten auch hier. Vgl. Meier, Dominicus M., Die „licentia“ zur Veräußerung von Ordensvermögen, in: Ordenskorrespondenz 46 (2005) 190-195; ders., Die Ausgliederung von Ordensvermögen in eine Stiftung, in: Erbe und Auftrag 82 (2006) 201-203.
- 34 Vgl. Bauer, Thomas, Die GmbH als Rechtsform karitativer Einrichtungen der Kirche, Frankfurt 2003.
- 35 Vgl. Siegel, Rainer, Der gemeinnützige Verein kirchlichen Zwecks. Verfahren, Voraussetzungen und Besonderheiten innerhalb des deutschen Steuerrechts, in: AfKR 174 (2005) 96-112.
- 36 Zu den Problemen und Möglichkeiten der Rechtsnachfolge von Ordensinstituten und Klöstern vgl. Pree, Helmuth / Primetshofer, Bruno, Das kirchliche Vermögen, 209-217; Primetshofer, Bruno, Rechtsnachfolge bei Ordensgemeinschaften, in: Egler, Anna / Rees, Wilhelm (Hrsg.), Dienst an Glaube und Recht. FS für Georg May zum 80. Geburtstag (=Kanonistische Studien und Texte 52), Berlin 2006, 541-559.
- 37 Auch wenn es juristisch keine Einschränkung bei der Wahl der Vertrauenspersonen gibt, sollte dabei bedacht werden, dass bei der Wahl eines Nicht-Ordensmitgliedes es zu Spannungen zwischen diesem und den Verantwortlichen der Gemeinschaft kommen kann. Es ist daher angeraten, eine Vertrauensperson aus der Reihe der Institutsmitglieder zu wählen.
- 38 Meier, Dominicus M., Ordensangehörige als Betreuer, in: Erbe und Auftrag 83 (2007) 324-326.
- 39 Meyer, Thomas, Rechtliche Betreuung in Ordensgemeinschaften. Abgrenzungsfragen im Zusammenhang mit § 1897 Abs. 2 BGB, in: Nichtalltägliche Fragen aus dem Alltag des Betreuungsrechts. FS für Werner Bienwald zum 70. Geburtstag, hrsg. von Susanne Sonnefeld, Bielefeld 2006, 195-202, hier: 202.
- 40 Vgl. die Empfehlung der Deutschen Ordensobernkonzferenz, in: DOK-Rundschreiben 7 (2006) vom 20.09.2006, 11.
- 41 Zur Thematik vgl. Meier, Dominicus M., Patientenverfügung und Vorsorgevollmacht - eine Verpflichtung für Institutsmitglieder?, in: Erbe und Auftrag 83 (2007) 84-85.
- 42 Die Verantwortlichen einer Gemeinschaft sind frei, ob sie in diesem Fall die Leitung einer anderen Ordensgemeinschaft mit dieser Vollmacht ausstatten, oder auch einen diözesanen Beauftragten. Es ist nur sicherzustellen, dass der Beauftragte im Sinne der Gemeinschaft tätig wird.
- 43 Es ist jedoch darauf hinzuweisen, dass durch diese Verpflichtung und diesen Auftrag die Vollmacht im Außenverhältnis nicht beschränkt wird und der Bevollmächtigte selbst von den Beschränkungen des § 181 BGB befreit ist.

Bernharda Wichmann OSB

Geboren 1961 im pfälzischen Frankenthal, absolvierte Sr. Bernharda Wichmann OSB zunächst eine Ausbildung zur Gemeindeferentin. 1984 trat sie in das Benediktinerinnenkloster Kreitz in Neuss ein. Seit 2001 steht sie ihrer Gemeinschaft als Priorin vor.



Bernharda Wichmann OSB

Geistliche Begleitung von Sterbenden und sterbenden Gemeinschaften¹

Priorin Sr. Bernharda Wichmann OSB thematisierte im Oktober 2007 auf der Tagung der VBD (Vereinigung der Benediktinerinnen) die geistliche Begleitung von Gemeinschaften, die sich im Prozess der Auflösung befinden. Diese Thematik betrifft inzwischen nicht nur die sog. tätigen Ordensgemeinschaften, sondern auch die benediktinischen Klöster in Deutschland und darüber hinaus. Wir dokumentieren den Beitrag leicht gekürzt.

Stichworte zum Thema „Sterben“

Beim Meditieren über das, was ich Ihnen heute sagen möchte, kam mir immer wieder die Parallele zwischen dem Sterben eines Menschen und dem Sterben einer Gemeinschaft in den Sinn. Beides hat so manches Gleiche, beides hat gemeinsame Schwierigkeiten, beides hat gemeinsame Entwicklungsschritte,

die gegangen werden müssen, die man nicht überspringen oder ignorieren darf. Die Phasen des Sterbens nach E. Kübler-Ross sind bekanntermassen:

1. Phase: Nichtwahrhabenwollen und Isolierung
2. Phase: Zorn
3. Phase: Verhandeln
4. Phase: Depression
5. Phase: Zustimmung

Jede dieser Phasen lässt sich - wiederum nach Kübler-Ross - leicht auf eine Klostersgemeinschaft übersetzen. Aus ihnen ergeben sich konkrete Fragen für die Begleitung Sterbender aber auch von Gemeinschaften, die vor der Auflösung stehen:

- Was können wir noch tun, wenn das Sterben unmittelbar bevorsteht?
- Soll man dem Todkranken die Wahrheit sagen?
- Was antwortet man auf seine verzweifelte Frage: Warum gerade ich?
- Soll man sein Leben künstlich verlängern?

- Welche Unterschiede bestehen zwischen dem plötzlichen Tod in jungen Jahren und dem Tod im hohen Alter?

Es wird deutlich, wie viel innere Arbeit ein Konvent zu leisten hat in dieser Situation - und das, obwohl die Auflösung ja gerade deswegen bevorsteht, weil man keine Kräfte mehr hat. Es gilt in dieser Notzeit nicht nur, den Alltag „irgendwie“ geschafft zu bekommen; es ist daneben auch die Auseinandersetzung mit der Realität der kleiner werdenden Gemeinschaft, der Überalterung, der einem „über den Kopf wachsenden Arbeit und Verantwortung“ und der Gestaltung der Zukunft zu führen. Es gilt dies nicht nur auf der Sachebene anzugehen (Wohin sollen wir gehen, was wird mit den Betrieben, was mit den Angestellten? Was, wenn einem das Haus gehört, wer hilft ausräumen, wohin mit dem Archiv, für das im Altenheim auf keinen Fall Platz ist etc.), es ist ebenfalls mindestens genauso wichtig, wenn nicht sogar das allerwichtigste, sich mit den Schwestern auf einen inneren Prozess zu begeben, mit Berücksichtigung der „Eigenart einer jeden“ (vgl. RB), es gilt, den Weg geistlich „zu durchbeten“ und zu deuten (vgl. RB: *ut in omnibus glorificetur Deum*), zu schauen, dass die geistliche Verarbeitung nicht nur aus nichtssagenden frommen Worten besteht, sondern dass so viele der Schwestern wie möglich diese Entscheidung als das annehmen können, was Gott in dieser Situation von der Gemeinschaft will.

Wir dürfen nicht die Augen davor verschliessen, dass die meisten unserer Schwestern beim Ablegen der Profess das Gelübde der *stabilitas* als *stabilitas loci* aufgefasst haben, und es zu der

damaligen Zeit niemandem in den Sinn kam darüber nachzudenken, was dieses Gelübde bedeutet, wenn die Gemeinschaft an diesem konkreten Ort nicht mehr leben kann. Wenn überhaupt, dann wurde ein Ortswechsel wegen äusserer Gegebenheiten in Erwägung gezogen. Dies bedeutete dann aber, dass die Gemeinschaft als ganze an einen anderen Ort zog und dort ihr Leben so weiterführte wie sie es vorher tat.

Einen Wechsel aus personellen Gründen, ein Auflösen in eine andere bestehende Gemeinschaft hinein oder sogar einen Umzug in ein Altersheim mit der ganz klaren Ausrichtung, dort als Gemeinschaft aussterben zu „wollen“, dies hat wohl niemand bei seiner Profess überhaupt bedacht. Realistisch gedacht müssen wir nun eigentlich sagen, dass an diesem Punkt keinerlei Übereinstimmung mit den Sterbephasen eines Menschen zu finden ist. Denn jeder Mensch weiss (!), dass er sterben muss. Aber: Gerade wir in den hochindustrialisierten Ländern sind „Weltmeister“ im Verdrängen dieser Tatsache. Von daher ist die Parallele „Sterben eines Menschen - Sterben einer Gemeinschaft“ doch wieder gegeben.

Parallelen zwischen sterbenden Gemeinschaften und sterbenden Menschen

1. Phase: Nichtwahrhabenwollen und Isolierung

In dieser Phase stehen m.E. heute viele Gemeinschaften. Denn es gibt ja keine genauen Kriterien, ab wann es „objektiv“ richtig ist, aufzulösen. „Wir doch nicht; uns geht es doch gut.“ „Nur nicht zu viel darüber sprechen und nicht zu viel Kontakt suchen zu Gemeinshaf-

ten, die älter sind als wir - Ansteckungsgefahr?!“ „Nicht zu viel darüber reden, denn dadurch kommt doch kein Nachwuchs.“

2. Phase: Zorn

Es wird nach Schuldigen gesucht, die dafür verantwortlich sind, dass niemand eintritt, dass niemand bleibt. Es sind bestimmte Mitschwestern, es ist „die Jugend“, die nicht bindungsfähig ist etc.

3. Phase: Verhandeln

Man versucht mit Gott (oder mit bestimmten Heiligen) zu handeln: Wir verrichten zusätzliche Gebete, machen Wallfahrten, übernehmen bestimmte Opferübungen etc. und versuchen sozusagen, Gott zu überreden.

4. Phase: Depression

„Es nutzt doch alles nichts.“ In dieser Phase wünschen manche Schwestern, die Auflösung möge erst kommen, wenn man selber gestorben ist. Es macht sich eine Lähmung in der Kommunität breit, Antriebsschwäche, alle Arbeit wird zur unüberwindlichen Last.

5. Phase: Zustimmung

Es wird zugestimmt, dass die Auflösung / Verlegung o. ä. die einzige jetzt anstehende Möglichkeit für die Zukunft ist. Das Annehmen bedeutet auch, dass jetzt die vorhandenen Energien nicht mehr in Abwehrmechanismen gesteckt werden, sondern in das Gehen des neuen Weges.

Man darf nicht der Illusion verfallen, die Phasen könnten sozusagen sauber abgearbeitet werden. Sie gehen fließend ineinander über, eine schon längst überwunden geglaubte Phase taucht plötzlich in der folgenden oder übernächsten wieder auf und muss nochmals durchgearbeitet, durchlebt und durchlitten werden. Es ist immer

wieder erfahren worden, dass das Wichtigste bei der Begleitung Sterbender das „Bei-ihm-Bleiben“ ist, das Aushalten in seiner Nähe. Gut gemeinte Worte und Ratschläge, auch fromme Worte sind meist fehl am Platz. Nach der Regel Benedikts sollen wir uns „den Tod täglich vor Augen halten“. Wer sich in „gesunden Tagen“ mit diesem Thema auseinander setzt, kann unbefangen einüben, wie Sterben geht. Und er kann vertrauen, dass dieses Eingübte Hilfe sein wird, wenn es „akut“ wird, wenn er es braucht. Geistliche Begleitung

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

heißt für mich dementsprechend auch: Betonen, dass ich auch dann noch Ordensfrau bin, wenn ich nicht mehr in meinem Kloster lebe, sondern in einem Altenheim, dass ich auch dann noch meine Berufung lebe, auch wenn ich in einem kleinen Häuschen auf eine ganz neue Art und Weise mit den Mitschwestern „Leben unter Regel und Abt“ (vgl. RB) einübe etc.

Es ist nützlich, sich offen damit auseinander zu setzen, was Ordensleben heißt, was unverzichtbar für unser monastisches Leben ist, worauf wir nicht verzichten möchten etc. Aber: Was eine Gemeinschaft heute dazu zusammen trägt, das ist nicht mehr ein für allemal gültig. Immer wieder einmal sollte man darüber nachdenken, worum es eigentlich geht. Und es ist leichter darüber zu sprechen, wenn noch keine Entschei-

derung ansteht. Im Prozess der Begleitung ist es wichtig, zu signalisieren, dass alles, was man sagt oder tut, von Herzen kommt, dass man helfen will. Nicht die eigenen Einsichten und die eigene Geschwindigkeit im Prozess sind massgebend. Lassen wir die betroffene Gemeinschaft ihre Geschwindigkeit suchen und leben - aber nur dann, wenn wir erkennen, dass wirklich ein Weg gegangen wird! Grosse Toleranz bedeutet nicht „laissez-faire-Stil“, sondern einen tiefen Respekt vor der Eigenart einer jeden und vor der Eigenart einer jeden Gemeinschaft. Dies erfordert viel Mut, viel Geduld, viel „Sich-zurücknehmen“. Und man muss ein waches Auge auf die Jüngeren haben, die noch ein langes Leben vor sich haben. Man darf nicht sagen: Die kommen überall gut unter. Nein, wie ein solcher Prozess auch von ihnen erlebt und durchlitten wird, dies prägt ihr noch langes Leben. Und sie werden vielleicht ein schweres Erbe mit sich herumtragen müssen, wenn wir sie nicht besonders betrachten. Sie gehören, weil wir sie zur Profess zugelassen haben, zur Gemeinschaft. Daher sind wir für sie verantwortlich. Warnen möchte ich aber davor, sie sozusagen „auszusondern“, sie nur noch mit Dingen ausserhalb unseres gemeinschaftlichen Lebens zu beschäftigen. Dadurch sind sie am Ende zwar noch laut Statistik Mitglied unserer Gemeinschaft, aber im Tiefsten sind sie nicht bei uns zu Hause. Sie sind anders betroffen von einer Auflösung und haben deshalb sicher ein Recht darauf, anders behandelt zu werden als die jetzt Älteren. Aber es ist auch notwendig, dass sie mit bestimmten Tätigkeiten, Verantwortungen etc. mitten in der Gemeinschaft präsent sind.

Die entscheidende Frage

Wie erhält man Zuversicht und Freude an der Berufung wach und lebendig, auch wenn über lange Jahre keine neue Schwester mehr dazu gekommen ist? Ich meine, dies ist die schwierigste Frage von allen. Es gibt kein Rezept, wie man Freude und Zuversicht erhalten kann. Jede reagiert anders, benötigt andere Impulse, damit sie ihre Grundberufung in sich lebendig hält.

Grundsätzlich meine ich, dass es ganz wichtig ist, sich immer wieder die Frage zu stellen, wie sie nach seiner Vita dem hl. Bernhard von Christus gestellt wurde. „Wozu bist du gekommen?“, wurde Bernhard einmal gefragt, als ihm alles zuviel war und er sich nur noch über die Mitbrüder ärgerte. Wozu sind wir / bin ich hierher gekommen? Was war im Anfang?

Es geht nicht um Erinnerung, um ins Schwärmen zu geraten über die „gute alte Zeit“, oder sich mit Phantasien und Wunschträumen zu befassen und damit der Realität auszuweichen. Erinnerung schenkt neue Kraft, den einmal als richtig erkannten Weg wieder neu zu bejahen und zu gehen.

Aus unserem Glauben heraus heisst Sterben: Eingehen in das ewige Leben. Es ist also kein Versagen, kein Verlieren, sondern Gewinn. Dies muss man in allen Phasen - und auch nach der Schliessung eines Klosters - immer wieder ins Wort bringen. Denn: Sterben ist Vollendung durch Gott.

.....

1 Der Erstabdruck des Artikels erfolgte in: Monastische Informationen Nr. 132 (4/2007), S. 25-28.

Aus dem Vatikan

Papst würdigt Bettelorden

In den ersten Generalaudienzen des Jahres 2010 hat Papst Benedikt XVI. das Wirken der Bettelorden für eine tiefgehende Reform der Kirche im 13. Jahrhundert gewürdigt. Die Orden um den heiligen Franz von Assisi oder den heiligen Dominikus seien Beispiele dafür, dass in der Kirche „immer wieder Kräfte der Reform aufbrechen“ und eine „Kreativität zum Guten hin immer wieder neu da ist“ erklärte Benedikt am 13. Januar: „Damals war gegen die Immobilität der großen monastischen Orden und der Hierarchie ein Aufbegehren in der Kirche lebendig, dass nach der Einfachheit des Evangeliums verlangte, nach der Armut, und das sich in Gegensatz zu Glanz und Größe der offiziellen Kirche setzte. Armutsbewegungen, die aber dann zugleich auch in Häresie verfielen, die Materie – in einem falschen asketischen Streben – ablehnten und als etwas Böses betrachteten, die schließlich davon ausgingen, dass es nicht nur Gott, sondern ein böses Prinzip gibt, weil in der Welt so viel Böses ist. Das sahen sie in der Materie verankert und wurden so mit dem guten Impuls zur Einfachheit, zur Armut, zur Strenge des Glaubens und des Lebens zerstörerisch, weil sie die Größe Gottes verminderten und die Schöpfung nicht mehr liebten. In dieser Situation sind Gestalten wie Franz und Dominikus aufgestanden, die auch den Impuls der Armut, der

Einfachheit, der Radikalität des Evangeliums in sich trugen, aber ihn in der Kirche und mit der Kirche als dem wahren Ort des Evangeliums lebten und so in ihrer Erneuerung schufen, die dann auch Europa erneuern und umgestalten konnte.“

In der Generalaudienz des 27. Januar wandte sich der Papst der Person des heiligen Franz von Assisi (1181/82-1226) zu und bezeichnete ihn als eine der herausragendsten Gestalten der Kirchengeschichte. Bis heute überzeuge er durch seine Art, wie er die Ideale der Armut, der Hilfsbereitschaft, der Fröhlichkeit, der Brüderlichkeit und der Liebe zur Schöpfung gelebt habe, sagte der Papst. Der Gründer des Franziskanerordens habe deutlich gemacht, dass der Glaube und das Evangelium alle Grenzen überschritten. Mit seiner Reise 1219 zum muslimischen Sultan in Ägypten sowie ins Heilige Land sei Franziskus inmitten der Kreuzzüge zudem für einen Dialog der Liebe und der Wahrheit eingetreten, führte der Papst aus. Damit habe er eine neue Epoche eröffnet, „die wir nun eigentlich so richtig beginnen sollten“, sagte Benedikt XVI. in seiner Predigtreihe über große Kirchengestalten des Mittelalters. Aus der Gruppe von Gefährten, die sich um Franziskus scharten, sei schließlich – „mit wohlwollender Unterstützung des Papstes“ – der Franziskanerorden hervorgegangen. (rv/kna)



Heroischer Tugendgrad für Mary Ward

Papst Benedikt XVI. hat am 19. Dezember 2009 Mary Ward (1585–1645), der Ordensgründerin der Congregatio Jesu, den heroischen Tugendgrad zuerkannt. Damit erreicht das Verfahren zur Seligsprechung der Engländerin die nächste Stufe. Mary Ward wurde 1585 in der englischen Grafschaft Yorkshire geboren. Aufgrund der unter der damaligen Königin Elisabeth I. einsetzenden Katholikenverfolgungen musste sie nach Flandern fliehen, wo sie eine jesuitisch geprägte Gemeinschaft, das „Institut der englischen Fräulein“, gründete. Die damals neue Form von Ordensleben, die die Klausur mit dem Apostolat in der Welt verknüpfte, stieß auf Misstrauen: 1631 löste Papst Urban VIII. das Institut auf, Mary Ward wurde wegen Ketzerei kurzzeitig inhaftiert. Die Anerkennung der Ordensgemeinschaft erfolgte erst 1703, mehr als 50 Jahre nach dem Tod der Gründerin. Sr. Mechthild Meckl CJ, Generaloberin des Ordens, erinnerte anlässlich der Entwicklung an einem Brief des damaligen Kurienkardinals Josef Ratzinger von 1984, in dem dieser Mary Ward für ihren Mut, Frauen neue Wirkungsformen innerhalb der Kirche ermöglicht zu haben, rühmte. (dok/rv)

Vatikan plant Dokument zu Brüderorden

Die vatikanische Ordenskongregation bereitet derzeit ein Dokument über die Brüderorden und Laienbrüder vor. Deren Zahl und Einfluss sei in den vergangenen Jahrzehnten stark rückläufig, sagte der Präfekt der Behörde, Kurienkardinal Franc Rode, am 2. Februar 2010 in Radio Vatikan. Die Zahl der Lai-

enbrüder sei in den vergangenen Jahrzehnten stärker zurückgegangen als die der Priester, sagte Rode. In dem neuen Dokument, das möglicherweise im Herbst erscheine, würde das besondere Profil dieses Strangs des gottgeweihten Lebens dargestellt. Der Ordensbruder sei keine Vorstufe zum Priesteramt. Vielmehr habe die Berufung zum Laienbruder eine eigene Logik zu einer besonderen Mission in der Kirche. Ein weiteres Dokument werde derzeit über das Gebetsleben der Ordensleute entwickelt, so Rode. Auch unter Ordensleuten nehme in der heutigen hektischen Zeit die Bedeutung und der Stellenwert von Gebet, Sammlung, Konzentration und Meditation ab, sagte Rode. Das Dokument solle in Zusammenarbeit mit der Gottesdienstkongregation erstellt werden. (kna)

Päpstlicher Rat „Cor Unum“: Großspender sparen an humanitärer Hilfe

Die Wirtschaftskrise zeigt nach Beobachtung des Vatikans Auswirkungen auf das Spendenverhalten für humanitäre Hilfe. Sowohl öffentliche Zuwendungen als auch die Spendenbereitschaft von Firmen hätten sich verringert, sagte Giovanni Pietro Dal Toso vom Päpstlichen Rat für karitative Dienste „Cor Unum“ Ende Dezember 2009 in einem Interview der Vatikanzeitung „Osservatore Romano“. Demgegenüber stelle sich der biblische „Obolus der Witwe“ – Kleinspenden von Menschen mit geringem Einkommen – am stabilsten dar. Dal Toso, Untersekretär der von Kurienkardinal Paul Josef Cordes geleiteten Behörde, berief sich bei der Einschätzung auf Rückmeldungen von

kooperierenden Hilfswerken aus den vergangenen Monaten. „Cor Unum“ selbst habe im zu Ende gehenden Jahr 6,5 Millionen US-Dollar (4,5 Millionen Euro) an Opfer von Naturkatastrophen und für Entwicklungsprojekte ausgegeben. (kna)

Irische Bischöfe berichten Papst über Missbrauchsfälle

Wie aus der Vorabberichterstattung hervorgeht, wollten Irische Bischöfe Papst Benedikt XVI. Mitte Februar über kirchliche Missbrauchsfälle in ihrem Land berichten. Dabei planten sie, dem Kirchenoberhaupt Stellungnahmen von Opfern übergeben, wie die Irische Bischofskonferenz in Dublin ankündigte. Zuvor hatten sich einige Bischöfe zum zweiten Mal mit Vertretern von Opferverbänden getroffen. Im Mittelpunkt des Gesprächs standen den Angaben zufolge die „anhaltenden Sorgen“ der Betroffenen. Dabei hätten die Missbrauchsoffer schriftliche Stellungnahmen vorgelegt, die „direkt deren Meinungen darlegen“. Diese Unterlagen solle nun auch Benedikt XVI. erhalten. Die irischen Bischöfe werden kommenden Montag und Dienstag im Vatikan erwartet. Die irische Kirche ist in den vergangenen Monaten von Missbrauchsskandalen eingeholt worden, die in die 70er Jahre zurückreichen. Im Mai 2009 kam ein Kommissionsreport zu dem Ergebnis, dass landesweit über Jahre hinweg mehr als 2.000 Kinder in kirchlichen Einrichtungen misshandelt, geschlagen oder sexuell missbraucht worden seien. Kirche und Staat hätten die Augen vor den Zuständen in den Heimen verschlossen. Die von der Regierung beauftragte Kommission unter

der Leitung von Richter Yvonne Murphy hatte im November 2009 berichtet, dass in der Erzdiözese Dublin über Jahre hinweg Fälle von Kindesmissbrauch durch Priester systematisch vertuscht worden seien. Die Spitze der Irischen Bischofskonferenz entschuldigte sich bei den Opfern. Der Rücktritt eines Diözesanbischofs wurde vom Vatikan bereits angenommen; mehrere andere Bischöfe haben Ende 2009 ihren Rücktritt angeboten. (kna)

Papst erhält im März Bericht über Legionäre Christi

Papst Benedikt XVI. soll am 15. März die Ergebnisse den Visitationsbericht über die Ordensgemeinschaft „Legionäre Christi“ erhalten. Das bestätigte der chilenische Erzbischof von Concepcion, Ricardo Ezzati Andrello der Tageszeitung „Nacional“ am 9. Dezember 2009. Er gehört zu einer Gruppe von fünf Bischöfen, die der Vatikan mit einer eingehenden Prüfung von Vorwürfen gegen die „Legionäre Christi“ und ihren Ordensgründer Marcial Maciel Degollado (1920- 2008) beauftragte. Sie besuchten in den vergangenen sechs Monaten die weltweiten Niederlassungen des Ordens. Maciel war im Februar 2008 im Alter von 87 Jahren in den USA gestorben. Bereits 2006 hatte der Vatikan Maciel im Zusammenhang mit Vorwürfen sexuellen Missbrauchs gemäßregelt. Der Generalobere der „Legionäre Christi“, Alvaro Corcuera Martinez del Rio, hatte sich nach Beginn der Untersuchungen bei den Opfern von Übergriffen des Ordensgründers entschuldigt. Die Gemeinschaft nehme die Verfehlungen „mit großem Schmerz“ zur Kenntnis und bitte alle um Verzei-



hung, denen Leid zugefügt worden sei, erklärte Corcuera vor einigen Wochen in Rom. (kna)

Im Umgang mit Kindern dem Beispiel Jesu folgen.

„Im Umgang mit Kindern müssen wir dem Beispiel Jesu folgen.“ Das hat Papst Benedikt XVI. am 8. Februar 2010 bei seiner Ansprache vor der Vollversammlung des päpstlichen Familienrates in Rom eindringlich betont. Im Zuge seiner Rede ging er auch auf den Missbrauch Minderjähriger durch Mitglieder der Kirche ein – wohl ein Echo auf die Missbrauchsfälle durch Ordensmänner die in der Vorwoche an den Jesuitenkollegien in Deutschland öffentlich wurden. Sein großes Bedauern darüber, dass es zu diesen Verfehlungen komme, brachte der Papst mit folgenden Worten zum Ausdruck: „Die Kirche hat sich, dem Beispiel Christi folgend, über Jahrhunderte hinweg dem Schutz der Würde und der Rechte Minderjähriger verpflichtet. Und auf vielfältige Art und Weise hat die Kirche für sie Sorge getragen. Leider gibt es verschiedene Fälle, wo einige Glieder der Kirche diese Rechte verletzt haben und damit entgegen dieser Verpflichtung handelten. Diese Handlungsweise missbilligt und verurteilt die Kirche. Und das wird sie zu jeder Zeit tun. Die zartfühlende Fürsorge und die Lehre Jesu, der die Kinder zu Vorbildern dafür erklärt hat, in das Reich Gottes zu gelangen, stehen uns als eindringlicher Appell dazu vor Augen, Kindern mit größtem Respekt und aufmerksamer Zuvorkommenheit zu begegnen. Die scharfen Worte Jesu gegen diejenigen, die „einen dieser Kleinen zum Bösen

verführen“ (Mk 9,42), lehren uns, von dem Weg der Liebe und des Respekts im Umgang mit Kindern niemals abzuweichen.“ Anlass für die Versammlung des päpstlichen Familienrates war die UN-Kinderrechtskonvention, die in diesem Jahr 20 Jahre alt wird. Diese decke sich mit den Grundüberzeugungen des Vatikans, unterstrich Papst Benedikt: „Deswegen stimmt der Heilige Stuhl auch der UN-Kinderrechtskonvention aus voller Überzeugung zu. Das betrifft die dort festgehaltenen Richtlinien zu Adoption, Gesundheitsfürsorge und Erziehung gleichermaßen, wie die positiven Aussagen zur Fürsorge für körperlich eingeschränkte Kinder und Jugendliche und über den Schutz Minderjähriger vor Gewalt, Vernachlässigung und sexuellem Missbrauch sowie Kinderarbeit.“ (rv)

Aus der Weltkirche

Niederlande

Der Jurist und Theologe P.J.E. Chatelion Counet ist neuer Sekretär des Vorstandes der niederländischen Ordensobernkongress (KNR). Er löst in diesem Amt Dr. Ad Leys ab, der jedoch weiterhin in anderer Funktion für die KNR tätig sein wird. Chatelion Counet hat Jura und Theologie in Nimwegen studiert und war danach für die Universität Nimwegen sowie für den kirchlichen Gerichtshof des Erzbistums Utrecht tätig. Als außerplanmäßiger Professor hält er zudem Vorlesungen an der Theologischen Fakultät der Universität Amsterdam. Mit Chatelion Counet hat der Vorstand der KNR wie bereits zuvor einen Laien mit der Leitung des Generalsekretariates beauftragt.

Italien

Wie die Generalkurie der Unbeschuhten Karmeliten in ihren „Communications“ mitteilt, ist eine Internetseite zur Vorbereitung auf den 500-jährigen Geburtstag der hl. Teresa von Ávila freigeschaltet worden. Unter www.paravosnaci.com sind Lektürehilfen zu teresianischen Schriften, Nachrichten über den Stand der Vorbereitungen und geistliche Impulse in demnächst sieben verschiedenen Sprachen erhältlich. Die heilige Teresa wurde 1515 im kastilischen Ávila geboren und bewirkte mit ihrer Reform der karmelitischen Ordensregel die Gründung der Unbeschuhten Karmelitinnen.

Österreich

Mit einem wissenschaftlichen Symposium im Stift Wilten vom 7. bis 10. Februar 2010 haben die Prämonstratenser an den 40. Jahrestag des Reformkapitels ihres Ordens erinnert, das im Anschluss an das Zweite Vatikanische Konzil in dem Tiroler Kloster getagt hat. Rund 50 deutschsprachige Prämonstratenser beschäftigten sich mit den Beschlüssen des Reformkapitels, das sich zwischen 1968 und 1970 um eine zeitgemäße Erneuerung der Ordensregeln bemüht hatte.

Durch den Beschluss der neuen Ordenskonstitutionen nach dem II. Vatikanum sei vor allem der Leitgedanke von „communio“ - also der klösterlichen Gemeinschaft und dem Zusammenleben - wieder in den Mittelpunkt gerückt worden, so Generalabt Handgrättinger gegenüber der Nachrichtenagentur kathpress: „Es gab eine neue Konzentration auf den Gedanken, dass das Gemeinschaftsleben unser erstes Apostolat ist. Wir wollen gemeinsam leben, beten, arbeiten und aus dieser Gemeinschaft heraus nach außen wirken.“ Als Mittelpunkt des seelsorglichen Wirkens der Prämonstratenser nannte Handgrättinger die Arbeit in den Pfarreien. „Der Prämonstratenserorden ist seit jeher ein Seelsorgeorden. Wir leben zusammen als Gemeinschaft und gehen hinaus in die Pfarreien.“ Neben der Pfarrseelsorge gewinne aber auch die kategoriale Seelsorge etwa in Form der Jugendarbeit oder der Krankenhausseelsorge an Bedeutung. In den Prämonstratenser-



Klöstern in Afrika rücke die soziale Arbeit in den Vordergrund.

In Österreich entwickelten sich die drei Prämonstratenser-Klöster in Schlägl, Geras und Wilten immer stärker zu geistlichen Zentren, betonte der Wiltener Abt Raimund Schreier im „Kathpress-Gespräch“. Auch in Wilten wohnten immer mehr Chorherren, die eigentlich in der Pfarreseelsorge arbeiten, im Stift und nutzten „die Stärke einer Gemeinschaft, die gemeinsam betet und arbeitet“. Das gemeinschaftliche Leben wecke das Interesse vieler Menschen außerhalb der Klostermauern. Einen immer größeren Stellenwert in den Seelsorge-Angeboten der Prämonstratenser nähmen daher Angebote wie „Urlaub im Kloster“ ein, sagte der Wiltener Abt. „Wir nehmen Menschen auf, die einige Tage mit uns in der Gemeinschaft leben wollen und die wir spirituell begleiten. Das ist eine ganz wichtige Seelsorge in der heutigen Zeit.“

(kap)

Schweiz

Bis zum 28. November 2010 steht eine Schreibzelle im Benediktinerinnenkloster Fahr Jugendlichen und jungen Erwachsenen im Alter zwischen 16 und 30 Jahren offen, um für zwei Tage in der Stille des Klosters und dem Rhythmus der Benediktinerinnen dem persönlichen Suchen nach Gott und dem Sinn des Lebens Raum zu schenken. Ein vorgegebenes biblisches Thema – passend zur entsprechenden Zeit im Kirchenjahr – soll die jungen Dichterinnen inspirieren, ihre Sehnsucht, ihre Fragen und Erfahrungen in Worte zu fassen und an einem „Fahrer-Psalmen-Buch“ mitzuschreiben. Zur Gemeinschaft der

Schwestern in Fahr gehört die Dichterin Sr. Hedwig (Silja) Walter. (kovoss)

Frankreich

Die Wirtschaftskrise geht auch an französischen Klosterläden nicht spurlos vorbei. Laut einem Bericht der katholischen Tageszeitung „La Croix“ haben zahlreiche Abteien mit weniger Kundenschaft und ausbleibenden Einnahmen zu kämpfen. Immer mehr Menschen verließen die Läden, ohne etwas zu kaufen. Selbst Senioren, die die ruhige Einkaufsatmosphäre innerhalb der Klostermauern schätzten, kämen seltener. Um ihre Produkte trotzdem an den Mann zu bringen, kooperierten immer mehr Orden mit Supermärkten in der jeweiligen Region. Die Wirtschaftskrise ist laut dem Bericht allerdings nicht der einzige Grund für die finanziellen Einbußen. Manche Gemeinschaften hätten bislang den Anschluss an die moderne Welt verpasst. In Klöster integrierte Druckereien seien durch das Internet überholt und nicht mehr zeitgemäß. Chancenreich seien dagegen Nischenprodukte. So habe sich die Zisterzienserabtei von Sept-Fons (Auvergne) auf die Herstellung von Nahrungsergänzungsmitteln wie Getreidefasern oder Bierhefe spezialisiert. (kna)

Schottland

Ein schottischer anglikanischer Bischof hat eine Benediktinerabtei für die Herstellung eines alkoholischen Getränks kritisiert. Der heilige Benedikt wäre „sehr, sehr unglücklich“ über die Aktivitäten und die „Doppelmoral“ seiner Nachfolger gewesen, sagte Bischof Robert Gillies von Aberdeen und Ork-

ney nach Angaben der Tageszeitung „The Times“ vom 18. Januar 2010. Das nach der Abtei benannte koffeinhaltige Weingetränk „Buckfast“ ist besonders in Schottland beliebt. Es enthält 15 Volumenprozent Alkohol. Angeblich steigert das Getränk die Gewaltbereitschaft. Laut Medienberichten wurde es in den vergangenen drei Jahren in rund 5.000 Untersuchungsberichten der Polizei in der Region Strathclyde genannt. In 114 Fällen seien die Glasflaschen, in denen das Getränk verkauft wird, als Waffen gebraucht worden. Die Mönche der Abtei Buckfast in der südwestenglischen Grafschaft Devon waren laut Bericht zu keiner Stellungnahme bereit. (kna)

Russland

Russlands Oberster Gerichtshof hat die Verurteilung eines Jesuitenmörders zu 14 Jahren Haft für rechtmäßig erklärt. Die Richter wiesen den Antrag der Staatsanwaltschaft auf eine höhere Strafe im Berufungsprozess ab, wie russische Medien am 25. Januar 2010 meldeten. Der Angeklagte ist damit rechtskräftig wegen Mordes an einem Ordensmann schuldig gesprochen. Erneut freigesprochen wurde er jedoch vom Vorwurf, auch den damaligen Leiter der Ordensgemeinschaft in Russland, den Wolgadeutschen Otto Messmer, erschlagen zu haben. Die Staatsanwaltschaft hatte dem Angeklagten beide Morde vom Oktober 2008 zu Last gelegt. Messmer und sein aus Ecuador stammender Mitbruder waren im Oktober 2008 in ihrem gemeinsamen Apartment in Moskau getötet worden. Das Generalat des Ordens hatte das erste Urteil vom Sommer 2009 kritisiert. Im Fall der Ermordung von Messmer

sei das Gericht nicht zu einem gerechten Urteil gelangt, so die Jesuiten. Sie kündigten damals an, alle rechtlichen Mittel auszuschöpfen, um in dieser Angelegenheit „für größere Klarheit“ zu sorgen. (kna/dok)

Türkei

Der türkische Botschafter in Deutschland, Ahmet Acet, hat die deutschen Bischöfe in der Frage nach dem Schicksal des syrisch-orthodoxen Klosters Mor Gabriel vorerst vertröstet. Der Streit um die Klostergüter sei Sache der Justiz, heißt es in einem Ende Januar 2010 in Berlin bekanntgewordenen Antwortschreiben Acets an die Deutsche Bischofskonferenz. „Wir alle müssen dieses Rechtsverfahren respektieren.“ Der Vorsitzende der Bischofskonferenz, Erzbischof Robert Zollitsch, hatte die Türkei in einem Mitte Januar bekanntgewordenen Brief an den Botschafter zur Achtung der christlichen Minderheiten aufgefordert. Zugleich zeigte sich Zollitsch besorgt über die Lage der wenigen noch in der Türkei lebenden syrisch-orthodoxen Christen. Er erwarte von der türkischen Regierung, dass sie „geeignete Maßnahmen zum Schutz der historischen christlichen Kirchen, Klöster und Kulturgüter sowie zum persönlichen Schutz einzelner gefährdeter Christen“ ergreife. Acet betonte, er stehe mit den führenden Vertretern der in Deutschland lebenden assyrischen Christen im Dialog und informiere sie über „den sensiblen Umgang der türkischen Regierung mit dem Thema Mor Gabriel“. Die Assyrer, die seit Jahrtausenden auf türkischem Boden lebten, „stellen eines der wichtigen Elemente der kulturellen und religiösen Vielfalt

sowie des Reichtums der Türkei dar“, fügte er hinzu. Beim Thema Mor Gabriel, so Acet, werde sein Land aber leider „zuweilen zur Zielscheibe vorurteilsbehafteter Kommentare“. Meldungen, dass ein Großteil des Grundstücks des Klosters verstaatlicht werden solle, „entsprechen nicht der Wahrheit“. In seinem Brief an Zollitsch erklärt Acet, dass Staatsangehörige in der Türkei „weder im Hinblick auf Religion noch auf Sprache und Konfession diskriminiert“ würden. So würden gemäß dem jüngst verabschiedeten neuen Stiftungsgesetz weiter gesetzliche Regelungen zum Immobilienerwerb durch Stiftungen von Minderheiten und nichtmuslimischen Glaubensgemeinschaften eingeführt. „Die Große Nationalversammlung der Türkei hat somit ein wichtiges Defizit behoben“, so der Botschafter.

Zollitsch hatte in seinem Brief betont: „Spätestens die Ende Januar 2009 vom lokalen Schatzamt gegen das Kloster erhobene Klage hat den Verdacht hervorgerufen, dass sogar staatliche Stellen an einer Beendigung der über 1.600 Jahre währenden Existenz dieses Klosters Interesse haben könnten.“ Genährt werde dieser Verdacht durch die Tatsache, dass das Schatzamt gegen das erstinstanzliche Urteil, das zugunsten des Klosters ausgefallen war, in Berufung gegangen sei. (kna)

Israel

Sr. Dr. Margarete Gruber OSF, Professorin für die Exegese des Neuen Testaments, ist erste Inhaberin des neu gegründeten „Laurentius-Klein-Lehrstuhls“ am Studienjahr der deutschen Benediktinerabtei Dormitio in Jerusalem. Das Studienjahr ist ein öku-

menisches Angebot an deutsche Studentinnen und Studenten der Theologie und befindet sich in der Trägerschaft des Päpstlichen Athenaeums Sant' Anselmo, der römischen Hochschule des Benediktinerordens. Um die in den Räumen der Dormitio-Abtei in Jerusalem durchgeführte Lehre für die Zukunft auf ein sicheres Fundament zu stellen, wandten sich die Benediktiner an die Bundesregierung, die die Finanzierung des Lehrstuhls aus Mitteln des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) übernahm. Am 04. Februar 2010 wurde im Beisein der Bundesbildungsministerin Annette Schavan und des DAAD-Präsidenten Stefan Hormuth die Eröffnung des Lehrstuhls gefeiert, für dessen Namen Abt Laurentius Klein OSB, Gründer des Studienjahrs im Jahr 1973, Pate stand. Sr. Dr. Margarete Gruber OSF war bereits zuvor Dekanin des laufenden Studienjahrs und übernimmt nun die Leitung des Lehrstuhls für Biblische und Ökumenische Theologie.

Anhaltende Probleme bei der Vergabe von Visa für Geistliche in Israel beklagt Franziskanerkustos Pierbattista Pizzaballa. In dieser Frage scheine die gegenwärtige Regierung unter Benjamin Netanjahu „noch restriktiver vorzugehen“, sagte der Franziskanerobere im Heiligen Land Mitte Dezember 2009 auf Anfrage. Das sei aber nur ein einzelner Aspekt und nicht „so neu“. Insgesamt gebe es keine bedeutenden Veränderungen in der Zusammenarbeit zwischen Kirche und Behörden - „weder zum Positiven noch zum Negativen“. Als Minderheit stünden die Christen vor vielen Problemen, sagte Pizzaballa. „Wir haben weniger Rechte. Durch den Aufkauf von Besitz wird versucht, unsere Präsenz

zurückzudrängen.“ Zugleich betonte der Franziskaner, die Christen im Heiligen Land müssten ihre Präsenz nicht rechtfertigen: „Wir sind seit 2.000 Jahren hier.“ Sie seien Palästinenser mit derselben Kultur und Identität. Es gebe mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede. Mit Blick auf den Friedensprozess äußerte sich Pizzaballa wenig zuversichtlich. Dazu brauche es charismatische Führer. „Die haben wir derzeit weder in Israel noch in der Palästinenserbehörde.“(kna)

Südafrika

P. Herbert Nikolaus Lenhof SAC (73), aus dem Saarland stammender Pallottiner und Bischof von Queenstown in Südafrika, hat die Leitung seiner Diözese abgegeben. Papst Benedikt XVI. entpflichtete ihn auf eigenen Wunsch vor Erreichen der üblichen Altersgrenze von 75 Jahren von seinen Aufgaben, wie der Vatikan am 16. November mitteilte. Für den Amtsverzicht waren nach Angaben des Ordens gesundheitliche Gründe maßgeblich. Der in Völklingen an der französischen Grenze geborene Lenhof war 1965 zum Priester geweiht worden. Bereits 1968 wechselte er nach Südafrika. Dort stand er seit 1984 dem Bistum Queenstown vor. Die 1951 errichtete Diözese wurde bereits zuvor von deutschen Pallottinerpatres geleitet. (kna/sac)

P. Erwin Hecht OMI (76), deutscher Oblatenmissionar und seit 35 Jahren Bischof von Kimberley in Südafrika, ist in den Ruhestand getreten. Papst Benedikt XVI. nahm Mitte Dezember 2009 das Pensionsgesuch des aus Burgrieden in Baden-Württemberg stammenden Or-

densmanns an. Hecht wurde 1959 zum Priester geweiht. 1972 wurde er zunächst Weihbischof in der durch seine Diamantenminen bekannten Stadt Kimberley in der südafrikanischen Provinz Nordkap. Zwei Jahre später übernahm er die Leitung der Diözese, die heute mehr als 120.000 Katholiken hat. (kna)

Experten: Priester und Ordensleute in Ostkongo nicht mehr sicher

Priester und Ordensleute sind nach Einschätzung belgischer Experten im Osten des Kongos nicht länger sicher. Selbst Bischöfe würden in der Region zunehmend eingeschüchtert und sogar mit dem Tod bedroht, berichteten Kongo-Spezialisten Mitte Dezember 2009 im katholischen Internet-Informationsdienst „kerknet“. In der Region hatte es zuletzt mehrere Mordanschläge gegen Priester und Ordensleute gegeben; allein im Dezember wurden bei zwei Angriffen in Bukavu im Osten der Demokratischen Republik Kongo eine Ordensfrau und ein Priester ermordet. Die Kongo-Expertin der Friedensbewegung „Pax Christi Flandern“, Hilde Deman, sagte, Priester und Ordensleute würden wegen ihrer Rolle in der Gesellschaft zunehmend gezielt angegriffen. Die Botschaft sei klar: Wer sich gegen Menschenrechtsverletzungen wende, mache sich selbst zum Ziel. Die Kirche stelle die einzigen noch funktionierenden Einrichtungen in der Region und habe durch Schulen, Krankenhäuser und Sozialdienste großen Einfluss auf die Bevölkerung. Ziel der Attentate sei daher auch Einschüchterung. (kna)

USA

Ab 26. August 2010 soll Mutter Teresa, seliggesprochene Gründerin der Missionarinnen der Nächstenliebe, auf Briefmarken der US-amerikanischen Post zu sehen sein. Das teilte das Unternehmen zum Jahresende 2009 mit. Mit der Briefmarke wolle man die 1997 verstorbene Ordensfrau anlässlich ihres 100. Geburtstags ehren. Die selige Mutter Teresa wurde am 27. August 1910 als Agnes Gonxha Bojaxhiu in Skopje im heutigen Mazedonien geboren und starb am 5. September 1997 in Kalkutta. Ihre Eltern stammten aus dem Kosovo. Papst Johannes Paul II. sprach sie nach einem beschleunigten Verfahren selig.

(zenit)

Brasilien

Neue Wendung im Mordfall der katholischen Missionarin Dorothy Stang in Brasilien: Der mutmaßliche Auftraggeber muss vorerst wieder ins Gefängnis. Das entschied das Oberste Gericht des brasilianischen Bundesstaates Para, wie brasilianische Medien Anfang Februar 2010 berichteten. Es hob eine im April 2009 bewilligte bedingte Freilassung für den zuvor bereits verurteilten Landbesitzer Vitalmiro Bastos de Moura wieder auf. Stang, die sich jahrzehntelang für die Landrechte armer Bauern engagierte, war im Februar 2005 in der Nähe der Stadt Anapu nach mehreren Morddrohungen mit sechs Schüssen getötet worden. Bastos wurde im Mai 2007 als Drahtzieher des Mordes an der 73-jährigen US-Amerikanerin zu 30 Jahren Haft verurteilt, in einem zweiten Prozess jedoch freigesprochen. Im April 2009 wiederum setzte die Staatsanwaltschaft von Para die Annullierung dieses

Freispruchs durch; eine Freilassung bis zu einem endgültigen Urteilsspruch wurde zunächst eingeräumt, nun jedoch wieder aufgehoben. (kna)

Vietnam

Die Katholiken fürchten eine neue Welle der Gewalt gegen Priester in Ho Chi Minh City. In einer von allen Staatsmedien verbreiteten öffentlichen Erklärung griff das Volkskomitee Anfang Januar 2010 die dort ansässigen Redemptoristen an und unterstellte ihnen, „die Politik der Partei und die Gesetze der Nation“ zu unterminieren. Besonders wenden sich die kommunistischen Staatsvertreter gegen die gut besuchte Gebetsvigil, die die Redemptoristen in Ho Chi Minh City regelmäßig ausrichten. Der Asienreferent der Internationalen Gesellschaft für Menschenrechte, Vu Quoc Dung, erläuterte gegenüber Radio Vatikan: „Es geht in dem Mahnschreiben des Volkskomitees um die Massenveranstaltungen in der Kirche und die Internetpräsenz der Redemptoristenpatres. Das Volkskomitee will die Patres mit dem Verleumdungsvorwurf kriminalisieren. Die Regierung will nicht, dass die Redemptoristen die Wahrheit gegen die Missstände im Land aussprechen. Sie sollten aber gegen menschenverachtende Praktiken protestieren dürfen - das ist ihr Recht!“ Anliegen der Redemptoristen seien etwa der Schutz des ungeborenen Lebens oder größere Rechtssicherheit für die Bürger in Vietnam, so Vu Quoc Dung. Aber nicht nur in Ho Chi Minh City, sondern auch in Hanoi hätten die Redemptoristen unter den Aggressionen der Regierung zu leiden. (rv)

Korea

Das Verfahren zur Seligsprechung des Abtbischofes Bonifatius Sauer OSB ist zum Jahresende 2009 offiziell eröffnet worden. Mit der Übergabe biographischer Dokumente durch P. Willibrord Driever OSB hat der Prozess seinen Auftakt auf diözesaner Ebene im südkoreanischen Bistum Waegwan genommen. Nach Sichtung der Unterlagen wird das Verfahren zur Seligsprechung nach Rom übergeben.

Bonifatius Sauer wurde 1877 unter dem Taufnamen Josef bei Fulda geboren. Nach seinem Eintritt in das Missionskloster St. Ottilien empfing er 1903 die Priesterweihe. Mit dem Beginn der koreanischen Mission 1909 zog Sauer nach Südostasien und wurde erster Abt im neu gegründeten Kloster von Seoul. Nach Übergabe des Apostolischen Vikariats Wonson an die Benediktiner aus Ottilien wurde Sauer 1921 zum Bischof ernannt. Es folgte die Verlegung der Abtei ins heute nordkoreanische Tokwon. Durch die 1949 einsetzenden Repressalien der kommunistischen Behörden geriet der Benediktiner in Gefangenschaft. Die Haft unter grausamen Umständen überlebte er nur wenige Monate bis zu seinem Tod im Februar 1950. Neben dem Abtbischof sind 35 weitere Missionare in das Seligsprechungsverfahren miteinbezogen.

(dok/St. Ottilien)

Fides veröffentlichte, liegt die Zahl damit fast doppelt so hoch wie im Vorjahr und erreichte den höchsten Stand seit zehn Jahren. Unter den Ermordeten waren 30 Priester, 2 Ordensfrauen, 2 Seminaristen sowie 3 Laienmitarbeiter. Der überwiegende Teil der Gewalttaten ereignete sich den Angaben zufolge in Süd- und Nordamerika. Dort starben 18 Priester, 2 Seminaristen und eine Ordensfrau. In der Statistik der einzelnen Kontinente folgt Afrika, wo neun Priester, eine Ordensfrau und ein Laienmitarbeiter gewaltsam ums Leben kamen. In Asien wurden zwei Priester getötet, in Europa einer. Zu den Ermordeten gehört der 78-jährige österreichische Mariannhiller Missionar Ernst Pöchl. Er wurde am 31. Mai von Unbekannten in der südafrikanischen Missionsstation Mariazell erdrosselt. (kna)



2009 weltweit 37 katholische Seelsorger ermordet

Weltweit sind im vergangenen Jahr 37 katholische Priester und Ordensleute und Laienseelsorger gewaltsam ums Leben gekommen. Nach den Angaben, die der römische Missionspressdienst

Aus der Deutschen Ordensobernkonferenz

Personelles

Am 1. März 2010 wird bei den Maristen *P. Dr. Alois Greiler SM* die Aufgabe des *Regionaloberen* der Region Deutschland innerhalb der Provinz Europa übernehmen. Er löst im Amt *P. Fritz Arnold SM* ab. *P. Greiler* wurde 1959 in Passau geboren und legte 1985 seine erste Profess ab. 1988 empfing er die Priesterweihe. Nach seinem Studium im belgischen Löwen widmete er sich der Seelsorgetätigkeit in Ahmsen (Bistum Osnabrück) und Forschungen zum Maristenorden in Rom. *P. Greiler* wird in seinem neuen Amt einer von insgesamt sieben Regionen innerhalb der europäischen Ordensprovinz vorstehen.

Zum 23. Januar 2010 wird *Sr. Maria Georg Loos CPS* neue deutsche *Provinzoberin* der Missionsschwestern vom Kostbaren Blut. Das Provinzkapitel in Paderborn wählte sie zur Nachfolgerin von *Sr. Uta Bodesheim CPS*.

Die Klarissen-Kapuzinerinnen des Klosters St. Clara in Trier haben am 19. Januar 2010 *Sr. Maria Benedikta Fuchs OSC* zu ihrer neuen *Äbtissin* gewählt. Sie löst im Amt *Sr. M. Bernarda Schmitt OSC* ab. *Sr. M. Benedikta* hatte das Amt der *Äbtissin* bereits von 1988 bis 2006 inne.

P. Dieter Knoche MSF ist am 06. Januar 2010 vom Provinzkapitel der Missionare von der Heiligen Familie (MSF) zum neuen *Provinzial* gewählt worden. Er

folgt *P. Egon Färber MSF*, der seit dem Jahr 2004 das Amt des *Provinzials* inne hatte. *P. Knoche* war bereits von 1995 bis 2004 *Provinzial* der deutschen Ordensprovinz und von 2001 bis 2004 im Vorstand der damaligen VDO.

Der Konvent der Ursulinen von Erfurt hat am 30. Dezember 2009 *Sr. Angela Tiller OSU* für drei Jahre zur *Oberin* gewählt. Die bisherige *Ökonomin* des Klosters löst im Amt *Sr. Katharina Wenselowski OSU* ab.

Am 08. Dezember 2009 wurde *P. Theo Breitinger ISch* von der Generalleitung zum neuen *Provinzial* der Schönstatt-Patres ernannt. Er löst damit *P. Franz Brügger ISch* ab, der das Amt die letzten sechs Jahre inne hatte. *P. Breitinger* (59) stammt aus Ulm. Nach seinem Studium in Münster und Vikarstätigkeit in München war er in der Jugendarbeit und als *Novizenmeister* tätig. Seit 1990 arbeitete er als *Seelsorger* und *Assistent* in verschiedenen Gemeinschaften von Frauen und Müttern der Schönstatt-Bewegung auf nationaler und europäischer Ebene. Die Amtszeit beträgt sechs Jahre.

Am 17. November 2009 haben die Schwestern des Karmels Maria vom Frieden (Köln) *Sr. Teresia Ancilla Wissling OCD* von der Mutterschaft Mariens OCD zur neuen *Priorin* gewählt. Sie löst *Sr. Mirjam Kiechle OCD* ab. *Sr. Ancilla* ist 1962 in den Kölner Karmel eingetreten. Sie war bereits früher langjährige *Priorin* des Kölner Karmel.

Der Benediktinerkonvent von Weingarten hat am 16. November 2009 den Beuroner Mönch und Abtpräses der Beuroner Benediktinerkongregation, *Dr. Albert Schmidt OSB*, zum *Administrator* der Abtei Weingarten gewählt. Er ist Nachfolger von P. Basilius Sandner OSB, Benediktiner von Maria Laach, der das Kloster Weingarten seit Dezember 2007 geleitet und um Entpflichtung von diesem Amt gebeten hatte. Hauptaufgabe des Administrators ist es, mit den einzelnen Mönchen ihren künftigen Weg zu klären und für die Regelung der anstehenden Fragen Sorge zu tragen.

Zur neuen *Provinzoberin* der Schönstätter Marienschwestern (Provinz Koblenz) wurde am 16. November 2009 *Sr. M. Josit Treese* eingesetzt. Sie löst im Amt *Sr. M. Helrike Arend* ab.

Die Schwestern der Benediktinerinnenkommunität Venio in München haben am 31. Oktober 2009 *Sr. Carmen Tatschmurat OSB* zur neuen *Priorin* gewählt. Gemäß den Statuten der Kommunität übernimmt *Sr. Carmen* das Amt erst, nachdem sie ihr Arbeitsverhältnis aufgelöst hat. Dies wird frühestens im Februar 2010 der Fall sein. *Sr. Carmen* ist Professorin für Soziologie an der Katholischen Stiftungsfachhochschule in München.

Die Missionsschwestern U.L. Frau von Afrika (Weiße Schwestern) verlegen das Provinzialat der europäischen Provinz von Köln nach Paris. Neue *Provinzoberin* am französischen Standort für die Provinz, die Belgien, Deutschland, England, Frankreich, die Schweiz, die Niederlande und Spanien umfasst, wird *Sr. Helga Franke*. Sie folgt im Amt *Sr.*

Gertrud Glotzbach nach. Nachfolgerin von *Sr. Helga* als *Regionaloberin* in Deutschland wird *Sr. Elisabeth Biela*. Sie war bisher in Ghana tätig.

In Folge des Fusionsprozesses der süddeutschen und der norddeutschen Salvatorianerprovinz werden die Salvatorianer der Belgischen Provinz in Deutschland neues DOK-Mitglied. Neuer *Regionaloberer* ist *P. Louis Bongers SDS* (Solingen).

Am 4. Februar 2010 wurde im Benediktiner-Kloster Nütschau ein neuer Prior gewählt, da mit Vollendung des 70. Lebensjahres des seit 1994 amtierenden Priors *P. Leo Overmeyer* eine Neuwahl notwendig wurde. Der Konvent wählte *P. Leo Overmeyer OSB* für weitere sechs Jahre zum *Prior*. *P. Leo*, geboren 1939, stammt aus Steinfeld bei Vechta. Nach dem Abitur trat er in die Benediktinerabtei Gerleve ein, 1979 kam er nach Nütschau in Schleswig-Holstein.

Nach Wahl durch den Konvent und die Dispens durch die Religiösenkongregation in Rom vom 19. Dezember 2009 sowie die Freistellung durch die Kongregation der Franziskanerinnen von Thuine wurde *Sr. M. Uta Brockschmidt* am 27. Januar 2010 erneut von Bischof *Dr. Franz-Josef Bode* als *Oberin* des Konventes der Ursulinen im St. Angela Kloster Osnabrück für drei Jahre eingesetzt.

Sr. Dr. Scholastika Deck OSB wurde am 04. Januar 2010 für eine zweite Amtszeit von sechs Jahren als *Priorin* des Freiburger Priorates der Benediktinerinnen von der *Hl. Lioba* wiedergewählt.



Sr. Miriam Altenhofen SSpS ist am 4. Januar 2010 vom Provinzkapitel der Steyler Missionarinnen für weitere drei Jahre im Amt der *Provinzoberin* bestätigt worden.

P. Hans-Peter Becker SAC, Provinzial der Herz-Jesu-Provinz der Pallottiner, ist für weitere drei Jahre in dieses Amt gewählt worden. Die Generalleitung der Ordensgemeinschaft approbierte die Wahl am 7. Dezember 2009. Die Verabschiedung der alten Leitung und die Einführung der neuen fand im Rahmen einer Vesper am 2. Februar 2010 im Provinzialat in Friedberg statt.

Für weitere drei Jahre ist *P. Bernd Werle SVD* in seinem Amt als *Provinzial* der Steyler Missionare bestätigt worden. Die Generalleitung des Ordens nahm am 01. Dezember 2009 die Ernennung des Provinzials bis zum Ende der Wahlperiode 2013 vor.

Solidarwerk der Orden wählte neuen Vorstand

Bei seiner ersten Sitzung in Bonn hat sich am 19. November 2009 der neue Vorstand des Solidarwerks der katholischen Orden in Deutschland konstituiert. Zum *Vorsitzenden* wurde *P. Georg Scholles OFM*, Provinzökonom der Kölner Franziskanerprovinz, wiedergewählt; ebenfalls wiedergewählt wurden *Sr. Josefine Lampert ISA* und *Sr. M. Arnoldis Strassfeld FCJM* als stellvertretende Vorsitzende. Außerdem gehört dem neuen Vorstand als gewähltes Mitglied *P. Bonifatius Hicks OP* an. Seitens der Deutschen Ordensobernkonzferenz wurde Generalsekretärin *Sr. Walburga M. Scheibel OSF* in den Vorstand des

Solidarwerks entsandt. Der neue Vorstand war bei der Jahresversammlung 2009 des Solidarwerks am 6. November gewählt worden.

Neuer Vorstand der AGO

Die Arbeitsgemeinschaft der Ordenshochschulen (AGO) wählte auf ihrer Vertretersammlung, die am 13./14. November in Vallendar stattfand, *Prof. P. Dr. Paul Rheinbay SAC* zu ihrem neuen Vorsitzenden. Der seit Anfang April dieses Jahres amtierende Rektor der Philosophisch-Theologischen Hochschule der Pallottiner in Vallendar übernimmt die Nachfolge von *Prof. P. Dr. Karl Bopp SDB*, der dem Vorstand weiterhin als Schriftführer angehört wird. Weitere Vorstandsmitglieder sind *Prof. P. Dr. Thomas Dienberg OFMCap.* und *Prof. P. Dr. Ulrich Engel OP.*

Rückführung der Schwestern vom Hl. Heiland in die Ursprungskongregation

Mit einer Festmesse in der Klosterkirche von Oberzell am 08. November 2009 fand der Fusionsprozess der Schwestern vom Hl. Heiland in die Gemeinschaft der Schwestern vom Göttlichen Erlöser (Niederbronner Schwestern) seinen Abschluss. Die Schwesterngemeinschaft kehrt damit in ihre 1839 gegründete Ursprungskongregation der Schwestern vom Göttlichen Erlöser zurück. Die Schwestern von Kloster Oberzell firmieren nun als Gemeinschaft „St. Theresia“ und gehören der deutsch-österreichischen Provinz des Ordens an. Die ehemalige Provinzoberin *Sr. M. Klara Sexlinger* ist zur neuen Hausoberin im Kloster Oberzell ernannt worden.

Salvatorianer schließen deutsche Provinzen zusammen

Die Gemeinschaft der Salvatorianer hat auf ihrem Provinzkapitel in München Ende Oktober die Fusion ihrer beiden deutschen Provinzen beschlossen. Erst 1930 erfolgte die Teilung der deutschen Provinz des Ordens, der 1881 von P. Franziskus Jordan in Rom gegründet worden war. Die offizielle Wiedervereinigung fand am 8. Dezember 2009 im Rahmen eines Festaktes mit dem Generaloberen des Ordens, P. Andreas Urbanski SDS, und dem Münchner Erzbischof Reinhard Marx statt.

Comboni-Missionare wechseln Rechtsstatus

Das Bayerische Staatsministerium für Unterricht und Kultus hat der Deutschsprachigen Provinz der Comboni-Missionare (Bamberg) mit Wirkung vom 9. November 2009 die Rechte einer Körperschaft des öffentlichen Rechts (KöR) verliehen. Bisher waren die Comboni-Missionare ein „eingetragener Verein“ mit Sitz in Ellwangen. In der Folge wird der bestehende „Comboni-Missionare vom Herzen Jesu e.V.“ aufgelöst. Bei der Übertragung des Vereinsvermögens auf die neue Körperschaft des öffentlichen Rechts (Immobilien, Rücklage zur Altersvorsorge etc.) fällt normalerweise Schenkungssteuer in nicht unerheblicher Höhe an. Da es jedoch eine Auflage des Kultusministeriums war, das Vermögen auf die Körperschaft zu übertragen, standen die Comboni-Missionare vor einem erheblichen Problem. Zur Klärung der entscheidenden Frage, ob und wie viel Schenkungssteuer fällig wird, wurde unter Einbeziehung von Behörden in Bayern und Baden-Württemberg

beim zuständigen Finanzamt Aalen von den Comboni-Missionaren Antrag auf eine „verbindliche Auskunft“ gestellt. - Mit Schreiben vom 19.10.2009 teilte das Finanzamt mit, dass die Vermögensübertragung nach § 13 Abs. 1 Nr. 16b ErbStG steuerfrei ist. Begründung: Die neue Körperschaft, wie der bestehende Verein, wird als gemeinnützig, mildtätig und kirchlich beurteilt.

Neues Mutterhaus der Schwestern von der Heiligen Familie

Weil eine Sanierung oder ein Umbau nicht mehr sinnvoll schien, haben die Schwestern von der Heiligen Familie in München ein neues Mutterhaus gebaut. Das alte Kloster wurde im Herbst 2007 abgebrochen. Der Umzug der Schwestern in das neue Haus ist abgeschlossen; die offizielle Einweihung ist für den 19. März 2010 vorgesehen.

Fraternità Francescana di Betania übernimmt Aschaffener Kapuzinerkloster

Das Provinzialat der Bayerischen Kapuzinerprovinz hat mit dem Beginn des Jahres 2010 den Wegzug aus dem Kloster Aschaffenburg beschlossen. Das Haus, das in die Hände des Bistums Würzburg übergeht, wird im Laufe des Jahres 2010 von Mitgliedern der franziskanischen Gemeinschaft „Fraternità Francescana di Betania“ bezogen werden. In Süditalien liegt der Schwerpunkt der Tätigkeit der Gemeinschaft darauf, materielle Nöte der Mitmenschen zu lindern. In Deutschland stehe dagegen die geistliche Begleitung von Jugendlichen und Familien im Vordergrund, so ein Bericht im Pressedienst des



Bistums Würzburg (POW). Außerdem werde der Fraternità die Seelsorge für die italienischen Katholiken im Bistum Würzburg übertragen. Darüber hinaus hoffen die Schwestern und Brüder, dass ihr Haus „eine Oase der Spiritualität für das ganze Bistum Würzburg“ wird. Laut POW dürfte die Gemeinschaft „weltweit der erste Orden sein, bei dem Männer und Frauen, die sich mittels Gelübde zu Armut, Keuschheit und Gehorsam verpflichten, unter einem Dach wohnen und einen gemeinsamen Oberen haben“.

Neues Zentrum für Denkmalpflege im Kloster Benediktbeuern

Am 18. Januar 2010 hat das neu gegründete Europäische Kompetenzzentrum für energetische Altbausaniierung und Denkmalpflege seine Räume in der „Alten Schäfllerei“ des Salesianerklosters Benediktbeuern bezogen. Das Zentrum ist ein Kooperationsprojekt des Fraunhofer-Instituts und des Bayerischen Amts für Denkmalpflege mit verschiedenen Firmen der Bauindustrie aus dem bayerisch-österreichischen Raum. Es hat sich zum Ziel gesetzt, neue Sanierungsformen insbesondere unter dem Gesichtspunkt der Energieeffizienz zu entwickeln. Diverse Ausstellungen sollen die Arbeiten der Wissenschaftler einem breiten Publikum zugänglich machen.

Wiedereröffnung des Seligsprechungsverfahrens für P. Jakob Rem SJ

Auf Antrag des Jesuitenordens hat der Eichstätter Bischof Gregor Maria Hanke OSB Mitte Januar 2010 die Wiederer-

öffnung des seit 1949 ruhenden Seligsprechungsverfahrens für P. Jakob Rem SJ (1546-1618) angeordnet. Der aus Bregenz stammende Jesuitenpater war in der Studentenseelsorge der jesuitisch geprägten Universität Ingolstadt tätig und erwarb sich bereits zu Lebzeiten die Ehrenbezeichnung eines „Apostels der Jugend“. Rem ist im Ingolstädter Münster begraben. Die Verehrung für ihn erfreut sich im Raum Ingolstadt noch heute großer Beliebtheit.

Erste Klinik für Urogynäkologie in Alexianer-Krankenhaus

Im Berliner Sankt-Hedwig-Krankenhaus der Alexianer GmbH gibt es seit Jahresbeginn die bundesweit erste Klinik für Urogynäkologie. Dort werden vor allem Funktionsstörungen des weiblichen Beckenbodens wie Harn- und Stuhlinkontinenz behandelt, wie das Krankenhaus am 26. Januar mitteilte. Bereits im vergangenen Jahr nahm das Sankt-Hedwig-Krankenhaus rund 1.000 urogynäkologische Operationen bei Patientinnen aus ganz Deutschland vor.
(kna)

Mariawald startet Hausstudium zur Ausbildung von Priestermönchen

Die Trappistenabtei Mariawald hat sich entschlossen, in Zukunft ein Hausstudium durchzuführen, um Priestermönche heranzubilden. Die Mönche sollen in der klösterlichen Gemeinschaft verbleiben und in der Bibliothek des Klosters ihre Studien betreiben. Das Studium soll in der Regel zehn Semester umfassen. Maßgebend sind die entsprechenden Canones des allgemeinen Kirchen-

rechts und die Konstitutionen, die Ratio institutionis, die Bestimmungen der Generalkapitel und die Traditionen des Ordens. Die Abtei ist mit päpstlichem Privileg wieder zu den alten Gebräuchen des Trappistenordens nach dem Usus von Monte Cistello aus dem Jahre 1964 zurückgekehrt. (pm)

Dominikaner fusionieren Bibliothek mit Kölner Diözesanbibliothek

Die Albertus-Magnus-Bibliothek der deutschen Dominikanerprovinz Teutonia ist mit der Diözesanbibliothek des Erzbistums Köln fusioniert worden. Mit der Mitte November erfolgten Integration sind über 140.000 Bände in den Bestand der Kölner Bibliothek übergegangen. Zuvor befanden sich die Bücher mit dem Schwerpunkt dominikanische Ordensgeschichte und Scholastik im Studienhaus des aufgelösten Dominikanerklosters Walberberg bei Bonn. Die Zusammenlegung spiegelt sich außerdem im neuen Namen der Diözesanbibliothek wider, der die Bezeichnung Albertus-Magnus-Bibliothek angehängt wird.

7000 Bücher der Kapuziner an ULB Münster übergeben

Einen „Depositum-Vertrag“ haben die Universitäts- und Landesbibliothek (ULB) Münster und die Rheinisch-Wesfälische Provinz der Kapuziner geschlossen. Knapp 7000 alte Bücher aus den Klosterbibliotheken Münster, Werne und Koblenz sind Gegenstand der Übereinkunft - darunter 96 Inkunabeln aus der Zeit bis 1530. Sie werden als Leihgabe mindestens für die nächs-

ten dreißig Jahre ihre neue Heimstatt in den Sondermagazinen der ULB finden. Neben der Aufbewahrung und Erhaltung der Bücher erschließt die ULB die Bestände auch nach geltenden Regeln, so dass sie über die Recherche in Katalogen auch für die Forschung zugänglich sind. Eine Auswahl der Bücher soll zudem auch elektronisch verfügbar gemacht werden.

Unter den Werken befindet sich eine Abhandlung über die tibetische Mission aus dem Jahr 1740 ebenso wie ein Psalter in sieben verschiedenen Sprachen mit Kommentar von 1516 zur wissenschaftlichen Arbeit und eine Kirchengeschichte aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, die durch einen besonders schönen Holzdeckeleinband aus der Renaissancezeit auffällt. Mit der Übergabe der alten Bücher schafft die Kapuzinerbibliothek in Münster Platz für neue Literatur und gibt zugleich ihren Altbestand in erfahrene Hände.

(Echo Münster)

Institut für Theologische Zoologie an der Kapuzinerhochschule in Münster

Ein „Institut für Theologische Zoologie“ ist am 15. Dezember an der Kapuzinerhochschule in Münster eröffnet worden. Dafür hat das Bistum Münster den Priester und Naturwissenschaftler Dr. Rainer Hagencord mit einer halben Stelle für die Leitung dieses Institutes, das einmalig in der Bundesrepublik ist, freigestellt. Mit im Boot ist auch der Schweizer Kapuziner P. Dr. Anton Rotzetter OFM Cap.

Zu seinen Studenten, so Hagencord gegenüber der „Borkener Zeitung“, gehörten junge Menschen, für die es



schwer erträglich sei, dass sich Theologie und Kirche „mehr oder weniger ausschweigen“, wenn es darum gehe, sich mit dem Tier als Geschöpf Gottes auseinanderzusetzen. Hagencord betont: „In uns allen gibt es etwas Geheimnisvolles, das uns ausmacht, das uns lebendig hält, das womöglich über den Tod hinaus Bestand hat - die Bibel macht da keinen Unterschied zwischen Mensch und Tier.“

Hagencord erwartet ein neues Konsumverhalten „von denen, die sich Christen nennen“, ebenso eine neue Landwirtschaft. Es sei naiv zu glauben, dass wir mit der Landwirtschaft, wie sie praktiziert wird, so weiterleben können. Eine Aufgabe des Institutes sei es, genauso wie in der christlichen Anthropologie ein wissenschaftlich fundiertes Bild des Tieres als Geschöpf Gottes zu entwickeln. Als zweite Aufgabe kommt hinzu, Unterrichtsmaterialien für die Schulen und die Katechese zu entwickeln, so dass ein neues und gänzlich anderes Denken einsetzen könne.

(Borkener Zeitung)

Bistum Rottenburg-Stuttgart übernimmt Räume der Abtei Weingarten

Die Diözese Rottenburg-Stuttgart mietet ab 1. Juli 2010 vom Land Baden-Württemberg die Gebäude der Benediktinerabtei Weingarten. Das Bistum kann somit darüber bestimmen, was in der traditionsreichen Klosteranlage künftig passiert. Die Vereinbarung regelt auch, dass die Außenstelle der Akademie der Diözese ihre Räume in der ehemaligen Klosteranlage weiter nutzen kann. Die Liegenschaften der Abtei waren mit der Säkularisation zu Beginn des 19.

Jahrhunderts in das Eigentum des württembergischen Königshauses und später des Landes übergegangen. 1922 war ein Teil der Gebäude den Benediktinern zur Errichtung einer Abtei zur Verfügung gestellt worden. Ende September hatte der Orden nach knapp 1.000 Jahren die Schließung des Klosters angekündigt.

(kna)

Eröffnung der „Heimkinder- Hotline“ der Katholischen Kirche

Im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz in Zusammenarbeit mit der Deutschen Ordensobernkonzferenz und der Caritas ist am 13. Januar 2010 die „Heimkinder-Hotline“ der Katholischen Kirche freigeschaltet worden. Sie richtet sich an ehemalige Heimkinder, die in den 50er und 60er Jahren in katholischen Kinderheimen untergebracht waren. Betreut wird das Angebot von der Arbeitsstelle Ehe-, Familien- und Lebensberatung des Erzbistums Köln. Die für die Hotline tätigen Mitarbeiter sprechen nach ersten Erfahrungen von einem großen Interesse ehemaliger Heimkinder: Bei einer Gesprächsdauer von häufig 30 Minuten und mehr wird seitens der Anruferinnen und Anrufer insbesondere der Wunsch nach Akteneinsicht zur Aufarbeitung persönlicher Schicksale vorgetragen.

Runder Tisch „Heimerziehung“ legt Zwischenstandsbericht vor

Am Freitag, 22. Januar 2010, hat der vom Deutschen Bundestag initiierte Runde Tisch „Heimerziehung“ einen ersten Zwischenstandsbericht vorgelegt. Darin enthalten sind sowohl

Analysen von Heimkinderschicksalen aus den 50er und 60er Jahren als auch Handlungsempfehlungen bezüglich eventueller Entschädigungszahlungen. Der 46 Seiten umfassende Bericht vermeidet bewusst die Bezeichnung „Systematisches Unrecht“ wie auch den historisch besetzten Begriff „Zwangsarbeit“, anerkennt jedoch die Tatsache, dass Teile der damaligen Heimkinder schweres Unrecht erlitten haben. Erste Überlegungen bezüglich einer materiellen Entschädigung beziehen sich auf die Einrichtung eines Stifter- oder Fondmodells sowie auf mögliche rentenrechtliche Relevanz von damaligen Tätigkeiten, für die keine Versicherungsbeiträge abgeführt wurden. Das im Februar 2009 eingerichtete Gremium wird diese Fragen während der vier noch ausstehenden Sitzungen bis Dezember 2010 bearbeiten. Bislang haben sich von den geschätzten 800.000 Heimkindern des fraglichen Zeitraums der Nachkriegszeit knapp 450 Personen an den Runden Tisch gewandt.

Kontaktgespräch zwischen Deutscher Bischofskonferenz und russisch-orthodoxer Kirche in Kloster Weltenburg

Vom 07. bis 10. Dezember 2009 fanden im Benediktinerkloster Weltenburg an der Donau theologische Gespräche zwischen Vertretern der Bischofskonferenz und der russisch-orthodoxen Kirche statt. Das Kontaktforum, das bereits zwischen 1986 und 1998 einige Male stattfand, soll in regelmäßigen Abständen fortgeführt werden. Die unter dem Motto „Das christliche Menschenbild im Kontext europäischer Entwicklungen“ abgehaltene Versammlung führte

insgesamt 16 Kirchenfunktionäre und Theologen, darunter sechs Bischöfe, zueinander. Dem Glaubensaustausch dienten ebenso die Möglichkeiten zur Teilnahme am orthodoxen Morgenlob sowie an Gottesdiensten des Benediktinerkonvents.

Neue DBK-Arbeitsstelle für Missionarische Pastoral sieht sich als Dienstleister der Orden

Zu Beginn dieses Jahres hat die „Katholische Arbeitsstelle für Missionarische Pastoral“ (KAMP) der Deutschen Bischofskonferenz ihre Arbeit in Erfurt aufgenommen. Aufgaben der Arbeitsstelle sind

- die Bearbeitung von Grundsatzfragen der missionarischen Pastoral,
- die Beobachtung und Deutung von Religion in der Gesellschaft,
- die Befassung mit Sekten, Weltanschauungsfragen und neureligiösen Bewegungen
- sowie die Koordinierung und Begleitung der Internetseelsorge und -beratung.

Die Arbeitsstelle arbeitet im Schnittfeld von Wissenschaft und seelsorglicher Praxis und will in Zukunft vor allem den (Erz-)Bistümern, den Orden und Bewegungen in der deutschen Kirche zuarbeiten.

Jahrestagung des DBK-Arbeitskreises Inventarisierung und Kunstpflege

Vom 12.-13. November 2009 fand die Jahrestagung des Arbeitskreises für die Inventarisierung und Pflege des kirchlichen Kunstgutes in den deutschen (Erz-)Bistümern in Limburg statt. Im



Mittelpunkt der Tagung stand das Thema der elektronischen Inventarisierung. Bezüglich der Ordensgemeinschaften wurde dabei thematisiert, dass künstlerisches Inventar aus Klöstern bei Ebay oder anderen Auktionshäusern angeboten worden sei. Dabei würden Kunstgegenstände aus ihrem Zusammenhang gerissen; die weitere Benutzung liturgischer Geräte und Paramente bleibe in den meisten Fällen unbekannt. Daher bieten die für die Inventarisierung in den Diözesen zuständigen Mitarbeiter den Ordensgemeinschaften ihre Beratung bei der Inventarisierung, Restaurierung und Konservierung an.

Kruzifix-Urteil des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte

Wandkreuze in Klassenzimmern sind nicht mit der Europäischen Menschenrechtskonvention (EMRK) vereinbar. Das entschied kürzlich der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) in Straßburg. Die Kreuze nähmen den Eltern zunehmend die Freiheit, ihre Kinder nach den eigenen philosophischen Überzeugungen zu erziehen. Die Richter gaben damit einer Italienerin Recht, die bereits im Schuljahr 2001/02 von der Schule ihrer damals 11 und 13 Jahre alten Kinder verlangt hatte, die Kreuze im Klassenraum zu entfernen. Seitdem war sie bis in höchste gerichtliche Instanz des Landes mit dem Versuch gescheitert, ihre Kinder in Räumen ohne religiöse Symbole unterrichten zu lassen. Das Gericht sprach der Klägerin nun aber 5.000 Euro Entschädigung zu.

Die obersten Richter Italiens wiesen die Klage 2006 noch ab, weil das Kreuz ein Symbol der Geschichte und Identität

des Landes sei. Sie sahen in ihm als „Flagge“ der einzigen in der Verfassung erwähnten Religion auch ein Symbol des Staates. Der EGMR entschied aber jetzt anders. Schüler könnten das Kreuz leicht als religiöses Zeichen interpretieren. Die Freiheit, keiner Religion anzugehören (sog. negative Religionsfreiheit), brauche besonderen Schutz. Das Urteil hat nur für Italien unmittelbar juristische Wirkung; insofern besteht für Ordensschulen in Deutschland derzeit kein Handlungsbedarf. Wenn sich ein Bürger eines anderen Landes auf ähnliche Art und Weise in seinen Rechten verletzt sieht, kann er aber ebenfalls den Rechtsweg beschreiten. Die Entscheidung des EGMR löste in Italien und darüber hinaus Entrüstung aus. Die Regierung in Rom kündigte Beschwerde dagegen an. Auch der Sprecher des Vatikans, Pater Federico Lombardi SJ, kritisierte das Urteil scharf und verbat sich eine Einmischung des Gerichtshofs in ureigenste italienische Angelegenheiten.

Kirchliche Stiftungen eine Chance für die Gesellschaft

Der Generalsekretär des Bundesverbands Deutscher Stiftungen, Hans Fleisch, hat die Kirchen zu stärkerem Engagement im Stiftungswesen ermuntert. Wenn sich Kirchen stärker aktiv beim Einwerben von Stiftungskapital engagierten, „ist das für die Gesellschaft insgesamt eine ganz große Chance“, sagte Fleisch am 2. Februar 2010 in einem Interview der Katholischen Nachrichten-Agentur in Berlin. „Das kirchliche Stiftungswesen revitalisiert sich“, meinte er. Zugleich warnte Fleisch davor, Stiftungen als Ersatz für

wegbrechende Steuereinnahmen zu sehen. „Stiftungen mit ihren Erträgen eignen sich nicht als Lückenbüßer für zurückgehende öffentliche Mittel.“ Nach Angaben Fleischs gibt es seit einigen Jahren „zwar regional unterschiedlich, aber doch als Gesamttrend“ eine Zunahme kirchlicher und kirchennaher Stiftungen. Damit komme es zur „Wiederbelebung“ einer sehr alten Tradition. In konkreten Zahlen lasse sich das nicht belegen. Die Tendenz sei aber erkennbar. „Das ist in vielfacher Hinsicht ein sehr guter Trend“, meinte Fleisch. Die Kirchen hätten über den originär kirchlichen Bereich hinaus für die Gesellschaft enorme Bedeutung. Ihr Tun auch im sozialen Bereich könne durch kirchennahe und kirchliche Stiftungen stabilisiert werden.

Positiv äußerte sich Fleisch über kirchliche oder kirchennahe Dachstiftungen, die Kapital treuhänderisch verwalten. Sie seien „in vieler Hinsicht optimal und jedenfalls besser, als wenn sich Banken und Sparkassen oder andere kommerziell Interessierte über die Vermögensanlage hinausgehend Stiftungen quasi aneignen“. Der Bundesverband unterstütze diesen Trend. Er sehe im kirchlichen Bereich immer gute Projekte. Dort gebe es „ein Reservoir an Ehrenamtlichen und in der Regel eine sehr starke ethische Orientierung“, erläuterte der Stiftungsexperte. (kna)

50-jähriges Jubiläum der dominikanischen Zeitschrift „Wort und Antwort“

Was ist Verstehen? Wie erreichen wir untereinander Verständnis? Dieser Frage widmete sich eine Veranstaltung in der Katholischen Akademie Hamburg

am 16. Oktober 2010. Die Veranstaltung war gleichzeitig die Feier zum 50. Geburtstag der dominikanischen Zeitschrift „Wort und Antwort“. Zahlreiche Dominikaner aus ganz Deutschland waren angereist, um mit Ihren Leserinnen und Lesern dieses Fest zu feiern.

Dem Charisma des Predigerordens entsprechend war die Veranstaltung sowohl intellektuell anregend als auch mitten im Leben. Jean Grondin, Professor für Philosophie im kanadischen Montréal und Schüler von Hans-Georg Gadamer, bot dem Publikum einen zugleich gründlichen und anregenden Durchmarsch durch die Ideengeschichte des Verstehens. Er machte deutlich, dass es sich beim Verstehen nicht um eine reine Tätigkeit des Verstandes handelt. „Verstehen hat etwas mit Einfühlung zu tun“ betonte Grondin. Das Verstehen besitze, so der kanadische Philosoph in Anlehnung an seinen Lehrer Gadamer, eine gemeinschaftliche Dimension. Es ziele auf gegenseitiges Einverständnis unter den Menschen. Darüber hinaus sei es unabdingbar an die menschliche Sprache gebunden.

Gerade diese Schlusspointe von Grondins Ausführungen stand in einer fruchtbaren Spannung zu dem zweiten Vortrag des Abends. Mithilfe zweier Dolmetscherinnen trug der (gehörlose) Christian Rathmann, Professor am „Institut für Deutsche Gebärdensprache und Kommunikation Gehörloser“ in Hamburg, zum Thema des Verstehens aus Sicht der Gebärden-Sprachwissenschaft vor. Die Gegenüberstellung von Wort- und Gebärdensprachen in Rathmanns Vortrag und dem anschließenden Gespräch mit Grondin machte deutlich, wie sehr Menschen und Kulturen in ihrem Bemühen um gegenseitiges Verständnis



von der Sprache abhängig sind. Auch in der Welt der gehörlosen Menschen gibt es verschiedene Sprachen. Dennoch sei, so Rathmann, aufgrund der Bildlichkeit vieler Gesten ein (begrenzt) Verstehen auch über Sprach- und Kulturgrenzen hinweg möglich. Ganz nach dem Motto: Wer weniger Worte verliert, wird besser verstanden.

„Wort und Antwort“ – für eine Zeitschrift unter diesem Titel war die Veranstaltung in der Akademie ein würdiges Jubiläum. Seit fünfzig Jahren sind die verschiedenen Schriftleitungen der Zeitschrift selbst darum bemüht, ein Verstehen über die Grenzen von Kirche und Welt, Theologie und Kultur, Mystik und Politik zu ermöglichen.

(Burkhard Conrad OPL)

Warum Benediktinerklöster so gut „funktionieren“

Über Jahrhunderte hinweg bewährte Führungs- und Kontrollstrukturen sorgen dafür, dass viele Benediktinerabteien nachhaltig gut „funktionieren“ und „langlebiger“ seien als zum Beispiel Aktiengesellschaften. Dies haben Wirtschaftswissenschaftler der Universität Zürich bei Forschungen zum „Governance“-System von Orden und Klöstern herausgefunden. Mit den Führungs- und Kontrollmechanismen hätten die Benediktiner auf den großen wirtschaftlichen Erfolg ihrer Klöster reagiert, schreiben die Forscher im Wirtschaftsteil der „Neuen Zürcher Zeitung“ vom 31. Dezember 2009 und erläutern ihre These exemplarisch anhand des Klosters Engelberg in der Schweiz.

Die „Governance“ (Leitung) der Benediktiner beruhe auf drei Eckpfeilern: So sorgen erstens demokratische Struktu-

ren für erhebliche Mitspracherechte der Mitglieder eines Konvents. Die Forscher vergleichen dabei den Konvent, der alle Patres und Brüder vereint und mehrmals jährlich zusammentritt, mit einem Parlament. Er entscheidet über wichtige Geschäfte und wählt insbesondere den Abt, der das Gedeihen und die Ausrichtung einer Abtei stark beeinflusst.

Die Geschichte des Klosters Engelberg habe gezeigt, dass demokratische Wahlen der Führungskräfte dem Gedeihen des Klosters zuträglich gewesen seien.

Zweitens sei die Einbettung der Mitglieder in ein gemeinsames Wertesystem von großer Bedeutung. In einem ausgeklügelten Selektions- und Sozialisationsprozess würden Kandidaten ausgewählt, die sich für ein Leben im Kloster eignen und den benediktinischen Werten zugetan sind. Erst nach mehreren Jahren folgt mit den letzten Gelübden die Entscheidung des Bewerbers, dem Kloster definitiv beizutreten.

Die Forscher stellten drittens fest, dass nicht gänzlich auf externe Kontrolle verzichtet werde. Als Kontrollinstanz fungiere die Schweizer Kongregation der Benediktiner. Alle fünf Jahre bekommt ein Kloster Besuch von Visitatoren der Kongregation, die es auf die wirtschaftliche, aber auch spirituelle Verfassung hin überprüfen.

Das Kloster Engelberg ist beinahe 900 Jahre alt. Was sich bei ihm manifestiere, sei auch auf der gesamten Ebene des Ordens zu beobachten, so die Wissenschaftler. Benediktinerabteien in der Deutschschweiz, Bayern, Baden-Württemberg und Österreich weisen, so die Forscher, eine durchschnittliche Lebensdauer von 500 Jahren auf. Damit könnten bestenfalls Universitäten konkurrieren, nicht aber die erst in neuerer

Zeit ausgebildeten wirtschaftlichen Organisationsformen wie Aktiengesellschaften. In den USA liege die Lebenserwartung der erfolgreichsten Firmen zwischen 40 und 50 Jahren.

(NZZ/skö)

Benedikt XVI. trinkt Wasser der Münchner Vinzentinerinnen

Papst Benedikt XVI. ist Anhänger des „Adelholzener Heilwassers“ der Münchner Vinzentinerinnen. Wie Generaloberin Sr. Theodolinde Mehlretter dem Magazin „theo“ Anfang Dezember 2009 sagte, ist die Einführung der Was-

sermarke auf persönliche Initiative des bayerischen Papstes erfolgt. Die „Adelholzener Alpenquellen“, wie der Name der Firma lautet, sind der größte Wasserbetrieb in Bayern. Hundertprozentige Gesellschafter des Unternehmens, das rund 400 Angestellte beschäftigt, sind die Münchner Vinzentinerinnen, die 1907 unter einfachsten Mitteln mit der Abfüllung begannen. Mittlerweile wird die Marke weltweit vertrieben. Der Umsatz der Firma geht abzüglich der Betriebskosten in vollem Umfang an die Sozialeinrichtungen des Ordens.

(dok/kna)



Arbeitskreis Ordensgeschichte 19./20. Jahrhundert

Zehnte wissenschaftliche Fachtagung am Institut für Theologie und Geschichte religiöser Gemeinschaften der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar vom 5. bis 7. Februar 2010

Zur zehnten Jahrestagung des Arbeitskreises versammelten sich Wissenschaftler aus dem Hochschulbereich, Ordensleute, Archivare und an der Thematik Interessierte. 40 Teilnehmer und Teilnehmerinnen aus Deutschland, Österreich und den Niederlanden diskutierten Themen zur neueren Ordensgeschichte. Zur Diskussion forderten vor allem methodische Probleme am Schnittpunkt zwischen Kirchengeschichte und Ordensgeschichte sowie über das Quellenverständnis heraus.

Wie schon in den vergangenen Jahren wurden viele Facetten der Ordensgeschichte vorgestellt.

Annelies van Heijst (Tilburg) thematisierte hermeneutische und methodische Herausforderungen bei der Erforschung karitativ tätiger Frauengenossenschaften in den Niederlanden im 19. und 20. Jahrhundert. In einem 2004 gestarteten Projekt sollen 90 in den Niederlanden tätige Kongregationen zusammenfassend vorgestellt werden. Es geht dabei um die Darstellung der Erfahrungen

aus der Sicht der von der Arbeit der Schwestern Betroffenen und um das tägliche (religiöse) Leben der Schwestern selbst. Zielgruppe sind am Thema interessierte Leser. Damit wird die innerkirchliche Perspektive verlassen. Die Kongregationen werden mit ihrer Tätigkeit (Erziehung, Krankenpflege, Mission usw.) in den Kontext der niederländischen Kirche und Gesellschaft gestellt. Es werden auch die Stellungnahmen ausgetretener Ordensleute berücksichtigt. Die Forschergruppe stellte fest, dass viele Archive bereinigt wurden. Sie enthielten nur Material, welches man für eine harmonisierende Geschichtsschreibung verwenden konnte. Deshalb mussten auch Quellen und Schriften aus Nicht-Ordensarchiven herangezogen werden. Es war problematisch, die Ordensgemeinschaften nach ihren geistlichen Wurzeln zu unterscheiden, die in bisherigen Darstellungen überakzentuiert wurden. Beriefen sich die Gemeinschaften doch hauptsächlich auf die Franziskus- und Augustinusregel. In der Praxis unterschieden sie sich bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil allerdings nicht, weil eine neoscholastische Ausrichtung dominierte.

Zu diesem Projekt schloss sich ein Beitrag von Marjet Derks (Nijmegen) an, welcher die „Erneuerungsfalle“ als Problem ausführlich darstellte. In der „Oral history“ wurde deutlich, dass die Zeit vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil durch die Brille der Erneuerung wahrgenommen wurde. Viele Mythen wurden einfach unreflektiert übernommen. So z. B., dass in den 1960er Jahren besonders viele Schwestern die Ordensgemeinschaft verließen. Faktum ist aber, dass in vielen Gemeinschaften gerade zwischen 1910 und 1930 viel

mehr Kandidatinnen gingen als blieben. Viele angebliche Tatsachen hatten sich als Allgemeinwissen verfestigt. Es hatte sich auch festgesetzt, dass Schwestern nur für Gotteslohn bzw. umsonst gearbeitet haben. Auch das stimmt nicht. Die einzelne Schwester erhielt keinen Lohn, wohl aber erzielte die Gemeinschaft Einkünfte für die Arbeit. Als Beispiel diene die 1832 in Holland gegründete Kongregation „Schwestern Unserer Lieben Frau von der Barmherzigkeit“ (SCMM). Die Schwestern sehen sich selbst als modern, greifen aber in öffentlichen Darstellungen, wie bei Auftritten im Fernsehshows, in ihrem Museum oder bei einem für die Gemeinschaft errichteten Denkmal („Sisters of Steel“ in Tilburg) auf vor-konziliare Präsentationsformen zurück. Durch das Tragen eines Ordensgewands in öffentlichen Auftritten wird Kontinuität zur Vergangenheit suggeriert. Je nach Situation wird auf die Kontinuität oder die Veränderung zurückgegriffen. Dies rührt vielleicht daher, dass die Erneuerung in den 1960er und 1970er Jahren von außen (Feministische Theologie, Soziologie etc.) an die Gemeinschaft herangetragen wurde. Es besteht die Gefahr, eine neue Vergangenheit zu konstruieren. So greift diese Kongregation in der Gegenwart die Tradition der Menschenrechte als durchgängiges geistliches Ziel auf. Historiker müssen als Außenstehende diesen Spagat bzw. diese Falle bei der Geschichtsschreibung berücksichtigen.

Der Benediktiner-Pater Johannes Schaber (Ottobeuren) stellte einen Zugang zur Ordensgeschichte über die Philosophie dar. Ausgehend von den Konzilskonstitutionen *Lumen gentium* und *Perfectae caritatis* machte er Wandel

am Ursprung fest. Eine Erneuerung des Ordenslebens kann nur durch die Rückkehr zum Ursprung bzw. zu den Anfängen stattfinden. Die Regel aller Regeln ist das Evangelium. Dann kommt die Rückbesinnung auf den Geist des Ordensgründers/der Ordensgründerin. Nur durch die Rückbesinnung auf das Ursprungscharisma kann eine Anpassung (Modernisierung) vorgenommen werden. In einer retrospektiven Fragestellung kann man sich des Ursprungs vergewissern und prospektiv fragen, was das Neue ist, etwa an einem Bettelorden im Vergleich zu den Benediktinern. Die Erneuerung des Ordenslebens durch Rückkehr zum Ursprung und Gründungsscharisma enthebt den Historiker aber nicht des Problems, einen Anfang bzw. Ursprung setzen zu müssen, wie z. B. durch eine Gründungsgestalt.

Bis zur Änderung des Passgesetzes am 20. Juli 2007 konnte in der Bundesrepublik in die Personaldokumente ein Ordens- oder Künstlernaume eingetragen werden. Mit dem Wegfall dieser Möglichkeit ist es Ordensleuten nicht mehr möglich, ihre doppelte Identität (Zivil- und Ordensname) amtlich nachzuweisen. Gisela Fleckenstein (Köln) stellte die daraus für Ordensleute erwachsenden Nachteile im rechtlichen, praktischen und theologischen Bereich dar. Durch Proteste der Deutschen Ordensobernkonzferenz, der FDP-Fraktion sowie einiger SPD-Abgeordneter wurden die Änderungen im Passgesetz wieder zurückgenommen, so dass ab 01. November 2011 Ordens- und Künstlernaume wieder eingetragen werden können. Obwohl Ordensleute in der Bundesrepublik eine Minderheit bilden und es in fast allen anderen Ländern der Europäischen Union unüblich ist,

erhielt der Ordensname seinen angestammten Platz in den deutschen Personaldokumenten wieder zurück.

Über 450 Jahre katholische Mission in Japan gab Beate Löffler (Dresden) einen knappen Überblick. In den Mittelpunkt stellte sie als sichtbare Zeugen der Mission christliche Kirchenbauten bzw. Gottesdiensträume. In einer ersten Missionsphase im 16. und 17. Jahrhundert – begonnen von Jesuiten – fand der katholische Glaube in Japan Verbreitung. Seine Unterdrückung bzw. sein Schattendasein änderte sich erst wieder im 19. Jahrhundert, als Japan neue Kontakte zur westlichen Welt knüpfte (sog. Ungleiche Verträge) und andere Ordensgemeinschaften in Japan Fuß fassten. In dieser Zeit wurde vor allem neoromanische und neogotische Architektur nach Japan importiert. Die Japaner selbst sträubten sich gegen die Übernahme japanischer Architekturelemente in Kirchenbauten. Heute sind in Japan viele Kirchenbauten von Architekten aus Deutschland und der Schweiz zu finden. Der Vortrag ist ein Ausschnitt eines Dissertationsprojektes zum christlichen Sakralbau in Japan.

Die Don Bosco Schwester Maria Maul (Vöcklabruck) warf in ihrem Referat, unter dem Aspekt der Nähe und Distanz, einen Blick auf das Verhältnis zwischen den Salesianern Don Boscos (gegründet 1859) und den Don Bosco Schwestern (gegründet 1872 als Töchter Mariä Hilfe der Christen). Wie die Salesianer bei der männlichen Jugend hatten die Schwestern die Aufgabe der Erziehung und Bildung der weiblichen Jugend. Don Bosco selbst hatte schon 1877 Regeln für den Umgang zwischen beiden Ordenszweigen verfasst, weil Schwestern in den Männerklöstern die



Haushaltsführung übernehmen. Die Schwestern wurden 1906 rechtlich selbstständig. Die Patres waren immer die Seelsorger der Schwestern. Man unterstützte sich gegenseitig, was teilweise zu Spannungen führte. In Deutschland und Österreich haben die beiden Orden heute ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Nähe und Distanz erreicht.

Die Wandlungsprozesse katholischer apostolisch-tätiger Frauenorden in der Bundesrepublik in den 1960er und 1970er Jahren sind das Thema eines Dissertationsvorhabens von Kirsten Gläsel (Bochum). Mit einem Blick auf die sog. Ordenskrise bis zur Würzburger Synode möchte sie in der Analyse von Debatten über Transformationsprozesse der Frauenorden in der Zeitschrift „Ordenskorrespondenz“ die veränderte Rolle der Ordensfrau betrachten. Die theoretischen Reflexionen sollen mit praktischen Beispielen (Ursulinen und Schwestern vom Guten Hirten) gespiegelt werden. In die Betrachtung soll der sozialgeschichtliche Hintergrund der Bundesrepublik mit einem besonderen Fokus auf die Emanzipation der Frau, die 1968er Bewegung der Bildungsdebatte bzw. -reform einbezogen werden. Wie wurden diese Strömungen im Hinblick auf das Aggiornamento des Zweiten Vatikanischen Konzils in den Frauenorden rezipiert? Wer oder was war für die Krise verantwortlich? Griffen Frauenorden die Chance zur Erneuerung und Anpassung an die Moderne auf?

Einen tiefen Einblick in das Innenleben einer Gemeinschaft gab Erik Soder von Guldenstube (Würzburg). Der von seinem Bischof mit weitgehenden Rechten ausgestattete erste Spiritual (geistlicher Begleiter) der Kongregation

der Töchter des allerheiligsten Erlösers, Konrad Hock (1868-1935), wollte das geistliche Leben der sehr auf die Krankenpflegepraxis ausgerichteten Schwestern tiefgreifend erneuern. Hock führte mit der Mädchenbildung einen neuen Tätigkeitsbereich in der Gemeinschaft ein. Dies sahen einige Schwestern als Widerspruch zu ihren ursprünglichen Aufgaben an. Hock schlug vergeblich eine ihm wohl gesonnene Schwester zur Generaloberin vor. Der Spiritual trat ab und übernahm erfolgreich eine Pfarrei. Doch gegen den Willen seines Nachfolgers wählten ihn viele Schwestern immer noch als Beichtvater. Es kam zum Eklat, als ihm sein Nachfolger Unregelmäßigkeiten im Umgang mit den Frauen unterstellte und denunzierte. Hock wurde nach Rom zitiert, zwar von allem Verdacht frei gesprochen, aber doch für zwei Jahre in einem Demeritenhaus interniert. Hock war auch als viel geachteter Schriftsteller tätig. Tragisch war, dass seine erwiesene Unschuld weder dem Würzburger Diözesanklerus noch den Erlöresschwestern mitgeteilt wurde. Seitens der Diözese wollte man kein weiteres Aufsehen erregen und der Bischof entzog sich den Anordnungen der vatikanischen Behörden, die über widersprüchliche Aussagen irritiert waren, nach einer weiteren Untersuchung.

Das Versepos „Dreizehnlinden“ begründete 1878 den Ruhm des Arztes Friedrich Wilhelm Weber als Dichter. Bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts war das Werk ein Bestseller und war – mit Unterbrechung durch die NS-Zeit – lange Jahre als Schullektüre verankert. Der Salesianer Norbert Wolff (Benediktbeuern) ordnete die Dichtung über das imaginäre karolingische „Modellkloster“ an der Weser, in dem Gewalt durch Liebe

überwunden wurde, in seine historischen Kontexte der Entstehungs- und Rezeptionszeit ein. Die Veröffentlichung fällt mit der beginnenden Wende im Kulturkampf zusammen. Wolff hält das sprachlich nicht einfache Epos für eine unter ordensgeschichtlichen Aspekten heute noch gewinnbringende Lektüre. Eine Betrachtung der Theologie Friedrich Wilhelm Webers ist ein Desiderat der Forschung.

Wolfgang Schaffer (Köln) gab einen Überblick über die Ordensgemeinschaften in der Erzdiözese Freiburg zwischen 1918 und 1965. In diesem Zeitraum gab es 1714 Niederlassungen. Die Ordenslandschaft im Erzbistum veränderte sich mit der Verabschiedung der Weimarer Reichsverfassung gravierend, weil erst jetzt wieder Männerorden zugelassen waren, die zuvor nur in Hohenzollern Fuß fassen konnten. Diese übernahmen in der Regel Aufgaben in der Seelsorgsaushilfe und in der Wallfahrt. Die Bereiche Schule, Bildung und Caritas wurden von Schwesterngemeinschaften abgedeckt. Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges errichteten französische Kongregationen aufgrund der neuen Grenzen auch Mutterhäuser auf deutschem Gebiet. Zahlenmäßig erreichten die Ordensgemeinschaften um 1960 ihren Höhepunkt. Die Studie ist Teil der geplanten Freiburger Bistums-geschichte.

Das ehemalige Zisterzienserkloster Altenberg im Bergischen Land wurde 1803 säkularisiert. Der bis heute erhalten gebliebene Altenberger Dom wurde 1857 durch den preußischen König Friedrich Wilhelm IV. zur Simultan-kirche bestimmt und wird mit genau festgelegten Zeiten als evangelische und katholische Kirche gemeinsam

genutzt. Reimund Haas (Köln, Münster, Essen) berichtete über den gescheiterten Versuch, zwischen 1955-1958 wieder Zisterzienser aus Seligenporten in Altenberg anzusiedeln. Die Initiative ging von Zisterziensern aus, für die eine Niederlassung im Erzbistum Köln wegen möglicher finanzieller Unterstützung interessant war. Erzbischof und Generalvikariat erklärten sich einverstanden, doch die Evangelische Landeskirche und die nordrhein-westfälische Landesregierung, die 1956 gerade zu einer SPD/FDP-Koalition wechselte, befürchteten eine Verdrängung der Evangelischen aus dem Dom und man ging soweit, dass eine Wiederansiedlung der Mönche dem „konfessionellen Frieden abträglich“ sei.

Kontakt

Siehe gedruckte Ausgabe.

Im Juli 1958 nahm die Volkspolizei der DDR in der Niederlassung der Jesuiten in Biesdorf (Berlin) vier Jesuitenpatres fest, die u.a. der Spionage für den Westen verdächtigt, vom Bezirksgericht Frankfurt/Oder zu mehrjährigen Gefängnisstrafen mit Isolierungshaft im Zuchthaus Bautzen verurteilt wurden. Über den sog. „Biesdorfer Jesuitenprozess“ berichtete Clemens Brodkorb (München), der in mehreren Archiven

relevante Archivalien durchgesehen hat. Der Prozess hatte eine einschüchternde Wirkung auf die weitere Tätigkeit der Jesuiten. Dieser einzige politische Prozess gegen katholische Priester in der DDR steht zugleich exemplarisch für viele aus den gleichen Gründen geführte Prozesse gegen DDR-Bürger, in denen der Machtanspruch des SED-Unrechtsregimes demonstriert wurde. Wie

aus den Archivalien hervorgeht, waren die Vorwürfe und die Festnahme vom Ministerium für Staatssicherheit von langer Hand vorbereitet. 1991 wurde der einzig noch lebende Pater in einem Verfahren rehabilitiert.

Die nächste Tagung des Arbeitskreises findet vom 4. bis 6. Februar 2011 in Vallendar statt.

Konferenzübersicht:

- Dr. Gisela Fleckenstein (Köln): „Man ruft dich mit einem neuen Namen“: Zur doppelten Identität von Ordensleuten
- Prof. Dr. Annelies van Heijst (Tilburg): Hermeneutical and methodological challenges in the research of charitable congregations of Dutch nuns in the 19th and 20th century
- Dr. Marjet Derks (Nijmegen): The renewal trap. The dominance of the 1960s perspective in the historical representations of charitable congregations of nuns
- Johannes Schaber OSB, Ottobeuren: Ordensgründungen als Ursprung und Anfang. Philosophische Reflexionen zur Deutung und Wertung von Ordensgründungen
- Beate Löffler (Dresden): Fremd und Eigen. Die katholische Mission in Japan und ihre Kirchen
- Dr. Maria Maul FMA (Vöcklabruck): Welche Nähe und Distanz? Ein-Blick in das Verhältnis von Salesianern und Don Bosco Schwestern zurzeit von Provinzial P. Dr. Franz Xaver Niedermayer und Provinzoberin Sr. Alba Deambrosis
- Kirsten Gläsel (Bochum): Wandlungsprozesse katholischer Frauenorden in Deutschland im 20. Jahrhundert
- Erik Soder von Güldenstübbe (Würzburg): Konrad Hock, der erste Spiritual der Erlöserinnen in Würzburg – Notizen zu seinem Leben und seinen geistlichen Schriften
- Prof. Dr. Norbert Wolff SDB (Benediktbeuern): „Modellkloster“ Dreizehnlinden
- Dr. Wolfgang Schaffer (Köln): Ordensgemeinschaften in der Erzdiözese Freiburg 1918-1965
- Prof. Dr. Reimund Haas (Köln): „ist dem konfessionellen Frieden abträglich“. Der gescheiterte Versuch der Cistercienser einer Wiederansiedlung in Altenberg 1955-1958
- Dr. Clemens Brodkorb (München): Der „Biesdorfer Jesuitenprozess“ 1958

... Neue Bücher

Justin Lang

Antonius von Padua begegnen

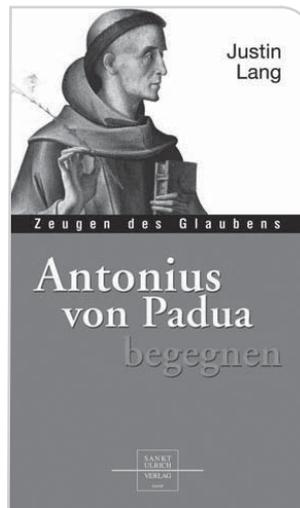
Augsburg: Sankt Ulrich, 2007 – 128 S. – Zeugen des Glaubens.

Im Responsorium zu Ehren des heiligen Antonius von Padua heißt es: „Meer und Bande sinken nieder/ Bei des Wundermanns Gewalt,/ Sucht verlorne Hab' und Glieder/ Und erlangt sie jung und alt.“(91) Der hl. Antonius gilt als Volksheliger. Selten kennt eine Kirche den Opferstock für Antoniusbrote nicht und – wie das obige Responsorium verdeutlicht – bitten immer wieder Menschen den Heiligen um seine Hilfe bei der Suche nach Verlorengegangenen.

Justin Lang stellt diesen Mann in seinem Buch entsprechend den drei Hauptkapiteln Leben, Werk und Kult vor. Dabei ist dem Autor die gemeinsame Darstellung von geschichtlicher Tatsächlichkeit und kultischer Dimension – also eine Verbindung von Geschichte und Legende – das Hauptanliegen.

Zu Beginn wird der Leser über die Biographie des 1195 in Lissabon mit dem Namen Fernando Geborenen unterrichtet. Er erfährt hier über die familiäre Herkunft des Heiligen sowie über landestypische Besonderheiten, über den Eintritt in den Augustinerorden und die Zeit der theologischen Schulungen. Weiter wird berichtet über den Übertritt zu den Franziskanern und seinen Aufgaben in dieser Ordensgemeinschaft. Antonius' Eloquenz und seiner theologischen Bildung ist es geschuldet, dass er seine Mitbrüder als erster theologischer Lehrer dieser Gemeinschaft unterrichtet und als Prediger für die Mission der Waldenser und Katharer eingesetzt wird. Nach dem Tod des Ordensgründers verlagert sich das Wirken des Antonius als neuer Provinzialminister der Romagna nach Padua. In der Nähe dieser Stadt stirbt er am 13. Juni 1231.

Justin Lang bezeichnet den Heiligen in Abgrenzung zu einem Handwerker als einen Mundwerker (51) und stellt ihn somit bereits zu Beginn des Kapitels über das Werk als eloquenten Prediger dar. Denn ein Theologe in wissenschaftlicher Hinsicht ist



ISBN 978-3-936484-946

EUR 12.90

Antonius nicht, dafür ist seine Theologie viel zu sehr auf die Anwendung bedacht. Lang stellt in diesem Kapitel weiterführend den Predigtcharakter des 1946 zum Kirchenlehrer ernannten Mannes dar. Dazu dienen ihm die *Sermones dominicales et festivi ad fidem recogniti curantibus* (Costa/Frasson/Luisetto (1979): Padua) und der 4. Band der Franziskanischen Quellschriften: *Lehrer des Evangeliums. Ausgewählte Texte aus den Predigten des hl. Antonius von Padua* (Clasen (1954): Werl/Westfalen). So werden beispielhaft Auszüge einer Predigt zur Textstelle des Gleichnisses des barmherzigen Samariters dargestellt und hinsichtlich des zugrundeliegenden vierfachen exegetischen Textsinns untersucht. Es werden im Laufe dieses Kapitels weitere Gesichtspunkte und deren Inhalt anhand der überlieferten Predigten vorgestellt. So zum Beispiel die Lehre des Heiligen zu den Tugenden, zur Eschatologie, zum Gebet und zur Gottesmutter Maria. Dabei ist es dem Autor wichtig, stets zu verdeutlichen, welche Ansätze und Lehren augustinischer und welche franziskanischer Herkunft sind.

Das abschließende große Kapitel stellt die dritte Dimension dieses Buches vor: den Kult um den heiligen Antonius von Padua. Ausgehend von der Dynamik eines Kultes allgemein wird die Verehrung des bereits 1232 heiliggesprochenen ‚doctor evangelicus‘ aus verschiedenen Blickwinkeln betrachtet. Ausgehend von der Darstellung schriftlicher wie bildlicher Zeugnisse, werden die zugeschriebenen Kompetenzen dieses Mannes dargestellt. Auch die Sachlage um diverse Reliquien und die Verortung in „Amtskirche und Liturgie“(115) finden Eingang in dieses letzte Kapitel. Lang versäumt es nicht, auch verschiedene Polemiken aufzuführen, zu kommentieren und zu bewerten. Ein abschließender Rückblick fasst das gesamte Werk noch einmal zusammen.

Der Versuch den Charakter des Antonius von Padua darzustellen, gelingt Justin Lang nur teilweise. Den zu Beginn kritisierten einseitigen Darstellungen des Heiligen, die sich zumeist nur auf den Kult beziehen, will der Autor eine Verbindung von Biographie und Kult gegenüberstellen, um so dem Menschen Antonius zu begegnen. Die Lebensbeschreibung bleibt jedoch hinter dem Wirken des Beschriebenen auch in dieser Veröffentlichung zurück. Sie verliert sich vielmehr in soziale und weltgeschichtliche Beschreibungen, die ohne Zweifel wichtig, aber oft zu ausladend sind. Dies mag an der schwierigen Quellenlage liegen. Diese wird aber erst im letzten Kapitel wirklich eindeutig dargestellt; eine Beschreibung zu Beginn wäre wünschenswert. Auch die Platzierung von Definitionen und Erklärungen im Textverlauf sind für den nicht vorgebildeten Leser (der Antonius also das erste Mal begegnen will) unvorteilhaft. Begriffe und methodische Vorgehensweisen werden erwähnt und verwandt, bevor sie dann Seiten später erneut für eine (erste, jedoch späte) Erklärung aufgegriffen werden.

Justin Lang gelingt es mit diesem Buch eine Begegnung zwischen Leser und Heiligem zu schaffen. Eine erste Begegnung. Eine Begegnung der, will man den Thaumaturgen wirklich kennenlernen und das Geheimnis dieses Kirchenlehrers erfahren, noch weitere, andere folgen müssen. Das Buch motiviert zu weiteren Treffen mit Antonius von Padua.

Carola Jäggi

Frauenklöster im Spätmittelalter

Die Kirchen der Klarissen und Dominikanerinnen
im 13. und 14. Jahrhundert.

Petersberg: Michael Imhof, 2006. – 391 S. – Studien zur internationalen
Architektur- und Kunstgeschichte, Bd. 34.

Mit ihrer 2006 erschienenen Habilitationsschrift legt Carola Jäggi eine systematische bauarchäologische, funktions- und kulturgeschichtliche Untersuchung der räumlichen Gegebenheiten von Frauenklöstern vor. Da die Frauenkonvente in der Forschung zumeist als architektonisch minderwertig galten, existierten bis zum Erscheinen dieser Arbeit nur einige Einzelstudien, deren Ergebnisse jedoch aufgrund ihrer begrenzten Materialbasis nicht als repräsentativ für Frauenklöster allgemein gelten konnten. Um ihrer Untersuchung daher eine hinreichend breite und gebietsübergreifende Quellengrundlage zu geben, erfasste Carola Jäggi zunächst 140 Klarissen- und Dominikanerinnenkirchen des 13. und 14. Jahrhunderts aus den ehemals deutschen, italienischen und osteuropäischen Ordensprovinzen unter bauarchäologischen Gesichtspunkten. Kriterium für die Aufnahme in das Untersuchungskorpus war eine im Hinblick auf die Fragestellung gute Überlieferungslage. Zusammen mit der im selben Jahr erschienenen Studie von Claudia Mohn (Claudia Mohn: Mittelalterliche Klosteranlagen der Zisterzienserinnen. Architektur der Frauenklöster im mitteldeutschen Raum, Petersberg 2006.) über die Klosteranlagen der Zisterzienserinnen trägt die vorliegende Arbeit daher substantiell dazu bei, die skizzierte Forschungslücke zu schließen. Es gelingt Carola Jäggi durch differenzierte Untersuchungsparameter trotz der Vielzahl der bearbeiteten Konvente, die Charakteristika jedes einzelnen Beispiels plastisch herauszuarbeiten. Die zahlreichen Grundrisspläne und Abbildungen sind von sehr guter Qualität. Sehr leserfreundlich ist zudem, dass in den Anmerkungen die im Text erwähnten Quellenbelege im Wortlaut zitiert werden.

Die Auswertung des umfangreichen Materials zielt auf die Frage ab, inwiefern sich die Klausurbestimmungen für die weiblichen Zweige der Mendikantenorden ebenso wie die liturgischen Restriktionen für Frauen (Ausschluss vom Priester- und Predigtamt) in der Architektur und Ausstattung der mittelalterlichen Klarissen- und Dominikanerinnenkirchen niederschlugen. Aus dieser Problemstellung werden präzisierende Leitfragen entfaltet, die das Gerüst der Studie bilden: Welche architektonischen Lösungen wurden für die visuelle Abschirmung zwischen den Frauen



ISBN 978-3-86568-0099

EUR 69.00

und den ggf. anwesenden Laien gefunden, und wie ermöglichten die Trennvorrichtungen den Schwestern die erforderliche Teilnahme an Messe und Beichte, ohne dass der Priester den Klausurbereich betreten musste? Welche Rolle spielten die liturgischen und künstlerischen Ausstattungen der Nonnenchöre im Zusammenhang damit, dass die Frauen das Altargeschehen durch die visuelle Abtrennung vom Kirchenraum nicht oder nur in sehr eingeschränktem Maße mitverfolgen konnten? Rezipierten die Schwestern die sie umgebenden Kunstwerke in einer Weise, die mit den ihnen auferlegten liturgischen Restriktionen zusammenhängen könnte (S. 10)? Vorab werden Lage und Funktion der liturgischen Räume bei den Zisterzienserinnen (Kap. II. 1) sowie Raumaufteilung und liturgische Einbauten in den Kirchen der franziskanischen und dominikanischen Männerkonvente als Hintergrund summarisch behandelt (Kap. II. 2).

Zur Beantwortung dieser Leitfragen werden die Klarissen- und Dominikanerinnenkirchen nach Zeitschnitten gegliedert untersucht (Kap. III). Dabei wird eine Vielzahl verschiedener Faktoren berücksichtigt: Die unterschiedlichen Grund- und Aufrisstypen sowie die Innendisposition der Kirchen, Planänderungen, Bauabläufe, künstlerische Einflüsse, die Auftraggeber und Auftraggeberinnen mit ihren jeweiligen Interessenlagen sowie geographische und typologische Gesichtspunkte. Carola Jäggi kommt zu dem Ergebnis, dass sich kein „Idealtypus“ der Frauenklosterkirche erkennen lässt. Bedeutender als ein wie immer geartetes ordentypisches Architekturmodell waren die Auftragsituation, der Anspruch der Gründer und lokale Bautraditionen. Zudem lässt sich die bisher von der Forschung konstatierte angebliche Ärmlichkeit der Kirchengestaltung nicht nachweisen, denn insbesondere Gründungen von Fürstinnen und Fürsten konnten architektonisch und künstlerisch reich ausgestattet sein.

Das folgende Kernstück der Arbeit ist dem Nonnenchor und seiner Ausstattung als zentralem Raum im liturgischen Leben der Schwestern gewidmet (Kap. IV). Carola Jäggi untersucht zunächst die entsprechenden liturgischen und ordensrechtlichen Bestimmungen, wobei auffällt, dass es zwar für Art und Anbringung der Fenster, Gitter und Türen detaillierte Anweisungen gibt, jedoch kaum zu Lage und Gestalt der liturgischen Räume (S. 185-189). Entsprechend vielgestaltig sind auch die architektonischen Lösungen, die in den Kirchen anzutreffen sind. Carola Jäggi weist eine Vielzahl von Positionen und Formen des Nonnenchors im Kirchenraum nach (Lang- und Kurzchöre, ebenerdig oder auf einer Empore, einige Sonderformen, doppelter Chor [S. 218-220]), wobei auch die funktionalen Aspekte der jeweiligen Disposition erschlossen werden. Die Westempore kann demnach nicht als der übliche Ort des Nonnenchors gelten wie oft behauptet wurde; außerdem wurden Emporen häufig erst in einer zweiten Planungsphase eingebaut, wobei die Gründe für diese Veränderung meist unbekannt bleiben (S. 204-207; 221f). Trotz des breiten Untersuchungskorpus lässt sich keine Typologie des Nonnenchors in den frühen Kirchen der weiblichen Bettelorden erkennen; lediglich einige Tendenzen sind festzumachen: Z.B. rezipierte man am Oberrhein ordensübergreifend häufiger das Raumschema von Unterlinden (polygonal schließender Langchor), während sich Westemporen besonders in den nördlichen und östlichen Ordensprovinzen finden (S. 222f).

In Kap. V wird die liturgische und künstlerische Ausstattung der Nonnenchöre in den Blick genommen. Insbesondere der Altar im Chor, der eigentlich aufgrund der Restriktionen der Schwestern in der Liturgie ein „Widerspruch in sich“ sei, so die Autorin (S. 247), wird auf seine Funktion hin befragt. Zunächst stellt Carola Jäggi heraus, dass die Schwestern wesentlich stärker an der Liturgie beteiligt waren, als die Forschung bisher annahm. Ungeachtet der ihnen auferlegten Restriktionen verweisen zahlreiche Quellen auf ihre Eigenständigkeit und Kompetenz bei den ihnen offenstehenden liturgischen Handlungen und Aufgaben (S. 252-255). Dieser Befund ist nur zu unterstreichen, denn den von der Autorin genannten Hinweisen und Quellenbelegen ließen sich zahlreiche weitere hinzufügen. Neben dem Altar waren die Nonnenchöre mit Bildwerken verschiedenster Art ausgestattet: Wand- und Glasmalereien, Altarretabel, Skulpturen und Textilien. Anhand von Beispielen untersucht Carola Jäggi dieses breite Spektrum von Kunstwerken darauf hin, wie die Schwestern diese rezipierten. Dabei werden auch andere Orte in den Konventen einbezogen, wo sich Kunstwerke befanden wie z.B. der Kreuzgang (S. 302-309). Abgesehen von der Funktion von Bildwerken als Vorlagen für Gebet und Meditation wird gezeigt, dass sie teilweise ebenso als Symbol der Realpräsenz, als *imago* der dargestellten *persona* verstanden wurden. Ob die anhand der Kunstwerke und verschiedener Schriftquellen differenziert beschriebenen Rezeptionsweisen als typisch für Frauenklöster zu gelten haben, stellt Carola Jäggi in Frage, denn auch aus Männerklöstern ließen sich entsprechende Belege erbringen. Nur ein systematischer Vergleich, der bisher noch aussteht, könnte Klarheit über einen möglicherweise unterschiedlichen Bildgebrauch schaffen.

Abschließend werden die Möglichkeiten der Klarissen und Dominikanerinnen erwogen, die künstlerische Ausstattung ihrer Konvente mitzubestimmen und auf diese Weise ihre Interessen oder Frömmigkeitsformen bildlich zu manifestieren (Kap. V. 6). Es sei festzustellen, dass in Frauenklöstern die Stifterpersönlichkeiten die Ausstattung stärker beeinflusst hätten als in Männerklöstern, bei denen zumindest bei einigen Bildprogrammen die Mitsprache des Ordens nachzuweisen sei. Aufgrund der strengen Klausurbestimmungen schätzt die Autorin die Einflussmöglichkeiten der Schwestern hingegen als recht gering ein. Nur wenn die Frauen Kunstwerke im Kloster selbst anfertigten, konnten sie sie ganz nach ihren Wünschen gestalten. Carola Jäggi verweist hier mit entsprechenden Belegen auf die Tatsache, dass viele Schwestern vor ihrem Klostereintritt gut ausgebildet wurden, sodass in manchen Konventen künstlerisches Potential vorhanden war. Von der Forschung seien jedoch oft qualitativ hochwertige Kunstwerke aus Frauenklöstern, deren Schöpfer nicht bekannt seien, eher Männern zugeschrieben worden, selbst wenn die Quellenlage dagegen spricht. Dass die Schwestern nicht befähigt gewesen seien, hochwertige Kunstwerke herzustellen, ist nicht die einzige Vorannahme der Forschung über die Lebenswelten klausurierter Frauen, die durch das methodische Vorgehen der Arbeit in Frage gestellt wird. Indem Carola Jäggi neben den Monumenten und Bildwerken ein breites Spektrum von normativen, literarischen, historiographischen, pragmatischen und liturgischen Schriftquellen heranzieht und diese entsprechend ihrer jeweiligen Aussagekraft miteinander in Beziehung setzt, ergänzen und deuten sie sich

gegenseitig. Die so erzielte Dichte und Vielfalt von Quellenhinweisen stellt immer wieder vor Augen, dass „genderspezifische“ Kunst- und Frömmigkeitsformen aus sehr komplexen Zusammenhängen herauszupräparieren und interdisziplinär zu untersuchen sind. Abgesehen von den substantiellen Ergebnissen, auch in zahlreichen Details, bietet die Arbeit von Carola Jäggi viele Anknüpfungspunkte zu weiteren lohnenswerten historischen, literatur-, liturgie- und kunstgeschichtlichen Studien über klausurierte Frauen und Männer im Mittelalter.

Almut Breitenbach

Ralph Andraschek-Holzer und Heidemarie Specht (Hrsg.)

Bettelorden in Mitteleuropa

Geschichte, Kunst, Spiritualität. Referate der gleichnamigen Tagung vom 19. bis 22. März in St. Pölten.

St. Pölten: Diözesanarchiv St. Pölten, 2008. – 774 S. – Beiträge zur Kirchengeschichte Niederösterreichs, Bd. 15; Geschichtliche Beilagen zum St. Pöltner Diözesanblatt, Bd. 32.

Bettelorden (Mendikantenorden) haben das Erscheinungsbild der katholischen Kirche seit rund 800 Jahren in vielfacher Weise geprägt. Im Kontext gesellschaftlicher und religiöser Veränderungen sind seit dem frühen 13. Jahrhundert neuartige Ordensgemeinschaften entstanden, die besonderen Wert auf die Armut legten, zentral verfasst waren, sich vorwiegend in Städten niederließen, Seelsorge betrieben und sich intensiv dem Studium widmeten. „Klassische“ Bettelorden sind die Franziskaner, Dominikaner, Augustiner-Eremiten und Karmeliten. Zu den männlichen „Ersten Orden“ kamen die in strenger Klausur lebenden weiblichen „Zweiten Orden“ (z.B. die Klarissen als Pendant zu den Franziskanern). In späteren Zeiten wurden weitere Gemeinschaften (wie die aus den Franziskanern hervorgegangenen Kapuziner, die Mercedarier, die Trinitarier, die Serviten, die Barmherzigen Brüder des hl. Johannes von Gott, die Paulaner [Minimen] und die Pauliner) den Bettelorden zugerechnet. Bettelorden gelten wegen ihrer einfachen Lebensweise und ihrer Seelsorgetätigkeit (nicht zuletzt in der Wallfahrtsseelsorge, z.B. Altötting [Kapuziner], Werl, Neviges und Vierzehnheiligen [Franziskaner], Klausen bei Trier [Dominikaner], Maria Waldrast in



ISBN 978-3-901863-295

EUR 39.90

Tirol und Maria Luggau in Kärnten [Serviten], Tschenstochau [Pauliner]) als „volkstümlich“. Ihren Lebensunterhalt bestritten sie im Laufe der Geschichte übrigens vorwiegend durch Arbeit in der Seelsorge und in der Wissenschaft.

Der vorliegende Band enthält insgesamt 38 Beiträge einer vom Diözesanarchiv St. Pölten im Jahre 2007 veranstalteten Tagung. Dabei ist der inhaltliche Bogen in mehrfacher Hinsicht weit gespannt: So werden die Ordensgemeinschaften der Franziskaner, der Dominikaner, der Karmeliten, der Augustiner-Eremiten, der Kapuziner, der Barmherzigen Brüder des hl. Johannes von Gott, der Trinitarier, der Pauliner, der Paulaner, der Dominikanerinnen und der Klarissen behandelt. Das Übergewicht der männlichen Gemeinschaften mag dadurch zu erklären sein, dass diese natürlich stärker in der Öffentlichkeit präsent waren (und sind) als klausurierte weibliche Gemeinschaften. In den einzelnen Beiträgen geht es um verschiedene Epochen von der Gründungszeit der ersten Bettelorden im frühen 13. Jahrhundert bis zur Zeit nach der großen Säkularisation von 1803. In geographischer Hinsicht werden die Grenzen des mitteleuropäischen Raumes überschritten, insofern außer Ländern wie Deutschland, Österreich, Ungarn, Slowenien und Tschechien auch Italien, England und Frankreich Erwähnung finden.

Zum Aufbau des Buches: Auf das Vorwort der Herausgeber (S. 9f) folgen fünf Gruppen von Aufsätzen zu den Themenbereichen „Die Orden im Einzelnen“ (S. 11–179), „Mendikanten in Stadt und Land“ (S. 181–314), „Die Rolle der Zäsuren“ (S. 315–367), „Kunst und Wissenschaft“ (S. 369–654) sowie „Geistigkeit“ (S. 655–768). Ein „Verzeichnis der Autorinnen und Autoren“ (S. 769–774) schließt den Band ab. Am Ende der einzelnen Beiträge findet sich jeweils eine kurze englische Zusammenfassung von einer (bzw. bei den zwei englischsprachigen Beiträgen eine deutsche Zusammenfassung). Es fällt auf, dass die zehn Aufsätze zum Themenbereich „Kunst und Wissenschaft“ bei weitem den größten Raum einnehmen. Ein Blick in diesen Teil des Buches zeigt, dass die Autoren sich hier hauptsächlich mit Kunst (und praktisch gar nicht mit Wissenschaft) befassen. Neben der Architektur der Bettelordenskirchen in verschiedenen europäischen Regionen kommen hier Buchmalerei und Klosteransichten zur Sprache. Gleich zwei Aufsätze thematisieren den kaiserlichen Schatz bei den Kapuzinern in Wien (S. 539–559: Susanne Hehenberger, „Der kaiserliche Schatz bei den Kapuzinern in Wien. Zur materiellen Kultur habsburgischer Frömmigkeit“; S. 560–582: Paulus Rainer, „Der kaiserliche Schatz bei den Kapuzinern in Wien. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte eines habsburgischen Sakralschatzes“).

Sehr knapp fällt hingegen der Teil des Buches aus, der sich mit der „Rolle der Zäsuren“ beschäftigt. In vier kurzen Aufsätzen geht es um die vom Reformationsgeschehen geprägte Frühneuzeit (S. 316–325: Gábor Sarbak, „Der Paulinerorden an der Schwelle der Neuzeit“), die josephinischen Reformen und ihre Auswirkungen (S. 326–331: Tomáš Černušák, „Die Dominikanerklöster in Mähren in nachjosephinischer Zeit“; S. 350–367: Jiří Mihola, „Nutzlose und gefährliche Untertanen? Zur Aufhebung der Paulanerkonvente der deutsch-tschechisch-ungarischen Provinz in den Jahren 1784–1803“) sowie die Auswirkungen der Säkularisation von 1803 (S. 332–349: Mary Anne Eder, „Die Zentralklöster der Bettelorden zwischen Säkularisation und Konkordat“).

Sozialgeschichtlich sehr interessant ist der Teil des Buches, der mit „Mendikanten in Stadt und Land“ überschrieben ist. Da die Bettelorden sich häufig in Städten niederließen, entstanden neue Kommunikationsformen, aber auch neue Konfliktfelder. In vielen Städten kamen die Mendikanten mit der evangelischen Reformation in Berührung (bzw. förderten diese mancherorts). Dieser Aspekt wird in vier Aufsätzen angesprochen (S. 211–232: Jure Volčjak, „Das Dominikanerinnenkloster Velesovo/Michelstetten im Laufe seines Bestehens“; S. 233–252: Iris Holzward-Schäfer, „Körperlich eingeschlossen, aber geistig frei? Handlungsspielräume religiöser Frauengemeinschaften in der Reichsstadt Esslingen am Neckar [13.–16. Jahrhundert]“; S. 253–285: Maximilian G. Kroiß, „Die Einnahmen und Ausgaben des Abensberger Karmelitenklosters im 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Bettelordensgeschichte“; S. 286–314: Christian Plath, Die Bedeutung der Thüringischen Franziskanerprovinz für das religiöse Leben im 17. und 18. Jahrhundert“).

Die Teile des Buches, die sich mit den „Orden im Einzelnen“ und mit der „Geistigkeit“ beschäftigen, enthalten Aufsätze zu recht verschiedenen Themen. So geht es hier etwa um die allgemeine Geschichte einzelner Gemeinschaften, um Beziehungen zu anderen Orden, um Spiritualität, um Historiographie, um Wissenschaft und um Seelsorge. Es muss konstatiert werden, dass die einzelnen Beiträge des besprochenen Bandes sich inhaltlich schwer auf einen gemeinsamen Nenner bringen lassen. Die Geschichte der Bettelorden in Mitteleuropa war durchaus komplex. Wichtige Kontexte und Bestandteile dieser Geschichte kommen in diesem Buch eher am Rande vor. Dies gilt etwa für die mittelalterliche Armutsbewegung, die Heiligen, die Wissenschaft, die Inquisition, die Klosterreformen des 15. Jahrhunderts, den Beitrag der Bettelorden zur Weltmission und die evangelische Reformation. Gerade die Reformation spielte eine nicht zu unterschätzende Rolle in der Geschichte der Bettelorden. Nur einige Beispiele: Der Wittenberger Reformator Martin Luther war Augustiner-Eremit, der Straßburger Reformator Martin Bucer war Dominikaner, der Augsburger Reformator und Luther-Freund Johannes Frosch war Karmelit. Klöster wandten sich der neuen Lehre zu, ganze Ordensprovinzen gingen unter. Zugleich verteidigten Mendikanten vehement den alten Glauben (Kardinal Cajetan, der Luther 1518 in Augsburg verhörte, war übrigens Dominikaner). Und natürlich darf der Beitrag der Mendikanten (etwa der Kapuziner) für die katholische Erneuerung nicht außer Acht gelassen werden.

Das vorliegende, mit zahlreichen Schwarz-Weiß-Bildern ausgestattete Buch ist in jedem Fall lesenswert. Bekannte Wissenschaftler wie auch Nachwuchsforscher stellen hier interessante Ergebnisse ihrer Arbeit vor. Positiv zu würdigen ist auch die Interdisziplinarität des Buches, zu dem Wissenschaftler aus verschiedenen Fächern beigetragen haben. Für zukünftige Tagungen (und Tagungsbände) wäre allerdings zu fragen, ob nicht eine inhaltliche Fokussierung hilfreich wäre: auf einen Orden, ein Land, eine Epoche oder einen Themenbereich. Und ein Manko sei zum Schluss noch genannt: Es fehlt ein Register. Gerade angesichts des Umfangs des Buches und der Vielfalt der Themen könnte ein Register für Orientierung sorgen.

Norbert Wolff SDB

Erwin Gatz (Hrsg.)

Kirche und Katholizismus seit 1945

Bd. 6: Lateinamerika und Karibik. Hrsg. von Johannes Meier und Veit Straßner. Paderborn u.a.: Schöningh – 2009. – XXIII, 559 S.

Professor Dr. Erwin Gatz, Geschäftsführender Direktor des Römischen Instituts der Görres-Gesellschaft, betreut seit über 10 Jahren als verantwortlicher Herausgeber die Reihe „Kirche und Katholizismus seit 1945“; erschienen sind die Bände zu Mittel-, West- und Nordeuropa (Bd. 1), zu Ostmittel-, Ost- und Südosteuropa (Bd. 2), Italien und Spanien (Bd. 3), zu den britischen Inseln und Nordamerika (Bd. 4) und zu den Ländern Asiens (Bd. 5). Als Band 6 der Reihe haben der Kirchengeschichtler Johannes Meier (Mainz) und der Theologe und Politikwissenschaftler Veit Strassner, ehemaliger wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Kirchengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, ein Übersichtswerk zu Lateinamerika und der Karibik vorgelegt, dem flächenmäßig größten katholisch geprägten Kulturraum, in dem 43 Prozent der weltweit rund 1,09 Milliarden Katholiken leben. Der Band wird durch zwei einführende Kapitel zu „Entwicklungslinien“ des Katholizismus in Lateinamerika und der Karibik im 20. Jahrhundert (von Johannes Meier und Veit Strassner) und einem Überblick über die „Theologiegeschichte Lateinamerikas seit 1945“ (von Sergio Silva, Santiago de Chile) eröffnet und gliedert sich dann – den geographischen Räumen entsprechend – in vier Teile: zu Mexiko und Zentralamerika (1. Teil), zur Karibik (2. Teil), zu den Andenstaaten (3. Teil) und den Staaten des Cono Sur und Brasilien (4. Teil). In jedem Teil sind Kapitel zu Entwicklungen des Katholizismus in den einzelnen Staaten aufgenommen, die von Lateinamerika-Fachleuten aus Deutschland und Lateinamerika erarbeitet worden sind. Neben Wissenschaftlern wurde auf die Fachkompetenz von Mitarbeitern des Bischöflichen Hilfswerkes ADVENIAT zurückgegriffen.

Angesichts des großen Teams an Mitarbeitern und der Fülle an Facetten des lateinamerikanischen Katholizismus ist es beeindruckend zu sehen, wie der Band doch von einer klaren methodischen Linie und inhaltlichen Homogenität geprägt ist. Hier wird deutlich, dass das Buchprojekt über mehrere Jahre gewachsen ist und auf verschiedenen gemeinsamen Tagungen wichtige methodische und inhaltliche Ab-



ISBN 978-3-506-744661

EUR 78.00

stimmungen getroffen worden sind. So ist der geschichtliche Aufriss der einzelnen Beiträge an den großen Eckpunkten orientiert, die in den beiden einführenden Aufsätzen vorgelegt werden: der Vorgeschichte des 2. Vatikanischen Konzils in Lateinamerika, den Konferenzen des lateinamerikanischen Episkopats in Medellín (1968), Puebla (1979), Santo Domingo (1992) und Aparecida (2007) und einem Ausblick auf gegenwärtige Entwicklungen und Veränderungen des lateinamerikanischen Katholizismus. Leitfaden ist die Perspektive einer Kirche an der Seite der Armen, ihre „Option für die Armen“ und ein basisorientierter Katholizismus, aus dem die befreiungstheologischen Positionen der 70er und 80er Jahre des letzten Jahrhunderts erwachsen sind. Angesichts der gegenwärtigen stärkeren Fragmentierung des lateinamerikanischen Katholizismus und zunehmender konservativer Strömungen im lateinamerikanischen Episkopat und in den mit ihm verbundenen theologischen Ausbildungszentren ist diese Orientierung nicht mehr selbstverständlich – und es darf auch gefragt werden, ob ein Band in verantwortlicher Herausgeberschaft eines an einem „etablierten“ Zentrum tätigen lateinamerikanischen Historikers diese Perspektive in einer solchen Weise stark gemacht hätte. In ihr liegt aber sicher das Verdienst des vorliegenden Blicks auf den lateinamerikanischen Katholizismus. Sie bildet auch den Ausgangspunkt, die aktuellen Entwicklungen im lateinamerikanischen Katholizismus zu beleuchten: die Auflösung des Volkskatholizismus, die beunruhigenden konservativen Entwicklungen, vor allem veranlasst durch Ernennungen von Bischöfen aus dem Opus Dei und aus konservativen Bewegungen wie dem Sodalitium und dem Neokatechumenat, die Zunahme des Einflusses von Sekten und evangelikalen Bewegungen und damit verbundene Veränderungen des Volkskatholizismus, aber auch das Entstehen von Kommunitäten eines lateinamerikanischen Katholizismus in Europa und vor allem in den USA – bedingt durch von Armut- und Gewaltkontexten veranlasste Migrationsbewegungen. Die einzelnen Beiträge des vorliegenden Bandes orientieren sich an dieser methodischen und inhaltlichen Leitperspektive; sie werden alle durch ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis eröffnet, die bibliographischen Angaben sind gut recherchiert und weiterführend.

Es ist in einer kurzen Rezension nicht möglich, die Beiträge im einzelnen zu würdigen. Wichtig für die Erarbeitung dieses Übersichtswerkes war die Zusammenarbeit von deutschen und lateinamerikanischen Fachleuten gewesen, von Vertretern der Wissenschaft und dem pastoral ausgerichteten Bischöflichen Hilfswerk ADVENIAT. Oftmals werden Beiträge auch von einem deutsch-lateinamerikanischen Autorenteam gezeichnet. Interessant ist, dass die Vertreter der Wissenschaft die befreiungstheologische Perspektive stärker rezipieren. Hier ist der Mut der Herausgeber zu würdigen, gerade auch die Schattenseiten in der jüngeren Entwicklung in der lateinamerikanischen Kirche nicht zu verschweigen, wie es z.B. im Beitrag von Gerhard Kruip (Sozialethik, Mainz) deutlich wird, der auf den sexuellen Missbrauch durch Vertreter der mexikanischen Kirche hinweist und das Vertuschen und Verschweigen auf Seiten der Amtskirche (S. 109), oder im Beitrag von Vicente Imhof und Veit Strassner zur peruanischen Kirche, in dem die Arbeit der peruanischen Wahrheitskommission zur Aufarbeitung der jüngsten Gewaltgeschichte vorgestellt wird und

dabei die gefährlichen und die wichtige Arbeit der Wahrheitskommission ablehnenden Positionen durch Vertreter des peruanischen Episkopats, so dem dem Opus Dei angehörigen Kardinal von Lima Luis Cipriani (S. 362/63), nicht verschwiegen werden. Drei inhaltliche Aspekte seien an dieser Stelle genannt, die bei der Durchsicht des Werkes aufgefallen sind:

1. Johannes Meier hat am Ende seines einführenden Beitrags auf die Zunahme von evangelikalen Bewegungen und Sekten hingewiesen und eine wichtige und differenzierte Position vertreten, die sich in breiten Kreisen in Lateinamerika und vor allem auch auf Ebene der Amtskirche in dieser Weise sicher noch durchsetzen muss: „Die katholische Kirche reagierte zunächst mit scharfer Kritik auf die ‘proselytischen Sekten’. Aktuelle Debatten aber führen inzwischen zu einer vorsichtigen Neubewertung: Trotz aller Kritik wird anerkannt, dass die Freikirchen tatsächliche Bedürfnisse der Menschen aufgreifen, auf die die Pastoral der katholischen Kirche nicht ausreichend eingegangen ist. Die Freikirchen schaffen Räume hilfreicher sozialer Vernetzung und fördern durchaus das zivilgesellschaftliche Engagement ihrer Gläubigen anstatt nur Weltflucht zu predigen. Die neuen religiösen Gruppen sind ein Indiz dafür, dass in Lateinamerika Modernisierung in keiner Weise mit Säkularisierung einhergehen muss, sondern sich neue Formen moderner Volksreligiösität entwickeln. Verschiedene Autoren sehen Parallelen zwischen Basisgemeinden und „Sekten“ oder verweisen darauf, dass die Grenzen zwischen Basisgemeinden und charismatischer Erneuerung fließend geworden seien. Auch gibt es einen Prozess der Rezeption befreiungstheologischen Denkens in der Pfingsttheologie. So wächst zaghaft sowohl auf protestantischer wie auf katholischer Seite die Bereitschaft zu einem echten Dialog.“ (S. 26) Angesichts der Bedeutung dieser Entwicklung, die – bereits in naher Zukunft – für den lateinamerikanischen Katholizismus gravierende Veränderungen mit sich bringen wird, hätte dieses Phänomen sicher einen eigenen Beitrag verdient. Es wird auch zu Veränderungen und einer ökumenischen Weitung der Volksreligiösität führen, die dem lateinamerikanischen Katholizismus über viele Jahrhunderte gerade ein eigenes Profil gegeben hat.

2. Die Herausgeber haben drei Frauen zur Mitarbeit an diesem Übersichtswerk eingeladen, so die argentinische Religionssoziologin Verónica Giménez Béliveau, die ehemalige ADVENIAT-Projektreferentin Alexandra Toepsch und die Journalistin und Politikwissenschaftlerin Maria-Christine Zauzich, die seit 1988 in Guatemala lebte und dort das Stipendienwerk Projekt Samenkorn gründete. 2009 ist sie bei einem Unfall an der Pazifikküste Guatemalas ums Leben gekommen. Der Beitrag von Maria-Christine Zauzich ist einer ihrer letzten Texte und ein wichtiges Vermächtnis einer beeindruckenden und für die eingeborenen Kulturen Mittelamerikas kämpfenden Frau. Wichtig gewesen wäre jedoch ein wissenschaftlicher Aufsatz zum Beitrag von Frauen gerade in der jüngeren Geschichte des lateinamerikanischen Katholizismus. Die „Option für die Armen“ gewinnt eigene Züge, wenn die „Gesichter der armen Frauen“ in den Blick genommen werden und ohne die pastorale, katechetische und entwicklungspolitische Arbeit von Frauen hätte sich nicht das Profil einer basisbezogenen Kirche ausbilden können. Die lateinamerikanische Theologie hat gerade auch in der Theologie von Frauen wie Maria Clara Bingemer, Ivone

Gebara und María Pilar Aquino eine eigenständige Weiterentwicklung erfahren und gewinnt neues Profil in der jüngeren Theologinnengeneration wie in der argentinischen Theologinnenvereinigung TEOLOGANDA unter Leitung der Theologin Virginia Azcuy (Buenos Aires).

3. Der chilenische Fundamentaltheologe Sergio Silva würdigt in seinem Blick auf die jüngere Theologiegeschichte in Lateinamerika die Theologie der Befreiung und geht auf ihre Weiterentwicklung ein: „Dank ihres evolutionären Charakters und der permanenten Bereitschaft der Befreiungstheologen zur gegenseitigen Kritik ist diese Theologie mit den Jahren präziser, ausgeglichener und exakter geworden. Dennoch bleiben wichtige Aufgaben für die Zukunft bestehen. Die Theologie der Befreiung trat mit dem Anspruch an, die Theologie mit den konkreten, vielschichtigen und sich wandelnden Realitäten zu verbinden. Da es sich hierbei um eine permanente und nie abgeschlossene Aufgabe handelt, muss sich die Befreiungstheologie auch weiter um diese Vermittlung bemühen. Sie muss im Dialog mit den Kulturen Lateinamerikas weiter reifen. Bislang berücksichtigte sie vor allem künstlerische, literarische oder folkloristisch-volkstümliche Aspekte der Kultur. Da Lateinamerika kaum Gegenstand einer tiefen philosophischen Reflexion war, liegt eine große künftige Herausforderung der Befreiungstheologie im Dialog mit der sich entwickelnden lateinamerikanischen Philosophie.“ (S. 58) Auch im Beitrag von P. Sergio Silva wird der kreative Beitrag von Theologinnen nicht in den Blick genommen. Ebenso kann sicher gefragt werden, ob Entwicklungen auf Ebene der „lateinamerikanischen Philosophie“ der Theologie neue Wege weisen werden, ob nicht eher Kulturwissenschaften, interkulturelle Theologie und Philosophie, Religionssoziologie und ökumenische Theologie Wege in die Zukunft in diesen Umbruchszeiten des lateinamerikanischen Katholizismus öffnen.

Vorliegendes Übersichtswerk zum Katholizismus in Lateinamerika und der Karibik ist ein wichtiges Studienbuch und Nachschlagewerk für alle an den Entwicklungen in der Weltkirche Interessierten. Es bietet erste und profunde Informationen über die jüngeren Entwicklungen im lateinamerikanischen Katholizismus, hilfreich sind die ausführlichen Quellen- und Literaturangaben, das Kartenmaterial, die Statistik und das Namens- und Sachregister. Es ist zu hoffen, dass Studierende der Theologie sich mit diesem Werk – und auch den anderen Bänden der Reihe – vertraut machen und so ein weltkirchliches Bewusstsein ausbilden, ohne das ein verantwortetes Christsein heute nicht denkbar ist.

Margit Eckholt

Herbert Winklehner

Der Weg der kleinen Schritte

Salesianisches Tugend-ABC.

Eichstätt: Franz Sales, 2009. – 280 S.

Tugenden sind wieder „in“. War die Rede von den Tugenden aufgrund ihres Missbrauchs in früheren Zeiten noch vor wenigen Jahren mehr oder weniger verpönt, so ist – nicht erst seit der Finanz- und Wirtschaftskrise – ein neues Bewusstsein dafür gewachsen, dass das menschliche Miteinander auf Tugenden, wie z.B. „Maß“ und „Bescheidenheit“, nicht verzichten kann. Zum neuen Bewusstsein um die Tugenden und zu deren Neuinterpretation ist auch das hier vorgelegte Buch ein sehr wertvoller Beitrag. In knapp 50 Betrachtungen erläutert der Autor aus der Tradition des hl. Franz von Sales heraus die wichtigsten christlichen Tugenden. Dabei werden nach einer allgemeinen Hinführung (S. 15-19) zunächst die drei göttlichen Tugenden (S. 21-34), die vier Kardinaltugenden (S. 35-61), die drei evangelischen Räte (S. 63-79) und schließlich die Gaben des hl. Geistes (S. 80-111) erschlossen. Darauf folgen in alphabetischer Reihenfolge die Tugenden, die Franz von Sales als „die kleinen Tugenden“ bezeichnet, weil sie vor allem im alltäglichen Leben zu üben sind, z.B. Abtötung, Demut, Geduld, Gelassenheit, Sanftmut usw. (S. 112-273). Insgesamt 32 „kleine Tugenden“ werden hier aufgelistet und erschlossen. Dabei werden, wie die zitierten Beispiele zeigen, auch heute manches Mal als „sperrig“ empfundene Tugenden nicht ausgelassen und auf neue Weise zur Sprache gebracht.

Der Kerninhalt jeder Tugend wird mit einem prägnanten Untertitel benannt, z.B. „Abtötung – die Tugend für das eigene Wohlbefinden“ (S. 114). In den einzelnen, meist fünf- bis sechseitigen Artikeln werden die jeweiligen Tugenden mit Hilfe zentraler Passagen aus den Schriften des hl. Franz, besonders aus der Philothea sowie aus der Hl. Schrift heraus gedeutet und dabei als hilfreiche Orientierung für das christliche Leben von heute vorgeschlagen.

Bei seinen Neuinterpretationen der Tugenden im Geist des hl. Franz von Sales geht es dem Autor nicht um eine akademisch-wissenschaftliche Erläuterung der einzelnen Tugenden, sondern um deren lebenspraktische Erschließung. Deswegen sind Stil und Sprache der Artikel einfach gehalten und gut verständlich. Sie eröffnen dabei neue Perspektiven zum Verständnis der einzelnen Tugenden. Was alle Arti-



ISBN 978-3-7721-03018

EUR 19.90

kel auszeichnet ist, dass sie im Geist des hl. Franz von Sales eine lebensbejahende Sicht der Tugenden offenbaren und diese als „besondere Geschenke Gottes für das Leben“ (S. 15) vorstellen. Dabei wird auch deutlich, dass jegliche Tugend letztlich in der Liebe, „der Tugend aller Tugenden“ (S. 30), ihre Quelle hat und diese zu konkretisieren sucht. Der Autor will seine Leser dafür gewinnen, sich in der Praxis der jeweiligen Tugend zu üben, um so selbst zu erfahren, wie sie zu gelingendem Leben beizutragen vermag.

Es ist wohlthuend, die einfühlsamen, lebensnahen und zugleich ausgewogenen Deutungen der einzelnen Tugenden im Geist des hl. Franz von Sales zu lesen. Die bewusst ausgewählten Schlüsselstellen aus dem Schrifttum des Genfer Bischofs machen Mut, auch selbst in den Schriften des hl. Franz auf Entdeckungsreise zu gehen, um so seinem Geist zu begegnen. Jede Betrachtung schließt mit Fragen zur persönlichen Reflexion ab, die dazu beitragen sollen, die jeweils vorgestellte Tugend mit der eigenen Lebenssituation in Beziehung zu setzen.

Der Autor P. Herbert Winklehner, der als Oblate des hl. Franz von Sales selbst in der Tradition des Genfer Bischofs steht, hat hier ein Buch vorgelegt, das der seelsorglichen Praxis erwachsen ist und sowohl zentrale Fragen des heutigen Christseins thematisiert als auch auf gelungene Weise in die Spiritualität des hl. Franz von Sales einführt. Dieses Buch stellt eine große Bereicherung für jeden Leser dar, der an Impulsen für die eigene christliche Lebenspraxis und an einer lebendigen Spiritualität interessiert ist

Eine kleine kritische Anfrage möge an dieser Stelle jedoch erlaubt sein. In der Einführung heißt es: „(...) es gibt gute und schlechte Tugenden. Aufgabe des Menschen ist es, seine guten Tugenden auszubauen, die schlechten verschwinden zu lassen“ (S. 16). Diese Formulierung ist m. E. zumindest unglücklich gewählt. „Tugenden“ sind ja Tüchtigkeiten und bringen positive Grundhaltungen und Verhaltensweisen zum Ausdruck. Ich fände es daher angemessener, das Gegenteil von Tugenden als „Untugenden“ bzw. „Laster“ zu bezeichnen. Und die gilt es in der Tat zu überwinden. Das vorgelegte Buch hält dazu im Sinne des Bischofs von Genf viele hilfreiche Impulse bereit. Es ist ihm eine große Verbreitung zu wünschen.

Reinhard Gesing SDB

Augustinus Kurt Fenz

Das Neue Testament

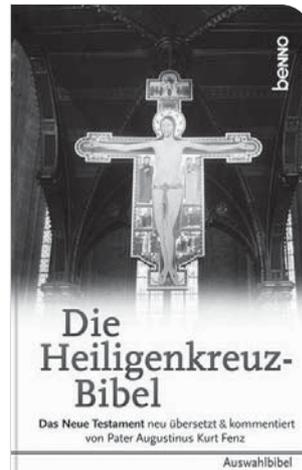
Neu übersetzt und kommentiert von Pater Augustinus Kurt Fenz.

Leipzig: Sankt Benno, o.J. (ca. 2009) – 456 S. – Die Heiligenkreuz-Bibel.
Die Evangelien.

Nur der Leser, der die Rückseite des Buches liest, dass es bloß „ausgewählte Evangelientexte des Neuen Testaments ... in leicht verständlicher Sprache neu übersetzt und kommentiert“ enthält, wird merken, dass der Inhalt nicht dem Titel entspricht. Das Vorwort ist deutlicher: „Interpretiert werden alle Evangelienabschnitte der Sonn- und Feiertage der Lesejahre A, B und C“ (S. 7). Die Unstimmigkeit zwischen Titel und Inhalt hätte man dennoch vermeiden können. Die merkwürdige Verengung des Blickwinkels ausgehend von der Heiligenkreuz-Bibel über das Neue Testament zu den Evangelien, um am Schluss nur die in der Liturgie an den Sonn- und Feiertagen vorgelesenen Evangelienabschnitte zu behandeln, mutet seltsam an. An Kommentaren und Impulsen aller Art zu den Perikopen des dreijährigen Lesezyklus fehlt es wahrhaftig nicht. Es wäre eine sich lohnende Aufgabe, sie nach sachlich unterscheidenden Kriterien einzuordnen und wissenschaftlich zu untersuchen. Wahrscheinlich würden sich daraus interessante Schlussfolgerungen im Hinblick auf Ansätze und theologische Inhalte der angebotenen Materialien zu den Homilien im deutsch-katholischen Sprachraum ergeben. Ebenso aufschlussreich wäre die Frage nach dem Leserkreis dieser Bücher, die von den Verlagen als potentielle Käufer anvisiert und immer wieder mit neuen Angeboten bereichert werden. Über die Verkündigung hinaus denkt der Verfasser auch an Leser, die das Buch „für die persönliche Meditation“ und für „die biblische Unterweisung“ verwenden können (S. 7). Eine kritische Würdigung eines Exemplars dieser literarischen Gattung, zu der das Werk des Verfassers gehört, wird immer sehr subjektiv bleiben und den an dem Autor interessierten Leserkreis vermutlich wenig beeinflussen. Daher beschränke ich mich auf wenige Beobachtungen, die das Buch aus unterschiedlichen Perspektiven charakterisieren sollen.

1. Die Übersetzung

Mit seiner Übersetzung steckt sich der Verfasser ein hohes Ziel: „Die vorliegende Übersetzung versucht, die umgangssprachliche Darstellung des griechischen Ori-



ISBN 978-3-7462-27610

EUR 19.90

ginals wiederzugeben. Dies erfordert zwar ein langsames und aufmerksames Lesen, führt dafür aber zu einem lohnenswerten Ziel: der Wortlaut der Schrift wird in neuen Facetten zum Leuchten gebracht. Dabei eröffnen sich dem Leser ganz neue Aspekte, die zu erstaunlichen existenziellen Erfahrungen führen können“ (S. 7). Ob die Übersetzung auf den Leser so wirken wird wie hier geschildert, kann der Rezensent nicht beurteilen – der Verfasser im Grunde auch nicht –, aber es wäre zu wünschen, dass es so sein wird. Folgende Bemerkungen beschäftigen sich mit weit unwichtigeren Einzelheiten:

1.1. Die Einheitsübersetzung wurde aus verschiedenen Seiten nicht grundlos kritisiert. Leider ist es leicht, in ihr unglückliche oder gar unzutreffende Formulierungen zu finden, aber diese Übersetzung ist die maßgebende Fassung in den Lektionen der katholischen Liturgie im deutschen Sprachgebiet. Angesichts dieser Tatsache fragt man sich, ob eine neue Übersetzung überhaupt notwendig und förderlich ist. Das Problem ist sehr konkret. Wer das Buch des Verfassers für die Vorbereitung auf eine Predigt zu Rate zieht, kann sehr wahrscheinlich das griechische Original der neutestamentlichen Texte nicht lesen und das Nachschlagen in den gängigen Kommentaren ist ihm auch zu viel. Nehmen wir an, er bereitet sich auf eine Predigt über die Seligpreisungen nach dem Matthäusevangelium vor. Der Verfasser übersetzt wörtlich: „Glückselig die Armen im Geiste“, und erklärt den Sinn des Ausdrucks (S. 36). Die Einheitsübersetzung bietet: „Selig, die arm sind vor Gott“, was man als eine zutreffende paraphrasierende Übersetzung bezeichnen kann. Im Hinblick auf die Aufgabe der Verkündigung erscheint als wenig sinnvoll einen Ausdruck auszulegen, der zuvor nicht vorgelesen wurde. Ebenso wenig sinnvoll ist, den gleichen Begriff grundlos an einer anderen Stelle anders zu übersetzen. In Mt 5,3 heißt: „Glückselig die Armen im Geiste“. In Lk 6,20, die parallele Stelle, heißt: „Selig ihr Armen“.

1.2. Die Sprache Jesu ist manchmal hart und wirkt auf den heutigen Leser unverständlich bzw. anstößig. Es ist daher verständlich, dass manche Übersetzungen des Neuen Testaments versuchen, die Ausdrucksweise zu entschärfen, ohne deswegen den Sinn des Wortes zu ändern. Wenn der Verfasser sich aber vornimmt, in seiner Übersetzung „die umgangssprachliche Darstellung des griechischen Originals wiederzugeben“, fragt man sich, warum er Lk 14,26 mit: „Wenn jemand zu mir kommt und nicht gering achtet Vater und Mutter, Frau und Kinder, Brüder und Schwestern, ja sogar sein Leben, dann kann er nicht mein Jünger sein“ übersetzt und damit weitgehend der Fassung der Einheitsübersetzung folgt: „Wenn jemand zu mir kommt und nicht Vater und Mutter, Frau und Kinder, Brüder und Schwestern, ja sogar sein Leben gering achtet, dann kann er nicht mein Jünger sein“, während das griechische Original nicht von „gering achten“, sondern von „hassen“ spricht. Eine kommentierte Ausgabe, die sich dem griechischen Original verpflichtet, und es als Hauptanliegen betrachtet darzustellen, „was im Text genau enthalten ist“ (S. 7), könnte ruhig den anstößigen Ausdruck lassen und ihn als semitische Wendung erklären. Wie sollte man sonst die Forderung Jesu entschärfen, lieber die Hand oder den Fuß abzuhaue(n) (Mk 9,13f), als durch sie verführt zu werden? Soll das Buch für die biblische Unterweisung nützlich sein, wäre es besser gewesen, auf die Probleme einzugehen, die sich aus der Sprache Jesu unmittelbar ergeben.

2. Der Kommentar

2.1. In der Alten Kirche galt als wichtiges Auslegungsprinzip – und es ist grundsätzlich weiterhin gültig –, dass die Schrift sich durch die Schrift auslegt. Auch der Verfasser neigt dazu, zu der anstehenden Perikope andere Stellen anzugeben, die sie erklären sollen. Problematisch wird der Vorgang erst, wenn der erklärende Kommentar durch die Anreihung der Schriftzitate beinahe ersetzt wird. Aus den sehr vielen möglichen Beispielen wähle ich nur eine Stelle: Joh 3,18-21: „Wer an ihn glaubt, wird nicht gerichtet; wer nicht glaubt, ist schon gerichtet, weil er an den Namen des einzigen geborenen Sohnes Gottes nicht geglaubt hat ...“ (S. 369f). Dazu werden mit wenigen überbrückenden Worten der Reihe nach zitiert Röm 8,3; Joh 3,27; 5,42; 12,49; 15,26; 12,46; 1 Joh 1,5-7; Röm 13,12; 1 Petr 2,9. Die knappe Erklärung: „Weil der Mensch frei entscheiden kann, vermag er auch im Unglauben zu verweilen. Wie auch immer – pro oder contra Jesus Christus – ruft der Mensch die Rechtsentscheidung über sich selbst herab (V. 18)“, reicht nicht aus, um die Wendung: „Wer nicht glaubt, ist schon gerichtet“, verständlich zu machen. Stimmt es, dass der Mensch, der sich dem Glauben verschließt, schon gerichtet, d.h. verurteilt ist? Was bedeutet eigentlich diese Aussage?

2.2. Die Bibel wird oft als „himmlisches Buch“ gelesen, d.h. ohne Geographie und frei von den Dingen, die den normalen Menschen beschäftigen, etwa das Geld. Bei einigen Erzählungen ist die Höhe der erwähnten Summe von großer Bedeutung, um die Geschichte zu verstehen. Da der heutige Leser in der Regel vom Wert des Geldes damals kaum etwas oder nichts weiß, ist es hilfreich, ihm die notwendige Information zu geben. Die Geschichte vom unbarmherzigen Schuldner (Mt 18,23-35) ist eine von diesen Erzählungen. Die Schuld des ersten Knechts – 10000 Talente – nennt der Verfasser eine „gigantische Verschuldung“ (S. 92). Das ist richtig, aber zu wenig präzise. Die gleiche Summe, die für den einen eine „gigantische Verschuldung“ bedeutet, ist für den anderen nur eine kleine Angelegenheit. Auf heutige Verhältnisse übertragen: Wenn ein Talent 6000 Denare entspricht und ein Denar der übliche Tageslohn ist, wenn ferner der heutige Tageslohn auf 100 EUR festgesetzt ist, dann ist ein Talent 600000 EUR wert. Eine Schuld von 10000 Talenten müsste man auf 60 Milliarden EUR beziffern. Auch nach den Erfahrungen der Wirtschaftskrise kann man über solche Summen nur staunen. Der Verfasser schreibt über die Bestrafung des unbarmherzigen Knechts – „bis er die ganze Schuld bezahlt habe“ (Mt 18,34) – , dass sie „entsprechend der Schuldenhöhe unreal, aussichtslos ist und geradezu eine ewige Bestrafung andeutet“ (S. 93). Die grotesk anmutende Schuld will aber nicht primär auf die ewige Bestrafung hinweisen, sondern darauf, dass der Mensch in seiner Verlorenheit restlos auf die Gnade Gottes angewiesen ist; dass er ferner die empfangene Vergebung nicht für sich allein behalten darf: Die Erfahrung der Vergebung verlangt vielmehr, diese Vergebung weiter zu schenken. Die anschließend zitierten Texte (Mt 11,29; 12,34; 15,8) tragen zum Verständnis der Erzählung nichts bei.

3. Die Überschriften

3.1. Die Überschrift „Epiphanie“ für die Erzählung der Taufe Jesu nach Lk 3,21-22 ist im Rahmen der römischen Liturgie unzutreffend. „In Epiphania Domini“ wird am 6.



Januar gefeiert und heuer wird am Fest der "Taufe des Herrn" am 10. Januar gerade die lukianische Fassung vorgelesen. Auch diesmal werden viele Texte zitiert (Lk 6,16; 6,12; 9,18.28; 11,1; 22,41.44; 23,34; Jes 11,2; 42,1; Ps 2,7; Gen 22,2; 1 Joh 4,10; Lk 1,34f; Apg 10,37-40), aber die Eigenart der Erzählung, die über die Taufe Jesu durch Johannes nicht direkt berichtet, wird dem Leser nicht erschlossen.

3.2. Die Überschriften sollen in der Regel als allgemeine Inhaltsangabe der Orientierung des Lesers dienen. Der Verfasser formuliert sie immer sehr knapp, öfters ohne Artikel. Daraus entsteht manchmal eine merkwürdige Zweideutigkeit: „Guter Hirt und Räuber“ (S. 394) müsste man auf das gleiche Subjekt beziehen, aber es handelt sich um den Abschnitt Joh 10,1-10. In anderen Fällen wäre es besser und verständlicher gewesen, die herkömmliche Bezeichnung beizubehalten und auf Neuheiten zu verzichten, wie „Selig- und Wehrufe Jesu“ (S. 248) für Lk 6,17.20-26; „Zweierlei Seligpreisungen?“ (S. 280) für Lk 11,27-28; „Sadduzäer und Auferstehung“ (S. 313) für Lk 20,27-38 usw.

Fazit: Als Kommentar zu den Evangelienperikopen der katholischen Liturgie ist das Buch wenig hilfreich. Der liturgische Ort als interpretatives Kriterium in der Auslegung wird kaum in Erwägung gezogen. Das assoziative Verfahren bei den vielen Schriftziten ersetzt die Auslegung der Texte nicht. Dass es für „persönliche Meditation“ seinen Dienst leisten kann wird niemand bestreiten, aber das hängt wiederum mit der Existenz des am Anfang angedeuteten Leserkreises zusammen, der sich für die Literatur interessiert, die dieses Buch vertritt. Ansonsten wird man sich wünschen, dass die Gläubigen über das Angebot der vielen Kommentare hinaus die Evangelien selber lesen. Was sie an Ansporn und Herausforderung, an Überraschendem und Bestürzendem dort finden können, werden sie in keinem Kommentar finden.

Horacio E. Lona SDB

Christian Hennecke (Hrsg.)

Kleine Christliche Gemeinschaften verstehen

Ein Weg, Kirche mit den Menschen zu sein.

Würzburg: Echter, 2009 – 287 S.

Der vorliegende Sammelband dokumentiert die Ergebnisse des ersten Symposiums über die „Kleinen Christlichen Gemeinschaften“ (KCGs; engl. „Small Christian Communities“) im deutschsprachigen Raum. Um diese neue, in Südafrika entstandene Gemeindeform besser zu verstehen und nach Rezeptionsmöglichkeiten für die deutsche Kirche zu fragen, trafen sich vom 4. – 8. November 2008 über 120 Teilnehmer auf dem Wohldenberg bei Hildesheim.

Gleich in der Einleitung stellt der Herausgeber, Christian Hennecke, mit Nachdruck fest, dass die KCGs etwas anderes als die bekannten Geistlichen Gemeinschaften oder die gemeindlichen Bibelkreise sind. Nach seiner Einschätzung handelt es sich um einen wirklichen „Paradigmenwechsel, der sich aus den Erkenntnissen des II. Vatikanums speist ... um einen neuen Weg des Kircheseins.“ (S. 23)

Dieser These, dass die KCGs einen „neuen Weg des Kircheseins“ darstellen, widmen sich die Referate im ersten Teil des vorliegenden Bandes. Gekonnt erläutert Hermann J. Pottmeyer zunächst die „konziliare Vision einer neuen Kirchengestalt“, wonach sich Kirche „als Gemeinschaft des Volkes Gottes“ versteht; dabei dürfen aber die „soziale Sendung“ und der Dialog mit der Welt nicht vergessen werden. Dieser mehr ekklesiologisch-kritischen Erörterung folgt ein eher narrativer Bericht von Bischof Michael Wüstenberg aus der südafrikanischen Diözese Aliwal. Ausgehend von seinen Erfahrungen mit der afrikanischen Kirche betont er die Wichtigkeit eines Pastoralplanes, worin nach seiner Sicht die KCGs eine Kernfunktion einnehmen, vor allem im Hinblick auf Identität und Integration des christlichen Glaubens in einer konkreten Kultur. Der asiatische Beitrag zu den KCGs – inspirierend vorgetragen von Mark Lesage und Estela Padilla – stellt das sogenannte AsIPA-Modell (=Asian Integral Pastoral Approach) dar, das ebenfalls von der Leitidee „Kirche als Volk Gottes“ ausgeht (vgl. S. 78f.) und die pastorale Planung als Prozess der Inkulturation und Kontextualisierung des Glaubens versteht. Den spezifischen Ansatz der indischen Kirche beschreibt Francis Scaria – leider in etwas idealisierender Weise; Beachtung verdienen aber seine kritischen Überlegungen zur Rolle des Priesters und seine Forderung nach einer der „Ekklesiologie der Gemeinschaft“ entsprechenden Pries-



ISBN 978-3-4290-31442

EUR 19.90

terausbildung. Abschließend bilanziert Franz Weber die „nachkonziliare Gemeindeentwicklung in der Weltkirche“ und beurteilt dabei – mit deutlicher Sympathie für die südamerikanischen Basisgemeinden – die KCGs als kreativ inkulturierte Formen der Ekklesiogenese im Sinne des Konzils. Besonders hebt er die Möglichkeiten einer „Lerngemeinschaft Weltkirche“ (S. 127) hervor, was im Blick auf die deutschen Gemeinden in folgende kritische Anfragen mündet: Wie steht es um die missionarische Präsenz, um die Erfahrung gelebter Glaubensgemeinschaft, um das Vertrauen in die Kompetenz der Getauften u. um die diakonische Gemeindepraxis?

Der zweite Teil des Bandes geht auf die Tatsache ein, dass die gemeinsame Bibellektüre, das sogenannte „Gospelsharing“, ein ganz wesentliches Element der KCGs darstellt. Ralf Huning verweist darauf, dass die armen und kleinen Leute eine bevorzugte Rolle im Verstehen des Wortes Gottes spielen, dessen eigentliche Kraft ja in der Schwäche liege. Und Gerhard Hotze zeigt am Beispiel der paulinischen Gemeindegründungen auf, wie das Wort Gottes von Anfang an gemeindebildend wirkte.

Im dritten Teil werden die Chancen dieses neuen pastoralen Ansatzes in Augenschein genommen. Im Blick auf die französische Kirche zeigt Martin Lätzel, dass bei aller Krise die Kirche neue Lebendigkeit gewinnen kann, wenn sie nahe bei den Menschen ist und eine „Kultur des Rufens“ (S. 213) fördert, d.h. Berufungen in kirchliche Dienste überführt und sie mit bischöflicher Anerkennung ausstattet. Und die Erfahrungen aus den USA zeigen, so Bernd Lutz, dass der christliche Glaube „erfahrbar Gemeinschaft“ braucht, die konkreten Gemeinschaftsformen aber immer kultur- und milieuabhängig und damit vielfältig sind. Medard Kehl sieht in den KCGs eine Zukunftsperspektive für die deutsche Kirche, da sie Berufungsgemeinschaften für ein neues Kirchesein bilden und als „Familie Gottes“ in den pastoralen Großstrukturen Nähe ermöglichen. Dazu muss sich aber die deutsche Kirche auf einen Lernprozess einlassen: Sie muss bereit sein, von fremden Kirchen und in der Fremde neue Formen des Christseins zu lernen.

Abschließend wird der Ertrag des Symposiums in vier Punkten zusammengefasst: 1) Die KCGs sind eine notwendige Ergänzung zu den laufenden pastoralen Raumordnungsprozessen in den deutschen Diözesen. 2) Sie bieten die Chance, von der Weltkirche zu lernen. 3) Sie können als neues Paradigma einer sozialraumorientierten Ekklesiogenese verstanden werden. 4) Sie stehen als Modell für eine „liquid church“ (S. 286f.), weil sie in ihrer Unterschiedlichkeit zeigen, wie vielfältig geistliche Orte gestaltet werden können. Insgesamt stellt das Buch trotz der sehr unterschiedlichen Qualität der einzelnen Artikel einen wertvollen Beitrag dar, um das pastorale Potential der KCGs sachgerechter einschätzen zu können. Die KCGs sind in all ihrer Unterschiedlichkeit kreative Modelle eines neuen Kircheseins; Modelle, die die ekklesiologischen Leitlinien des Zweiten Vatikanischen Konzils biblisch fundiert, sozialraumorientiert und kontextuell-dialogisch in die Praxis umsetzen. Die deutsche Kirche könnte von den KCGs lernen, dass lebendige Kirche nicht durch bürokratische Planung entsteht, sondern indem Berufungen unter den Getauften ernstgenommen werden, sich Christen vor Ort dem Wort Gottes (Gospelsharing) und den Lebensfragen der Menschen aussetzen und so gemeinsam Erfahrungsräume des Glaubens bilden.

God for you(th)

Das Benediktbeurer Liederbuch

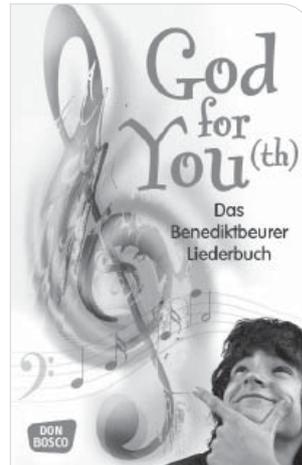
München: Don Bosco Medien, 2009. – 728 S., überwiegend Noten.

Ich bin immer wieder dankbar, wenn ich ein neues Liederbuch in meinen Händen halte. Dann mache ich mich auf die Suche, ob es einen Schatz zu heben gibt: ein neues schönes Lied vielleicht, einen gut singbaren Satz womöglich, eine bessere Übersichtlichkeit oder Kopiermöglichkeit – für mich ist ein neues Liederbuch immer wieder eine verheißungsvolle Gabe.

Nun liegt ein solches vor mir! Der Anlass zur Entstehung der Sammlung war der Wunsch „frischen musikalischen Wind“ nach Benediktbeuern zu bringen. Das bisher verwendete „grüne Liederbuch“ empfand man nach beinahe 20 Jahren als etwas betagt. Einen zweiten Grund nennt Josef Grüner, der Provinzial der Salesianer Deutschlands, in seinem Vorwort: Im salesianischen Jubiläumsjahr 2009 (150 Jahre Ordensgründung, 75 Jahre Heiligsprechung Don Boscos) sollte es neue Impulse für die Jugendarbeit geben – was ja auch mit neuen Liedern geschehen kann. So entstand dieses Buch. „(M)ein Liederbuchteam“ – wie es so freundlich und persönlich im Vorwort heißt – bestehend aus Studenten der beiden Hochschulen in Benediktbeuern, hat einen großen Wurf gewagt: „560 Neue Geistliche Lieder, von Studierenden aus Benediktbeuern, dem Zentrum der Jugendpastoral in Deutschland, getestet, zusammengestellt und für Gottesdienst, Jugendwallfahrt, internationale Begegnung oder Gruppenstunde aufbereitet“ ist da zu lesen. Ein engagiertes Team hat sich viel Arbeit angetan, um uns Anwendern ein Werkzeug in die Hand zu legen.

Dem Liedersuchenden bietet sich darin eine gut strukturierte Übersicht: nach den Hinweisen zum Aufbau und Inhalt kann in der Gliederung „Durch den Gottesdienst“, „Durch den Tag“, „Durch das Jahr“, „Durch das Leben“ das passende Lied gefunden werden. Benutzerfreundlich empfinde ich die weitere Unterteilung (Aufbau der hl. Messe, die Tageszeiten, das liturgische Jahr, Themen wie Berufung, Nachfolge, Auf dem Weg, ...). Jedem dieser Kapitel wird eine anregende Meditation in Bild und Wort vorangestellt. Hilfreich finde ich die verschiedenen Register – geordnet nach Sprache, Taize-Liedern und Alphabet.

Überrascht hat mich ein Register, das nach verschiedenen Stimmen geordnet ist, da ich hoffe, dass ein Lied nicht deswegen zur Wahl steht, weil es keine zweite Stimme hat oder vielleicht gerade weil es ein dreistimmiges ist. Als Kärntner mit slawischer



ISBN 978-3-7698-17898

EUR 16.90

Seele weiß ich: wo ein Lied ist, da gibt es auch Über- und Unterstimmen: unabhängig von Komponisten oder Arrangeuren. Ergänzt wird diese Fülle an Liedern mit einem Überblick über das Leben Don Bocos und einer kurzen Vorstellung des Klosters Benediktbeuern. Somit erfährt der Musizierende und Lesende in knapper, übersichtlicher Form etwas über den Hintergrund.

„God for You(th)“ wurde im „Zentrum der Jugendpastoral in Deutschland“ zusammengestellt und soll im gesamten deutschen Sprachraum verbreitet werden. Da Benediktbeuern als Ausbildungsstätte Multiplikatoren formt und diese dann in Pfarren (vor allem junge) Menschen zur Liturgiegestaltung hinführen, folgen noch einige Anregungen - vor allem für den Gebrauch in der Feier der Eucharistie - eines Salesianerpaters, der mit seinen sechs Gemeinden Liturgie und Gesang in großer Leidenschaft betreibt. Ich weiß, dass ein Großprojekt wie dieses Liederbuch nicht alle Aspekte berücksichtigen kann, darum verstehe ich diese Anregungen für eine eventuelle Neufassung bzw. Anwendung in der Gemeinde oder in Gruppen.

1. Die deutschsprachige Besonderheit, als Gloria und Sanctus andere Texte als die liturgisch vorgesehenen zu nehmen, empfinde ich als Mangel. Wenn es neue Kompositionen gibt - und für dieses Liederbuch wurde einiges neu geschaffen - dann wäre es eine vielleicht reizvolle Aufgabe, den Gloriatext mit einer Melodie zu unterlegen, damit gerade auch junge Menschen Zugang zu den großen Gebeten der Kirche bekommen. Das gleiche gilt auch für so zentrale liturgische Gebete wie das Benedictus und das Magnifikat.

2. Im Unterkapitel Antwortgesang könnte darauf hingewiesen werden, dass „auf die erste Lesung der Antwortpsalm (Graduale) folgt, der ein wesentliches Element des Wortgottesdienstes ist“ (AEM 36). Da der Psalm eine Schriftlesung ist, sollte man ihn nicht weglassen oder ersetzen. Nicht allein der Korrektheit wegen, sondern weil sonst ein für den Tag typischer Bibeltext verloren geht; entdecke ich doch immer mehr, dass Sein Wort des Tages Wichtigeres in sich birgt als meine beste Liederwahl (wobei hier auf die Psalmvertonungen im Kapitel „Durch den Tag“ verwiesen werden kann, besonders auf die sehr schönen mehrstimmigen Psalmtöne der Nr. 365 A-D).

3. Die „Credolieder“ könnte man auf andere Bereiche aufteilen. Das Credo als Zustimmung und Antwort an das Wort Gottes sowie Erinnerung an die wesentlichen Glaubenswahrheiten - vor allem als Gebet der Gemeinde - wird selten besser formuliert, als wir es eben schon haben. Vielleicht wäre auch dies eine Herausforderung an neue Komponisten, das Credo (vor allem das weltweit gebetete Nicäno-Konstantinopolitanum) zu vertonen oder mit Akklamationen zu verlebendigen. Davon bin ich überzeugt, obwohl in diesem Abschnitt eines meiner persönlichen Lieblingslieder des Buches zu finden ist („Herr, du bist mein Leben“ Nr. 97, vor allem das italienische Original).

4. Fürbittrufe sollten immer kurz und kein eigenständiges Lied sein.

5. Die Abstände zwischen den Strophen könnten geringer sein, um die Schrifttype zu vergrößern.

Dieses Buch soll Anregungen geben. Und dies tut es: Durch Freude an neuen Liedern, durch die gelungene Hinführung zur Tagzeitenliturgie, durch die angenehme

optische Gestaltung, durch die Fülle, die nicht erschlägt sondern zufrieden stellt.
In Summe bin ich sehr dankbar für dieses Benediktbeurer Liederbuch, dem Gesamtleiter des Projektes, Br. Johannes Kaufmann und seinen Mitarbeitern. Ich empfehle es gerne zum Gebrauch und als Geschenk für Chorleiter, Kantoren, Animatoren, Pilger, Gotteskinder, die Gott allein oder in Gruppen loben!

Wolfgang Gracher SDB

Herwig Büchele

Gott finden

Christliche Positionen versus atheistische Lebensentwürfe
Regensburg: Pustet, 2009. – ISBN 978-3-7917-2203-0. – EUR 9.50.

Wie lebe ich richtig? Woran und vor allem an wem kann ich mich orientieren? Dieses Buch konfrontiert die Dramatik des Lebens und Geschicks Jesu von Nazaret mit atheistischen Lebensentwürfen von Nietzsche bis zum liberalistisch-kapitalistischen Wirtschaftssystem. Die Grundspannung zwischen diesen Existenzvorschlägen zwingt den Menschen, der sich auf dieses Kräftefeld einlässt, zu einer Grundentscheidung. Der Autor zeigt in Auseinandersetzung mit atheistischen Positionen den besonderen Wert der Botschaft Jesu für ein sinnerfülltes Leben.

Mehr als Unterricht : Klosterschulen und katholische Schulen in Deutschland.

Münsterschwarzach : Vier-Türme, 2006.

Bd. Grundschule. – 1. Aufl. – 180 S. – EUR 16.90.

– ISBN 3-87868-331-6.

Bd. Hauptschule, Realschule. – 1. Aufl. – 277 S. – EUR 22.80.

– ISBN 3-87868-332-4.

Bd. Gymnasium. – 1. Aufl. – 227 S. – EUR 19.90.

– ISBN 3-87868-333-2.

Bd. Internate. – 1. Aufl. – 89 S. – EUR 14.90.

– ISBN 3-87868-334-0.

Wachsende Gewaltbereitschaft, staatliche Einsparungen, überforderte Lehrkräfte, Drogenkonsum, gestraffte Lehrpläne – die Schlagzeilen über Schulen beunruhigen viele Eltern. Wie können sie ihre Kinder noch guten Gewissens einem solchen Umfeld überlassen? Kein Wunder, dass immer mehr Eltern nach Alternativen suchen.

Nach Schulen, in denen Kinder als Menschen wahrgenommen und gefördert werden, in denen sie sicher sind und auch Toleranz, Verantwortung und soziales Verhalten lernen. Es gibt sie, die „gute Schule“. Wo, zeigt dieser Schulenföhrer. Durch Sparmaßnahmen und Umstrukturierungen, wie etwa 8-stufiges Gymnasium, können staatliche Schulen heute kaum mehr als das Lehrplanwissen vermitteln. Dem gegenüber steht jedoch das Bedürfnis der häufig beruflich stark eingebundenen Eltern, dass Kindern und Jugendlichen neben dem Unterrichtsstoff auch echte Werte vermittelt und sie zu optimal ausgebildeten, weltoffenen und verantwortungsvollen Menschen erzogen werden. Diese Anforderungen greifen heute besonders Klosterschulen und katholische Schulen in freier Trägerschaft auf, deren Bildungs- und Erziehungskonzept tief in christlicher Tradition verwurzelt ist und den Schwerpunkt auf die ganzheitliche Erziehung der Schüler legt. Der Schulenföhrer „Mehr als Unterricht – Klosterschulen und katholische Schulen in Deutschland“ bietet Eltern nun als kompetenter Ratgeber und Leitfaden die erste vollständige Zusammenstellung dieser Schulen für Deutschland. Die einzelnen Institute sind jeweils mit Bild, Rahmendaten sowie weiterreichenden Informationen zum Schulleben dargestellt. Abgerundet wird das Verzeichnis durch einen aufschlussreichen Infoteil und eine Checkliste, die bei der Schulauswahl hilft.

Józef Stala

Familienkatechese in Polen um die Jahrhundertwende: Probleme und Herausforderungen.

Tarnów : Biblos, 2008. – 204 S. – ISBN 978-83-733267-43. – ZLO 23.00.

Zu beziehen über das Internet:

<http://www.biblos.pl/sklep.php?s=karta&id=688>

Aus dem Vorwort von Bischof Wiktor Skworc: „Hauptmotiv für diese Veröffentlichung ist es, die Familienkatechese in Polen ganzheitlich zu erfassen, ihre theologische, anthropologischen und existentiellen Grundlagen vorzustellen sowie ihre charakteristischen Eigenarten, ihre grundlegenden Aufgaben und Elemente herauszustellen. Darüber hinaus will der Autor den Wissenschaftlern und Lesern in Deutschland die Forschungsarbeiten auf dem Gebiet der Familienkatechese präsentieren, die in den vergangenen Jahren in Polen durchgeführt wurden – an der Schwelle vom zwanzigsten zum einundzwanzigsten Jahrhundert. Dieses Buch stellt mit Sicherheit für die Bibliotheken der theologischen Fakultäten in Polen und darüber hinaus in ganz Europa eine Bereicherung und Erweiterung ihrer Sammlung dar. Es wird die Vergleichbarkeit und die Beurteilung der in diesem Zeitraum erfolgten Forschungsbemühungen in Polen und Westeuropa erheblich erleichtern.“

Ulrike-Johanna Wagner-Höher

Die Benediktinerinnen von St. Gabriel/Bertholdstein (1899-1919)

Sankt Ottilien: Eos, 2008. – 618 S. – Studien zur monastischen Kultur;
Bd. 1. – ISBN 978-3-8306-7343-9. – EUR 58.00.

Die Gründung der Benediktinerinnenabtei St. Gabriel erfolgte in Smichov bei Prag im Jahre 1889 nach mancherlei Schwierigkeiten. Die Gemeinschaft entwickelte sich rasch zu einem blühenden Konvent mit großer spiritueller Ausstrahlung. Durch die Ereignisse des Jahres 1918 mussten die Benediktinerinnen von St. Gabriel die Tschechoslowakei verlassen und fanden einen neuen Sitz im Schloss Bertholdstein in der Steiermark. Unter umfassender Auswertung des vorhandenen Quellenmaterials wird die Geschichte der Gemeinschaft von der Gründung bis zur Neuansiedlung in Österreich nachgezeichnet.

Traudl Wallbrecher u.a. (Hrsg.)

30 Jahre Wegbegleitung : Joseph Ratzinger, Papst Benedikt XVI. und die Katholische Integrierte Ge- meinde.

Bad Tölz : Urfeld, 2006. – 192 S. – ISBN 978-3-932857-409. – EUR
14.80.

Die Geschichte, von der dieses Buch erzählt, ist von der Öffentlichkeit kaum wahrgenommen worden. Manch einer mag sich daher verwundert fragen: „Kardinal Ratzinger und die Katholische Integrierte Gemeinde? Was hat der jetzige Papst mit dieser Gemeinde zu tun?“ Darauf antwortet dieses Buch. Es erzählt mit vielen bisher unveröffentlichten Bildern und Texten von dem Gespräch zwischen der Katholischen Integrierten Gemeinde und dem Theologen, Bischof, Kardinal und Papst. Der Leser erfährt von einer Fülle von Begegnungen, die – wie eine Perlenkette aneinandergefügt – „30 Jahre Wegbegleitung“ ergeben. Den gemeinsamen und verbindenden Impetus drückte Joseph Ratzinger bereits 1968 in einer Grußkarte an Dr. Herbert Wallbrecher so aus: „Für Ihre Arbeit zum Aufbau der Kirche in der Gemeinde gelten Ihnen meine besten Wünsche.“ Und 1976 kam Professor Ratzinger zu seinem ersten Besuch...

Benedikt XVI. / Joseph Ratzinger

Das Werk

Veröffentlichungen bis zur Papstwahl; bibliographisches Hilfsmittel zur Erschließung des literarisch-theologischen Werkes von Joseph Ratzinger
Herausgegeben vom Schülerkreis, Red.: Vinzenz Pfnür.

Augsburg: Sankt Ulrich, 2009. – 445 S. – ISBN 978-3-86744-002-8. – EUR 59.90.

Joseph Ratzinger/Papst Benedikt XVI. ist einer der bedeutendsten Vordenker unserer Zeit, weltweit geachtet und beachtet: Er ist Ehrendoktor an sieben Universitäten, Mitglied mehrerer Wissenschaftlicher Akademien, unter anderen der Académie des Sciences Morales et Politiques in Paris als Nachfolger von Andrej D. Sacharow. Sein literarisch-theologisches Werk mit Originalbeiträgen und Übersetzungen in bisher 28 Sprachen ist kaum noch überschaubar. Um dieses Werk zu erschließen, legt der Schülerkreis des ehemaligen Theologie-Professors und heutigen Papstes, auf der Basis seiner internationalen Zusammensetzung, mit diesem Buch ein Hilfsmittel vor, das gleichsam ein Wegweiser zu den von Ratzinger behandelten Themen sein will. Die bibliographischen Informationen (inkl. Übersetzungen und Internet-Fundstellen) sind durch Inhaltsangaben und Register erweitert. Die beigegebene CD-ROM erleichtert den Benutzern die Recherche und enthält zusätzlich die erfasste umfangreiche Sekundärliteratur.

Andreas Martin

Die Bibel

Leipzig: Benno, 2009. – 112 S. – ISBN 978-3-7462-2652-3. – EUR 5.00.

Kein Hebräisch-, Griechisch- oder Lateinkurs, kein Bibel-Zitate-Salat und keine endgültige Auslegung der Bibel erwartet die Leserinnen und Leser, sondern eine spannende Entdeckungsreise in das meistgelesene und -verkaufte Buch weltweit. Die Bibel, ein Buch von mehreren hundert Seiten angefüllt mit tausendjähriger Erfahrung und Weisheit, ist von dem Theologen Andreas Martin auf die wesentlichen Fakten reduziert. Anhand von anschaulichen sprachlichen Bildern erklärt er Aufbau und manch Un- oder Schwerverständliches. Er hebt wichtige Texte hervor und beschreibt deren Wirkung. Daneben lässt er zum besseren Verständnis Menschen von heute zu Wort kommen. Im Anhang rundet eine strukturierte Information über die Bücher der Bibel die Ausführungen ab. Kompetent, leicht verständlich und prägnant geschrieben ist dieses Buch ein idealer Einstieg in das Bibellesen. Und dank des praktischen Formats zum schnellen Nachschlagen bestens geeignet.

51. Jahrgang 2010, Heft 2

ok

ordens
korrespondenz

2010/Heft 2

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens

ordenskorrespondenz

Ordensleben
in Übergängen

Führung in Zeiten
des Wandels

UCESM 2010:
Hoffnungsbotschaft
für Europa

ok

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens,
Organ der Deutschen Ordensobernkonzferenz



ISSN: 1867-4291

51. Jahrgang 2010, Heft 2

Herausgeber: Deutsche Ordensobernkonzferenz e.V. (DOK), Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn.

Schriftleitung: Sr. Walburga Scheibel OSF, Generalsekretärin der Deutschen Ordensobernkonzferenz.

Redaktionsbeirat: P. Konrad Flatau SCJ, P. Dr. Cyrill Schäfer OSB, Sr. M. Hildegard Schültingkemper SMMP.

Redaktion: Arnulf Salmen, Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Telefon (02 28) 6 84 49-30, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: pressestelle@orden.de.

Rezensionen: Rezensionsexemplare senden Sie bitte an den Koordinator der OK-Rezensionen, Bibliotheksleiter Dr. Philipp Gahn, Don-Bosco-Straße 1, 83671 Benediktbeuern, E-Mail: gahn.pth@ksfh.de. Unverlangt eingesandte Bücher werden nicht zurückgeschickt. Die Rezension erfolgt nach Ermessen der Schriftleitung.

Bestellungen sind zu richten an: Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Telefon (02 28) 6 84 49-0, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: info@orden.de.

Bezugsbedingungen: Die Ordenskorrespondenz erscheint viermal im Jahr. Jahresabonnement inkl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 40,00 Euro, in Europa 41,20 Euro (Schweiz: 38,50 Euro). Einzelheft incl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 10,00 Euro, in Europa 11,00 Euro. Abbestellungen nur zum Jahresende möglich mit dreimonatiger Kündigungsfrist.

Herstellung und Auslieferung: Don Bosco Grafischer Betrieb, Hauptstr. 2, 92266 Ens Dorf, Telefon (09624) 92 01-0, www.dbg.donbosco.de.

Alle Verlagsrechte vorbehalten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung von Herausgebern und Redaktion wieder.

Als Manuskript gedruckt.

Vorwort



Mit der provozierenden Frage „Können Ordensleute glücklich werden?“ eröffnet Hermann Kügler SJ das diesjährige Mai/Juni-Heft der Zeitschrift Geist und Leben. Die Frage nach dem „Glücklichwerden im Orden“ ist in überraschender Weise auch das Thema der aktuellen Ordenskorrespondenz. Sie widmet sich mit der vorliegenden Ausgabe erneut - wie bereits das erste Heft dieses Jahrgangs - dem Ordenslebens „in Übergängen“ mit einem Akzent auf den Fragen, die sich mit der Überalterung vieler Gemeinschaften stellen. In einer Reihe von teils sehr persönlichen Zeugnissen schildern junge und ältere Ordensfrauen und -männer, was gelingendes Ordensleben für Sie in dieser Situation bedeutet.

So erinnert sich Sr. M. Hildegard Gremme, letzte Priorin der Benediktinerinnen des Klosters Maria Hamicolt, wie dieser Ort für die Schwestern den Lobpreis Gottes atmete: „Jeder Stein, jeder Baum, der Wind in den Blättern, die Sonne durch die Zweige, durch die Fenster in den Chorraum“. Zugleich aber kann sie nach dem Umzug der kleingewordenen Gemeinschaft in ein Altenheim glücklich feststellen: „Wenn die andern doch wüssten, wie gut sie es haben könnten.“ Ähnlich Sr. M. Ursula Hüllen, Generaloberin der Schwestern vom heiligsten Herzen Jesu, die ihr eigenes Kloster aufgaben, um eine neue Heimat bei den Schwestern von der hl. Elisabeth zu finden: „Gott hat alles gut gemacht. Voll Zuversicht wissen wir unsere Zukunft im Plan Gottes geborgen.“

Sr. Franziska Dieterle, geboren 1975, erinnert daran, dass diese Situation für Ordensgemeinschaften auch in Hinblick auf „die Jungen“ eine Herausforderung darstellt. Denn auch Prozesse des Loslassens haben mit schöpferischer Gestaltung zu tun. Ihr Zeugnis: „Die Entscheidung für ein Leben in einer Ordensgemeinschaft fällt, weil man spürt, in dieser Lebensform zur Entfaltung zu kommen.“ Dass die Wege, dies zu leben, unterschiedlich sein können, zeigt das Beispiel von Br. Simeon A. Friedrich OSB, dem es, wie weiteren seiner Mitbrüder, gelingt, das Lebens als Benediktinermönch mit einem „weltlichen“ Beruf in städtischem Umfeld zu verbinden.

Ordensleben ist „für mich immer noch Kirche im Brennpunkt“ ruft Bischof Manfred Scheuer den Prämonstratensern im Rahmen eines Vortrags vom Februar dieses Jahres zu, den die aktuelle Ordenskorrespondenz dokumentiert. Sein Zuruf gilt über den Prämonstratenserorden hinaus allen Orden: „Vergelt's Gott für ihr Gebet, für ihr Zeugnis des Glaubens und der Gemeinschaft, für ihr Wirken in der Kirche und in der Gesellschaft“.

Arnulf Salmen

Inhalt

.....

Arnulf Salmen Vorwort	129
--------------------------	-----

● Ordensleben

Medard Kehl SJ. Ordensleben heute zwischen Stabilität und Mobilität	133
M. Franziska Dieterle Ars moriendi - oder Ars vivendi?	142
Simeon A. Friedrich OSB Berufsbejahendes Mönchtum	148
Udo Fr. Schmäzle OFM „Gott führt uns heraus aus dem Tod“	157
Ernst-Otto Sloat SCJ Ältere Mitbrüder sind schwer zu identifizieren	163
Johanna Domek OSB Unterm Bundesbogen leben und sterben	164
M. Ursula Hüllen „Herr, führe uns Deinen Weg!“	170

● Dokumentation

Monika Stützle-Hebel Führen lernen in Zeiten des Wandels	177
Manfred Scheuer Gemeinsam auf dem Weg zu Gott	192
José Cristo Rey García Paredes CMF Die Hoffnung als unsere Sendung im europäischen Kontext	197

● Nachrichten

Aus dem Vatikan	211
Aus der Weltkirche	213
Aus der Deutschen Ordensobernkonzferenz	220

● Neue Bücher

Buchbesprechungen	232
Unternehmensethik	232
Biographien	239
Liturgie	245
Spiritualität	253

»Gott hat alles gut gemacht.
Voll Zuversicht wissen wir
unsere Zukunft im Plane Gottes
geborgen.«

M. Ursula Hüllen

Medard Kehl SJ

Prof. P. Dr. Medard Kehl SJ, geboren 1942 in Berlin, trat 1961 in den Jesuitenorden ein und empfing 1969 die Priesterweihe. Promoviert wurde er in Tübingen bei Prof. Walter Kasper. Seit 1976 lehrt er als Dozent und seit 1980 als Lehrstuhlinhaber Dogmatik an der Hochschule der Jesuiten Sankt Georgen in Frankfurt am Main.



Medard Kehl SJ

Ordensleben heute zwischen Stabilität und Mobilität

Unsere Werke feiern Jubiläum – wo stehen wir Ordensgemeinschaften?¹

Der Titel meines Vortrags enthält eine Unterscheidung, die in allen Orden, auch bei uns Jesuiten, in den letzten zwanzig bis dreißig Jahren zunehmend an Bedeutung gewonnen hat. Wir mussten mit der Zeit alle unterscheiden lernen zwischen den *Werken* eines Ordens, die sich mit der Zeit sehr gewandelt haben und die wohl auch gerade deswegen bis heute in voller Blüte stehen, auf der einen Seite und auf der anderen Seite den *Ordensgemeinschaften*, die diese Werke ins Leben gerufen haben, die jahrzehntelang darin gearbeitet haben und die häufig auch noch die Trägerschaft der Werke innehatten. Werk und Kommunität bildeten lange Zeit eine ungeschiedene Einheit; beim Dominikus-Ringeisen-Werk hier in Ursberg 112 Jahre lang – bis 1996. Inzwischen sind fast alle pädagogisch, sozial und karitativ tätigen Ordensgemeinschaften dabei, die Kinderheime, die Schulen, die Krankenhäuser, die

Wohn- und Werkstätten für behinderte Menschen, die Altenheime usw. aus der letztverantwortlichen Trägerschaft des jeweiligen Ordens zu entlassen und die Trägerschaft der Diözese, einer Stiftung oder sonst einem Trägerverein zu übertragen. Den Orden gehen hier-

Von der Auflösung der gesellschaftlichen Milieus in den vergangenen Jahrzehnten sind auch die Orden betroffen. Zahlreiche sozial-karitative Werke wurden in neue Trägerstrukturen überführt. Doch die Präsenz der Ordensleute bleibt fundamental: Erst ihre Lebensform verleiht den weiterhin lebendigen Werken Authentizität.

zulande aufgrund eines lang anhaltenden Nachwuchsmangels und der damit verbundenen Überalterung zunehmend die Kräfte aus, ihre großen Werke noch

ganz in eigener Verantwortung leiten zu können. Sie sind daher meist nur noch in relativ kleiner Zahl in diesen „ihren“ Werken tätig.

Das ist auf der einen Seite sehr betrüblich. Denn für viele Ordensgemeinschaften, die mit ihrem Werk fast identisch waren, die sich über ihr Werk definiert haben, stellt sich heute zwangsläufig die Frage nach ihrer Identität und ihrer Sendung. Auf der anderen Seite – und das ist das Erfreuliche und Erstaunliche – scheint diese immer noch weitergehende Entflechtung von Werk und Kommunität den Werken nicht zu schaden. Im Gegenteil: Sie werden weiterhin von der Bevölkerung sehr geschätzt und gesucht, natürlich bei vielen auch mit einem leisen oder lauten Bedauern, dass zu wenige Schwestern oder Brüder noch aktiv darin mitarbeiten. Ich möchte mich im Folgenden auf zwei Fragenkreise beschränken:

1. Was steht eigentlich hinter dieser Entwicklung der Entflechtung von Werken und Ordensgemeinschaften? Was hat sich denn in den vergangenen 125 Jahren, vor allem aber in den letzten 30 bis 40 Jahren im Verständnis von Kirche und Orden so tiefgreifend gewandelt, dass es zu dieser Entwicklung gekommen ist? Wodurch sind also die lang anhaltende Tradition und Stabilität der Orden in Bewegung geraten? Was hat uns zu neuer Mobilität in der Gestaltung unserer Werke und unserer Gemeinschaften veranlasst?

2. Welche realistischen und doch zugleich Hoffnung weckenden Perspektiven gibt es für die betreffenden Ordensgemeinschaften, die jetzt ihre Identität und ihre Sendung nicht mehr vornehmlich aus ihren diakonischen und pädagogischen Werken beziehen können?

Was könnten jetzt und in Zukunft ihre wichtigsten Identitätsmerkmale und ihre Hauptaufgaben im Dienste der Kirche und des Reiches Gottes sein?

Der Umbruch in der Realität und entsprechend auch im Verständnis von Kirche und Orden in den letzten vier Jahrzehnten

Wie war es in der Zeit vor dem Umbruch (also bis Ende der 60er Jahre)?

Das Dominikus-Ringeisen-Werk stammt wie der Großteil der pädagogischen und diakonischen Einrichtung der Orden bei uns noch aus der Epoche, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts begann und seit den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts spürbar zu Ende geht. Es ist die Epoche, in der die Kirche fast im ganzen west- und mitteleuropäischen Raum (und von daher auch in den Missionsländern!) die Sozialform eines großen, relativ homogenen und auch ziemlich geschlossenen *Milieus* besaß. Ich bin selbst in einem solchen katholischen Milieu im Rheinland groß geworden. Von der Wiege bis zur Bahre, über Kindergarten, Schule, Jugendgruppe, Freizeit, Berufsverbände usw., bewegte man sich großenteils in einer einheitlich geprägten katholischen Lebenswelt – gut abgeschirmt sowohl von den evangelischen Christen als erst recht auch von weltanschaulich liberalen, sozialistischen oder gar atheistischen Strömungen der Neuzeit.

Die Kirche wurde als eine homogene katholische Lebenswelt erlebt, eben als „Milieu“. Die große historische Leistung dieser Epoche bestand darin: Sie integrierte das persönliche Leben der Einzelnen und der Familie nahtlos in das kirchliche Leben, in die kirchliche

Glaubenslehre und in die kirchliche Moral; das alles passte gut zusammen; man war als Katholik in einer überschaubaren und gut verstehbaren Lebenswelt geborgen. Natürlich hatten diese Milieus auch ihre Nachteile, die ich so auf den Punkt bringen möchte: Man suchte die Nähe und fand leider auch die Enge (zumal in den Orden und Ordenschulen).

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Mit der rasanten Industrialisierung und Mobilisierung unserer Gesellschaft ab Ende der 1950er Jahre begannen sich diese Milieus erst langsam, dann aber immer schneller aufzulösen (ebenso bei der evangelischen Kirche, aber auch bei den typisch sozialdemokratischen Arbeitermilieus z. B. im Ruhrgebiet). Diese Auflösung ist also mit Sicherheit keine Folge des Konzils! Die Gründe dafür reichen viel tiefer in kulturelle und gesamtgesellschaftliche Umbrüche dieser Zeit hinein. Die verschiedenen Lebenswelten der Menschen vermischten sich auf einmal, und so verloren die Milieus allmählich ihre Bindungskraft und ihr Profil. Dieser Prozess geht unaufhaltsam weiter, selbst im katholischen Bayern.

Was bedeutet das alles für die *Orden*? In dem großen Jahrhundert der katholischen Milieus (von der Mitte des 19. bis etwa zur Mitte des 20. Jahrhunderts) entstanden sehr viele neue Seelsorgeorden und Missionsgesellschaften,

die durch ihre Werke das Gesicht der katholischen Kirche stark prägten. Insgesamt kann man diese Epoche als eine Blütezeit des katholischen Ordenslebens bezeichnen, bei allen nicht zu verbergenden Einseitigkeiten und Grenzen. Die Orden und ihre Werke waren zweifellos eine entscheidende Säule und Stütze des Milieukatholizismus, die ihn zusammenhielten und prägten. Sie galten durch ihre flächendeckende Präsenz als ein anschauliches, nachahmenswertes *Vorbild* für christliches Leben und kirchliches Engagement der anderen Christen, der Verbände und der Gemeinden. Sie genossen ein großes Ansehen unter den Gläubigen und übten auch eine starke Anziehungskraft auf junge Menschen aus; bildeten sie doch so etwas wie die Elite des katholischen Milieus – bis zu den großen kulturellen und gesellschaftlichen Umbrüchen seit Ende der 1960er Jahre, von denen auch die Kirche und die Orden nicht verschont blieben.

Die grundlegenden Veränderungen in Kirche und Ordensverständnis seit etwa 40 Jahren

Die herkömmliche Rolle der Orden hat sich in den letzten vier Jahrzehnten offensichtlich stark gewandelt und dies in Verbindung mit dem Wandel der Sozialform der Kirche generell. Denn was ist ab den 70er Jahren an die Stelle der katholischen Milieus getreten? Auf der einen (kleineren) Seite kam es zu einem lebendigen *Gemeindeleben* vieler sich aktiv engagierender Christen. Auf der anderen (immer größer werdenden) Seite ist Kirche in den Augen der meisten Menschen heute zu einer „religiösen Dienstleistungsgesellschaft“ geworden.



Sie ist eben eine öffentliche Institution, die für religiöse, spirituelle, soziale und pädagogische Bedürfnisse unserer bürgerlichen Gesellschaft zuständig ist. *Dafür* gibt es die Kirchen, *dafür* bezahlt man sie, *dafür* nimmt man sie gelegentlich in Anspruch, ohne sich weiter an sie zu binden oder sich in ihr zu engagieren. Inzwischen liegt die Zahl dieser von mir liebevoll als „treue Kirchenferne“ bezeichneten Christen in der deutschen katholischen Kirche bei 85 bis 90 Prozent aller Getauften.

Was bedeutet dieser Wandel im Kirchenverständnis für die Orden und ihre Werke? Die gleichen Werke, die größtenteils bis heute weitergeführt werden, haben in der so gewandelten Sicht der Kirche auch einen anderen Sinn bekommen: Sie gelten in den Augen unserer Zeitgenossen, ob getauft oder nicht, ob aktive oder inaktive Kirchenmitglieder, als kirchliche Dienstleistungen der „besonderen Art“. Sie tragen eben in vielen Bereichen noch immer das Gütesiegel *authentischer christlicher Diakonie* für diese gesamte Gesellschaft.

Die große Beliebtheit von Schulen, Sozialeinrichtungen und geistlichen Zentren (mit ihren Meditations- und Lebenshilfeangeboten), die früher von Orden getragen wurden und in denen heute noch einige Ordensleute präsent sind, spricht eine deutliche Sprache. Denn hier sehen oder zumindest vermuten die Menschen noch kirchliche „Vollprofis“ am Werk, die zusammen mit einem großen Mitarbeiterstab ihre soziale oder pädagogische oder spirituelle Arbeit „professionell“, also kompetent und gekonnt ausüben. Das heißt, man erfährt in diesen Werken noch immer ein vertrauenerweckendes Maß an christlicher Identität, an traditionell

christlichen Wertmaßstäben, vor allem, was Uneigennützigkeit, Ehrlichkeit und Verlässlichkeit angeht. Das suchen die Menschen hierzulande noch immer bei der Kirche und speziell auch bei den Orden.

Allerdings gilt umgekehrt auch: Der *hinter* all den so gesuchten Werken der Orden stehende und sie motivierende *Glaube* an den menschengewordenen Gott und die dafür gewählte Lebensform der Nachfolge Jesu in den Evangelischen Räten werden zwar irgendwie respektiert, aber fast kaum mehr verstanden; noch viel seltener werden sie als Vorbild für eine eigene Lebensentscheidung oder als Zeichen für eine christliche Lebenskultur generell angenommen. Die meisten Menschen sind in der Regel eher dankbar, wenn diese Dimension des Glaubens, der Nachfolge Christi, der eigenen Kirchlichkeit diskret im Hintergrund bleibt und man nicht allzu deutlich mit bestimmten Erwartungen an die eigene Glaubens- und Lebenspraxis konfrontiert wird. Denn bei aller Anziehungskraft und aller Anerkennung unserer Dienste und Werke kommt im Hinblick auf die Lebensform der Evangelischen Räte die kulturell empfundene *Fremdheit* eines authentisch gelebten christlichen Glaubens noch viel schärfer als sonst in der Kirche zum Vorschein.

Diese kulturelle Kluft zwischen einem Ordensleben in Armut, Keuschheit und Gehorsam und den modernen Lebensstilen und Lebensgefühlen gerade junger Menschen ist im deutschsprachigen Raum (viel mehr als etwa in Frankreich) inzwischen immens geworden. Darum können sich nur noch ganz vereinzelt und meist auch nur solche Menschen, die schon einige anderweitige Be-

rufs- und Lebenserfahrung gesammelt haben, ernsthaft vorstellen, diese Kluft in einem auf Dauer auch glückenden Leben überwinden zu können. Natürlich spielt dabei zusätzlich auch eine Rolle, ob es sich um einen Männerorden mit der Möglichkeit, Priester zu werden, handelt oder um einen Frauenorden, für den die katholische Kirche diese Möglichkeit nicht (oder noch nicht ...) vorsieht. Es spielt ebenfalls eine Rolle, ob es ein Orden ist, in dem stärker das kontemplative Element bestimmend ist oder die apostolisch-diakonische Tätigkeit oder eine Mischform von beidem. Jüngere Frauen, die sich für das Ordensleben interessieren, scheinen heute eher eine entschieden kontemplative Ausrichtung zu suchen. Dennoch bleibt bei all dem entscheidend: Die allen Orden gemeinsame Lebensform der Evangelischen Räte ist in unserer Kultur (und damit eben auch bei sehr vielen Christen) eher zu einer exotischen Rarität geworden. Etwas karikierend gesagt: Man betet durchaus um Ordens- und Priesterberufe, aber häufig doch auch mit dem leisen Hintergedanken: Lieber Gott, nimm sie aber bitte nicht aus meiner eigenen Familie; Enkelchen wären uns eigentlich doch lieber ...

Perspektiven für Ordensgemeinschaften, die ihre Identität nicht mehr vornehmlich aus ihren Werken beziehen können

Wie können sie ihrer traditionellen Ordensspiritualität treu bleiben, also eine gewisse Stabilität und Kontinuität wahren, und sich doch zugleich in Bewegung bringen lassen auf ein erneuertes, der neuen Situation entsprechendes geistliches Verständnis hin?

Vor einem Jahr stand ich schon einmal vor solchen schwierigen Fragen, und zwar bei einem geistlichen Tag für die Ordensschwestern im Bistum Osnabrück. Sie hatten um einen Vortrag zum Thema gebeten: „Was dürfen wir hoffen – und zwar für das Leben, das uns hier auf Erden noch geschenkt ist, und dann einst für das Leben der kommenden Welt?“ Auf den zweiten Teil dieser Frage zu antworten, war für mich als Spezialist in eschatologischen Fragen nicht allzu schwierig. Dagegen tat ich mich mit dem ersten Teil der Frage ziemlich schwer. Aber da hat mir der Heilige Geist eine gute Idee eingegeben: Ich habe einfach mit einigen Schwestern aus verschiedenen Ordensgemeinschaften, die ich gut kenne, telefoniert, ihnen diese Frage gestellt und sie um eine persönliche Antwort gebeten, damit sie mir etwas auf die Sprünge helfen. Das haben sie dankenswerterweise auch getan. So kann ich auch heute ihre Antworten als Ausgangspunkt nehmen und von dorthin einige konkrete Perspektiven andeuten.

Eine kleine Blütenlese aus den Antworten verschiedener Schwestern

Das Erstaunlichste für mich war: Alle Antworten zeugten von einem *gläubigen Realismus*. Das heißt, keine der Schwestern sagte: „Meine Hoffnung ist vor allem darauf gerichtet, dass in absehbarer Zeit doch endlich wieder ein ganzer Schwung junger Frauen bei uns eintritt und dass unsere Gemeinschaft wieder so blühen wird wie noch vor 30 bis 40 Jahren.“ Solche Hoffnung mag vielleicht auch im Hinterkopf gewesen sein, aber sie stand offensichtlich nicht im Vordergrund.

Diese Schwestern wollten keineswegs dem Handeln Gottes Grenzen setzen und Wunder ausschließen. Aber sie sahen und akzeptierten doch nüchtern den tiefgreifenden Wandel der letzten Jahrzehnte in unserer ganzen Gesellschaft und Kultur, den ich im ersten Teil kurz skizziert habe. Aber auch keine der befragten Schwestern dämonisierte die gegenwärtige Situation in unserer Gesellschaft (Stichworte: eine gottlose, vom Teufel beherrschte Gesellschaft, in der alles nur noch bergab geht u. Ä.). Nein, kein wehleidiges Jammern und Schimpfen über die schlechten Zeiten sprach aus ihren Antworten.

Im Gegenteil: Ihre Antworten waren getragen von einem großen Gottvertrauen; sie vertrauten darauf, dass auch die jetzige Situation des Wandels, des Abschiednehmens, des Loslassens, auch des vielfältigen Sterbens von Personen, Gemeinschaften und Werken eine *Zeit des Segens und des Heils* ist. Eine Schwester hat es so auf den Punkt gebracht: „Ich bin davon überzeugt, dass Gottes segnende Hand auf unserer Gemeinschaft liegt, auch wenn wir schon seit vielen Jahren keine ewige Profess mehr hatten; er schenkt uns so viele kleine Hoffnungszeichen, die mein Vertrauen nähren.“ Oder: „Mit uns ist kein Staat mehr zu machen, wir sind größtenteils alt und schwach geworden. Aber ich vertraue darauf, dass Gott aus unseren Restmöglichkeiten noch immer viel Segen für die Menschen erstehen lassen kann – wie auch immer.“ Z. B. aus dem Gebet für die Nöte der Menschen; aus der Treue, in der wir unser Ordensleben Tag für Tag weiterpflegen; aus der Gelassenheit, die Dinge ohne Bitterkeit loslassen zu können („Wer loslässt, wird gehalten“) usw.

Ich könnte noch mehr zitieren; es mag hier genügen. Das Fazit: Entscheidend für unseren Blick in die Zukunft und für eine mögliche, konkrete Perspektive ist, die Wirklichkeit unserer Kirche und der Orden in gläubigem Realismus wahrzunehmen, sich darauf einzustellen und sich dementsprechend in seinem Bild von zukünftiger Kirche und zukünftigem Ordensleben umzustellen. Eine solche Einstellung dürfte eine starke Quelle des Vertrauens und der Hoffnung sein. Gott sei Dank erlebe ich das bei vielen Ordensleuten heute. Liebe Schwestern und Brüder, mit dieser Einsicht sind wir in der Lage, drei konkrete Perspektiven für Ordensgemeinschaften mit pädagogischem oder diakonisch-karitativem Schwerpunkt (wie Ihre Gemeinschaft hier) anzudeuten, und dies im Spannungsfeld von Stabilität und Mobilität, von Tradition und Erneuerung.

Neue Möglichkeiten der Präsenz von Ordensleuten in ihren – oft weiterhin blühenden – Werken

Bis vor einigen Jahrzehnten waren die meisten Ordensschwestern und Ordensbrüder durch ihre *Arbeit* in den Werken präsent. Dazu sind die meisten inzwischen zu alt. Aber die Arbeit ist nicht die einzige und vielleicht sogar (wer weiß?) nicht einmal die fruchtbarste Weise von Präsenz für das Reich Gottes. Es gibt noch eine andere, höchst wirksame Präsenz, die sicher alle kennen und auch praktizieren. An einem kleinen Beispiel möchte ich diese Präsenz und ihren Wert aufzeigen – an einem Beispiel aus meiner Jugend- und Kinderseelsorge. Was war für das junge Völkchen das Wichtigste bei einem Seelsorger? Ganz

einfach: dass der Pater da war! Das allein schon gab ihnen das Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit; er musste nicht bei allen Spielen und Aktionen mitmachen; er musste einfach in der Nähe sein. Dieses einfache Dasein und Dabeisein kennzeichnet auch die Spiritualität der Kleinen Brüder und Schwestern Jesu. Ihre Präsenz gilt den untersten Lohngruppen der Arbeitswelt. Sie zielt v. a. auf eine Freundschaft mit den Armen, überhaupt nicht auf ein soziales Engagement für sie. Auch die Gemeinschaft der Arche von Jean Vanier und die weltweite geistliche Bewegung von Sant'Egidio (in Deutschland leider nur in Würzburg vertreten) haben sich diese Spiritualität von Charles de Foucault angeeignet; so bringt es der Gründer von Sant'Egidio, Andrea Riccardi, auf den Punkt: „Kennt ihr die Armen eurer Stadt, und zwar so, dass ihr Freunde unter ihnen habt?“

Nun könnte ich mir vorstellen, dass diese Spiritualität auch vielen Schwestern und Brüdern (nicht nur den Pensionären!) in unseren Ordensgemeinschaften eine sinnvolle Lebensperspektive für sie selbst und die ganze Kommunität vermitteln könnte. Also nach dem Motto: „Kennt ihr die Armen in euren Werken (oder solche, die euch früher einmal anvertraut waren), und zwar so, dass ihr mit einem oder zweien oder dreien (nicht zu vielen) behinderten oder alten Menschen (oder Ehemaligen) eine echte Freundschaft zu schließen bereit seid, dass ihr also auch eure Freizeit gern und ausgiebig mit einem solchen Menschen teilen wollt?“ Vermutlich trage ich mit einem solchen Vorschlag in diesem Haus nur Eulen nach Athen; aber er liegt mir am Herzen; denn aus der „Arche“ (einer Lebensgemeinschaft

mit geistig behinderten erwachsenen Menschen) weiß ich, wie bereichernd die Pflege solcher Freundschaften für beide Seiten ist und wie sehr dies die Atmosphäre einer Gemeinschaft prägen kann.

Inmitten des jeweiligen Werkes ein kleines „Biotop des Glaubens“ einrichten

Der Ausdruck „Biotop des Glaubens“ stammt aus dem Rundschreiben der Deutschen Bischofskonferenz aus dem Jahr 2000: „Zeit zur Aussaat. Missionarisch Kirche sein“. Die Bischöfe verstehen darunter kleinere oder größere Glaubenzellen, eine Art „spiritueller Tankstellen“ (Christian Hennecke), zu denen gläubige Menschen von überall her kommen, um dort noch etwas kräftigere Nahrung für ihr geistliches Leben zu bekommen, was im normalen Leben vieler Pfarrgemeinden kaum mehr möglich ist. In diesem Sinn haben bereits viele apostolisch tätige Ordensgemeinschaften inmitten ihrer Kommunität ein sogenanntes „Geistliches Zentrum“ eingerichtet, in dem auch die authentische Spiritualität der jeweiligen Gemeinschaft vermittelt werden kann.

Es hat mich sehr gefreut, dass ich in der Festschrift zum 150. Todestag von Dominikus Ringeisen genau diesen Gedanken in einem Artikel von Sr. Katharina Wildenauer CSJ über die „Caritas-Spiritualität der St. Josefskongregation heute“ wiedergefunden habe: „Da sich unsere Gemeinschaft auch einer seelsorglichen und gemeindlichen Aufgabe verpflichtet weiß, bereichert sie das bunte Gefüge der Kirche. Räume und Orte der Gottese Erfahrung haben deshalb hohe Priorität. Auf diese Weise



soll Ursberg ein ‚Biotop‘ sein, wo Leben gelingen und heil werden kann. Nicht selten suchen Mitarbeiter und Heimbewohner religiöse Orientierungshilfe. Unser Lebenszeugnis in Wort und Tat ist hier gefragt. Der Suche nach dem Sinn des Lebens wollen die Schwestern begegnen, indem sie sich dem Miteinander mit den Menschen öffnen. Sie möchten den anderen ihre Zeit und ihr Gebet schenken. Aus diesem Bestreben haben sich der Franziskus-Kreis und die Franziskanische Jugend Ursberg entwickelt. Es bestehen in den einzelnen Wohnheimen religionspädagogische Fachdienste, in denen MitarbeiterInnen und Schwestern wirken. Haus Emmaus hat stets eine offene Türe für jeden, der in Ursberg Orientierung finden will. Dies sind Ansätze, die für die kommende Zeit sicher immer mehr an Bedeutung gewinnen werden“.

In der Tat: Ich sehe darin sogar eine der größten Chancen von Ordensgemeinschaften, deren Mitglieder nicht mehr in den Werken aktiv mitarbeiten können. Denn in solchen geistlichen Zentren oder „Biotopen“ finden jene Menschen einen angemessenen Ort, die auf der Suche nach Vertiefung des Glaubens, nach Erfahrungen der Stille und der Nähe Gottes sind. Wie die ganze Kirche müssen sich auch die Orden verstärkt auf die „Suche nach den Suchenden“ machen (E. Tiefensee). Solche wirklich nach Gott und seinem Reich Suchenden findet man kaum noch durch die traditionellen volkskirchlichen Vollzüge in den Gemeinden – im Unterschied wohl zu früher. Die von mir hier gemeinten Suchenden sind heute eben anspruchsvoller, was das tiefe, existenzielle Berührtwerden durch Gottes Nähe und Liebe angeht. Ihnen Orte und

Menschen bereitzustellen und auch dafür auszubilden, die sie bei ihrer Suche begleiten, die ihnen Rast auf ihrer spirituellen Pilgerschaft geben können – das dürfte durchaus eine zukunftssträchtige Perspektive für Ordensgemeinschaften sein, die ihre Verantwortung für große Werke in andere Hände legen müssen. Dieser Vorschlag wird noch durch die absichtslose, aber keineswegs unrealistische Hoffnung verstärkt, dass unter denen, die bei einer bestimmten Ordensgemeinschaft eine solche geistliche Heimat gefunden haben, wohl auch solche Menschen zu finden sind (allerdings meist nicht mehr die Jüngsten), die bei sich eine Berufung zum Ordensleben, zum gemeinsamen Leben nach den Evangelischen Räten entdecken und diese auch auf Dauer leben wollen. Das werden keine Massen mehr sein, aber vermutlich doch so viele, dass auch hier im deutschsprachigen Raum (wie z. B. in Frankreich) ein buntes Netzwerk von alten und neuen „Biotopen des Glaubens“ wachsen kann; es ist ja bereits im Entstehen begriffen.

Die anschauliche Vergegenwärtigung der Lebensform Jesu

Ich greife noch einmal auf eine Antwort einer Schwester zurück, die ich letztes Jahr anlässlich des Ordentages in Osnabrück befragt hatte. Sie sagte mir: „Das ehrliche und glaubwürdig gelebte gemeinsame Leben nach den Evangelischen Räten trägt seinen Sinn in sich selbst, unabhängig davon, wie groß der Nachwuchs ist oder wie viele Arbeiten noch geleistet werden können.“ Warum trägt dieses Leben einen *Sinn in sich selbst*? Wohl einfach deswegen, weil es die konkrete Lebensform des armen,

keuschen und gehorsamen Jesus heute in der Kirche und in der Welt präsent hält. Dies hat bereits das Zweite Vatikanische Konzil als *den* entscheidenden Sinn des Ordenslebens hervorgehoben (LG 44).

Dieser Dienst der Orden dürfte gerade heute dringend vonnöten sein. Nach meinem Eindruck tritt im Glaubensbewusstsein und in der Frömmigkeit vieler katholischer Christen hierzulande die Gestalt Jesu Christi immer mehr in den Hintergrund. Sich Gott als universal bergende, schützende und segnende Macht vorzustellen oder oft noch unkonkreter: Gott als eine die ganze Natur und den Kosmos beseelende Kraft- und Energiequelle zu vermuten – solche (durchaus auch einen Wahrheitskern in sich enthaltende) Gottesbilder schieben sich im gläubigen Bewusstsein heute mehr und mehr in den Vordergrund. Mit der *Menschwerdung* dieses Gottes in Jesus Christus dagegen und generell mit dem innergeschichtlichen Heilshandeln Gottes, von dem die Bibel und das Credo zeugen, tun sich heute auch viele engagierte Christen schwer. Von daher sehe ich für ein gemeinsames Leben nach den Evangelischen Räten, egal wie viele dieses Leben teilen und wie alt sie sind, doch eine große Chance, diesem Trend, Gott immer mehr in eine unanschauliche Transzendenz verschwinden zu lassen, einfach durch ihre Lebensform zu widerstehen. Indem sie so zu leben versuchen wie der irdische Jesus, halten sie ihn den Menschen *anschaulich* vor Augen, so dass er bei uns nicht einfachhin „aus den Augen, aus dem Sinn“ gerät. Andernfalls würde wohl mit der Zeit Jesus Christus nur noch ein blasses Dasein in theologisch-liturgischen Formeln oder in biblisch-

katechetischen Erzählungen fristen. Das aber wäre eine große Verarmung des authentischen christlichen Glaubens. Ich habe versucht, im ersten Teil die veränderte Situation der Orden und ihrer Werke aufgrund tiefgreifender kultureller Veränderungen der letzten Jahrzehnte ein wenig verständlicher zu machen. Im zweiten Teil ging es mir darum, drei Perspektiven aufzuzeigen, die den Blick in die Zukunft weiten und befreien könnten: Ich habe auf die Möglichkeit einer neuen, auf Freundschaft mit den Armen angelegten Präsenz in den Werken hingewiesen; dann die Einrichtung geistlicher „Biotope des Glaubens“ in den Gemeinschaften und Werken angeregt und schließlich den Dienst der Veranschaulichung Jesu Christi durch die glaubwürdig gelebte Lebensform der Evangelischen Räte hervorgehoben. Vielleicht können diese Perspektiven ein wenig mithelfen, nicht die Hoffnung zu verlieren (oft genug gegen alle Hoffnung), dass sich hier und heute auch bei den Orden die Verheißung Gottes an – den seinerzeit ja auch bereits 75-jährigen – Abraham erfüllt: „Du sollst (und kannst) ein Segen sein“ – für die Kirche wie für die Menschen unserer modernen Lebenswelt; zumal für jene, die uns in unseren Werken und Gemeinschaften von Gott anvertraut sind oder es einmal waren.



¹ Vortrag im Kloster Ursberg zum 125-jährigen Jubiläum des Dominikus-Ringeisen-Werkes der Franziskanerinnen von Ursberg am 14. November 2009.

M. Franziska Dieterle

Geboren 1975 im Schwarzwald, trat Sr. M. Franziska Dieterle nach einer Ausbildung zur Erzieherin 2001 in die Gemeinschaft der Franziskusschwestern von Vierzehnheiligen ein. 2009 beendete sie ihr Studium der Sozialpädagogik. Zur Zeit ist sie bei der Diözesanstelle „Berufe der Kirche“ in Bamberg sowie in der Seelsorge in Nürnberg tätig.



M. Franziska Dieterle

Ars moriendi - oder Ars vivendi?

Der Altersdurchschnitt von Ordensgemeinschaften in Deutschland liegt hoch; Ordensgemeinschaften müssen sich den Herausforderungen dieser Situation stellen. Zugleich erkennen jedoch junge Menschen Ordensleben als ihre Berufung. Wie lässt sich deren Leben im Orden sinnvoll gestalten? Wie lassen sich Ordensleben in Gemeinschaften, die häufig von der Erfahrung der Alten geprägt sind, und die Herausforderungen von Gesellschaft und Arbeitswelt sinnvoll miteinander verbinden? Einschätzungen dazu bieten die beiden folgenden Artikel von Franziskusschwester M. Franziska Dieterle und Br. Simeon Friedrich OSB.

Die Situation

Egal wo man sich umhört in der Ordenslandschaft, man stößt auf *das* Thema: die Altersstruktur und die damit verbundenen Herausforderun-

gen. Nahezu alle Gemeinschaften sind mehr oder weniger damit beschäftigt, Filialen aufzulösen, Werke abzugeben, Arbeitsbereiche aufzugeben. Es ist ein schmerzlicher Prozess des Loslassens und Abschiednehmens, der immer wieder Ausdruck findet in Bemerkungen wie: „War denn alles umsonst?“, „War es denn nichts wert?“. Viele Schwestern und Brüder haben ihr ganzes Arbeitsleben in den Aufbau bestimmter Einrichtungen gesteckt und es ist nur allzu verständlich, dass die Erwartung oder Hoffnung im Raum steht, die Aufgabe(n) möge(n) weitergeführt werden. Aufgrund der personellen Situation ist dies jedoch nur bedingt möglich und auch finanzielle Herausforderungen zwingen Gemeinschaften, Werke abzugeben oder umzugestalten, sie teilweise oder ganz aus der Hand zu geben. Abschiedsstimmung überall: Abschied von der Arbeit, Abschied von den alten Zeiten, Abschied von der eigenen Lebenskraft, Abschied von Möglichkeiten, Abschied von Formen, Personen etc.

Auf unterschiedliche Weise wird in den Gemeinschaften versucht, mit der Situation umzugehen, die Zeichen zu deuten und – wenn man es schon nicht ändern kann – der Situation wenigstens Sinn zu verleihen. *Ars moriendi* – die Kunst des Sterbens – wird dann meist ins Feld geführt.

Nun gehöre ich zu der Minderheit derjenigen Ordensleute, die noch nicht lange genug in der Gemeinschaft sind, um das Loslassenmüssen auch emotional mitempfinden zu können. Wie soll ich etwas loslassen, das ich nie hatte? Wie kann ich etwas hergeben, das ich nie in der Hand hielt? Warum soll ich etwas betrauern, das nie eine Bedeutung für mich hatte? Weshalb soll ich von einer Lebensspanne Abschied nehmen, die nicht meine war? Die Situation die ich in meiner Gemeinschaft vorfinde – und die in anderen Gemeinschaften sicher ähnlich ist – lässt sich knapp so beschreiben: Es gibt mehr Aufgaben, Ämter, Posten, Arbeitsfelder usw. als Personen, die diese ausfüllen und besetzen können.

Die Generation der Älteren sieht verständlicherweise voll Wehmut auf das, was zu Ende geht, was nicht mehr weiter geführt werden kann, was aufgegeben werden muss. Es wird also das bisher bearbeitete *Feld* in den Blick genommen und festgestellt: *Es gibt zu wenig Nachwuchs*. Bei der jüngeren Generation, die ebenfalls gezwungen ist, sich mit den Gegebenheiten auseinanderzusetzen, mag die Bewertung anders ausfallen. Sie sieht eher mit Befürchtung und Unbehagen, was da alles erledigt und erhalten werden soll. Der Blick richtet sich also auf die vorhandenen *Kräfte*, mit der Feststellung: *Es gibt zu viele Felder*, die bearbeitet werden sollen.

Es liegt auf der Hand, dass aus diesem Blickwinkel das Loslassen und Abgeben auch (oder vor allem) Erleichterung mit sich bringt, denn der Berg wird kleiner, das Feld überschaubarer!

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Hinzu kommt, dass möglicherweise auch die Felder nicht mehr diejenigen sind, die mit den heutigen Kräften und der heutigen Ausstattung bearbeitet werden können. Vielleicht wurden diese Felder mittlerweile auch von anderen übernommen und es gilt, von Neuem eine Bestandsaufnahme zu machen: wen haben wir zur Verfügung? Was bringen diese Personen an Ressourcen mit? Und wo können diese Ressourcen in schöpferischer (!) Treue zum Charisma zur Entfaltung gebracht werden?

Der Prozess des Loslassens geht an die Substanz

Beide Seiten – die jüngere und die ältere Generation – müssen sich mit der Frage auseinandersetzen: was wollen und können wir als Gemeinschaft tun bzw. wo ist unser ureigenster Wirkungskreis und wie kann er auf Zukunft hin aussehen? Es handelt sich also um einen Prozess, der die Gemeinschaft(en) an die Wurzeln führt und das jeweilige Charisma (neu) in den Blick nimmt. Diese Frage ist nicht neu und sie wurde durch alle Zeiten hindurch immer wieder gestellt.

Wer sich bei älteren Ordensmitgliedern nach deren „jungen Jahren“ erkundigt, hört genau von diesem Prozess. Da wurde hingespürt und hingesehen. Es wurden Bedarfe erkannt und soziale Lücken ausgefüllt. Müsste dieser Frage also nicht auch heute unweigerlich zum Aufbruch führen? Offensichtlich tut sie es nicht oder nur sehr verhalten. Wer genau hinhört, kann feststellen, dass ein großer Teil der Ordensmitglieder diese Überlegungen (ausgesprochen oder unausgesprochen) mit einem *wehmütigen* „noch“ versieht: Was bleibt uns letztendlich noch? Was können wir überhaupt noch tun? Wozu sind wir noch gut? Können wir noch etwas bewirken? Wieviel Nachwuchs, sprich: wie viel Kraft haben wir noch? Da die Masse den Alltag, die Stimmung, die Themen bestimmt, ist es nicht verwunderlich, dass der vorherrschende Prozess der des Loslassens von (Lebens-)Werken ist. Und so kommt es vielerorts dazu, dass auch diejenigen, die eigentlich in Aufbruchstimmung sind, in Prozesse mit hineingenommen werden, die gar nicht die ihren sind.

Dass Abschied schmerzlich ist, soll in keiner Weise relativiert, geschmälert oder schön geredet werden. Doch dies ist der Prozess derjenigen, die von *ihrer* Lebenswerk, von *ihrer* Kraft, von *ihrer* Möglichkeiten Abschied nehmen (müssen). Auch ist es kein Spezifikum von Ordensgemeinschaften. Solche Prozesse finden sich in jeder Familie, in der bspw. die Elterngeneration zur Großelterngeneration wird. Die Aufgabe der (erwachsenen) Kinder ist es, die Eltern in ihrem Prozess ernst zu nehmen und da, wo sie können, ihre Eltern zu begleiten, vielleicht auch ein Stück aufzufangen. Den Prozess selbst allerdings

können sie ihnen nicht abnehmen. Oder um es drastischer zu formulieren: Aufgabe der Kinder ist es, die Eltern in ihren Sterbeprozessen zu *begleiten*. Das Sterben können sie nicht übernehmen. Sicher wäre es zu kurz gegriffen, die Abschiedsprozesse einer Gemeinschaft an einzelnen Personen fest zu machen. Als Teil einer Gemeinschaft ist es immer auch der Prozess aller. Denn: Die Zeichen der Zeit zu erkennen, das Charisma im Heute umzusetzen, sich zu fragen welche Aufgaben heute sinnvoll und not-wendend sind, betrifft alle – unabhängig ihrer Lebens- oder Ordensjahre.

Und doch betrifft es sie nicht in gleicher Weise. Zwar kann die Gemeinschaft als Ganze ihren Auftrag für die heutige Zeit definieren. Umgesetzt wird er nicht (mehr) von allen. Und muss es auch nicht! Wer würde von seinen Eltern und Großeltern erwarten, dass sie sich die neuen Sichtweisen ihrer Kinder und Enkel ganz aneignen? Wer würde bei der Übernahme des Familienunternehmens oder Bauernhofs verlangen, dass die Eltern und Großeltern mit voller Kraft im Geschäft bleiben und die Formen und Methoden „der Jungen“ komplett übernehmen? Welche Eltern oder Großeltern geben ein Unternehmen an die nächste Generation weiter mit der Bedingung, es auf keinen Fall zu verändern und sich stattdessen darauf zu konzentrieren, mit der Elterngeneration den Verlust zu betauern?

Ist es nicht vielmehr so, dass bei aller Schwierigkeit, Dinge loszulassen, nicht auch so etwas wie Entspannung eintreten kann, weil man all das nicht mehr machen muss? Man hat „seins“ getan, der nächsten Generation den Boden bereitet, auf dem diese nun

steht und für den sie verantwortlich ist. Aber man muss sie auch arbeiten lassen und damit rechnen, dass andere Zeiten anderer Formen bedürfen. Dass neuer Wein neue Schläuche braucht, steht schon in der Bibel. Deshalb war der alte Wein nicht schlecht. Er war für eine bestimmte Zeit, für ein bestimmtes Fest, für bestimmte Personen womöglich der beste. Jede Organisation und jede Gemeinschaft ist die Antwort auf eine bestimmte Frage. D.h.: Jede Aufgabe, die übernommen wurde und wird und jedes Werk, das gegründet wurde, entspricht einem bestimmten Bedarf in einer bestimmten Zeit. Die Aufgabe ist nicht das Charisma, sondern *eine* Möglichkeit, dem Charisma Ausdruck zu verleihen! Heute gibt es neue Fragen, andere Bedarfe und Nöte – die möglicherweise einer anderen/neuen Entsprechung bedürfen. Dabei geht es nicht um das Verändern des Charismas, als vielmehr um das Finden der entsprechenden Ausdrucksweise.

Trauerprozesse differenziert gestalten

Im Trauerprozess kann dann Neues entstehen, wenn bestimmte Phasen durchlebt und abgeschlossen sind. Ordensgemeinschaften stehen jedoch vor der besonderen Herausforderung, dass sie zwar als Gemeinschaft in einer Phase des Loslassens und Sterbens sind, nicht jedoch im Blick auf die einzelnen Mitglieder. Zwar mag die Mehrheit in der Lebensphase sein, in der man zurückblickt und loslässt. Es gibt jedoch auch diejenigen, die in ganz anderen Lebensprozessen stehen und die die Zukunftsträger/innen der Gemeinschaft darstellen. Dies bedeutet, dass nicht

gewartet werden kann, bis bestimmte Trauerphasen abgeschlossen sind und die Gemeinschaft als Ganze bereit ist, Neues zuzulassen. Vielmehr gilt es, Vergangenes zu betrauern und sich gleichzeitig (!) Neuem zu öffnen. Hier wird deutlich, wie wichtig es ist, die jeweiligen Generationen in *ihrem* Prozess zu lassen und sich nicht gegenseitig etwas überzustülpen. Wie aber kann dies gelingen?

Da jede Gemeinschaft ihre eigene Geschichte und Kultur hat, wird diese Frage auch jede Gemeinschaft für sich beantworten müssen. Dennoch gibt es meines Erachtens Bereiche und Themen, die es – gemeinschaftsunabhängig – zu beachten gilt, will man durch die Gestaltung der eigenen Prozesse die der anderen nicht entwerten. Die folgenden Überlegungen zielen auf diese Themen ab, erheben aber nicht den Anspruch der vollgültigen Wahrheit oder gar Vollständigkeit.

Differenzierte Wahrnehmung

Es gibt einen Unterschied zwischen Inhalt und Form. Wer Werke schließt und Aufgaben abgibt, gibt nicht automatisch das Charisma auf! Selbst dann nicht, wenn ein Schulorden die Schule schließt oder ein Krankenpflegeorden seine medizinischen Einrichtungen abgibt. Vielleicht war der Bau einer Schule die Antwort auf einen Bildungsnotstand. Bildungsnöte gibt es heute auch – sie zeigen sich nur anders. Weiter gibt es Unterschiede zwischen dem Prozess des Loslassens als Gemeinschaft und dem einzelner Mitglieder. Es gilt hinzuschauen, wo Neues in die Gemeinschaft kommt, durch neue Berufe, durch neue Sichtweisen, durch eine andere Art hinzuhören etc. Es lohnt sich, diesen

Stimmen Gehör zu verleihen, damit sie nicht in der großen Masse untergehen. Ein wichtiger Unterschied besteht in der Beobachtung einer Situation und deren Bewertung. Etwas abzuschließen und abzugeben heißt nicht automatisch, dass es nichts wert war!

Gegenseitige Wertschätzung

Für die ältere Generation kann dies bedeuten, mit Wohlwollen zuzulassen, dass neue Visionen umgesetzt werden, der jungen Generation zu unterstellen und zuzutrauen, dass auch sie das Wohl der Gemeinschaft im Blick hat und versucht, das Charisma der Gemeinschaft zu leben. Für die jüngere Generation gilt es, im Bewusstsein halten, dass der Boden, auf dem Neues wächst, von den vorherigen Generationen bereitet wurde. Freiheiten und Möglichkeiten haben ihre Geschichte. Und diese wurde von den Generationen vor ihnen geschrieben.

Ein eindrückliches Bild hierfür ist der Wald, in dem immer wieder Bäume gefällt werden – sei es durch den Menschen oder durch die Kräfte der Natur. An manchem Baumstumpf wächst Neues – gespeist durch die alte Wurzel. Und der Boden, auf dem immer wieder neue Pflanzen gedeihen, ist voll von den Nährstoffen der alten. Um wertschätzend miteinander umgehen zu können, ist es notwendig sensibel füreinander zu werden, sich in die Situation des Gegenübers hineinfühlen zu können. Meine Erfahrung ist, dass sehr viel Verständnis entstehen kann, wenn die ältere Generation nach ihrer „Ordensjugend“ gefragt wird und man sich erzählen lässt, woher die Inspiration, die Kraft und Energie kamen. Die einen erinnern sich dadurch daran, was

es heißt, „jung“ zu sein. Die anderen errahnen, wie viel Herzblut in dem Boden steckt, auf dem sie heute stehen.

Räume schaffen, in denen sich Aufbruch entfalten kann

Der Alltag der jungen Ordensleute richtet sich selbstverständlich (?) nach der Mehrheit der älteren Mitglieder. Schwierig wird es jedoch dann, wenn nur noch Rück-Sicht geübt wird. Denn dann wird der Zusammenstoß mit der nächsten Wand nicht lange auf sich warten lassen. Es braucht Orte, Zeiten und Räume, in denen nach vorne geschaut wird, ohne den Anspruch, dass *alle* mitkommen und nachkommen.

Was sich früher automatisch ergeben hat, aufgrund der Alterstruktur (große Kurse, viele Junge), muss heute gezielt geschaffen und gefördert werden. Es kostet viel Kraft, alleine aufzubrechen! Gegenseitige Inspiration ist notwendig, um kreativ werden zu können und Kraft zu tanken für Neues. Beispiele für solche Räume sind Zukunftswerkstätten, neue Formen der Konvents zusammensetzung oder auch Strukturen, die es den einzelnen jungen Mitgliedern ermöglichen, sich zweckfrei zu treffen (nicht um Arbeitsaufträge abzuarbeiten).

Vernetzung

Als die Orden gegründet wurden, gab es wenige Personen. Die Gemeinschaften wuchsen an und wurden zahlenmäßig so groß, dass Unterteilungen notwendig wurden. Vielleicht befinden wir uns derzeit im umgekehrten Prozess und brauchen entsprechend umgekehrte Maßnahmen: z.B. die Fusion von Provinzen oder das Suchen von Gleichgesinnten in anderen Gemeinschaften. Wer eine Aufgabe erkennt, aber perso-

nell nicht so ausgestattet ist, dass dieses Feld alleine bearbeitet werden kann, könnte in *anderen* Gemeinschaften Verbündete finden und dadurch auch von Erfahrungen anderer lernen und profitieren.

Klare Sprache

Sprache schafft Wirklichkeit. Wer sind „die Jungen“, wer „die Alten“? Von jungen Menschen wird erwartet, dass sie schwungvoll und dynamisch ans Werk gehen und mit „jugendlicher Frische“ und Kraft ihre Aufgaben bewältigen. Wie sollen Schwestern in der Lebensmitte (und darüber) der jüngeren Generation Raum schaffen, wenn sie selbst noch „die Jungen“ sind? Wie alt muss man werden, um sich dem Alter entsprechend verhalten zu dürfen und nicht mehr jung sein zu müssen? Ist man mit 60 noch jung? Was wird von den 60-Jährigen erwartet, wenn sie immer noch mit dem Prädikat „jung“ versehen werden und in einer Gruppe mit den 30- und 40-Jährigen landen? Mit 60 gehört man der Großelterngeneration an. Das heißt nicht, dass man sich nicht mehr jung fühlen kann/darf. Das bedeutet auch nicht, dass einem Schwung und Kraft abgesprochen werden. Es gibt einen Unterschied zwischen „jung“ und „jung geblieben“. Das eine bezeichnet einen Lebensabschnitt, eine Lebensphase und die damit verbundenen Herausforderungen. Das andere bezeichnet eine Haltung zum Leben. Durch eine klare Bezeichnung von Lebensabschnitten - und dadurch auch

von Prozessen - wird auch deutlicher, wer welchen Prozess geht und welche Aufgabe damit verbunden ist.

Die Kunst wird sein, mehreren Prozessen Raum zu geben und sie entsprechend zu gestalten. Nicht umsonst spricht man von der *ars moriendi* - der *Kunst* des Sterbens - und nicht einfach vom Prozess des Loslassens. Kunst hat immer auch mit schöpferischer Gestaltung zu tun! Niemand - egal ob jung oder alt - ist eingetreten, um den Untergang zu verwalten, sondern um Leben zu gestalten. Die Entscheidung für ein Leben in einer Ordensgemeinschaft fällt, weil man spürt, in dieser Lebensform zur Entfaltung zu kommen. Ordensleben ist nicht Opferleben im Sinne einer lebensfeindlichen Einstellung. Gott hat Leben in Fülle verheißen! Auch heute legt er uns Leben und Tod vor - und legt uns ans Herz: wähle das Leben (Vgl: Dtn 30,19). Vielleicht kann man nur wirklich loslassen und sterben, wenn man auch wirklich gelebt hat. Die *ars moriendi* besteht womöglich zu einem großen Teil in der *ars vivendi* - der Kunst zu leben! Meine Vision und Hoffnung für diese offensichtliche Umbruchphase in der Ordenslandschaft sind die, dass diejenigen, die loslassen müssen es in der Gesinnung tun können, wie Franziskus auf dem Sterbebett, als er zu seinen Brüdern sagte: „Ich habe das Meine getan; was euer ist, möge euch Christus lehren!“ (2 Cel 214).



Simeon A. Friedrich OSB

Geboren 1975 in Oberwinter am Rhein, trat Br. Simeon A. Friedrich OSB 2002 in die Benediktinerabtei St. Matthias in Trier ein. Zusätzlich ist der studierte Raum- und Umweltplaner im Stadtplanungsamt der Stadt Trier in den Bereichen Stadtteilplanung, Stadterneuerung und Soziale Stadt tätig.



Simeon A. Friedrich OSB

Berufsbejahendes Mönchtum¹

Benediktinische Identität heute leben

Hinführen – Ein paar Worte vorweg

„Bete und arbeite“ oder „Ora et labora“ – dieser allgemein bekannte, prägnante Leitspruch wird dem Benediktinerorden zugeordnet. Gebet und Arbeit – das stellt quasi die Kurzformel dessen dar, was der heilige Benedikt vor fast 1500 Jahren als Weisungen für das monastische Leben in seiner Ordensregel² zusammengefasst hat. Bis heute haben die Lebensweisungen des Benedikt nichts von ihrer Aktualität verloren. Doch welche Ausrichtung spiegelt heute das „Bete und arbeite“ wider? Auf welche Weise gestalten Benediktiner des 21. Jahrhunderts ihr Leben im Ausgespanntsein zwischen Tradition und Moderne? Welche Anforderungen und Chancen stellen sich für die Zukunftsfähigkeit einer benediktinischen Gemeinschaft?

Antworten auf diese Fragen versucht der im Folgenden skizzierte Gedanken-

gang zu geben, der vier Etappen auf dem benediktinischen Lebensweg näher beleuchtet. Dabei werden zunächst allgemeingültige Ausführungen gemacht, die sich auf zentrale Grundaussagen der Benediktsregel, biblische Quellen oder zeitgenössische Abhandlungen anderer Ordensleute stützen. Ergänzt und veranschaulicht werden diese Ausführungen durch persönliche Worte zu meinem eigenen Lebensweg als Mönch der Benediktinerabtei St. Matthias in Trier.

Herkommen – Mitbringen

„Fühlt sich jemand zu einem geistlichen Weg berufen, dann nimmt er immer seine Welt mit; die gemachten Erfahrungen und erlernten Denkweisen gehen auch in eine benediktinische Lebensgestalt ein.“³ So bringt Sr. Carmen Tatschmurat von den Benediktinerinnen der Kommunität Venio in München die Etappe der persönlichen Herkunft auf den Punkt. Oder anders gesagt:

Jeder Mensch nimmt seine gebündelte Lebenserfahrung bisheriger Alltagswelten mit, wenn er einen neuen Lebensabschnitt beginnt. Jeder von uns trägt sein individuell geschnürtes Gepäckbündel aus charakterlichen Eigenschaften, kulturellen Traditionen, familiären Prägungen, erlernten Kenntnissen und ausgeprägten Gewohnheiten mit sich – egal wohin.

Dabei dürfte in unserer heutigen westlichen Gesellschaft ein Gepäckstück besonders ins Gewicht fallen: der Beruf bzw. die Arbeit. Für viele ist der Beruf essenzieller Bestandteil des eigenen Lebens, ja Ausdruck der eigenen Identität. Wenn ein Mensch sich bewusst für einen konkreten beruflichen Weg entscheidet, verbindet er damit meist die Sehnsucht nach persönlicher Lebensentfaltung und gesellschaftlicher Anerkennung, nach sinnstiftendem und fruchtbringendem Einsatz seiner von Gott gegebenen Talente. Talente, Fähigkeiten oder Begabungen: Wir Menschen sind mannigfaltig beschenkt, in je unverwechselbarer Weise. Im Zusammenwirken der so unterschiedlichen Gnadengaben (vgl. 1 Kor 12, 4-11) kann eine lebensfähige und lebendige Gemeinschaft entstehen und wachsen. Überall da, wo wir uns mit unserem mitgebrachten Gepäckstück „Beruf“ ganz einbringen und uns dabei bewusst unter Gottes Führung stellen, sind wir ein unverzichtbarer Bestandteil einer christlichen Gemeinschaft. Und das gilt in besonderer Weise für das Leben und Arbeiten in einer Ordensgemeinschaft. Jedoch gerade für das Ordensleben braucht es neben dem Beruf auch und in erster Linie die Berufung. Nur wer sich von Gott gerufen weiß, wird sich mit seinem ganzen Gepäckbündel auf

den Weg machen, zunächst suchend und fragend, meist zögernd und zweifelnd – und stets ganz individuell.

Und wo komme ich her? Welches persönliche Gepäckbündel habe ich mit ins Kloster gebracht? Manche Gepäckstücke habe ich von lieben Wegbegleitern geschenkt bekommen, andere habe ich mir selbst angeeignet. Das meiste ist mir lieb und teuer geworden, macht meine Identität aus. Im Lauf meiner Lebensjahre ist so ein charakteristisches Gepäckbündel zusammengekommen, dessen Tragen für mich selten eine Last darstellt.

Nach Schule und Zivildienst konnte ich geradewegs mein Studium der Raum- und Umweltplanung an der Universität Kaiserslautern ansteuern. Das war eine bewusste Entscheidung, die ich heute jederzeit wieder treffen würde. Während meines Studiums konnte ich in die vielseitigen Facetten meines Berufs hineinwachsen und dadurch meiner Identität eine neue, wesentliche Kontur geben. Für mich war und ist deutlich: In dem Beruf will ich arbeiten, hier will ich meine Kenntnisse und Fähigkeiten sinnvoll einsetzen.

Und noch etwas war für mich deutlich: Mein christliches Leben, das in seiner Prägung durch Familie, Heimatgemeinde und Schule wurzelt und das ich während meiner sechsjährigen aktiven Zeit in der Katholischen Hochschulgemeinde kultivieren konnte, brauchte weitere Wachstumsperspektiven. Ich spürte das Verlangen nach mehr und gleichzeitig die Angst, nach dem Abschied von der Hochschulgemeinde mit viel weniger dastehen zu müssen. So meldeten sich in mir wieder längst verklungene Töne: Ich gehe ins Kloster! Was zunächst noch

reichlich unharmonisch klang, gewann zunehmend die Dynamik und Harmonie einer selbsttragenden Melodie.

Ankommen – Vorfinden

Wenn nun die Berufungs-Melodie zu einer gewissen Harmonie gefunden hat, dann macht sich der oder die Suchende mit dem eigenen Gepäckbündel auf den Weg zu einer konkreten Ordensgemeinschaft mit ihrer spezifischen Gestaltung des gemeinsamen Lebens- und Glaubenswegs, mit ihrer eigenen Ordensspiritualität und Hausidentität. Die Ordensspiritualität der Benediktiner gründet auf der Regel des heiligen Benedikt. In ihr geht es Benedikt nicht darum, die persönliche Lebensentfaltung des Einzelnen einzuengen oder maßzu-regeln, sondern um dessen Fortschritte im klösterlichen Leben und Glauben. Auf dieser Basis entwickelt Benedikt auch seine Regeln zur Arbeit als unverzichtbaren Teil eines selbständigen monastischen Gemeinschaftslebens. Benedikt fordert: „Das Kloster soll, wenn möglich, so angelegt werden, dass sich alles Notwendige (...) innerhalb des Klosters befindet und die verschiedenen Arten des Handwerks dort ausgeübt werden können.“ (RB 66, 6) Daraus könnte man schließen, dass sich Benedikt grundsätzlich gegen Tätigkeiten außerhalb des Klosters ausspricht. Dem ist jedoch nicht so, denn er selbst deutet mit der Einschränkung „wenn möglich“ an, dass die jeweilige örtliche und gesellschaftliche Situation nicht durch die Klostermauern ausgeblendet werden kann und darf. Kein Kloster dient nur dem Selbstzweck, sondern hat seinen je eigenen Sendungsauftrag inmitten der Welt und für die Welt.

Benedikt postuliert ein ausgewogenes Miteinander von Gebet, geistlicher Lesung und Arbeit und weiß auch um die Bedeutung einer erfüllenden Arbeit für die persönliche Lebensentfaltung. Er erkennt: „Müßiggang ist der Seele Feind. Deshalb sollen die Brüder zu bestimmten Zeiten mit Handarbeit, zu bestimmten Stunden mit heiliger Lesung beschäftigt sein.“ (RB 48, 1) Er geht sogar soweit, die Arbeitszeit in einem ausdifferenzierten System von jahreszeitbedingten Zeitfenstern zu ordnen (vgl. RB 48).

Dieser Ansatz legt jedoch die Vermutung nahe, dass bereits Benedikt um die Problematik einer ausgewogenen Verbindung von Gebet und Arbeit weiß. Bis heute stellt dies in Klöstern eine immerwährende Herausforderung, wenn nicht gar Überforderung dar. P. Josef Maureder, Novizenmeister der deutschsprachigen Jesuitenprovinz in Nürnberg, gibt zu bedenken: „Auch sind wir völlig in eine Arbeitshast eingespannt und lernen nicht mehr, Arbeit mit entsprechender Erholung, mit einem geistlichen Leben, einem Rhythmus zu verbinden.“⁴ Und deshalb fordert er: „Wir sollen fleißige Menschen sein, unsere ganze Kraft einsetzen, aber die Arbeit darf nicht zum Hindernis werden für ein normales, gesundes Leben in Gemeinschaft und vor allem nicht für eine echte und gepflegte Gottesbeziehung.“⁵

Zu einer gepflegten Gottesbeziehung als prägendem Teil des monastischen Lebens gehört auch die weit verbreitete Aufforderung zum immerwährenden Gebet. Doch gerade weil sie heutzutage in einem konflikträchtigen Spannungsverhältnis zu dem allgegenwärtigen Postulat nach unbegrenztem



Arbeitseinsatz zu stehen scheint, bedarf sie einer zeitgemäßen Interpretation. Einen praktikablen Ansatz zeigt Sr. Mirjam Pesch aus der Benediktinerinnenabtei Mariendonk: „Die Verbindung von Gebet und Arbeit ist nicht so sehr dadurch gegeben, dass wir vielleicht bei der Arbeit noch Gebete sprechen. (...) Wichtiger ist es, mit den Gedanken bei der Sache zu sein, gegenwärtig zu sein.“⁶ Es geht also um die Fähigkeit, bewusst und gegenwärtig zu leben, sich unterbrechen zu lassen und immer wieder im Gebet zu Gott hinzuwenden.

Die kontinuierliche oder wiederkehrende Ausrichtung auf diese und andere monastischen Prioritäten verdeutlicht P. Armand Veilleux, Abt des belgischen Zisterzienserklosters Scourmont: „Ein Mönch kann (...) in seiner Kommunität und selbst außerhalb des Klosters Verantwortungen haben, aber alle diese Aktivitäten sind Teil seines monastischen Lebens; er muss sie als Mönch ausüben.“⁷

Mein persönlicher Suchweg hat mich relativ bald zu der Gemeinschaft geführt, in der ich jetzt lebe: die Benediktinerabtei St. Matthias in Trier. Warum gerade die? Nun, inmitten meines Suchens wurde mein Interesse von der Internetpräsenz der Trierer Benediktiner⁸ geweckt. Da konnte ich im „Who is who“ ganz normalen Menschen begegnen und erfahren, dass einzelne Mönche ihren Berufen außerhalb des Klosters nachgehen. Das Ganze nennt sich dann Stadtmönchtum – und weckt natürlich das Interesse des Stadtplaners.

Zum benediktinischen Stadtmönchtum in St. Matthias gehören neben dem Gebets- und Gemeinschaftsleben die verschiedenen Dienste und Aufgaben

der Brüder wesentlich dazu – sowohl innerhalb als auch außerhalb der Klostermauern. Denn anders als von Benedikt gefordert (vgl. RB 66, 6-7), findet sich in St. Matthias nicht alles Notwendige innerhalb des Klosters. Es gibt keine Landwirtschafts- oder Handwerksbetriebe, kaum Nutzgärten oder Studierstuben, dafür aber Verwaltungsbüros, Gästezimmer, Hauswirtschaftsräume und einen Klosterladen. Und es gibt noch mehr, von dem sich bei Benedikt kein Wort findet: eine Pfarrei mit rund 10.000 Katholiken⁹; ein Pilgerbüro für die Matthiaswallfahrt mit jährlich ca. 5.000 Pilgern¹⁰; das benachbarte Schammatdorf als integriertes Wohnprojekt mit rund 250 Bewohnern¹¹; und natürlich die Stadt Trier mit mehr als 100.000 Einwohnern und einer Fülle von Arbeitsfeldern.

Diese weltliche Lebenswirklichkeit kann und will nicht von den Klostermauern ausgegrenzt werden. Vielmehr prägt es das Selbstverständnis von St. Matthias geradezu, dass einzelne Brüder entsprechend ihrer Begabungen und Ausbildungen außerhalb tätig sind, ob in Pfarrei, Amtsgericht oder eben Rathaus. Damit wird auch gewährleistet, dass weder das gemeinsame Leben durch die dauerhafte Unterhaltung klostereigener Betriebe und Einrichtungen überlastet wird, noch alle Brüder auf eine gleichartige Tätigkeit in einer klostereigenen Einrichtung festgelegt werden.¹²

Für alle Arbeitsfelder gilt, dass sie Teil des monastischen Lebens der Gemeinschaft sind. Der Einzelne übt seine Tätigkeit als Mönch im Dienst der Gemeinschaft von St. Matthias aus, ob innen oder außen. Deshalb haben die gemeinschaftlichen Zeiten eine hohe Priorität, die von allen anerkannt wird.

Kurzfristige Abwesenheiten infolge beruflicher oder anderer Verpflichtungen lassen sich zwar nicht vermeiden, aber lustloses Fernbleiben oder zielloses Umhertreiben sind unerwünscht. Es besteht also ein hohes Maß an Verbindlichkeit für die Belange der Gemeinschaft.

Das Selbstverständnis von St. Matthias bündelt sich in dem Dokument „Gemeinsames Leben in der Berufung des Mönchtums heute“¹³. Einige Kernaussagen hieraus sind: „Die Gemeinschaft begreift den konkreten Ort, an dem sie sich befindet, als Chance und Herausforderung, im kulturellen Kontext und in den Lebensverhältnissen der heutigen Gesellschaft die Leben schenkende Kraft des Evangeliums Jesu Christi zu bezeugen. Dieser Einstellung entsprechend tritt sie in lebendige Beziehung zu ihrem kirchlichen und gesellschaftlichen Umfeld. So bejaht sie (...) die städtische Lage, die für Seelsorge, Berufstätigkeit, soziale Dienste und gelebte Nachbarschaft vielfältige Kontaktebenen eröffnet.“ „Von daher versteht sich eine hohe Wertschätzung von beruflicher Ausbildung, Berufstätigkeit und professioneller Kompetenz in den ausgeübten Diensten (berufsbejahendes Mönchtum).“

Mitkommen – Mittragen

Mit den Ordensgelübden als Entschluss zum Mitkommen auf Lebenszeit bekundet der Einzelne gleichzeitig seine Bereitschaft zum Mittragen aller gemeinschaftlichen Lasten und Pflichten sowie zur Für- bzw. Mitsorge für die Erhaltung des Klosters und das Wohl der Gemeinschaft. Zum Ordensleben gehören Verfügbarkeit und Gehorsam wesentlich dazu. Im Bezug auf die Arbeit meint

Verfügbarkeit nichts Geringeres als die gehorsame Übernahme von Arbeitsaufträgen. Die Weisungsbefugnis zur Beauftragung kommt im Sinne Benedikts dem Abt zu, der zum Wohl der gesamten Gemeinschaft und der Einzelnen alle Dienste und Aufgaben vergibt.

Weisungen und Aufträge – das klingt vielleicht autoritär oder demütigend. Doch für Benedikt stehen das Wohl der gesamten Gemeinschaft und der Einzelnen immer und vor allem im Zentrum. In den Satzungen der Bayerischen Benediktinerkongregation wird dies so ausgelegt: „Die Arbeit ist [für den Mönch] notwendiger Dienst, aber auch schöpferisches Tun und Quelle der Freude.“¹⁴ Deshalb sollte sich die Arbeitsorganisation und Dienstverteilung im Kloster stets nach folgenden Gesichtspunkten richten: zunächst nach den Aufgaben und Erfordernissen der Klostersgemeinschaft, dann nach den Fähigkeiten und Neigungen des Einzelnen, nach der Einbindung des Einzelnen in die Gemeinschaft und schließlich nach dem notwendigen Freiraum des Einzelnen.¹⁵ Die Ausübung der Arbeit durch den Einzelnen ist also zunächst ein Dienst an der Gemeinschaft. Dabei geht es Benedikt um die innere Grundhaltung der Dienstbereitschaft als ausgeprägte Fähigkeit eines geistlichen Menschen, von der keiner ausgenommen werden soll. Auch sollen die Mönche ihren eigenen Lebensunterhalt verdienen, anderen nicht zur Last fallen und die Schöpfung Gottes verantwortlich und nachhaltig mitgestalten. So entwickelt Benedikt gewissermaßen ein christliches Arbeitsethos.

Und das Wohl des Einzelnen? Benedikt widmet sich in einem eigenen Kapitel der Überforderung durch ausgeübte Tä-

tigkeiten (vgl. RB 68) und rückt damit ganz bewusst die Sorge um das Wohl des Einzelnen in den Mittelpunkt. Keiner soll an einem Auftrag zerbrechen. Keiner soll die Grundhaltung der Demut als Demütigung oder die Bereitschaft zur Verrichtung „niedriger“ Arbeiten als Erniedrigung empfinden. Vielmehr soll in der konkreten Arbeitstätigkeit die Kompetenz des Einzelnen hinreichenden Ausdruck finden können. Die Bayerische Benediktinerkongregation führt aus: „Die Berücksichtigung der Fähigkeiten und Neigungen (...) ist eine wesentliche Hilfe dafür, dass der Mönch ein rechtes Verhältnis zu seiner Arbeit gewinnt und die Erfahrung machen kann, angenommen zu sein.“¹⁶

Heutzutage gehen dem Klostereintritt fast immer eine abgeschlossene Berufsausbildung und oft auch eine Berufstätigkeit voraus, so dass sich in den Klöstern die Frage nach der Sach- und Fachkompetenz des Einzelnen mehr denn je stellt. Wenn Benedikt im Bezug auf die Handwerker von deren beruflichem Können spricht (vgl. RB 57, 1-2), dann ergibt sich daraus sinngemäß, dass im Kloster alle beruflichen Qualifizierungen zur Ausübung entsprechender Tätigkeiten befähigen. Sr. Mirjam Pesch schließt daraus: „Die Mönche sollen ihren Fähigkeiten entsprechend eingesetzt werden. Selbstverwirklichung in der Arbeit ist durchaus etwas Positives, insofern Arbeit helfen kann, Fähigkeiten und Begabungen zu entwickeln und so über sich selbst hinauszuwachsen. Aber immer muss der Nutzen für die anderen mehr im Blick sein als der eigene Erfolg.“¹⁷

Der Nutzen für die anderen – damit sind die Grenzen der persönlichen Kompetenzentfaltung angesprochen. Diese er-

geben sich hauptsächlich aus dem, was für eine Gemeinschaft machbar oder notwendig ist. Letztlich darf es dem Mönch nicht darum gehen, durch seine Arbeit groß herauszukommen oder dem Kloster zu Reichtum zu verhelfen, sondern dass „in allem Gott verherrlicht werde“ (RB 57, 9).

Konkreter Ausdruck der Dienstbereitschaft und Verfügbarkeit ist in St. Matthias, dass sich alle Brüder bei der Ausübung der mannigfaltigen Dienste und Aufgaben einsetzen, jeder auf seine Weise. Diese Tätigkeiten werden ergän-

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

zend zu den eigentlichen Arbeitsfeldern ausgeübt. Damit es dabei nicht zu einer Überlastung des Einzelnen kommt, werden die jeweiligen Tätigkeiten aufeinander abgestimmt. So kann es sein, dass ein beruflich beanspruchter Bruder nur wenige häusliche Pflichten übernimmt. Umso wichtiger ist es daher, dass sich andere Brüder hauptsächlich in der Infrastruktur des Klosters einsetzen. Nur so ist gewährleistet, dass sowohl der finanzielle als auch der lebensräumliche Haushalt ausgeglichen sind. Finanzieller Haushalt – auch dieser bedarf im Kloster des 21. Jahrhunderts einer besonderen Aufmerksamkeit. „Von der Hände ihrer Arbeit leben“ (vgl. RB 48, 8) bedeutet in St. Matthias, dass die Summe aller beruflichen Gehälter zusammen mit sonstigen Einnahmen ein ausreichendes Einkommen gewährleisten muss. Die

Tätigkeit des Einzelnen sollte also nach Möglichkeit einen finanziellen Nutzen für das Ganze haben.

Hierin erfährt das bereits benannte Identitätsmerkmal des „berufsbejahenden Mönchtums“ eine Begrenzung. Nicht jeder erlernte Beruf, nicht jede Kompetenz kann bei uns angesichts der überschaubaren Gemeinschaftsgröße, der zwingend auszufüllenden Tätigkeitsfelder und der wirtschaftlichen Notwendigkeiten zur vollen Entfaltung kommen. Da muss es auch mal Kompromisse geben. In meinem Fall stehen berufliche Kompetenz, klösterlicher „Stellenplan“ und finanzieller Nutzen im Sinne des „berufsbejahenden Mönchtums“ glücklicherweise in Einklang. So arbeite ich nun seit vier Jahren außerhalb des Klosters, nämlich im Stadtplanungsamt der Stadt Trier in den Bereichen Stadtteilplanung, Stadterneuerung und Soziale Stadt. Auf diese Weise kann ich meine beruflichen Kompetenzen sinnvoll einsetzen, meinen Horizont erweitern, neue Orte, Menschen und Themen kennen lernen. Kurzum: Ich kann meine spezifische Berufung als Mönch und Planer leben. Mönch und Planer – hierin drückt sich mein Selbstverständnis aus. Zunächst bin ich Mönch, Benediktiner der Abtei St. Matthias in Trier. Und als solcher arbeite ich im Stadtplanungsamt der Stadt Trier, im Dienst der Stadt und im Auftrag der Gemeinschaft. Bei der konkreten Ausübung meiner beruflichen Pflichten steht natürlich meine Fachkompetenz im Vordergrund, aber meine monastische Grundhaltung fließt gleichfalls ein. Mönch und Planer – so versuche ich, dem benediktinischen „Bete und arbeite“ mit meinen Möglichkeiten konkrete Gestalt zu geben.

Aber in meinem Wirken als berufstätiger Mönch empfinde ich – wie viele Ordenschristen – eine immerwährende Herausforderung. Das „Bete und arbeite“ in meinem Alltag praktisch umzusetzen, bringt mich immer wieder an meine Grenzen. Umso wichtiger ist mir gerade deshalb der klösterliche Rhythmus, von dem ich mich tragen lassen kann. Es wirkt entlastend, mich nicht selbst um alles kümmern zu müssen. Es wirkt stärkend, morgens vom Gebet in das Vielerlei des Alltags zu starten, und beruhigend, abends alles in Gottes Hände legen zu können.

Weiterkommen – Weitergeben

Das berufliche Weiterkommen gilt gerade dem Karrieremenschen als größte Lebensmaxime, seine Identität ist ganz vom Arbeitsleben durchdrungen. Wer derart gepolt ist, wird mit den klösterlichen Grundhaltungen der Dienstbereitschaft, der Verfügbarkeit oder des Gehorsams unweigerlich auf Kriegsfuß stehen. Oder überspitzt gesagt: Ein Klosterleben ist nichts für Karrieremenschen. Aber: „Klosterkarrieren“ gibt es durchaus! Dies wird schon in dem Grundmotiv Benedikts von der „Schule für den Dienst des Herrn“ (RB Prolog, 45) deutlich. Das Kloster als Schule soll dem Einzelnen zu Fortschritten verhelfen, wozu selbstverständlich auch das Weiterkommen im Arbeitskontext gehört. Dies umfasst die Vervollkommnung beruflicher Kompetenzen ebenso wie die Erlangung von Zusatzqualifikationen oder die Übernahme neuer, oft verantwortungsvoller Dienste. Nicht selten bieten sich dem Einzelnen im Kloster persönliche Entfaltungsmöglichkeiten, die er außerhalb des Klosters

in dieser Qualität nicht erhalten hätte. Allerdings beinhalten die klösterlichen Entfaltungsmöglichkeiten Gefahren für Ordenschristen. Hierzu führt Sr. Mirjam Pesch aus: „Eine (...) Gefahr für den engagiert arbeitenden Mönch ist es, dass er sich zu stark mit seiner Arbeit identifiziert, dass er sich über seine Arbeit definiert. Sie wird für ihn zu einem Mittel der Selbstbestätigung und des Gestaltungsdrangs.“¹⁸ Ergänzend warnt die Bayerische Benediktinerkongregation: „Doch darf die Ausrichtung auf bestimmte Arbeitsgebiete nicht dazu führen, dass der Einzelne die anderen Aufgaben der Gemeinschaft aus dem Auge verliert oder abwertet.“¹⁹ Hier ist also Vorsicht angesagt. Es braucht ein gesundes Verantwortungsbewusstsein, die Fähigkeit zur Selbstreflexion und die Bereitschaft zur Kurskorrektur.

Für das benediktinische Leben stellt gerade die Bereitschaft zum Weitergeben und Teilen eine zentrale Grundhaltung dar. Dies wird an verschiedenen Stellen der Benediktusregel deutlich und schließt neben den materiellen Gütern auch alle Formen des monastischen Denkens und Handelns mit ein. Das bedeutet: Kompetenzen und Wissen des Einzelnen sollten stets der Gemeinschaft sowie der Gesellschaft zugute kommen. Und außerdem: Leben in Gemeinschaft und Gesellschaft kann nur durch selbstverständliches und zweckfreies Anteilnehmen bzw. Anteilgeben gelingen, das den Einzelnen bestärkt und das Miteinander befruchtet.

Auch mir stellt sich immer wieder die Frage: Und wie soll es weitergehen? Welche Karriere kann oder sollte dies sein? Hierauf folgt dann die nüchterne Erkenntnis: Nahezu alle Karriereüberle-

gungen würden schnell an die Grenze der Vereinbarkeit mit meinem Leben als Mönch stoßen. Vielmehr ist es für mich hilfreicher zu sagen: Mein berufliches Leben ist bereits gut gefüllt und diese Fülle gilt es nun mit Freude und Engagement zu gestalten. Und manchmal ist weniger mehr.

Ein deutliches Mehr besteht für mich darin, dass ich durch meine berufliche Tätigkeit und die damit einhergehende Verbindung von Kloster und Rathaus hier wie dort Einblicke ermöglichen, Erfahrungen weitergeben und gegenseitiges Verständnis wecken kann. So bringe ich manch neue Themen aus den Bereichen städtischer Politik und Gesellschaft mit in unsere Klostergemeinschaft oder stehe Kollegen als Ansprechpartner für Glaubensfragen zur Verfügung. Dabei sind es oft die Kleinigkeiten des Alltags, mit denen ich Brücken zwischen den scheinbar so verschiedenen Welten bauen kann. Denn für mich ist es ja eine Lebenswelt und diese Einheit möchte ich meinen Mitmenschen auch vermitteln können.

Außerdem sehe ich es als meine Aufgabe an, durch mein christlich motiviertes Handeln für die Menschen da zu sein. Denn schließlich geht es nicht darum, welche Arbeit man ausführt, sondern in welcher Gesinnung. Daher bemühe ich mich, für die Menschen – seien es Kollegen, Politiker, Investoren oder Bürger – Dienstleister zu sein und ihnen so gut wie möglich mit meiner fachlichen Kompetenz zur Seite zu stehen. Es sind also die Menschen, denen ich bewusst einen Teil meiner Arbeitszeit widme. Denn wenn ich bei meinem Tun die Menschen aus dem Blick verlieren würde, würde meine Arbeit hohl und mein Auftrag wäre verfehlt.



Zusammenführen – Ein paar Worte zum Schluss

„Bete und arbeite“ – diese benedikti-
nische Kurzformel stiftet Identität, sie
eröffnet vielfältige Wege zu einer be-
wussten christlichen Lebensgestaltung
im Geiste Benedikts. Eine zeitgemäße
Ausgestaltungsmöglichkeit hierzu bie-
tet das berufsbejahende Mönchtum,
welches das Selbstverständnis der
Benediktinerabtei St. Matthias prägt.
Ein Leben im Kloster und Arbeiten in
der Welt stellt keinen Widerspruch dar,
sondern einen Sendungsauftrag für un-
ser heutiges Ordensleben. Die eigenen
Kompetenzen und Fähigkeiten im Geist
der Ordensgemeinschaft für die Men-
schen und die Umwelt sinnvoll und ge-
winnbringend einzusetzen, eröffnet für
alle Beteiligten Entwicklungschancen.

.....

- 1 Dieser Text basiert auf einem Vortrag des
Autors bei einem Gesprächsabend in der
Katholischen Hochschulgemeinde
Kaiserslautern am 13.05.2009. Für die
Veröffentlichung wurde er überarbeitet
und ergänzt.
- 2 Vgl. die deutschsprachige Ausgabe: Die
Regel des heiligen Benedikt (RB), heraus-
gegeben im Auftrag der Salzburger
Äbtekonzferenz, Beuroner Kunstverlag,
2008.
- 3 Sr. Carmen Tatschmurat OSB: Von der
„Bastelbiographie“ zum „Folge mir nach!“;
in: Erbe und Auftrag, Heft 85/2009, S. 8.
- 4 P. Josef Maureder SJ: Der Berufung
anderer dienen; in Erbe und Auftrag, Heft
85/2009, S. 25.
- 5 P. Josef Maureder SJ: Der Berufung
anderer dienen; in: Erbe und Auftrag, Heft
85/2009, S. 35f.
- 6 Sr. Mirjam Pesch OSB: Warum arbeiten
wir? – Aspekte zur Arbeit aus der Regel
Benedikts; in: Monastische Informationen,
Heft 130/2007, S. 6.
- 7 P. Armand Veilleux OCSO: Dazu bestimmt,
in das Bild Christi umgewandelt zu
werden, S. 4; siehe: [http://users.skynet.be/
bs775533/Armand/wri/form-deu.htm](http://users.skynet.be/bs775533/Armand/wri/form-deu.htm)
- 8 Siehe <http://www.abteistmatthias.de>
- 9 Siehe <http://www.st-matthias-trier.de>
- 10 Siehe <http://www.matthiaswallfahrt.de>
- 11 Siehe <http://www.schammatdorf.de>
- 12 Vgl. Br. Johannes Lütticken OSB: Benedik-
tinisches Mönchtum in St. Matthias heute;
in: Bischöfliches Dom- und Diözesanmuse-
um Trier: Die Söhne des heiligen Benedikt
in Trier, Trier 2009, S. 171.
- 13 Vgl. Benediktinerabtei St. Matthias:
Gemeinsames Leben in der Berufung des
Mönchtums heute, Trier 2006; siehe:
<http://www.abteistmatthias.de> > Mönch-
tum.
- 14 Satzungen der Bayerischen Benediktiner-
kongregation, Nr. 68; siehe: [http://www.
kloster-ettal.de/satzungen/index.htm](http://www.kloster-ettal.de/satzungen/index.htm)
- 15 Vgl. Satzungen der Bayerischen Benedikti-
nerkongregation, Nr. 69.
- 16 Satzungen der Bayerischen Benediktiner-
kongregation, Nr. 71.
- 17 Sr. Mirjam Pesch OSB: Warum arbeiten
wir? – Aspekte zur Arbeit aus der Regel
Benedikts; in: Monastische Informationen,
Heft 130/2007, S. 8.
- 18 Sr. Mirjam Pesch OSB: Warum arbeiten
wir? – Aspekte zur Arbeit aus der Regel
Benedikts; in: Monastische Informationen,
Heft 130/2007, S. 8.
- 19 Satzungen der Bayerischen Benediktiner-
kongregation, Nr. 72.

Udo Fr. Schmäzle OFM

Der Franziskaner Prof. em. P. Dr. Udo Fr. Schmäzle OFM, geboren 1943, war bis zu seiner Emeritierung 2008 Direktor des Seminars für Pastoraltheologie und Religionspädagogik an der Universität Münster. Bis 2009 fungierte er zudem als Vorsitzender der Konferenz der deutschsprachigen Pastoraltheologen und Pastoraltheologinnen. Seine Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der Schulpastoral und Caritaswissenschaft.



Udo Fr. Schmäzle OFM

„Gott führt uns heraus aus dem Tod“ (Ps 68,21)

Alt werden im Orden

Nach einem arabischen Sprichwort sind die Alten der Brunnen, aus dem die Jungen schöpfen. Die Bitterkeit, heute in einer Ordensgemeinschaft alt zu werden, besteht oft darin, dass es keine Jungen mehr gibt, die aus dem Brunnen der Alten schöpfen wollen. Wenn die Generationenkette in einer Ordensgemeinschaft einmal unterbrochen ist, – davon sind viele Orden und Kongregationen betroffen –, und der Altersdurchschnitt einer Gemeinschaft die Pensionsgrenze überschreitet, dann bekommt das Altwerden in dieser Gemeinschaft eine eigene Signatur und ist nur noch begrenzt mit den Aging-Prozessen außerhalb der Ordensgemeinschaft vergleichbar. Im Mittelpunkt steht nicht der mit dem Altwerden meist verbundene Rollen- und Statusverlust, ausgelöst durch den Verlust des Arbeitsplatzes, den Einbußen beim Einkommen und dem Wandel in den Partnerbeziehungen. Viel ein-

schneidender ist die existentielle Sinn- und Orientierungskrise, wenn Ordensleute erleben, dass ihr Lebenskonzept scheinbar nicht zukunftsfähig ist und von den nächsten Generationen nicht mehr aufgegriffen wird. Es besteht kein Zweifel, dass Ordensgemeinschaften und Kongregationen im deutschsprachigen Raum gegenwärtig mit fundamentalen ökonomisch-sozialen, psychologischen und spirituellen Problemlagen im Prozess des Altwerdens ihrer Mitglieder konfrontiert sind. Dabei können sie nur begrenzt auf Modelle und Konzepte zurückgreifen, die in der traditionellen Gerontologie entwickelt wurden. Es hilft auch nicht weiter, sich sofort mit einem spirituellen Befreiungsschlag im Verweis auf die „ars moriendi“ der alten Mönchstraditionen aus den konkreten Problemlagen zu verabschieden und damit der notwendigen Trauerarbeit zu verweigern.

Wer sichert das Altwerden im Orden?

Alt werden in Gemeinschaften, die sich nicht selbst rekrutieren können, konfrontiert zunächst einmal mit der Frage nach den ökonomisch-sozialen Grundlagen der Altersversorgung und der Pflegesicherung in den Orden. Die Probleme verschärfen sich deshalb, weil oft frühere Generationen aus spirituellen Gründen keine Altersvorsorge getroffen haben, sondern ihr Kapital und ihre Erträge sofort wieder für ganz konkrete Werke zur Verfügung stellten. Viele Schwestern und Brüder haben bis in die 70er Jahre mit so genannten Gestellungsverträgen in medizinischen, sozialen und pastoralen Einrichtungen ihrer Gemeinschaft ohne Renten- und Sozialversicherung gearbeitet, in der Hoffnung, dass die nachwachsenden Ordensgenerationen ihren Unterhalt und ihre Pflege im Alter sichern werden. Bis zum Rentenreformgesetz 1992 waren die katholischen Orden von der Rentenversicherungspflicht befreit. In dem neuen Gesetz wurden die Orden als rentenversicherungspflichtig benannt, jedoch gleichzeitig von dieser Versicherungspflicht befreit, wenn nachgewiesen werden konnte, dass zukünftig der Staat nie für ein Ordensmitglied in die Pflicht genommen wird. Es war jedoch offensichtlich, dass es Gemeinschaften gab, die aufgrund ihrer Altersstruktur und ihrer finanziellen Lage nicht mehr für sich selbst sorgen konnten.

Nachdem der Verband der Deutschen Diözesen (VDD) sich nicht in der Lage sah, in solchen Fällen aus Kirchensteuerermitteln die Gewährleistung zu übernehmen, wurde von den männlichen und weiblichen Ordengemeinschaften

unter Führung von P. Wolfgang Schumacher von den Unbeschuhten Karmeliten eine Alternative gesucht. P. Jörg Dantscher SJ stellt rückblickend fest: „Wir Orden wurden genötigt, 1. selbst darüber nachzudenken, was an Versorgung von den Orden für ihre Mitglieder geleistet werden muss, um nicht irgendwann hilfsbedürftig zu werden, 2. zu einer Solidarität unter den Orden zu finden, die es bis dahin in der deutschen Kirche so nicht gegeben hatte.“¹

Die Probleme, die heute im Kontext des Generationenvertrags gesamtgesellschaftlich diskutiert werden, hatten die Ordensgemeinschaften bereits in den 70er und 80er Jahren des letzten Jahrhunderts eingeholt. Ordensleute teilen damit verstärkt die Armutsrisiken des Alters mit vielen Menschen unserer Zeit. Sie verstehen das Konzept ihrer Solidargemeinschaft als Modell für die Lösung der Probleme in der Gesamtgesellschaft. Für Jörg Dantscher haben sich die Orden mit diesem Modell fit gemacht, um mit den verbleibenden finanziellen und personellen Ressourcen weiter ihren spirituellen und missionarischen Auftrag im Reich Gottes zu erfüllen. Die Arbeit an diesem Auftrag endet für die Ordenschristin und den Ordenschristen nicht mit dem traditionellen Rentenalter.

Der Ausstieg aus der Berufs- und Arbeitswelt ist in den Ordensgemeinschaften nicht auf eine bestimmte Altersstruktur fixiert. In praktisch allen Gemeinschaften können Brüder und Schwestern bis ins hohe Alter ihre Fähigkeiten einbringen und nach Kräften entfalten. Dabei ist zu beobachten, wie jede Gemeinschaft ihre eigene Kultur des Alterns entwickelt. In den meisten Fällen können Brüder und Schwester

bis in das hohe Alter in ihren Konventen leben und verlassen diese erst dann, wenn diese Gemeinschaften die erforderlichen Pflegedienste nicht mehr aus eigenen Kräften leisten können. Die meisten Ordensgemeinschaften verfügen über eigene Pflegestationen, die wiederum in bestehende Konvente eingliedert oder angegliedert sind. Das Altwerden in einer Ordensgemeinschaft trägt trotz der gegebenen Belastungen humane Züge und vollzieht sich in angestammten Lebensräumen und Beziehungsnetzen. Das Schicksal, das viele alte Menschen in unserer Zeit ereilt, wenn sie ihre Wohnung verlassen müssen und aus ihren sozialen Netzwerken herausgerissen werden, bleibt vielen Ordensleuten erspart.

Alter, „die letzte und daher höchste aller Schulen“ (J.A. Comenius)

Die ökonomisch-sozialen Probleme des Altwerdens haben die Gemeinschaften gelöst. Viel gravierender sind die psychologischen Belastungen, welche die heutige Ordensgeneration zu bewältigen hat. Diese Belastungen resultieren aus der Tatsache, dass viele Niederlassungen und blühende Arbeitsfelder aufgegeben werden müssen, weil es keine jungen Schwestern und Brüder mehr gibt, die in diese Arbeitsfelder nachrücken können und den Mut und die Power mitbringen, sich auf neue missionarische Herausforderungen in Kirche und Welt einlassen zu können. „Der letzte macht das Licht aus!“ Dieser Spruch geistert durch manche Diskussionen in den Gemeinschaften. Es ist einfach ein Jammer, miterleben zu müssen, wenn der Rückzug aus Regionen und

Lebensräumen beginnt, die über Jahrhunderte von Ordensleuten geprägt und mitgestaltet wurden. Der Verlust von Niederlassungen und Arbeitsfeldern ist ein Aspekt dieser Belastungen.² Die Erfahrung, dass ein spirituelles Lebens- und Wertekonzept für kommende Generationen nicht mehr attraktiv ist und damit nicht mehr aufgegriffen wird, fördert Selbstzweifel und führt sehr schnell in eine depressive Grundhaltungen und Lebensstimmung.

Wenn traditionelle Altersbilder beim Versuch, die spezifischen Problemlagen des Altwerdens in einer Ordensgemeinschaft zu verstehen, nicht greifen, dann

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

kann es weiterhelfen, diesen Prozess einmal lebenszyklisch und passagentheoretisch (rites de passage) in den Blick zu nehmen. Der Eintritt in eine Ordensgemeinschaft ist identisch mit dem, was in den „rites de passage“ als Übergangs- oder Schwellenritus beschrieben wird. Dazu ein kurzer Blick in die Geschichte. Die Mönchs- und Jungfrauenweihe wurde bereits in der alten Kirche als Aktualisierung der Taufe verstanden. Das Taufbad selbst und der Gang durch den Taufbrunnen wird von Anfang an in den ersten Jahrhunderten passagenrituell als die Stiftung eines Zustandes beschrieben, der zwischen Tod und Leben, zwischen Sterben und Auferstehen vermittelt: „Du bist an der Hand zum heiligen Taufbecken der göttlichen Tau-

fen geführt worden ... Du bist drei Mal in das Wasser getaucht worden, und dreimal bist du wieder aufgetaucht ... So bist Du in einem einzigen Moment gleichermaßen gestorben und geboren worden ... Ein und derselbe Augenblick hat beide Ereignisse hervorgebracht, und mit Deinem Tod fällt Deine Geburt zusammen.“³

Mit der Entscheidung, nach den evangelischen Räten zu leben zu wollen, wird eine ähnliche spirituelle Dynamik spürbar. Mit dieser Entscheidung wird eine Grenze zu alternativen Lebensformen und Sinnzielen (Liminalität) gezogen. Diese Entscheidung wird erleichtert, wenn sie durch starke Gemeinschaftsgefühle und kommunitive Wir-Erfahrungen in einer Gruppe von Gleichgesinnten, Gleichgestellten und Sympathisanten abgestützt wird. Ordensleute passen in das Schema liminaler Personen und charismatischer Grenzgänger, zu denen V. Turner Clowns, Narren, Heilige und Künstler zählt, die sich immer in einem ambivalent-paradoxen und kreativ-dramatischen Zwischenzustand befinden.⁴ Wenn die kommunitive Basis von solchen Lebensformen wegbricht und alternde Ordensleute sehen, wie niemand nachrückt, entsteht im Prozess der Vereinsamung sehr schnell eine destruktive Dynamik. In vielen Ordensleuten brechen Sinnfragen wieder auf, mit denen sie am Beginn ihres Ordenslebens bereits gerungen haben. Einmal getroffene Entscheidungen werden hinterfragt. Ich werde nie vergessen, wie mir einmal eine Generaloberin berichtet hat, wie eine ihrer Schwestern erst im Alter darüber sprechen konnte, dass sie unter anderem auch in den Orden eingetreten sei, um vor

den sexuellen Übergriffen ihres Vaters sicher zu sein. Altwerden in einer Ordensgemeinschaft ist deshalb heute mit viel Trauerarbeit verbunden, der sich die Verantwortlichen stellen müssen, Prozesse, in denen eine Gemeinschaft jedoch nicht stecken bleiben darf. Gefährlich wird es, wenn es nicht gelingt, zu einem Ausgleich zwischen „Haben“ und „Sein“ zu kommen. Die Haltung des „Habens“, „Festhaltens“ und „Habenwollens“ im „frommschen“ Sinne führt dazu, sich an Rollen, Positionen, Orten, Traditionen und Tätigkeitsfeldern usw. festzuklammern und nicht die Zeichen der Zeit zu verstehen. Ganz gefährlich wird es, wenn die traditionellen Kerngeschäfte einer Gemeinschaft so verabsolutiert werden, dass die wenigen jungen Brüder und Schwestern, die auch heute noch zu einer Gemeinschaft stoßen, in diese Tätigkeitsfelder einfach eingepasst werden und nicht auf eine Gemeinschaft stoßen, die mit ihnen in einem lebendigen spirituellen Prozess auslotet, wie sie ihre Berufung leben können.

„Back to the roots“ - Chancen des Altwerdens

Damit ist die spirituelle Dimension des Altwerdens in einer Ordensgemeinschaft angesprochen. Eine offensive Auseinandersetzung mit dem Prozess der Veralterung ist nur möglich, wenn eine Gemeinschaft sich auf den Weg macht, sich auf ihr Gründungscharisma besinnt und mit den verbliebenen Kräften authentisch dieses Charisma zu leben versucht.

Dieser Prozess „back to the roots“ hat eine strukturelle und eine personale Dimension. Strukturell kommt dieser

Prozess nur voran, wenn es in der Ordensgemeinschaft eine funktionierende und verantwortungsbewusste Leitung gibt, die nicht nur den Mangel verwaltet, sondern mit den Gremien der Gemeinschaft sich konsequent auf Handlungsfelder und Niederlassungen konzentriert, in denen das ureigene Charisma der Gemeinschaft noch pulsiert und sinnstiftend in die Gesellschaft eingebracht werden kann. Es zeigt sich immer wieder, dass dort, wo es einer Ordensgemeinschaft gelingt, ihr Charisma authentisch zu leben, Menschen aufmerksam werden und sich für die Gemeinschaft interessieren.

Es wäre jetzt spannend, an ganz konkreten Gestalten aus den verschiedenen Ordensgemeinschaften aufzuzeigen, wie Männer und Frauen bis in das hohe Greisenalter hinein nichts von ihrer Überzeugungskraft eingebüßt haben und ihre Gemeinschaften mehr vorangebracht haben, als manche jüngeren Ordensleute, die in der Sorge um das Überleben nur noch um sich selber kreisen.

Der verstorbene Papst Johannes Paul II. ist ein lebendiges Beispiel, wie selbst die Bewältigung von Alter, Krankheit und einem schleichenden Kräfteverfall zum lebendigen Zeugnis werden kann. Das spirituelle Zeugnis einer Ordensgemeinschaft muss durch den Alterungsprozess nicht leiden. Hier trifft zu, was bereits Clemens von Alexandrien († 216) in seinem Werk „Paidagogós“ von Christinnen und Christen geschrieben hat, die in der Taufe das Geschenk eines nicht alternden Lebens erhalten: „Wir, die Christen, besitzen die nicht alternde Jugend, [...] denn neu müssen die sein, die an dem neuen Logos Anteil erhalten haben. Was an der Ewigkeit Anteil

bekommen hat, pflegt dem Unvergänglichen ähnlich zu werden, ... weil die Wahrheit in uns ewig jung ist.“⁵

Wenn wir das Ordensleben in guter Mönchstradition als radikale Aktualisierung der Taufgnade verstehen, dann lebt etwas von dem Geheimnis dieses Lebens in der Kirche auch dann weiter, wenn viele Gemeinschaften sich mit ihrem Charisma aus der Geschichte verabschieden. Diese Besinnung auf die Wurzeln unseres Lebens macht gelassen. So wie sich die Ordensgemeinschaften aus dem Schoß der Kirche in bestimmten historischen Kontexten entwickelt haben, kann diese Lebensform auch in Zukunft von den nächsten Generationen wieder zum Leben erweckt werden. Altwerden im Orden ist damit im wahrsten Sinn des Wortes im Sinne von Karl-Josef Kuschel ein „Sterben in Gott hinein“⁶, immer im Blick auf Christus, auf dessen Tod der Ordensmensch bei seinem Eintritt „getauft“ wurde in der Hoffnung auf ein Leben, das vom „ersten“ Tod nicht mehr vernichtet werden kann. So heißt es in der Regula magistri: „Wir aber, diese gütige Stimme hörend, werfen vom Durst getrieben unsere Lasten zu Boden, bücken uns lechzend zum Quell nieder, trinken lange und erheben uns wie neu geboren ... Das wagen wir freilich nicht, weil etwa unsere Wünsche es so verdient hätten, sondern aufgrund unserer Wiedergeburt aus deinem heiligen Brunnen haben wir dich bereits dort gefunden, wo du bist.“⁷ Diese Hoffnung und Freude auf die Begegnung mit dem Herrn und Meister, auf dessen Ruf sich der Ordensmensch eingelassen hat, macht den spirituellen Kern des Altwerdens in einer Ordensgemeinschaft aus. Wer aus der Hoffnung auf diese Begegnung lebt, kann getrost



bis in das hohe Alter – in der Sprache Martin Luthers – sein Apfelbäumchen pflanzen, die Kräfte einsetzen, solange es geht und muss sich und seine Gemeinschaft nicht mit lächerlichen Anti-Aging-Programmen nerven.

Das Befreiende am Altwerden im Orden ist die Möglichkeit, sich mit dem eigenen Todesschicksal aktiv zu versöhnen. Der japanische Schriftsteller Kazuo Ishiguro bekennt in einem seiner Bücher: „Eigentlich wollte ich das, was mit uns allen geschieht, aus einer neuen Perspektive präsentieren – die Tatsache, dass wir, mit etwas Glück, siebzig, achtzig, vielleicht neunzig Jahre zu leben haben und diese Realität mehrheitlich relativ erfolgreich verdrängen. Ich wollte eine Geschichte, welche alle die Fragen aufwirft, die wir uns eigentlich stellen müssten – was wir mit dem Leben tun sollen, ob wir unserer Sterblichkeit etwas entgegensetzen können, ob Liebe und Kunst dabei irgendeinen Wert haben.“ Die Gestalten in seinem Roman werden deshalb nicht älter als fünfundzwanzig und dreißig Jahre.⁸

In den Mönchstraditionen sind seit den ersten Jahrhunderten des Christentums dieselben Intentionen virulent. Taufe und Leben nach den evangelischen Räten aktualisieren und nehmen das Faktum des eigenen Sterbens voraus und machen ein Leben „sub specie aeternitatis“ im Angesicht des Todes möglich. Wer aus diesen Quellen der Spiritualität schöpft, für den verliert das Altern seinen Schrecken.

Franz von Assisi besingt in der Todesstrophe des Sonnengesangs den Sieg über den ersten Tod: „Selig, die im Herren sterben, denn sie werden den zweiten Tod nicht schauen.“ Klara von Assisi, seine geistliche Schwester soll

vor ihrem Tod gebet haben: „Gott, ich danke Dir, dass Du mich erschaffen hast!“

.....

- ¹ Jörg Dantscher, Zehn Jahre Solidarwerk der Orden. IN: Ordenskorrespondenz 2002(1), 49-56,49. In diesem Heft sind auch Satzung und Richtlinien des Solidarwerks der Orden dokumentiert.
- ² Vgl. K. Gabriel, Die alternde Kirche. In: Theologisch-Praktische Quartalschrift 2003(2), 115-124
- ³ Cyrill von Jerusalem, Mystagogische Katechesen II 4,1-21. Sources Chrétiennes 126, Paris 1966, 110-113.
Vgl. ferner: H.Lutterbach, Gotteskind-schaft. Kultur- und Sozialgeschichte eines christlichen Ideals. Freiburg 2003, 42ff.
- ⁴ Vgl. V. Turner, The Ritual Process. 1969.
- ⁵ Clemens von Alexandrien, Paidagogós I 5, 20, 3 - 4, ed. Otto Stählin, Der Erzieher. (Buch 1 - 3) (Bibliothek der Kirchenväter) München 1934, Bd. 1, S. 221f.
- ⁶ Karl-Josef Kuschel, Sterben in Gott hinein, das ist Ausdruck meiner Überzeugung vom Tod des Todes, Gedanken eines Christenmenschen. Publik-Forum Nr. 4 (208) S. 52ff.
- ⁷ Regula magistri, Incipit Thema 1-10, ed. Adalbert de Vogüé La Règle du Maître (Sources Chrétiennes 105 und 106) Paris 1964, hier Bd. 105, S. 298ff.
- ⁸ Kazuo Ishiguro, Alles, was wir geben mussten. Aus dem Englischen von Barbara Schaden. Karl-Blessing-Verlag, München 2005. Zitiert nach der NZ vom 27./28. August 2005(Nr.199), S. 45.

Fotonachweis: Peter Grewer (Universität Münster).

Zwischenruf: Alte Mitbrüder sind schwer zu identifizieren



P. Ernst-Otto Sloot SCJ zur Relativität des Altersbegriffs

Vor wenigen Jahren beschloss unsere neue Provinzleitung, mit Blick auf die Altersstruktur unserer Provinz, eine Kommission einzurichten, die sich mit der Gestaltung des Ordenslebens im Alter beschäftigen sollte. Eine Kommission wurde eingerichtet, in welcher einige ältere Mitbrüder und ich, einem Mitbruder im mittleren Alter, zusammen überlegten, wie die Situation unserer älteren Mitbrüder sich momentan und wahrscheinlich in Zukunft darstellen wird. Wichtigstes Ergebnis: Es gibt kaum Handlungsbedarf! Den alten Mitbrüdern geht es in ihren Häusern gut. Nur für die Eventualität schwerer Pflegebedürftigkeit gäbe es noch Spielraum für Verbesserungen, aber das auch nur in einem der Häuser. Neben diesem wichtigen Ergebnis gibt es noch eine interessante Erkenntnis. Die Mitglieder der Kommission sprachen immer über andere, noch ältere Mitbrüder, obwohl sie, nach normalem Ermessen, selber als alt gelten müssten. Diese Erkenntnis setzte, und das ist genauso interessant, bei mir, dem Anfang Vierzigjährigen, erst im Nachhinein ein. Auch ich habe meine Mitbrüder in der Kommission nicht als alte Mitbrü-

der im Blick gehabt. Wen kann man überhaupt als alten Mitbruder identifizieren? Ab wann zählt man zu den Alten? Irgendwie ist es selbstverständlich, dass bis Mitte siebzig jeder noch in größerem Umfang seinem Beruf nachgeht und erwerbstätig ist. Rentner haben wir keine, jedenfalls nicht als solche Erkennbare. Die Themen, über die wir sprechen, beinhalten hohes Interesse an der Zukunft der Provinz. Lassen auch auf weiteres Interesse an Mitgestaltung, auch in Leitungspositionen, schließen. Von Rückzug aufs Altenteil keine Spur. Wenn ich an der Schule, wo ich arbeite, ab und zu für mich einen Vergleich ziehe zu den Kollegen, die kurz vor der Pensionierung stehen, stelle ich fest: Das ist eine andere Welt. Da gibt es Enkelkinder und Garten. Da freut man sich auf den Ruhestand. Da will man sich zurückziehen. Da identifiziert man sich mit Altsein. Dagegen bei uns im Orden: Da kandidiert man noch für Leitungsaufgaben. Da wird eine neue Stelle übernommen. Da wechselt man die Stelle und fängt noch Neues an. Ruhestand ist eher unerwünscht. Wie soll man so Mitbrüder als alt identifizieren?

Johanna Domek OSB

Sr. Johanna Domek OSB, Jahrgang 1954, trat 1974 in das Kloster der Benediktinerinnen vom hlst. Sakrament in Köln ein. Von 1986 bis 1992 sowie seit 1996 wieder steht sie ihrer Gemeinschaft als Priorin vor. Sie ist zudem seit 1998 Vorsitzende der deutschen Föderation der Benediktinerinnen vom hlst. Sakrament.



Johanna Domek OSB

Unterm Bundesbogen leben und sterben

Als ich zum ersten Besuch der Schwestern von Kloster M. Hamicolt ins Altenheim nach Osterwick kam, in das sie Anfang März 2008 umgezogen waren, fuhr ich im Aufzug mit einer der Putzfrauen in den 3. Stock, wo sie ihren eigenen Trakt bewohnen. Ich fragte: „Haben unsere Schwestern sich denn schon eingelebt, was meinen Sie?“ „Ja“, sagte sie ohne Zögern, „sie haben uns schon am zweiten Tag hier adoptiert.“ So kann es gehen.

Aber es braucht Lernwege, bis es so gehen kann. Diese Wege zu gehen ist möglich. Das möchte ich hier aufzeigen und weitersagen. Zwischen 1991 und 2008 haben vier der acht Gemeinschaften der Deutschen Föderation der Benediktinerinnen vom Heiligsten Sakrament ihre Klöster infolge von Überalterung nicht mehr halten können und verlassen müssen: Johannisberg, Bonn-Endenich, Vinnenberg, M. Hamicolt. Die einzelnen Wege waren, jedes Mal leidvoll, sehr verschieden. Bei allem, was singulär dabei bleibt, ist es aber

sinnvoll, dieses je Einzige in den großen Zusammenhang zu stellen, in dem es eingeordnet ist, um das Geheimnis des Weges unter dem großen Bogen besser zu verstehen, der bleibend ein Bundesbogen ist, wie der Regenbogen des Noachbundes, in dem sich das Licht in allen Farben bricht.

Ich will ein paar Linien dieses Zusammenhangs skizzieren.¹ Im Jahr 1854 wurden die beiden ersten Klöster der Benediktinerinnen vom Heiligsten Sakrament in Trier und Osnabrück gegründet. Drei Jahre später erfolgte die Gründung des Bonner Klosters. Nach dem Kulturkampf gab es zwischen 1890 und 1907 die Klostergründungen in Köln, Dülmen-Rorup, Vinnenberg, Neuss-Kreitz und Johannisberg. Man lebte nach der Regel Benedikts und den Konstitutionen der Benediktinerinnen von der Ewigen Anbetung von 1705, 1867 ins Deutsche übersetzt², deren Neufassung nach dem Kirchenrecht von 1917 im Jahr 1926 approbiert wurde.³ Damit war die Zeit der Gründungen



in Deutschland beendet. Nach dem 2. Vatikanum wurden neue Konstitutionen erstellt, nun je eigene für die verschiedenen nationalen Föderationen.⁴ Die neuen Konstitutionen wurden von Rom 1975 vorläufig⁵ und 1986 endgültig⁶ approbiert.

Damals, 1986, war die Überalterung der Gemeinschaften bereits deutlich, aber in den Texten wurde sie nicht wahrgenommen. Das ist kein Einzelfall unserer Föderation, ist eher allgemein und stimmt auch in Hinsicht auf das neue Kirchenrecht von 1983. Um zu ahnen, wie schwierig der Weg für die Betroffenen war, muss man diesen Kontext wahrnehmen. Das Thema fiel in die Schweigezone. Niemand hat es angesprochen und benannt.

Im Monastischen Rituale *Liturgie auf dem Weg*⁷ unserer Kölner Gemeinschaft aus dem Jahr 2000, befasst sich das Kapitel III auf 35 Seiten mit den Themen *Krankheit und Sterben*, denn im Gemeinschaftsleben sind sie wichtig. Dagegen sprechen die Konstitutionen von 1975/86 nur in 9 Zeilen davon, im Text über die *Infirmarin* und noch im Rahmen der Klausurbestimmungen. *Tod* als Stichwort kommt zweimal vor, wenn es um das Testament vor der Feierlichen Profess oder den vorzeitigen Tod einer Priorin und die nötige Neuwahl geht. Es sind viele Schwestern schon in unsern Klöstern gestorben, sanft oder mühsam, alt oder jung, vertrauensvoll oder angstvoll. In diesen Texten wird zu solchem Sterben nichts gesagt.

Im Directorium Spirituale *Leben mit Christus* von 1982 findet sich das Wort vom *Tod* viermal. Da geht es um *Tod und Auferstehung Jesu Christi*, in die wir hinein genommen sind. Weiter ins Leben der Einzelnen wie auch der Ge-

meinschaften ist die Linie in keinem Text gezogen worden. Mir scheint in der Reflexion und im Sprachraum der offiziellen Texte die Todeswirklichkeit der Einzelnen wie der Gemeinschaften fast auszufallen.

Wenn ich auf die Regel Benedikts schaue, kommt auch da – anders als in Benedikts Lebensbeschreibung im 2. Buch der Dialoge – in direkter Weise wenig dazu vor. Wohl spricht Benedikt vom *drohenden Tod*, den wir uns vor Augen halten sollen (RB 4, 44- 47), von der Haltung der Wachsamkeit und Bereitschaft, dem Sinn für Vorläufigkeit und den Ernst der Zeit. Aber entgegen dem *Wochendienst in der Küche* oder dem *Schlaf der Mönche*, um nur zwei Beispiele zu nennen, wird zu Tod und Sterben fast nichts gesagt. Es ist verständlich, dass Gemeinschaften, die alt und schwach geworden sind und kaum noch das Nötige bewältigen, es schwer haben, neue Schritte auf neuen Wegen zu finden, zu bejahen und zu gehen. Es geht dabei um etwas, das tiefer reicht, als die Lösung einer schwierigen Lage, um eine fruchtbare Verbundenheit mit Leben, Tod und Auferstehung Jesu, in die wir einerseits hinein genommen sind, in die wir aber auch als Teil von Kirche und Welt hineinzuwachsen haben, als Einzelne wie als Gemeinschaften. Die Todeswirklichkeit, die menschlichen und klösterlichen Sterbeprozesse des Loslassens und Hingebens in einer *Ars Moriendi* einzuüben und geistlich zu vertiefen, ist, meiner Einschätzung nach, wenn ich die Zeichen der Zeit aufmerksam lese, heute von großer Bedeutung für uns in den Klöstern wie auch der Gesellschaft.

Im Folgenden soll die Situation der Gemeinschaften skizziert werden, die

ihre Klöster verlassen mussten. Johannisberg war das erste Kloster, das geschlossen wurde. Der Niedergang geschah allmählich. Die Lage wurde von den Schwestern wie der Leitung nicht wirklich wahrgenommen. Finanzielle Fehlentscheidungen führten 1990/91 zum Einschreiten von Seiten des Bistums Limburg, das sich mit den Schwestern und den Verantwortlichen der Föderation um eine Lösung mühte. Es war schließlich der Wunsch der Schwestern, sich auf verschiedene Klöster zu verteilen. Heute leben von den damals 10 Schwestern noch drei. Das Kloster wurde grundsaniert und einige Jahre von der Ortsgemeinde und den Steyler Missionsschwestern genutzt. Inzwischen ist das Kloster ein Hotel geworden.

Bonn-Endenich war das Kloster mit der größten Wirkungsgeschichte in unserer Föderation. Nach Kriegsende gehörten noch 125 Schwestern dazu. M. Mechtild Cremer, Priorin seit 1974, leitete bewundernswert die immer kleiner werdende Gemeinschaft in dem großen Haus. Aber die Frage, wie es weitergehen sollte, konnte sie bis zuletzt kaum zulassen oder vermitteln. Nach ihrem plötzlichen Tod am 21.3.2000 wurde die Frage unausweichlich, ohne dass die Schwestern in der Lage waren, sich ihr zu stellen. In einem schmerzlichen Prozess leitete die von den Schwestern gewählte und vom Erzbischof mit der Auflösung beauftragte Sr. Benedikta Pöppelmeyer/Osnabrück als *Administratorin ad nutum episcopi* die sich kompliziert gestaltende Auflösung der Gemeinschaft. Mühevoll wurden Lösungen gesucht. Die Schwestern gingen in die Klöster nach Osnabrück (2), Kreitz (1), Mariendonk (1), vier wurden

der Kölner Gemeinschaft eingegliedert, drei davon lebten auf ihren Wunsch aber in Pflegeheimen. Eine Schwester verließ den Orden, fand aber später eine Beheimatung als Oblatin des Kölner Klosters. Das Kloster wurde, wie schon Johannisberg, vom Bistum übernommen, das seinerseits die Kosten für die Schwestern trug, und Anfang August 2001 dem Neokatechumenat übergeben, das dort das Priesterseminar einrichtete. Im Oktober 2008 machten wir während der jährlichen Priorinnenversammlung einen Besuch dort um zu erleben, wie ein Kloster, das unsere Schwestern nicht mehr halten konnten, weiter lebendig ist.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Seit dem 13. Jahrhundert war Kloster Vinnenberg von zwei Elementen geprägt, von der Wallfahrt zum Bild der *Muttergottes vom Himmelreich* und von einer benediktinischen Frauengemeinschaft, die nach der Säkularisation und einer 71jährigen Unterbrechung 1891 wieder aufgenommen wurde. Viel geistliche Lebendigkeit, verschiedene Versuche und die Hilfsbereitschaft seitens des Bistums konnten aber den Sterbeprozess der Gemeinschaft im Kloster nicht aufhalten. Im Jahr 2004 baten die Schwestern konkret um Hilfe. Der Bischof von Münster ernannte M. Máire Hickey, Äbtissin von Kloster Dinklage zur Priorin-Administratorin.

In einem von ihr, ihrer Gemeinschaft und dem Bistum begleiteten Gesprächsprozess, entschied der Großteil der Schwestern sich 2005, miteinander ins Paulusheim nach Osnabrück zu ziehen. Zwei Schwestern fanden Aufnahme bei den Clemensschwestern in Münster, eine wechselte in den Osnabrücker Konvent, für eine ist die rechtliche Situation noch ungeklärt. Die Verbindung zu den Schwestern der Abtei Dinklage wie auch zum Osnabrücker Konvent wird gepflegt.

Wie Kloster Vinnenberg war auch Kloster M. Hamicolt nicht Eigentum der Schwestern, sondern Besitz des Bistums Münster, das immer für Vieles Sorge trug. Im Kloster M. Hamicolt hieß das u.a. auch drei indische Bethany-Schwester einzustellen, die die Benediktinerinnen bei ihrer Arbeit unterstützten und die kranken Schwestern pflegten, als wegen Überalterung die eigenen Kräfte dazu nicht mehr reichten.

Es war ein Prozess von mehreren Jahren bis die Entscheidung gereift war, das Kloster zu verlassen und in ein Altenheim umzusiedeln. Mit Wärme und großer Achtung schaue ich auf den Weg, den die Priorin M. Hildegard Gremme mit ihren Schwestern und der Hilfe vor allem des zuständigen Weihbischofs Voß errungen, erbetet und gefunden hat. Und ich will, dankbar für das Zeugnis, ans Ende dieses Beitrags Anfang und Schluss des unter Klöstern üblichen Jahresberichts setzen, den die Schwestern Ende 2007 an Freunde der Gemeinschaft schickten:

„Einen letzten Brief möchten wir Euch aus unserem geliebten Kloster schreiben. Sicherlich ist Euch allen bekannt, dass wir im neuen Jahr ins Altenheim nach Rosendahl-Osterwick umziehen. Momentan sind wir vollauf damit beschäftigt, alles zu sortieren, einzupacken oder wegzugeben. Viel schwerer aber ist es, all unsere Gedanken und Gefühle zu sortieren, die damit verbunden sind. Vielen von Euch, denen Hamicolt auf die eine oder andere Art wichtig geworden ist, geht es sicherlich auch sehr nahe. Deshalb möchten wir Euch noch einmal über das vergangene Jahr berichten und vor allem über die 116 Jahre, in denen die Benediktinerinnen vom Hl. Sakrament in diesem Kloster Maria Hamicolt gelebt haben ... Nun ist also die Zeit für uns im Kloster Maria Hamicolt zuende. Wir möchten allen danken, die uns in den vergangenen Jahren ihre Freundschaft erwiesen und uns auf unterschiedlichste Art und Weise gefördert haben. Gott möge Euch alle dafür segnen und Euch Freude schenken. Auf ihn vertrauen wir, dass er uns weiter führt und leitet. In seiner Liebe bleiben wir alle miteinander verbunden. Vielleicht führt der Weg des einen oder anderen zu uns ins Altenheim. Wir würden uns sehr darüber freuen.“



.....

- 1 Vgl. Marcel Albert, Frauen mit Geschichte. Die deutschsprachigen Klöster der Benediktinerinnen vom Heiligsten Sakrament. St. Ottilien 2003.
- 2 Constitutionen zur Regel des heiligen Vaters Benedictus für die Klosterfrauen von der Ewigen Anbetung des Allerheiligsten Sakramentes, bestätigt und genehmigt von unserm Heiligen Vater und Herrn Papst Clemens XI., Rom 1705, Bonn: Carthaus, 1867.
- 3 Regel des heiligen Vaters Benedictus nebst den vom Heiligen Vater Clemens XI. 1705 approbierten und von der Hl. Kongregation der Religiösen 1928 revidierten Constitutionen für die Benediktinerinnen von der Ewigen Anbetung des Allerheiligsten Sakramentes, Bonn 1930.
- 4 Die Deutsche Föderation wurde mit Dekret vom Hl. Stuhl 1956 errichtet.
- 5 Die Konstitutionen der Deutschen Föderation der Benediktinerinnen vom Heiligsten Sakrament, o.O. 1975.
- 6 Die Regel des heiligen Benedikt mit den Deklarationen, den Statuten und dem geistlichen Directorium der Föderation der Deutschsprachigen Benediktinerinnen von der Ewigen Anbetung des Heiligsten Sakraments, Langwaden 1986.
- 7 Liturgie auf dem Weg. Monastisches Rituale, Benediktinerinnen – Köln, Köln 2000.

»Die Todeswirklichkeit in einer
Ars moriendi einzuüben und geistlich
zu vertiefen, ist heute von
großer Bedeutung für uns
in den Klöstern.«

Johanna Domek OSB

Glaubwürdiges Zeugnis benediktinischen Lebens im Älterwerden¹

Ein geistlich-menschlicher Prozess

Im Anschluss an den vorausgegangenen Artikel fasst die ehemalige Priorin des Klosters Hamicolt, Sr. M. Hildegard Gremme OSB, ihre Eindrücke zusammen: Die neue Heimat wird gerne angenommen, weil hinter allem der weise Ratschluss Christi steht.

Kloster Maria Hamicolt – eine Heimat benediktinischen Lebens für uns. Jeder Stein, jeder Baum, der Wind in den Blättern, die Sonne durch die Zweige, durch die Fenster in den Chorraum – jahrzehntelang der Ort unseres Lebens im Lobpreis Gottes. Alles atmet in der Freude und der Mühsal des Lebens in der Gegenwart des Lebendigen Gottes. Wir werden älter und weniger – und plötzlich werden unsere Grenzen tatsächlich Grenzen, die wir nicht mehr einfach überschreiten können. Im Akzeptieren dieser Grenzen beginnt das Abschiednehmen, die Trauer:

- *loslassen* – Nicht unsere Berufung, Ihm zu gehören, auf Ihn zu hören, Ihm zu gehorchen, miteinander nach der Regel Benedikts zu leben.
- *loslassen* – die Erde, die Steine, die Bäume, die Gräber unserer Schwestern, die Menschen ...
- *loslassen* – im Blick darauf, dass das, was den Kern unseres Lebens ausmacht, lebendig bleiben kann: einfach da sein!

Wir bitten Verantwortliche im kirchlichen Raum um Hilfe und finden Rat. Einmal aufgebrochen zu suchen, finden wir dieses Altenheim St. Fabian und Sebastian in Rosendahl-Osterwick und erfahren beim ersten Besuch: Hier können wir leben. Unser Abschiednehmen von Kloster Maria Hamicolt gelingt, weil wir die Perspektive einer neuen Heimat gefunden haben, wo wir unser Leben leben können.

„*Sie sollen nichts höher stellen als Christus, der uns alle zum ewigen Leben führen möge!*“ (Regel des hl. Benedikt 72,11)

Aus einem Wort der Priorin Sr. Hildegard, das sie mit strahlenden Augen sagt, spricht die Stimmigkeit dieses Ortswechsels, der die Kontinuität des Lebens ermöglicht: „*Wenn die andern doch wüssten, wie gut sie es haben könnten!*“

.....

1 Erstveröffentlichung auf dem Internetportal der kontemplativen Frauenklöster im Bistum Münster www.kontemplativ.de.

M. Ursula Hüllen

Sr. M. Ursula Hüllen wurde 1938 in Bonn geboren. 1956 trat sie in die Gemeinschaft der Schwestern vom Heiligsten Herzen Jesu in Berlin ein. Die examinierte Krankenpflegerin leitete von 1980 bis 1995 das Kinderpflegeheim „Haus Nazareth“, bevor sie 1995 zur Generaloberin ihrer Kongregation ernannt wurde.



M. Ursula Hüllen

„Herr, führe uns deinen Weg!“

Die Neuausrichtung der Kongregation der Schwestern vom Hl. Herzen Jesu

Wie viele andere Ordensgemeinschaften sind auch die Schwestern vom hl. Herzen Jesu von einem Umstrukturierungsprozess betroffen. Dieser kostet zwar Mühe und Arbeit, setzt aber ebenso neue Kräfte frei. So schließt der erste Teil der Chronik unserer Gemeinschaft im Jahr 1996 wie folgt: *Durch Gottes Führung erkannte unsere kleiner gewordene Gemeinschaft neue Werte und Kräfte. In unserem aktiven Wirken durch Alter und Krankheit eingeschränkt, wurden wir sensibel für die geistigen Nöte der Gegenwart.*

Als Herz-Jesu-Gemeinschaft wollen wir in den Ackerboden unserer geistig ausgebeuteten, hoffnungslosen Zeit verstärkt die Samenkörner unseres stellvertretenden Betens und der Sühne legen. An die Stelle unserer bisherigen materiellen und finanziellen Hilfen wollen wir mit unserer Gebetshilfe die apostolischen und aktiven Werke in der Kirche begleiten und unterstützen. Außer unserer nächtlichen eucharistischen Anbetung, jeweils zum

Herz-Jesu-Freitag, halten wir seit Juli 1995 im Mutterhaus dreimal wöchentlich am Nachmittag eucharistische Anbetung.

In unsere tägliche Eucharistiefeyer und in die besonderen Anbetungszeiten holen wir Ängste und Nöte unserer Zeit und unserer Kirche herein. Damit wollen wir eine lebendige Zelle in der Kirche sein. Durch das Beispiel einer christlichen, bescheidenen Lebensweise, unter Ausschluss von Alkohol und Nikotin, wollen wir unseren Beitrag leisten zu einer allgemeinen christlichen Lebensgestaltung. Unser gemeinsames Leben in der Nachfolge Christi wird geprägt durch die drei evangelischen Räte (Gelübde) und erhält damit Sinn und Ausrichtung. Seit kurzem ist es uns möglich, auch einen praktischen, kleinen Beitrag für die Kirche zu leisten. Ähnlich unseren früheren Aufgaben in den Pax-Priestererho-

lunghshheimen in Unkel am Rhein und Wallgau in Oberbayern können wir im Mutterhaus Übernachtungen für Priester anbieten. Darin sehen wir in der Großstadt Berlin einen Auftrag, zumal in unserer Hauskapelle die Möglichkeit zur Feier der hl. Messe auch für unsere Gastpriester besteht.

Eine Kongregation, die die Phase des Rückganges erlebt, muss gleichsam *geistlich neu ausgerichtet* werden, wenn sie überleben will. Dazu braucht sie ein besonderes Vertrauen in die Führung des Hl. Geistes und vor allem die Bereitschaft, sich führen zu lassen. Insbesondere muss sie im Alltag Leben und Glauben bewusst und verstärkt miteinander teilen. Dazu ist Mit- und Selbstverantwortung jeder einzelnen Schwester gefordert. Trotz allen scheinbaren Rückganges sind wir voll Zuversicht. Wir stehen weiterhin im Dienst des Herrn, wenn auch mit veränderten Akzenten. Es liegt bei unserem Herrn, ob er diese zusammengedrückten Gebeine auf Zukunft beleben will, um sie mit neuem Geist zu erfüllen. Wir wollen nur in Treue zu IHM unsere Samenkörner der Hingabe, der Anbetung, der Liebe ausstreuen. Alles zur größeren Ehre Gottes!

„Jedes Saatkorn, das die Liebe streut, bringt Frucht einst in der Ewigkeit“

Im Jahr 1996 zählte die Gemeinschaft 29 Mitglieder. Außer dem Mutterhaus in der Wrangelstr. in Berlin-Steglitz gab es einen Konvent in unserem Haus in Bad Salzdetfurth, in dem u.a. unsere Schwestern Möglichkeit zu Ferientaufenthalten hatten. Alter und Krankheit führten 1996 zum Verkauf

dieses Hauses. Alter, Krankheit und Todesfälle machten im Jahre 1999 die Auflösung des Konventes im Kardinal-Bengsch-Seniorencentrum in Berlin-Charlottenburg nötig. Damit lebten alle unsere Schwestern im Mutterhaus in Berlin-Steglitz. Bedingt durch die Auflösung des Kinderheimes im März 1995 standen genügend Räumlichkeiten zur Verfügung. Schwestern, die durch Alter und Krankheit nicht ausreichend von uns betreut werden konnten, fanden Aufnahme in katholischen Einrichtungen. So war für die nötige Pflege gesorgt, während wir die persönlichen Kontakte halten konnten und teils für die seelsorgliche Betreuung sorgten.

Die geistliche Gemeinschaft im Wandel

Wie vom Propheten Ezechiel, Kap. 37,1-10, erging auch das Wort an unsere Kongregation vom Zusammenrücken der Gebeine. Mit dieser äußerlichen Wandlung des Zusammenrückens hat sich auch eine innere Wandlung vollzogen. Damit ist die Aufgabe unserer Kongregation in eine neue Phase getreten. In Ex 17,8-13 erfahren wir vom Kampf der Israeliten mit den Amalekitern. Während Josua in den Kampf zog, stieg Mose auf einen Hügel, um zu beten. Solange Mose seine Hände zum Gebet erhob, war Israel stärker, und so konnte Josua den Amalek besiegen. Dieser Text war uns Ansporn, denn auch unsere heutige Zeit ist geprägt vom Kampf der streitenden Geister. In diesem Kampf ergeht der Ruf Gottes auch an uns: Betet ohne Unterlass! Betet mit Mose und stützt seine Arme! In der eucharistischen Anbetung am Herz-Jesu-Freitag und in den eucharistischen

Anbetungszeiten während der Woche sowie in der Sühnestunde an jedem Freitag ist uns das „Betet ohne Unterlass“ ein besonderer Auftrag.

In dem oft langen Kampf zwischen Gut und Böse dürfen wir nicht der Gefahr der Hoffnungslosigkeit, des Nachlassens im Gebet oder der Resignation erliegen. Im gemeinsamen Gebet stärken wir einander, um durch unsere Gebetsgemeinschaft eine Oase des Gebetes in unserer Kirche und in unserem Erzbistum Berlin eine lebendige Zelle zu sein. Das Loslassen von Werken und Liebgewordenem wurde so zu einer neuen Chance. Es war für uns eine große Freude, dass die Übernachtungen für Priester gerne angenommen wurden. Viele Priester nutzten das Angebot zur Feier der hl. Eucharistie oder des stillen Gebetes in unserer Kapelle. Im April 1996 übergaben wir den heimeigenen Kindergarten mit Inventar, Spielwiese und Spielgeräten, sowie das Gartenhaus zur Nutzung an die Kinderschutzstelle „NHW e.V.“. Diese Einrichtung sorgte sich, ähnlich unserer Arbeit im früheren Kinderheim, um die Kinder aus sozial schwachen Familien.

„Herr, führe uns deinen Weg!“ - Gottes Wege mit uns im Rückblick

Diverse Einbrüche durch Krankheiten und Todesfälle machten es im Frühjahr 2005 notwendig, eine geeignete Zukunftsperspektive für unsere klein gewordene Schwesterngemeinschaft zu finden. Im Vertrauen auf Gottes Fügungen und im Gebet um Gottes Führung bittend wurden wir nicht enttäuscht. Beratende, helfende und mit uns im Gebet vereinte Menschen gingen diesen

Weg der anstehenden Veränderung mit uns. Im Rückblick auf das Jahr 2005 können wir nur staunen und danken für alle Fügungen und für alle Führung und Hilfe. Alle bisherige bange Sorge um unsere Zukunft entwickelte sich nun in ungeahnter Weise für uns zum Guten! Wie ein Mosaik setzte sich Steinchen an Steinchen. Zunächst herrschten Unsicherheit, Grenzerfahrungen und Aussichtslosigkeit vor. Ein erstes, entscheidendes Wort, welches zukunftsweisend war, fiel bei einem Neujahrsempfang: Es handelte sich um einen „Pro Secur“-Marktplatz für kirchliche Immobilien und Grundstücke. Es arbeitete in mir, fand aber noch keinen

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Boden. Am 3. Februar 2005 erhielten wir in einem Telefonat mit einer befreundeten Schwester einen zweiten Anstoß. Sie sagte, zuerst müssten wir für unsere Schwestern eine neue Heimat schaffen, bevor wir an die Veräußerung unserer Mutterhaus-Immobilie denken können. Das war einleuchtend. Aber wie sollte das gehen. Kam überhaupt Berlin in Betracht? Oder mussten wir uns auf das Umland oder ein anderes Bundesland einstellen?

Guter Rat war gefragt. Im Gespräch fiel dieser Ordensschwester spontan das Treffen in Berlin-Schlachtersee ein, anlässlich der Errichtung der Deutschen Provinz der Schwestern von der heiligen Elisabeth. Sie ermutigte mich, mit der Provinzoberin Kontakt



aufzunehmen. Diesen Gedanken hielt ich für unvorstellbar. Wie sollte das gehen? Aber Gott führte dahin, wohin ER uns haben wollte. ER ließ mich mein erstes Widerstreben überwinden und ER ließ auf Antrieb telefonischen Kontakt mit der Provinzoberin der Schwestern von der heiligen Elisabeth zustande kommen. Wir vereinbarten, ohne Angabe des Anliegens, einen Besuch in unserem Hause. Dieser fand am Rosenmontag, dem 7. Februar 2005, statt. In diesem Gespräch legten wir die Situation unserer Kongregation dar, unsere Grenzerfahrungen, unsere ungewisse Zukunftsperspektive. Während wir uns längst mit dieser Problematik befasst hatten, kam für die Schwestern von der heiligen Elisabeth das Ganze sehr überraschend. Trotzdem war unser Austausch von Wohlwollen geprägt und ich konnte es kaum fassen, nicht gleich auf Ablehnung zu stoßen. Es wurde vielmehr das Elisabeth-Haus auf dem Schlachtenseer Schwesterngelände als unser neues Domizil in Betracht gezogen. Alles wurde nur im Vorfeld angedacht. Prinzipiell konnten wir uns eine gemeinsame Zukunft vorstellen. Diese Erfahrung war überwältigend. In beiden Gemeinschaften fanden daraufhin diverse Gespräche, Überlegungen, Recherchen, ein Abwägen des Für und Wider statt. Begleitet von Novenen zum Hl. Geist, zum heiligsten Herzen Jesu, zur Muttergottes, d.h. zu all unseren heiligen Patronen und Fürbittern, kristallisierte sich langsam ein positives Bild heraus.

Gott war spürbar am Werk!

Zeitgleich entwickelten sich auch Kontakte zur Firma „Pro Secur“ in Köln.

Bereits am 11. März 2005 fand in Köln ein erstes Treffen statt. Herr Prälat Lange, der seit dem Tode von Prälat Theodor Schmitz im März 2003 unser Geistlicher Beirat ist, reiste mit mir nach Köln. Im Maternus-Haus besprachen wir mit den Herren von „Pro Secur“ unsere Situation. Es wuchs Vertrauen auf beiden Seiten, und so entwickelten wir zwischen der Firma „Pro Secur“ und den „Schwestern vom heiligsten Herzen Jesu“ eine gemeinsame Strategie zur Veräußerung unseres Mutterhauses in Berlin-Steglitz.

Damit war ein schwerwiegender Schritt getan und ein historisch bedeutsames Geschehen in unserer Kongregationsgeschichte bewirkt. Am Abend dieses denkwürdigen Tages nahm ich an der Eucharistiefeier in der Kirche der „Muttergottes in der Kupfergasse“ in Köln teil. An dieser Gnadenstätte legte ich alle meine Ängste und Sorgen und das gesamte Unternehmen voll Vertrauen der Gottesmutter zu Füßen bzw. ins Herz. Es galt ja immerhin, als Werkzeug Gottes, zwei schwerwiegende Entscheidungen zu treffen und dann auch umzusetzen! Es sollte ganz Gottes Wille geschehen, sowohl bei der Veräußerung unseres Mutterhauses als auch bei der Suche nach einer neuen Heimat für unsere Schwestern. Aber Gott hatte seine Pläne für uns bereits fertig. Wir sollten nur unsere Antenne auf IHN gerichtet halten. Es begann eine spannende, aufregende Zeit!

Diese war angefüllt mit Terminen, Beratungen, Konferenzen, Gesprächen, Kündigungen, Finanz- und Gemeinnützigkeitsfragen, Verhandlungen und vieles mehr. Das „Schicksal“ - Gottes Führung - nahm seinen Lauf.

Ein neues Zuhause wird geboren

In all den vergangenen Jahren war uns Schwestern bewusst, dass irgendwann eine Veränderung unseres Lebensraumes anstand. Aber niemand von uns wusste wann und wie. Diese Angelegenheit war uns nie ein Tabu-Thema. So konnten wir, als die Zeit für eine geeignete Findung unserer Zukunftsperspektive gekommen war, im Schwesternkreis offen und vertrauensvoll miteinander sprechen. Dadurch konnten viele Probleme und Spannungen, wie wir sie von anderen Gemeinschaften kennen, bei uns ausgeschlossen bleiben. Mit vereinten Kräften wirkten wir auf unser neues Zuhause hin. Nachdem die Entscheidung beider Ordensgemeinschaften gefallen war und die Zustimmung des Herrn Kardinal Sterzinsky zur Verlegung unseres Mutterhauses von Berlin-Steglitz nach Berlin-Schlachtensee erfolgt war, konnten wir mit konkreten Planungen beginnen.

Zunächst war an den Herbst 2006 für den Umzug gedacht. Da sich unsere interne Kapazität durch weitere Einbrüche veränderte, baten wir um den Umzugstermin bereits zum April 2006. Dank der Großzügigkeit der Schwestern von der heiligen Elisabeth waren für alle unsere Schwestern jederzeit Besichtigungstermine möglich. Sehr zeitig konnten auch die Renovierungsmaßnahmen begonnen werden. Bereits im Vorfeld erhielt ich einen Hausschlüssel, der die Zusammenarbeit mit den Handwerkern erleichterte. Sehr hilfreich war es auch, dass jede Schwester nach und nach mit bereits Entbehrlichem ihr neues Zimmer gestalten konnte. Damit wuchsen die Kontakte zur neuen Umgebung. Aber

sehr wohltuend waren erst recht die Beziehungen, die sich zwischen den Schwestern beider Gemeinschaften aufbauten. Dieses große Geschenk lässt sich mit Worten nicht beschreiben!

Am 18. März 2006 kam der folgende Brief zustande. Vielleicht vermittelt er etwas von dem Segen, der geistlichen Energie und Inspiration, von unserer Berufung zu intensivem Gebetsleben für Kirche und Welt, die diesen geistlichen Weg unserer Gemeinschaft prägt und begleitet:

„Gott ist die Liebe“. So heißt es im 1. Johannesbrief 4,16b und so sagt uns Papst Benedikt XVI. wieder neu in seiner Enzyklika. Diese Gottesliebe durften wir Schwestern vom heiligsten Herzen Jesu (Berlin-Steglitz) als Gottes Fügungen und Führungen dankbar erfahren. Auch unsere Kongregation erlebt die Phase des Rückganges. Wir sehen diesen jedoch nicht mit Trauer und Schmerz. Vielmehr sehen wir uns auf dem Weg der Vollendung im frohen Wissen, in die Herrlichkeit Gottes hinein wachsen zu dürfen. Mit der Hilfe und dem Auftrag Gottes haben wir unsere Werke getan. Trotz allen scheinbaren Rückgangs stehen wir weiterhin im Dienst des Herrn, wenn auch mit veränderten Akzenten. Wir bleiben eine lebendige Zelle in der Kirche. In die Eucharistiefeier, in Gebets- und Anbetungszeiten holen wir die Ängste und Nöte unserer Zeit und der Kirche herein. In großer Dankbarkeit wissen wir uns den Schwestern der Kongregation von der heiligen Elisabeth tief verbunden! Viel Gemeinsames wird uns auf unserem zukünftigen Weg



geschenkt werden. Durch die Liebe und die Hilfe der Schwestern wird uns unser neues Domizil bald zu einer echten Heimat werden. Unser „altes Haus Nazareth“ dürfen wir in christliche Hände geben. Damit erfüllt sich unsere Gebetsbitte: „Lass es ein Haus des Gebetes bleiben“. Im Rückblick können wir sagen: „Gott ist die Liebe. Er hat alles gut gemacht!“ Voll Dankbarkeit und Zuversicht können wir unsere Zukunft im Plane Gottes geborgen wissen. Unsere neue Anschrift ab 26. April 2006: Schwestern vom Hl. St. Herzen Jesu, Altvaterstraße 8, 14129 Berlin. Berlin, den 18. März 2006.“

Und so war der 26. April 2006, der Gedenktag der „Mutter vom guten Rat“, kein Tag der Trauer und des Abschieds von der Wrangelstraße 6-7, es war vielmehr ein Tag der Freude, des unbeschreiblichen Dankes, einfach ein Tag des „Nach Hause Kommens“. Es war spürbar: Gott hat uns diese Heimat bereitet. Mit den Schwestern zog auch der Herr im Allerheiligsten Sakrament in unserer kleinen Monstranz mit uns im neuen „Haus Nazareth“ ein. Unser Heimatpfarrer überraschte unseren Umzug durch sein Geleit und die Einsetzung der Monstranz in unserer schönen Kapelle. Damit war das Herzstück unseres „Klösterchens“ geschaffen. Den Namen „Haus Nazareth“ behielten wir bei. Am 27. April 2006 feierten wir erstmals mit den Schwestern von der heiligen Elisabeth in der großen Provinzkapelle die heilige Eucharistie. Beim anschließenden gemeinsamen Begrüßungsfrühstück erfuhren wir einen so herzlichen, schwesterlichen Empfang, der uns völlig überwältigte.

Am 5. Mai 2007, dem ersten Herz-Jesu-Freitag in unserer neuen Heimat, feierten wir mit Erzbischof Georg Kardinal Sterzinsky in unserer Kapelle die heilige Messe. Als unser zuständiger Bischof (wir sind eine bischöfliche Kongregation) weihte er unsere Kapelle ein und segnete das Haus. Dieser Tag und dieses Ereignis erinnerte an den Ausspruch Kardinal Sterzinskys beim letzten Generalkapitel 2001: „Diese Amtszeit wird ganz anders aussehen als die Vergangene“. Seinerzeit lösten diese Worte Schrecken und Ängste aus. Jetzt erfüllt uns im Rückblick große Dankbarkeit! Gott hat alles gut gemacht. Voll Zuversicht wissen wir unsere Zukunft im Plane Gottes geborgen.

Was wird aus unserem Steglitzer Mutterhaus?

Unser Beten und Wünschen war es: „Herr, lass es ein Haus des Gebetes bleiben“. Haus und Grundstück haben eine historisch bedeutende Geschichte. 1952 erwarben wir das Ruinengrundstück in Berlin-Steglitz. Zuvor stand auf diesem Grundstück ein jüdisches Blindenheim. Nach der Zwangsräumung des Hauses zog 1942 eine Gestapo-Hauptdienststelle ein. Später wurde das Haus durch Bomben zerstört.

Diese Vergangenheit, auf der wir als katholische Ordensgemeinschaft im doppelten Sinne des Wortes aufbauten, war uns konkrete Aufgabe und Verpflichtung zu sozialem, christlichem und sühnendem Auftrag. Über 50 Jahre lebte und betete unsere Schwesterngemeinschaft in diesem Hause. Im Dienste an Flüchtlingen, im Mutter-Kind-Heim und späteren Säuglings- und Kleinkinderheim brachten wir unseren Einsatz.

Auf diesem historischen Hintergrund wollten wir die Zukunft des Hauses in geeignete Hände geben. Im März 2005 erteilten wir der Firma „Pro Secur“ in Köln den Vermittlungsauftrag der Immobilie Wrangelstraße 6-7 in Berlin-Steglitz.

Vorausgegangen waren viele Mühen und Sorgen. Es war für alle Beteiligten ein Geschenk des Himmels, als am 27. Dezember 2005 der notarielle Kaufvertrag zwischen dem „Philosophia Europa e.V.“ und der Kongregation der „Schwestern vom heiligsten Herzen Jesu“ zustande kam. „Philosophia Europa e.V.“ ist eine sozial-missionarische Lebens- und Glaubensgemeinschaft. Mit dieser Gemeinschaft erfüllte sich unser Wunsch und Gebet, unser Haus in christliche Hände zu geben. „Philosophia Europa e.V.“ ist bestrebt, das geistliche Erbe des Hauses weiterzutragen. So fiel es uns nicht schwer, Vertrautes und Liebgewordenes loszulassen.

In unserer neuen Heimat leben wir weiterhin nach einer festen, klösterlichen Tagesordnung mit gemeinsamen Gebets- und Mahlzeiten. Die liturgischen Feiern begehen wir größtenteils mit und bei den Schwestern von der heiligen Elisabeth. Gemäß der kanonischen Ordnung ist mindestens zweimal im Monat die hl. Messe in unserer schönen Kapelle. Hier halten wir auch regelmäßig mehrmals wöchentlich eucharistische Anbetung. Mit den Schwestern von der heiligen Elisabeth verbinden uns schwesterliche und herzliche Gemeinsamkeiten. Obwohl jede Gemeinschaft autonom ist, besteht ein frohes, familiäres Miteinander. Dies ist ein unschätzbar wertvolles Geschenk.

Im Februar 2009 hielt Frau Prof. Myriam Wijlens in Freiburg anlässlich des Ordensstages der Firma Solidaris das Referat: „Wenn die eigenen Kräfte in der Ordensleitung nicht mehr reichen.“ Uns wurde erschreckend klar, dass wir deutlich darauf zusteueren. In dieser neuen Sorge fanden wir Beratung und Begleitung bei Abt. Dr. Dominicus Meier OSB und die wohlwollende Bereitschaft von Schwester M. Dominika Kinder, die zurzeit Provinzoberin der Kongregation der Schwestern von der heiligen Elisabeth ist.

Mit der Zustimmung unseres Erzbischofs Georg Kardinal Sterzinsky und der Zustimmung der Generalleitung von Schwester M. Dominika konnten wir am 1. Dezember 2009 alle zivilen und kirchenrechtlichen Generalvollmachten unserer Kongregation an Schwester M. Dominika Kinder übertragen, welche notariell bestätigt wurden. Diese Rechte und Generalvollmachten treten in Kraft, wenn ich mein Amt als Generaloberin nicht mehr zum Wohle unserer Kongregation ausüben kann. Es ist für uns ein großes Geschenk und eine spürbare Entlastung, dass Schwester M. Dominika in selbstloser Bereitschaft diesen Weg mit uns geht.

Dafür sind wir sehr dankbar! Gottes Kraft geht alle Wege mit. Dies durften wir als Herz-Jesu-Schwestern immer wieder erfahren. So wie ER uns bisher geführt hat, wird ER uns auch die weitere Strecke führen und mit uns gehen. Und so wissen wir uns in Gottes Liebe geborgen, denn: „Gottes Kraft geht alle Wege mit!“

...Dokumentation

Monika Stützle-Hebel

Dr. Monika Stützle-Hebel, geboren 1953, ist studierte Psychologin und Psychotherapeutin. Seit 1989 ist sie auf den Feldern der Gruppen- und Gestalttherapie tätig. Im Institut der Orden (IMS) zeichnet sie für den Kurs „Leiten, begleiten, mitverantworten im Glauben“ verantwortlich.



Monika Stützle-Hebel

Führen lernen in Zeiten des Wandels

Was Ordensleitungen heute dringend brauchen und wie sie es erwerben können

Vor 10 Jahren starteten wir den ersten Kurs „Leiten, Begleiten, Mitverantworten im Glauben – Die Kunst, Gruppen, Gemeinschaften und Organisationen zu entwickeln“. Wir, das sind P. Bertram Dickerhof SJ, heute Leiter des IMS, und ich. Das Institut der Orden hatte uns beauftragt, Ordensleuten und ihnen nahestehenden Gläubigen einen Kurs anzubieten, der zum Leiten von Gruppen mit Glaubens-Hintergrund qualifizierte. Entsprechend lautete der Titel des Kurses: „Gruppen im Glauben leiten und begleiten - Gruppenprozesse im Dienste religiöser Gemeinschaft“. Schon bald konnten wir feststellen: die Zeiten und mit ihnen der Bedarf der Teilnehmenden hatten sich geändert. Neben Personen, die beruflich oder ehrenamtlich die unterschiedlichsten Gruppen leiteten, meldeten sich immer

mehr Ordensfrauen und -männer, die gerade eine hohe Führungsposition im Orden übernommen hatten bzw. kurz davor standen. Sie hatten eines gemeinsam: die Einschätzung, dass es ihre Führungsaufgabe ist, auf die im Gange befindlichen bzw. bevorstehenden Veränderungen zu reagieren, und dass sie dazu nicht nur Management-Techniken erlernen müssten sondern vielmehr eine Befähigung ihrer eigenen Person brauchten, mit den Personen und Gruppen, die von den Veränderungen betroffen sind oder diese voranbringen mussten, zukunftsweisend und Kultur prägend so umzugehen, dass das geistliche Anliegen der Gemeinschaften im Zentrum blieb.

So entwickelte sich das Konzept des Kurses mit den Bedürfnissen der Teilnehmenden weiter und nahm die Fra-

gen der Führung in Zeiten des Wandels und im Geiste des christlichen Glaubens verstärkt in den Blick¹. Mittlerweile hat der fünfte Zyklus Halbzeit und wir können auf eine reiche Erfahrung zurückblicken. Wir hatten früh mit der Evaluierung der Kurse durch Nachbefragungen ca. ein Jahr nach Kursabschluss begonnen und können so unsere eigenen Zielsetzungen und Überlegungen zum Lernbedarf von Führungskräften in Orden an der Empirie prüfen. Beides, unsere Überlegungen und Zielsetzungen und die Ergebnisse ihrer Überprüfung werde ich im Folgenden darlegen.

Die psychosoziale Situation einer Führungskraft in Orden heute

Der Blick auf die Visionen

Die Gründerinnen und Gründer der heutigen Orden hatten seinerzeit eine Vision und eine Vorstellung davon, wie sie diese anstreben könnten. Sie fanden über ihr Charisma und die Attraktivität ihrer Vision eine Anhängerschaft. Dies war der Anfang eines Ordens.

Einzelne Menschen trafen mit einem Bündel individueller Lebensziele auf eine solche Gemeinschaft. Ob sie sich dieser dauerhaft anschlossen, hing davon ab, ob eine Passung ihrer individuellen Ziele und Bedürfnisse mit den Zielen der Gemeinschaft gelang. In der Gründungszeit konnten sie dies durch unmittelbaren Diskurs, durch Prüfung und Auseinandersetzung mit der Gründungsperson im gelebten Alltag der Gemeinschaft klären. Dies ist in der Gründungsphase einer Gemeinschaft oder Organisation stets der Fall.

Mit dem zeitlichen und zahlenmäßigen Wachsen erlebten die Orden, was alle Organisationen im Wachsen erleben: Arbeitsteilung wurde notwendig, es entstanden Regeln, wie die Vision in der Realität angestrebt werden sollte, und eine zunehmende Institutionalisierung setzte ein. Die Einzelnen gingen in der Erfüllung ihrer Aufgaben auf. Der Zusammenhang zwischen ihrem individuellen Beitrag und der Vision war nicht mehr so unmittelbar erfahrbar wie in den Gründungszeiten.

Für die Erfüllung der einzelnen Aufgaben im konkreten Alltag ist es meist nicht notwendig, die Vision und das Ziel zu diskutieren. Damit können die Vision und das Ziel in der Wahrnehmung der einzelnen an Prägnanz verlieren. Dieser Prägnanzverlust wird durch das eigene Zielverständnis kompensiert. Dieses eigene Zielverständnis ist oft eher vage. Unter den Begriffen, mit denen das gemeinsame Ziel z.B. in den Statuten als Gründungsidee beschrieben wird, wird mit der Zeit ganz Verschiedenes verstanden. So werden allmählich mit der ehemals gemeinsamen Vision ganz verschiedene manchmal sogar widerstrebende individuelle Ziele verknüpft.²

Ein Beispiel: Was heißt z.B. „Nachfolge Jesu“ als Ziel eines Ordenslebens konkret? Auch eine allein lebende oder eine verheiratete Geschäftsfrau ohne oder mit Kindern kann in der Nachfolge Jesu stehen. – Tut sie das anders als die Ordensfrau? Und was ist dieses „andere“ konkret? Wie zeigt es sich im alltäglichen Lebensvollzug? Und welche Funktion hat dabei die Ordensgemeinschaft? Inwiefern ist das ein Gemeinschaftsziel?

Verschärft wird dieser Prozess noch dadurch, dass sich mit der gesamtgesellschaftlichen Veränderung auch das Charisma eines Ordens – die Visionen und vor allem ihre Übersetzung in realitätsangemessene Ziele – weiter entwickeln. Diese Veränderung muss jede und jeder Einzelne mit vollziehen. Dass alle das im gleichen Tempo tun, ist äußerst unwahrscheinlich. Umso wahrscheinlicher ist es, dass aus den sich verändernden Auffassungen Konflikte untereinander resultieren – resultieren würden, wenn man sich auf die Diskussion einließe. Vermeidet man Konflikte, dann leidet langfristig die Verständigung über die geteilten Visionen, Ziele und Wege dorthin.

Letztendlich verblasst dabei das gemeinsame, verbindende Ziel und die Vision mehr und mehr und kann seine energetisierende und dynamisierende Wirkung nicht mehr entfalten. Dann drohen Erstarrung in den sinnentleerten Strukturen und Aufgaben oder Zerfall. Der Zerfall kann dabei oft noch eine ganze Weile durch die Strukturen überdeckt und hinausgezögert werden. Die bestehende existenzielle Abhängigkeit stützt dabei oft noch lange Zeit diese sinnentleerten Strukturen. Wenn eine Ordensgemeinschaft aus personellen Gründen ihre in sich selbst sinnstiftenden Werke abgeben muss, wird der Prägnanzverlust der Ordensvision fast unübershbar.

Eine erstarrte oder vom Zerfall bedrohte Gemeinschaft, die keine zündende Vision mehr vermittelt, weil deren Prägnanz verloren gegangen ist, hat keine Attraktivität mehr für potenzielle neue Mitglieder. Es wäre sicher zu kurz gegriffen, die Nachwuchsprobleme nur dem neuen Zeitgeist zuzuschreiben – im

Gegenteil: das Bedürfnis nach Lebenssinn stiftenden Visionen ist so groß wie eh und je! Ihre nachlassende Attraktivität für diese Menschen liegt auch am Identitäts- und Profilverlust der Orden, der mit dem Verschwimmen ihrer Ziele und Visionen einhergeht.

Die Gemeinschaften müssen sich also neu auf ihre Ziele besinnen, erneut zu einer gemeinsamen Klarheit über den Sinn und Zweck ihres So-Seins kommen, wenn sie eine für ihre Situation angemessene Zukunft entdecken und gestalten wollen.

Verwicklung in komplizierte Beziehungsgeflechte

Meist gehen Mitglieder der Gemeinschaft, die ehemals in Führungsverantwortung standen, mit Ende ihrer Amtszeit oder aufgrund ihres Alters wieder in eine hierarchisch untergeordnete Mitgliedsrolle. Doch die Führungsrolle hat, insbesondere wenn die Amtszeit lange war, die persönlichen Beziehungen geprägt, und diese Prägung der Beziehungen bleibt auch über die Amtszeit hinweg bestehen. Es ist sicher nicht leicht für ein jüngeres Ordensmitglied plötzlich gegenüber der ehemaligen Leitung, mit der es vielleicht über eine lange Zeit in diese Gemeinschaft hineingewachsen ist, selbst die Führungsrolle innezuhaben und auszuüben. Und umgekehrt ist es nicht leicht, sich neuen Leitungsideen anzuschließen oder gar unterzuordnen, wenn man lange Zeit selbst geleitet hat. Die Gefahr ist groß, dass die Klarheit der Leitungsrolle und mit ihr die Kraft ihrer Führungsfunktion verloren gehen.

Immer wieder kommt es auch vor, dass in einer Gemeinschaft Führungs-



beziehungen „über Kreuz“ verlaufen: Die Provinzoberin oder der Provinzoberer steht hierarchisch einerseits als solche/r über einer Hausoberin oder einem Hausoberen und ist ihre/seine Leitung. Als Mitglied eines Konvents andererseits ist sie dieser/ist er diesem hierarchisch untergeordnet. Wer hat wann oder bei welchen Belangen die Leitungsrolle? Wann immer das nicht klar ist und auch klar kommuniziert wird, entsteht eine Verwirrung bei allen Beteiligten, die die Führungspersonen in ihrer Rolle schwächt.

Bedenkt man, dass „Führung“ oder „Leitung“ sich auf die Struktur einer Arbeitsbeziehung bezieht, dann wird auch ersichtlich, welche Komplikationen es mit sich bringt, wenn man nicht nur miteinander arbeitet sondern auch miteinander lebt. Familienunternehmen können davon genauso ein Lied singen wie Ordensgemeinschaften.

Noch mehr verkompliziert werden die Beziehungen dadurch, dass über viele Jahre gewachsene persönliche Beziehungen durch eine Wahl oder Ernennung plötzlich durch eine Führungsbeziehung überlagert werden. Das führt zu zahlreichen Verunsicherungen: wann können wir uns als private Personen mit einer persönlichen Geschichte begegnen und wann begegnen wir uns als Rollenträger? Erwartet mein Gegenüber, dass ich jetzt als Leitung auftrete oder ihm als Leitung begegne oder als private Person? Wann immer die gegenseitigen Erwartungen nicht zusammenpassen, gibt es Irritation, die auch emotional nachwirkt und die persönliche Beziehung gefährden könnte. Diese Befürchtung kann eine regelrechte Lähmung in der Führungsrolle bewirken.

Widersprüchliche Erwartungen an die Führung

Die Bilder von Führung und damit auch die Erwartungen, die an die Aufgaben und das Verhalten von Führungspersonen und an die Gestalt von Führungsbeziehungen gerichtet werden, verändern sich im Laufe der Zeit. Die Menschen bringen heute einerseits einen starken Wunsch nach Eigenständigkeit und Mitsprachemöglichkeiten mit in die Gemeinschaften. Andererseits bringen sie aber auch oft ungestillte Bedürfnisse der Kindheit mit. Ein Rollenverständnis, das in der Leitung eine Mutter oder einen Vater sieht, wie es u.a. in der Anrede „Mutter Äbtissin“ und „Vater Abt“ zum Ausdruck kommt, leistet der Übertragung dieser kindlichen Bedürfnisse in die Führungsbeziehung gefährlichen Vorschub. Gefährlich, weil dies zu einem höchst konflikträchtigen Mix an widersprüchlichen und auch überfordernden Erwartungen an die Leitung führt, denen diese niemals gerecht werden kann.

Mit dem Kleinerwerden der Gemeinschaften, treten diese Probleme immer stärker auf, weil dadurch die Zahl der „Geschwister“ schrumpft und damit die Beziehung zur Leitung ein größeres Gewicht bekommt. Zugleich muss die Last der Verantwortung für die Gemeinschaft auf weniger Schultern verteilt werden und in der daraus resultierenden Überlastung birgt die Gefahr, dass die Führungsperson in ihrer Beziehungsgestaltung blass bleibt. Dies wiederum fördert die konflikthafter Ansprüche auf Selbstbestimmtheit und elterlicher Führung.

Teufelskreis aus Zieldiffusion und Aktionismus

Je weniger die Vision und die Ziele einer Gemeinschaft klar sind und je weniger sie von allen geteilt werden, desto weniger können die Entscheidungen der Führung nachvollzogen werden. Sie werden dann viel häufiger als Willkür wahrgenommen. Solches Erleben erzeugt ein Gefühl der Abhängigkeit. Auf ein solches Abhängigkeitserleben gibt es natürlicherweise nur zwei Reaktionen: willenlose Unterwerfung und Unselbstständigkeit oder Widerstand. Beides macht das Führen schwer, denn je kleiner die Zahl der Aktiven ist, umso mehr ist die Leitung auf deren Mitdenken und Mit"spielen" angewiesen.

Mit diesen Reaktionen umzugehen, ist ziemlich schwierig, denn auf den ersten Blick sind sie selten erkennbar. Häufig begegnet die Führung einer undurchsichtigen Mischung aus Unterwerfung und Widerstand. Die entsprechenden Personen zeigen nicht offen ihren Widerspruch, sondern machen vordergründig mit; ihre Aktivität verliert sich aber eher in Nebentätigkeiten. Vielleicht von einem schalen Gefühl abgesehen, gibt es dann keine greifbaren Anzeichen für die Zieldiffusion. Diese stattfindenden Aktivitäten lenken jedoch letztlich noch weiter vom eigentlichen Ziel ab und führen in einen Teufelskreis.

Die Aufgaben von Führung

Führung muss letztendlich dazu dienen, dass eine Gemeinschaft ihrer (Selbst-) Bestimmung gerecht werden und diese erreichen oder ihr zumindest nahekommen kann. Daraus folgt, dass eine Führungskraft im Einzelnen zu sorgen hat

1. für die gemeinsame Klarheit der Ziele, denn man kann nur führen, wenn man auch weiß wohin;
2. für eine angemessene Kooperations- und Organisationsform der Gemeinschaft, die der Zielerreichung dienlich ist, denn eine Gruppe erreicht ihr Ziel nur, wenn sie dafür zusammenarbeitet;
3. für die Ausbildung der Mitglieder, damit sie die notwendigen Aufgaben erfolgreich übernehmen können;
4. für die Lebendigkeit und den Zusammenhalt der Gemeinschaft, denn eine Gruppe erreicht ihr Ziel nur, wenn sie gemeinsam zu ihrem Ziel unterwegs sein kann, und nicht, wenn sie erstarrt oder zerfällt;
5. für die immer wieder neue Klärung der alten wie auch eventueller neuer Ziele, denn eine Gruppe zerfällt, wenn sie ihr Ziel aus den Augen verliert und kein gemeinsam geteiltes Ziel mehr hat.

Wie Führung heute geht

Ein Weg geht sicher nicht: die Wiederholung der charismatischen Gründungszeit. Die Menschen, die sich heute in einer Gemeinschaft zusammengefunden haben, verbinden zumeist mit ihrer Zugehörigkeit sehr unterschiedliche individuelle, möglicherweise sogar teilweise unvereinbare Ziele. Eine charismatische Führung wäre hier in Gefahr, die vorhandenen Dissonanzen zu übertönen. Dadurch würde nur eine scheinbare Klarheit entstehen und die Dissonanzen könnten nicht hinreichend gehoben und geklärt werden – mit fatalen Langzeitfolgen.

Das Verblässen der Ziele, das das Aufblühen der individuellen Ziele ermöglichte, geschah über einen langen lan-



gen Zeitraum hinweg. Umgekehrt kann nun auch gemeinsame Klarheit nicht schlagartig hergestellt werden – es braucht einen längeren vielleicht sogar sehr langen Prozess.

Die gemeinsame Klarheit brauchen vor allem diejenigen, die die Gemeinschaft (noch) aktiv tragen. Sonst können sie sich nicht gemeinsam auf den Weg machen und Energie dafür gewinnen. Sie müssen eine gelebte und gefühlte Identität als Gemeinschaft wieder entwickeln, die attraktiv für sie selbst und somit auch für Außenstehende wird. Alle in der Gemeinschaft müssen sich mit diesen Zielen noch soweit identifizieren können, dass sie nicht – evtl. in hohem Alter – ihrer Heimat beraubt werden. Ihre zentralen Bedürfnisse müssen mit den Zielvorstellungen der Aktiven kompatibel sein.

Die Notwendigkeit permanenter Zielklärung

Nur im offenen Diskurs über folgende Punkte können die formulierten Ziele am Alltagsvollzug geschärft, die gemeinsame Sprache (wieder) gefunden und eine gemeinsame Vorstellung vom Ordensziel entwickelt werden. In diesen Diskurs sind alle einzubeziehen, auch wenn der Grad des Engagements durchaus unterschiedlich sein kann. Über alle Organisationsebenen hinweg, mehrfach „runter und rauf“ muss geredet werden.

1. Alle denken über ihre individuellen, persönlichen Beweggründe für das Ordensleben erneut nach.
2. In offenem Gespräch und Austausch werden die individuellen Beweggründe und Ziele deutlich herausgearbeitet.
3. Auch verdeckte, bislang unbewusste

Motive oder Ziele werden gehoben.

4. Gemeinsamkeiten, Übereinstimmungen und Unterschiede werden identifiziert.

5. Die Gründungsgeschichte kann dabei eine klärende Bedeutung haben.

6. Schließlich brauchen alle eine Idee davon, wozu es notwendig ist, eine Gemeinschaft zu bilden, was das Ziel des Ordens selbst, sein Sinn und Zweck ist:

- Gibt es ein Ziel, das die Gemeinschaft nur als Gemeinschaft – also nur durch Kooperation – erreichen kann? (Z.B. kann kein Mensch alleine komplexe Probleme lösen – z.B. eine Rakete zum Mond schicken.) Ist dies ein Ziel, das alle teilen?
- Und/Oder hat die Gemeinschaft den Zweck, die einzelnen bei ihren individuellen Zielen zu unterstützen, wobei alle geben und nehmen? (Wie in Mannschaften von Individualsportarten oder in Lerngruppen, wo Gleichgesinnte sich gegenseitig anregen, ermahnen und ermuntern.) Das Ziel der Gemeinschaft wäre dann die bestmögliche Unterstützung der Einzelnen.

7. Die Vereinbarkeit der individuellen Ziele mit dem Ordensziel ist zu prüfen.

8. Mehr noch – alle Aktivitäten aller Mitglieder werden im Hinblick darauf hinterfragt, ob und wie und inwieweit sie dem Ordensziel dienlich sind. Die Aktivität einer und eines Jeden wird als Teil des Ganzen gesehen und dahingehend überprüft, welchen Beitrag zum Ganzen sie leistet. Welche Funktion hat es z.B., wenn jemand auf einem Einzelposten eigenen Themen und Aufgaben nachgeht? Welchen Wert hat das für die Gemeinschaft – über den finanziellen Ertrag z.B. aus einer Anstellung hinaus? Zugleich ist dieser Zusammenhang der

einzelnen Aktivitäten mit dem Ganzen auch den AkteurInnen zu verdeutlichen – das stiftet Motivation und Identifikation.

Und immer wieder ist nach einer gewissen Erprobungszeit die Frage erneut zu stellen: Sind wir mit dem wie wir leben und arbeiten noch auf dem Weg zu unserem Ziel oder hat sich unser Zielverständnis auf diesem Weg verändert und wie?

Gespräche zur Klärung des Zielverständnisses

Schritt 8 kommt letztlich eine entscheidende Rolle zu: Hier wird überprüft, wie viel die Ziele für den Alltag taugen – wie sie sich mit der gelebten Wirklichkeit vereinbaren lassen. Diese Prüfung muss im Prinzip ständig und überall dort vollzogen werden, wo konkretes Handeln stattfindet und bei allen Entscheidungen – auf allen Ebenen.

Es ist die besondere Aufgabe der Leitung, Gelegenheiten zu schaffen (z.B. Einzelgespräche und/oder Konventsgespräche), bei denen zu zweit oder gemeinsam über den Zusammenhang zwischen den Tätigkeiten der Einzelnen und dem Charisma der Gemeinschaft gesprochen wird – nicht als Rüge der Einzelnen, sondern um zu mehr Klarheit im gemeinsamen Verständnis zu finden. Im Grunde sind dies besondere Feedbackgespräche, die idealerweise zu einer dauerhaften Einrichtung, ja zu einer durchgängigen Haltung werden. Denn die Kunst besteht darin, in den jeweiligen Gruppierungen wirklich ins Gespräch über die individuellen und gemeinsamen Ziele und ihre Konsequenzen für das gemeinsame Leben und Arbeiten zu kommen und zu bleiben.

Umgang mit Widerstand

Vage Ziele haben auch eine Schutzfunktion, die zwar jeweils kurzzeitig helfen mag, langfristig aber die eingangs geschilderten Auswirkungen hat: Vagheit ermöglicht es, die innerpsychischen wie die zwischenmenschlichen Konflikte zu vermeiden, die aus unvereinbaren oder konkurrierenden Zielen und Bedürfnissen resultieren. Sie verhindert das schmerzhaft Erkennen von (Ent-)täuschungen. Vagheit ermöglicht eine heimliche Unabhängigkeit während klare Ziele diese einengen und es notwendig machen, zugunsten des gemeinsamen Ziels auf eigene Interessen

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

zu verzichten bzw. sie einzuschränken. Vagheit ermöglicht es auch, mangelhafte Zugehörigkeit (was verbindet mich denn wirklich mit den anderen?) zu verschleiern und sich und den anderen „etwas vorzumachen“.

Wenn Führen bedeutet, Ziele zu klären und der Gemeinschaft zu helfen, diese anzusteuern, dann beinhaltet Führen auch, dieser Gemeinschaft zuzumuten, dass sie die „schützende Vagheit“ aufgibt und genau hinschaut. Dies bewirkt eine schmerzhaft Desillusionierung und es gilt dann erst einmal anzunehmen, was und wie es in und mit der Gemeinschaft ist. Überall und immer weckt solches Führen erst einmal un-

bewusste Widerstände Einzelner aber auch von Gruppen. Er besteht darin, die Verständigung auf gemeinsame Klarheit zu verschleppen oder zu boykottieren.

Was eine Führungskraft heute also braucht

Einen eigenen Standpunkt

Um Zielklärungsprozesse anstoßen und vorantreiben zu können, braucht die Führungsperson zunächst eine eigene innere Orientierung: Sie muss ihre eigenen individuellen Ziele kennen und den überzeugten Willen haben, mit der Gemeinschaft die Ziele zu klären.

Mut zur Klarheit und zur Desillusionierung

Die Führungsperson hat selbst eine Ordensgeschichte. Auch sie hat von der kollektiven Vermeidungsfunktion der Vagheit profitiert und daran mitgestrickt. Sie braucht Mut, um sich der Desillusionierung stellen zu können, die auch sie erleben könnte.

Einen kritischen Blick und Mut zum Hinterfragen

Wer lange geübt hat, nicht genau hinzuschauen und Ungereimtheiten um des lieben Friedens willen zu übersehen, muss die Wahrnehmung erst wieder schärfen, den eigenen kritischen Blick aufwecken und lernen, dass Hinterfragen Horizonte weitet und schädliche Illusionen zerstört.

Die Kraft, Widerstände auszuhalten

Die geschilderten bewussten und unbewussten Widerstände, die ein auf Veränderung und Klarheit ausgerichtetes Führungsverhalten weckt, kommen dem, der sie provoziert hat, als ableh-

nende Affekte entgegen. Nur wer abgebrüht ist, bleibt davon unberührt – was aber nicht wünschenswert ist. Sich berühren aber nicht abbringen lassen und den Widerstand aushalten, erfordert Mut, Selbstvertrauen und einen guten Kontakt zu sich selbst. Widerstände sind überdies unlieb und ärgerlich, wenn man vorankommen will. Voraussetzung für das Gelingen der Erneuerung ist es aber, sie als natürlichen Teil des Prozesses zu verstehen und ernst zu nehmen und zugleich den eingeschlagenen Weg nicht zu verlassen.

Den Mut, Spannungen auszuhalten

Widerstand erzeugt ebenso Spannung wie die unvermeidlich deutlich werden den Ziel- und Interessenskonflikte, die oft als Wert- und Moralfragen daher kommen. All diese Konflikte sind selten schnell zu lösen oder zu klären und erzeugen, solange ungeklärt, Spannungen.

Selbstkontakt und Gottvertrauen

Man kann diese Spannungen besser aushalten und die langen Prozesse überhaupt nur durchhalten, wenn man mit sich selbst gut im Kontakt ist und auf Gott vertrauen kann.

Mut zum Experimentieren mit Neuem

Veränderungsprozesse, wie sie in den Orden anstehen, sind etwas Neues. Niemand hat wirklich Erfahrung damit, es gibt keine Patentrezepte. Auch bei viel Nachdenken und guter Planung muss Neuland betreten werden und mit Neuem experimentiert werden. Einerseits ist Selbst- und Gottvertrauen eine gute Basis dafür, andererseits wachsen mit jedem überstandenen Experiment dieses Vertrauen und der Mut dazu.

Die Fähigkeit, Prozesse ergebnisorientiert gestalten zu können

Experimentierfreude alleine kippt leicht in ein Himmelfahrtskommando. Sie muss begründet sein in der Fähigkeit, die notwendigen Prozesse gezielt auf die notwendigen Ergebnisse hin zu gestalten. Neben einer Portion Gespür geht es dabei um schlichtes Handwerk; es geht darum, zu wissen, wie man es macht. Und etwas Übung darin.

Metakommunikation und Feedback

Zentral ist die Kunst, mit und in den Gruppen in ein wirkliches Gespräch über alle, die Gemeinschaft betreffenden Fragen – auch die persönlichen – zu kommen. Diese Metakommunikation lebt vor allem davon, dass die Einzelnen einander Feedback geben können, d.h. beschreiben können, was sie bei sich und anderen wahrnehmen an Verhaltensweisen und Wirkungen derselben bei sich und der Gruppe. Dies ist eine Form von Offenheit, die ungewohnt ist und die nur möglich wird, wenn man die Einschätzung in „richtig“ und „falsch“, in „gut“ und „schlecht“ durch die interessierte Frage nach den individuellen und kollektiven Bedeutungen ersetzt.

Die Bereitschaft, andere am eigenen Erleben teilhaben zu lassen

Feedback heißt auch, andere am eigenen Erleben teilhaben zu lassen. Deshalb ist es so sehr geeignet, Kontakt zu stiften. Nur wenn die Führungsperson hier mit gutem Beispiel voran geht, kann sie eine Kultur entwickeln, in der dieses Gespräch der Gemeinschaft über sich selbst einen festen Platz bekommt.

Kontakt mit sich und anderen

Ohne mit den Mitschwestern oder Mitbrüdern in Kontakt gehen zu können, kann man sie kaum auf den Weg mitnehmen und kann man in dem komplizierten Beziehungsgeflecht einer Ordensgemeinschaft die eigene Rolle als Führungskraft kaum produktiv gestalten. Einerseits ist Feedback eine gute Möglichkeit, Beziehungen zu klären und sie damit positiv und aktiv zu gestalten. Es braucht aber zudem auch die Fähigkeit, sich auf die oder den anderen einzulassen und einmal für eine Weile den eigenen Standpunkt zu verlassen. Das kann nur, wer mit sich selbst im Kontakt ist: einen eigenen Standpunkt hat, sich dessen bewusst und bereit ist, ihn zu vertreten.

Mut und Fähigkeit, sich klar abzugrenzen

So paradox es klingen mag: nur wer sich abgrenzen kann und traut, ist auch in der Lage, in Kontakt zu gehen! Auch mit der immer größer werdenden Last, mit der sich Führungspersonen in den Orden konfrontiert sehen, können sie nur fertig werden, wenn sie den Mut und die Fähigkeit haben, sich abzugrenzen – die Teile zu nehmen, die sie selbst für unabdingbar halten und jene abzulehnen, die sie überfordern und die ihnen schaden.

Verständnis der eigenen Führungsrolle und der Rollen der anderen

Nur wenn sie weiß, was ihre eigene Rolle ist und ihre eigenen Aufgaben sind und was die Rollen und Aufgaben der anderen sind, kann sich eine Führungsperson klar und konstruktiv abgrenzen. Nur so kann sie sich vor Überforderung schützen und sich in dem komplexen



Beziehungsgeflecht der Ordensgemeinschaft orientieren und Orientierung geben. So sorgt sie für Sicherheit durch Klarheit hinsichtlich der Beziehungen und Rollen und erleichtert der Gemeinschaft das Wagnis der Veränderung.

Versöhnung mit den eigenen Begrenztheiten

Die Beschränkung auf eine klar umrissene Rolle und auch der Verzicht darauf, alle Aufgaben und Lasten zu übernehmen, die an sie herangetragen werden, erfordert es auch, sich seiner eigenen Begrenztheit zu stellen und Wege zu finden, sich mit ihr zu versöhnen.

Ein Verständnis von Gemeinschaft als Ort der Gegenwart Gottes

Die Arbeit an der Entwicklung einer Gemeinschaft ist zumeist „Knochenarbeit“. Die Führungsperson muss sich mit vielen alltäglichen und profanen Fragen herumschlagen und oft Unangenehmes tun und den anderen so manches zumuten. Das ist nicht leicht vereinbar mit einem Verständnis von Spiritualität, das von Beschaulichkeit, Kontemplation und transzendenten Erfahrungen geprägt ist. Es reicht nicht, eine Gemeinschaft als Ort der Gegenwart Gottes zu bezeichnen. Es gilt vielmehr, im Alltäglichen immer wieder das Wagnis einzugehen und sich so weit auf die Unwägbarkeiten der Gruppenprozesse einzulassen und Krisen und Scheitern zu riskieren, dass sich jene spirituelle Erfahrung ereignen kann, in der man IHN in dieser Gruppe oder Gemeinschaft für einen Moment wirklich be-greifen kann. Eine Führungskraft, die dies erlebt hat und ein Gespür dafür entwickelt hat, kann

auch ihre Gemeinschaft daran teilhaben lassen.

Wie die IMS-Fortbildung Führungspersonen in Orden unterstützt – eine Evaluation

Diese Fortbildung des Instituts der Orden hat im September 2008 den vierten Durchgang beendet. Diese Fortbildung wurde von Petra Maria Hothum SND in der Ordenskorrespondenz 2008, Heft 4 vorgestellt. Die ausführliche Kursbeschreibung kann unter www.institut-der-orden.de heruntergeladen werden.

Die beispielhafte Evaluation eines Kursdurchgangs

Den Absolventinnen und Absolventen der bisher abgeschlossenen Kurse wurde stets rund ein Jahr nach Beendigung des Kurses ein Fragebogen zugeschickt mit der Bitte, auf die Leitfragen spontan in freien Worten oder Sätzen zu antworten. Es wurde nach den Gefühlen, Bildern und Gedanken gefragt, die dieser Rückblick auslöst, nach den selbst wahrgenommenen Veränderungen persönlich und im eigenen Leitungsverhalten sowie nach weiteren Bereichen, in denen Veränderungen wahrgenommen wurden und ob es Rückmeldungen dazu von anderen gibt. Im Besonderen wird nach Veränderungen im Umgang mit Spiritualität im eigenen Wirkungsbereich und der Reaktionen der Umwelt darauf gefragt. Weiters interessierte, welchen Zusammenhang die AbsolventInnen zwischen den Kurserfahrungen und diesen Veränderungen sehen. Der spontane Rücklauf auf die Versendung der Fragebögen lag bei 45 %.

Dieser Darstellung liegt die inhaltsanalytische Auswertung der Antworten eines Kursdurchgangs zugrunde, die Evaluation eines zweiten Durchgangs erbrachte ähnliche Aussagen. Die Auswertung erfolgte in einem Wechsel zwischen Extraktion der Einzelaussagen und sukzessiver Kategorienbildung. Deshalb entsprechen die gefundenen Kategorien nicht unmittelbar den psychosozialen Anforderungen an eine Führungskraft, die im vorausgehenden Kapitel aus der Analyse der psychosozialen Situation von Führungskräften im Ordensbereich abgeleitet worden waren. Um die Auswirkungen des Kurses auf die Führungskompetenz einschätzen zu können, werden nun im Folgenden die von den AbsolventInnen der Fortbildung geschilderten Entwicklungen immer wieder mit diesen Anforderungen in Beziehung gesetzt³.

Die allgemeine Wirkung des Kurses

Auf einer 10-Punkte-Skala wurde die Wichtigkeit des Kurses für die eigene Person und ihr Ordensleben durchschnittlich zwischen 8 und 9 bewertet. Der durch die Befragung angeregte Rückblick löste durchweg „gute Gefühle“ (11), Freude, Dankbarkeit, Glück und positive Spannung und positive Erinnerungen (6) an eine „schöne und lohnende Zeit“ in einem „geschützter Raum“ aus. Eine Hälfte erinnerte auch die „andere Seite der Medaille“ (7) – Schmerz, Erschrecken, Hilflosigkeit, Unsicherheit, Blockaden. Selbst wer froh war, es hinter sich zu haben (1), hielt die Erfahrungen für „sehr wichtig“. In den mit dem Kurs assoziierten Bildern klingen Wachstum, Unterschiedlichkeit, Tiefgründigkeit und Risiko an.

Die Rückmeldungen, die die AbsolventInnen von verschiedensten Personen aus der Ordensgemeinschaft und der Familie, aus beruflichen Kontexten, von KollegInnen und Führungskräften erhalten haben, waren alle grundsätzlich positiv.

Sämtliche berichteten Veränderungen gehen in Richtung entwickelter Persönlichkeit und Wahrnehmungsfähigkeit, Stärkung der Auseinandersetzung mit sich selbst und gleichzeitige Erhöhung der sozialen Kompetenz, was eine Vertiefung der Suche nach Weg, Wahrheit und Leben zur Folge hat. Bei allen hat sich das Leitungsverhalten positiv verändert.

Gesteigerte Wahrnehmungsfähigkeit und gefestigte Identität

Insbesondere in den Trainingseinheiten des Kurses aber auch in der Supervision sind die Teilnehmenden ständig herausgefordert, ihre Gefühle und Impulse und die der anderen wahrzunehmen und zur Sprache zu bringen (Metakommunikation, Andere am eigenen Erleben teilhaben lassen). Das hat seine Wirkung: Die AbsolventInnen der Fortbildung nehmen überwiegend ihre Gefühle und die anderer sensibler und differenzierter wahr. Dadurch können sie besser Feedback geben, was wiederum ihre Beziehungen klärt und verbessert.

Durch den häufigen Abgleich der eigenen mit den fremden Wahrnehmungen im Kurs wird die Selbstwahrnehmung der Teilnehmenden nicht nur differenzierter sondern auch realitätsgerechter (Mut zu Klarheit und Desillusionierung*). Dies führt dazu, dass die AbsolventInnen fast durchwegs sich selbst klarer erleben und mehr Achtsamkeit



für die eigenen Bedürfnisse haben. (Selbstkontakt*) Sie lernen offenkundig auch, ihrer Intuition mehr zu trauen. Entsprechend ist das Selbstbewusstsein und mit ihm die Selbstsicherheit gerade auch in Gruppenprozessen bei allen angewachsen, was ihnen zugute kommt, wenn sie Gruppen ins Gespräch miteinander und über ihre Ziele bringen* wollen.

Indem sie ihren eigenen Standpunkt* besser halten, ist ihr Verhalten anderen gegenüber eindeutiger und ihre Bereitschaft, Entscheidungen zu treffen gestiegen. So bieten sie ihrem Gegenüber einen klareren Kontakt* und damit Orientierung und Sicherheit an. Dies schließt einen barmherzigeren Umgang (Versöhnung*) mit der Begrenztheit der eigenen Person wie auch der anderen ein und wirkt sich entlastend auf die Beziehungen aus und erleichtert es, die eigene Rolle klar abzugrenzen.

Gerade das gesteigerte Selbstvertrauen hilft überdies, offen zu bleiben für andere Sichtweisen, Neues auszuprobieren (Experimentieren*) und die damit verbundenen Spannungen erst einmal auszuhalten*.

Konfliktfähigkeit und Gemeinschaftsleben

Dies alles ermöglicht mehr Wachheit, einen größeren inneren Handlungsspielraum und mehr Risikobereitschaft. Mit Konflikten kann so souveräner umgegangen und Konfliktsymptome eher aufgegriffen werden. „Wenn ich Störungen wahrnehme, versuche ich diese auch vorsichtig ins Wort zu bringen“ und „(ich) spreche mir nicht klare Situationen viel schneller offen an“. Das ist nicht immer leicht, denn das bedeu-

tet auch, frühzeitiger und mehr „unter Spannungen zu leiden“. Doch zugleich können die Konfliktspannungen besser ausgehalten werden, was die Qualität der Konfliktklärungen deutlich steigert. (Widerstände, Spannungen aushalten*) Obwohl dieser neu gewonnene Umgang mit Konflikten, für die Mitmenschen auch „ungemütliche“ Anteile hat, steigert dies letztlich die Qualität der Beziehungen*. Denn gerade die gesteigerte Wahrnehmungsfähigkeit und die gefestigte Identität sind es, die in Konfliktklärungen einen inneren Handlungsspielraum und einen Blick auf Andere und die Gruppe eröffnen, der von Rücksicht, Respekt und Wertschätzung getragen ist.

Mit einer besseren Balance zwischen Selbst und Anderen sowie zwischen Verstehen und Abgrenzen vertieft sich auch die Beziehung zur Gemeinschaft. Gemeinschaftssinn und Selbstsorge sind dann keine Gegensätze mehr.

Eine solche, klare Identifikation mit ihrer Gemeinschaft braucht eine Person aber, um sich für diese so einzusetzen, wie es die Leitungsrolle erfordert, und um die Gemeinschaft für den auch schmerzlichen Weg des Wandels gewinnen zu können.

Methodisches Handwerkszeug und Klarheit in der Führungsrolle

Führen und Leiten erfordert neben dem gruppenspezifischen Blick und der Fähigkeit zu Feedback auch, Prozesse strukturiert vorzubereiten*, saubere Absprachen zu treffen, zu moderieren und zu intervenieren. In den vielen verschiedenen Kurseinheiten, in denen sie dazu herausgefordert waren, haben die AbsolventInnen das offenbar gelernt.

Vor allem in den Supervisionen ging es anhand konkreter Fallsituationen immer wieder um das Ausgestalten der eigenen Führungsrolle* – welche Verantwortlichkeiten mit ihr verbunden sind und welche nicht und wie delegiert werden kann. Dadurch wird Leitungshandeln selbstverständlicher, mutiger und angstfreier, ja manchmal sogar lustvoll.

Vertiefte Spiritualität: die Suche nach Weg, Wahrheit und Leben

Die Fortbildung hat eine intensive Auseinandersetzung mit den Fragen des eigenen Weges und der eigenen Berufung und mit Bewahren und Verändern im konkreten eigenen Alltag angestoßen und den Blick für die Realitäten, z.B. von Führungskultur und Strukturen, geschärft. Sich den Realitäten zu stellen bedeutete für die Teilnehmenden auch, die eigenen Begrenztheiten in der Rolle wie in der Person zu sehen und ermöglichte ihnen, anzunehmen, was ist, sich damit zu versöhnen und darin Wachstum bei sich und den anderen zu erleben.

Dieses unmittelbare Erleben der Bedeutung des Scheiterns für Reifung und Leben und die Erfahrung der spirituellen Dimension von Begegnung im Hier und Jetzt haben der Spiritualität der Einzelnen neue Akzente und manchen auch eine Vertiefung vermittelt. Es bedeutete einen „ziemliche(n) Umbruch meines Bildes von Gott“, dass „Formelles und Ritualisiertes in den Hintergrund tritt“, geistliches Leben aber auch „einfacher und tiefgründiger wird“ und der Alltag anders einbezogen werden kann. In der Folge findet nun eine Auseinandersetzung mit dem eigenen Gottvertrauen

statt und mit der beängstigenden Dramatik, die darin liegt, dass erst Ungewissheit und Risiko Gnade ermöglichen. So paradox es klingen mag, gerade dies stärkt das Gottvertrauen* und ermöglicht den Mut zu neuen Wegen*.

Zu erleben, welche zentrale Mittlerrolle Gruppen und Gruppenprozesse dabei haben, hat den Blick für diese geweitet (Gemeinschaft als spirituelle Erfahrung*). Die Wahrnehmung der spirituellen Dimension von Beziehungen veränderte auch die Beziehungsgestaltung. Sie wurde direkter und klarer. Latente Konflikte werden nun allerdings schneller sichtbar und der offensive Umgang damit zu einer spirituellen Herausforderung auch für die Umwelt, die darauf nicht immer positiv interessiert reagierte. Dazu zu stehen, dass sie auch irritieren, war für die AbsolventInnen eine wichtige Lektion: Es gehört zur spirituellen Seite von Führung, auch als unbequem und verunsichernd erlebt zu werden. Bleibt das aus, bleibt nämlich alles beim Alten.

Was diese Veränderungen bewirkt und unterstützt hat

Die AbsolventInnen reflektierten in der Evaluation auch, wie die geschilderten Veränderungen im Kurs zustande kamen. Besondere Bedeutung haben im Rückblick die Kurseinheiten begleitenden kontinuierlichen Supervisionsprozess in einer vertrauten Supervisionsgruppe und die gruppendynamischen Trainings.

Die Auseinandersetzung mit der eigenen Person im Rahmen der gruppendynamischen Trainings und der Supervision. Es ist vor allem die Ermutigung und Anregung zur Auseinandersetzung mit



der eigenen Person, die als besonders wirksame Lernerfahrung genannt wird: „die existenziellen Erfahrungen in den Gruppentrainings und Übungen“, „ich war eingeladen und herausgefordert ..., mich in meiner ganzen Wirklichkeit wahrzunehmen und einzubringen“, „v.a. in vielen berührenden oder auseinandersetzungsreichen Begegnungen mit anderen und mit mir selbst“. Dazu sind vor allem die Reaktionen und Rückmeldungen der anderen und der Leitung, also Feedback, und die Reflexion von Verhalten, des eigenen und des der anderen, wichtig: „Illusionen platzen, wodurch aber auch neue Visionen entstehen konnten“; „Rückmeldungen, die mich mir selbst mehr auf die Spur gebracht haben“; „die Wirkung von Verhalten zu reflektieren“. Indem dies alles in gegenseitiger Achtung und Wertschätzung geschieht, kann dabei zugleich die Selbstachtung gestärkt werden.

Die Kursgruppe als Medium des Lernens

Zentrales Charakteristikum dieser gruppenspezifischen Fortbildung ist, dass die Kursgruppe selbst fast ständig auch Gegenstand der Reflexion und des Lernens ist. Dadurch bietet alles, was in den Kurseinheiten und der Supervision geschieht, auch das Erleben des Miteinanders in der Selbstversorgung, eine Erfahrungs- und Übungsmöglichkeit live, der kaum zu entgehen ist. Besonders hervorgehoben wurden

- der Raum für den Austausch, vom Streiten bis zum Miteinander feiern
- mit sich und anderen in Kontakt kommen,
- der aktive Umgang mit Problemen,

- die Bedeutung der Entscheidungsfreiheit beim Entscheiden,
- das offene Ansprechen von Themen,
- die Bedeutung von Struktur für das Entstehen von Prozessen,
- die Bedeutung von Klarheit in Rollen und Beziehungen beim Leiten.

Die Verbindung von Gruppenerfahrung und Spiritueller Erfahrung

Das zweite Charakteristikum ist die Verbindung von Spirituellem und Lernen in der Gruppenerfahrung. Von der ersten bis zur letzten Kurseinheit wurden die Lern- und Veränderungsprozesse der Einzelnen und der Gruppe in ihrer spirituellen Dimension gesehen und erfahren. Dies hat die Spiritualität der Teilnehmenden vertieft und geerdet. „Das ganze Seminar war geistlich und spirituell durchweht.“ „Es war und wurde das Geistliche sehr geerdet.“ „... dass Gott so in einer ganz anderen Tiefe und Dichte aufleuchtete.“

Dass feste oder gar strukturierte Gebetszeiten von der Kursleitung bewusst nicht angeboten wurden, sondern der Selbstorganisation der Teilnehmenden anheimgegeben waren, damit sie ihre diesbezüglichen persönlichen Bedürfnisse und Interessen deutlicher erkennen konnten, war für die Teilnehmenden eine echte Herausforderung und wurde durchaus ambivalent erlebt.

Fazit

Für die Leitung von Ordensgemeinschaften sind heute Fähigkeiten gefragt, deren Entwicklung ein erfahrungsorientiertes Lernkonzept braucht. Es ist genau die Verknüpfung von Selbsterfahrung und Reflexion, die jene Ver-

änderungen bewirkt und langfristig anregt, die für Leitungspersonen in Ordensgemeinschaften heute so notwendig sind. Wesentlich dafür, dass diese Veränderungen auch noch ein Jahr nach Kursende wirksam sind, diese sich sogar danach noch weiter entwickelt haben, ist sicher auch, dass der Kurs sich über eineinhalb Jahre erstreckt hat und so die Praxis aller AbsolventInnen immer wieder durch einzelne Kurseinheiten unterbrochen und dadurch auch durchwirkt wurde. Eine regelmäßige Wiederholung derartiger Erfahrungen könnte also dazu beitragen, die Entwicklung dieser Fähigkeiten zu verstärken. Dies käme letztendlich wieder der Attraktivität und den gemeinsamen Zielen der gesamten Ordensgemeinschaft zugute.

.....

Literaturhinweise:

Dickerhof, Bertram SJ: Ordensleben morgen. Ordenskorrespondenz 2006, Heft 2.

Hothum, Petra Maria SND: Leiten, Begleiten, Mitverantworten im Glauben. Eine zweijährige Führungskräfte-Fortbildung des Instituts der Orden (IMS). Ordenskorrespondenz 2008, Heft 4.

Stütze-Hebel, Monika: Annehmen, was ist. Ein Veränderungsparadigma (nicht nur) für Führungskräfte. Unveröffentlichtes Manuskript, 2006. www.institut-der-orden.de; www.ios-muenchen.de

- 1 Eine Darstellung findet sich bei Petra Maria Hothum, 2008, die inzwischen die Ausbildungsleitung der Fortbildung übernommen hat.
- 2 Ein kleiner Exkurs: Wie Visionen und Ziele zusammenhängen und warum sie so wichtig sind: Visionen sind eher abstrakte und allgemeine Vorstellungen von einer idealen Zukunft. Sie sind jenseits des Horizonts. Wie der Stern von Bethlehem zeigen sie den Weg und bewegen den, der sich ansprechen lässt, dazu, sich auf den Weg zu machen, doch sind sie selbst nie erreichbar. Das dazugehörige Ziel ist diesseits des Horizonts: es ist die Übersetzung der Vision ins Diesseits. Wir diesseitigen Menschenwesen brauchen Ziele, um uns dauerhaft und auch effektiv in Bewegung zu setzen – dann haben wir Motivation. Die Motivationsforschung hat ermittelt, dass eine langfristige Motivation nur entstehen kann, wenn ein Ziel für die Person(en) attraktiv und in überschaubarer Zeit erreichbar erscheint. Dazu sollte es prägnant genug sein, damit man es sich soweit vorstellen kann, dass der Fortschritt zum Ziel in irgendeiner Weise messbar ist. Die sogenannte SMART-Formel fasst das zusammen: specific-measurable-attractive-reachable-timeline.
- 3 Ein * weist auf die Nennung dieser Anforderung im Kapitel „Was eine Führungskraft heute also braucht“ hin.

Manfred Scheuer

Dr. Manfred Scheuer, Bischof von Innsbruck, wurde 1955 im oberösterreichischen Haibach geboren. Nach seinem Theologiestudium in Linz und Rom empfing er 1980 die Priesterweihe. Nach Forschungs- und Lehrtätigkeiten in Freiburg, Salzburg und St. Pölten wurde er 2000 Professor für Dogmatik an der Universität Trier. 2003 ernannte ihn Papst Johannes Paul II. zum Bischof von Innsbruck.



Manfred Scheuer

Gemeinsam auf dem Weg zu Gott

Vortrag im Rahmen des Symposium Ordo Praemonstratensis im Stift Wilten am 10. Februar 2010

Gibt es ein richtiges Leben im Falschen?

„Es gibt kein richtiges Leben im Falschen.“¹ So ein berühmtes Diktum von Theodor W. Adorno. Er sagt das im Zusammenhang mit der Kritik am Wohnen unter der Überschrift „Asyl für Obdachlose“. – Gibt es ein „richtiges“ Leben in bedrückenden Verhältnissen? Kann man gut leben und arbeiten in entfremdenden Systemen und Zwängen von Wirtschaft, Wissenschaft, Medien, Schule, Krankenhäusern, Verwaltung, Politik. Können wir individuell, d.h. als einzelne und privat Christen sein in Zeiten der öffentlichen Säkularisierung? Können wir heute das Evangelium leben oder geht das nur in einer Gegenwelt bzw. Scheinwelt der Wahrheit und Liebe, die von der Gegenwart, von den Fragen und Nöten der Leute nicht beeinflusst sind?

Und was ist mit der Kirche selbst? Können wir Kirche in der Nachfolge Jesu leben in Zeiten massiver Kirchenkritik, bei den persönlichen Verletzungen und Kränkungen, im Ärger über die Vorgänge der letzten Jahre, bei den konkreten Amtsträgern und in den real existierenden Gemeinden? Können wir die Ehelosigkeit leben angesichts eines Generalverdachts, der die Kirche und die Ordensgemeinschaften trifft?

Zeit der Nachfolge

„Orden – das ist für mich (immer noch) ‚Kirche im Brennpunkt.‘“² In den Orden geht es um die Identität der Kirche. Die ganze Kirche steht unter der Gnade und unter dem Imperativ der Nachfolge, aus der heraus ihre Identität erwächst. In den Orden geht es um die lebendige und gefährliche Erinnerung, dass Christsein und Nachfolge zusammen gehören.³

„Letzte Norm des Ordenslebens ist die im Evangelium dargelegte Nachfolge Christi. Sie hat allen Institutionen als oberste Regel zu gelten.“ (PC 2) „Das Ordensleben (zielt) durch die Verpflichtung auf die evangelischen Räte vor allem anderen auf die Nachfolge Christi und die Vereinigung mit Gott ab.“ (PC 3)

In der gegenwärtigen Gesellschaft und Kirche gibt es seit einigen Jahren so etwas wie eine schleichende „Entchristologisierung“ des allgemeinen Glaubensbewusstseins. Die Christozentrik des Ordenslebens ist heilsamer Kontrapunkt gegenüber der Jesusvergessenheit in vielen Varianten. Orden erinnern uns an Jesus und geben dem Evangelium ein Gesicht. Die Lebensform der evangelischen Räte entspringt nicht primär einem asketischen Programm, auch nicht der Selbststilisierung der Subjekte. Ordensleute sind von Jesus Christus angesehen.

Nikolaus Cusanus hat im 15. Jahrhundert mehrmals in Wilten gepredigt. Er sollte die Orden visitieren und reformieren, was ihm nicht so recht gelungen ist. Von ihm gibt es eine Betrachtung über das Sehen Gottes und das Ansehen, das der Mensch dadurch erhält: „Und weil das Auge dort ist, wo die Liebe weilt, erfahre ich, dass Du mich liebst. ... Dein Sehen, Herr, ist Lieben, und wie Dein Blick mich aufmerksam betrachtet, dass er sich nie abwendet, so auch Deine Liebe. ... Soweit Du mit mir bist, soweit bin ich. Und da Dein Sehen Dein Sein ist, bin ich also, weil Du mich anblickst. ... Indem Du mich ansiehst, lässt Du, der verborgene Gott, Dich von mir erblicken. ... Und nichts anderes ist Dein Sehen als Lebendigmachen. ... Dein Sehen bedeutet Wirken.“⁴ Berufung wurzelt im Ansehen Gottes.

Ordenschristen haben von Gott her ein Ansehen und können so dem Evangelium ein Gesicht geben.

Schönheit der Liturgie

Nicht alle Ordensgemeinschaften haben dasselbe Charisma. Da gibt es monastische, kontemplative, sozial caritative, politische, apostolisch missionarische oder pädagogische Schwerpunkte. Vielleicht kann ein Charisma der Prämonstratenser die Liturgie sein. So habe ich es zumindest in Wilten und in Schlägl erfahren. In der Liturgie kommt die Schönheit des Glaubens zum Ausdruck. Und in ihr wird der Charme der Gnade, der Gabe- und Geschenkcharakter der Selbstmitteilung Gottes konkret. Klöster

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

und Stifte sind keine Militärcasernen und Kreuzgänge bzw. Innenhöfe keine Appellplätze. Gott ist ja kein bloßer moralischer Imperator; Glaube und Sakramente lassen sich nicht auf asketische Peitschenknallerei oder auf ethische bzw. politische Kommandos reduzieren. Leben in der Spur Jesu ist nicht primär Vergatterung oder Befehl, sondern Geschenk.

Stellen wir uns einmal vor, Weihnachten und Ostern würden in Hinkunft nicht mehr gefeiert, sondern auf ein moralisches Kommando der Anständigkeit reduziert. In der Liturgie dürfen wir von Gott hören, was wir uns selbst

nicht autosuggestiv sagen können und nicht durch die eigene Sehnsucht, nicht durch Machen, Leisten, Grübeln oder Denken erreichen können, nämlich von Gott gutgeheißen zu werden. Das ist der kategorische Indikativ des christlichen Glaubens (1 Joh 4,1; 2 Kor 1,20), der in der Liturgie dargestellt wird. Liturgie ist primär dankbare Annahme und Feier der Selbstmitteilung Gottes und der Erlösung durch Jesus Christus. In der Liturgie wird das Vorweg der Gnade Gottes, die Initiative Gottes in der Erlösung anerkannt und gefeiert.⁵ Als Ästhetik des Glaubens sucht Liturgie einen Zugang zu Jesus, dem Erlöser, nicht über die Vergeistigung oder gar Rationalisierung, sondern über die möglichst ganzheitliche, symbolisch sinnenhafte und worthafte Präsentation seiner Gestalt.

Spiritualität der Gemeinschaft

Das Programm augustinischen Klosterlebens ist kurz und treffend im Anfangsatz der Regel ausgedrückt: „Das erste Ziel eures gemeinschaftlichen Lebens ist, in Eintracht zusammenzuwohnen und ein Herz und eine Seele in Gott zu haben.“⁶ Es geht Augustinus um die Verwirklichung einer heiligen, in Gott gegründeten Gemeinschaft. Als Vorbild schwebt Augustinus die Güter- und Liebesgemeinschaft der ersten Christen in Jerusalem vor Augen. „Und alle, die gläubig geworden waren, bildeten eine Gemeinschaft und hatten alles gemeinsam. Sie verkauften Hab und Gut und gaben allen davon, jedem so viel, wie er nötig hatte. Tag für Tag verharnten sie einmütig im Tempel, brachen in ihren Häusern das Brot und hielten miteinander Mahl in Freude und Einfachheit des

Herzens.“ (Apg 2,44-46) „Die Gemeinde der Gläubigen war ein Herz und eine Seele. Keiner nannte etwas von dem, was er hatte, sein Eigentum, sondern sie hatten alles gemeinsam. Mit großer Kraft legten die Apostel Zeugnis ab von der Auferstehung.“ (Apg 4,32f.)

Beim Hören dieser idealen Zustände kommen dann rasch der Frust über die gegenwärtigen Zustände, die Enttäuschung über die real existierende Kirche, die Aggression gegenüber den verantwortlichen Personen und Institutionen. Wenn wir die Apostelgeschichte insgesamt lesen und von ihr her unsere kirchlichen Erfahrungen deuten, so kommen viele Parallelen: „Es kam zu einer heftigen Auseinandersetzung, so dass sie (Paulus und Barnabas) sich voneinander trennten.“ (Apg 15,39). Wenn wir die Zeugnissen der ersten Gemeinden genauer anschauen, so gibt es da Machtfragen, Drangsale, Konflikte, Auseinandersetzungen, Eifersucht, Neid, Zu kurz Kommen, Kleiderfragen, Ritusstreitigkeiten, Genderthemen, Probleme mit der Gemeindeordnung, mit der Prophetie, Auseinandersetzungen um Ehe und Ehebruch, Individualisierungstendenzen, Geld und Solidarität, Glaubensfragen usw. Es gibt Tratsch auf dem Areopag (Apg 17,21), dann wird Mut zugesprochen (Apg 16,40), da gibt es das Stärken der Brüder (Apg 18,23). Beim Abschied fielen alle Paulus um den Hals, brachen in Weinen aus und küssten ihn. (Apg 20, 36-38)

Die konkrete Kirche, unsere Ordensgemeinschaften sind wie die Urgemeinde und die ersten Gemeinden des Paulus nicht eine Gemeinschaft von ausschließlich Gesunden und Reifen, sondern eine höchst gemischte Gesellschaft. So sind auch die real existierenden Gemein-

schaften kein idealistisches Paradies. Die ideale Kommunikation gehört dem Gespensterreich an. In der konkreten Wirklichkeit gibt es gestörte, zerstörende und zerstörte Beziehungen, Behinderungen, Belastungen, Kränkungen, Machtverhältnisse im Miteinander. Da ist die Sehnsucht nach Beheimatung und die Beziehungslosigkeit in der Realität. Oder noch schlimmer: die anderen sind die Hölle. Die neurotischen Verzerrungen und Behinderungen sind bei Paulus Material der *Communio*. Er rühmt sich seiner Schwächen (2 Kor 12,9; 1 Kor 1,18-31). Es wäre gerade die Herausforderung, mit den Licht- und mit den Schattenseiten, mit den Rosen und Neurosen beziehungsreich umzugehen.

Johannes Paul II. skizziert in seinem Apostolischen „*Novo millennio ineunte*“ vom 6.1.2001 eine Spiritualität der Gemeinschaft: „Die Kirche *zum Haus und zur Schule der Gemeinschaft* machen, darin liegt die große Herausforderung. ... Vor der Planung konkreter Initiativen gilt es, *eine Spiritualität der Gemeinschaft zu fördern*. ... Spiritualität der Gemeinschaft bedeutet vor allem, den Blick des Herzens auf das Geheimnis der Dreifaltigkeit zu lenken, das in uns wohnt und dessen Licht auch auf dem Angesicht der Brüder und Schwestern neben uns wahrgenommen werden muss.

Spiritualität der Gemeinschaft bedeutet zudem die Fähigkeit, den Bruder und die Schwester im Glauben in der tiefen Einheit des mystischen Leibes zu erkennen, d.h. es geht um „einen, der zu mir gehört“, damit ich seine Freuden und seine Leiden teilen, seine Wünsche erahnen und mich seiner Bedürfnisse annehmen und ihm schließlich echte, tiefe Freundschaft anbieten kann. Spirituali-

tät der Gemeinschaft ist auch die Fähigkeit, vor allem das Positive im anderen zu sehen, um es als Gottesgeschenk anzunehmen und zu schätzen: nicht nur ein Geschenk für den anderen, der es direkt empfangen hat, sondern auch ein „Geschenk für mich“. Spiritualität der Gemeinschaft heißt schließlich, dem Bruder „Platz machen“ können, indem „einer des anderen Last trägt“ (Gal 6,2) und den egoistischen Versuchungen widersteht, die uns dauernd bedrohen und Rivalität, Karrierismus, Misstrauen und Eifersüchteleien erzeugen. Machen wir uns keine Illusionen: Ohne diesen geistlichen Weg würden die äußeren Mittel der Gemeinschaft recht wenig nützen. Sie würden zu seelenlosen Apparaten werden, eher Masken der Gemeinschaft als Möglichkeiten, dass diese sich ausdrücken und wachsen kann.“⁷

Wir dürfen die Kirche und auch unsere Ordensgemeinschaften im Licht des Evangeliums deuten. Christliche Armut, und diese war Augustinus sehr wichtig, lebt aus der Hoffnung auf die eschatologische Vollendung. Diese Hoffnung hat sich gerade auch in einer Situation des Umbruchs, der Unsicherheit und der Unübersichtlichkeit zu bewähren. Eine solche Unübersichtlichkeit besteht zurzeit z.B. in der Frage, wie die Kirche mit ihrer Botschaft und mit ihrem Auftrag in der Gesellschaft präsent sein kann. Die Armut als Gestalt der Hoffnung lässt sich nicht in die falsche Alternative zwischen zynischer Resignation und integralistischer Machtpolitik treiben. Die Kirche verkündet das Paschamysterium, sie hat ihre Wurzeln in Tod und Auferstehung Jesu. Tod und Auferstehung gehen durch die eigene Glaubensbiographie und durch die geschichtliche Gestalt von Kirche.



Ich sage den Prämonstratensern und Prämonstratenserinnen ein großes Vergelt's Gott für ihr Gebet, für ihr Zeugnis des Glaubens und der Gemeinschaft, für ihr Wirken in der Kirche und in der Gesellschaft.

.....

- 1 Theodor W. Adorno, *Minima Moralia*, I, 18; in: *Gesammelte Schriften*, Bd. 4, 19.
- 2 Johann Baptist Metz, *Zeit der Orden? Zur Mystik und Politik der Nachfolge*, Freiburg i. B. 1977, 91.

- 3 Johann Baptist Metz, *Zeit der Orden* 10.38.
- 4 Nikolaus von Kues, *De visione Dei/Die Gottesschau*, in: *Philosophisch-Theologische Schriften*, hg. und eingef. Von Leo Gabriel. Übersetzt von Dietlind und Wilhelm Dupré, Wien 1967, Bd. III, 105-111.
- 5 Vgl. dazu Kurt Koch, *Leben erspüren – Glauben feiern. Sakramente und Liturgie in unserer Zeit*, Freiburg i. B. 1999, 65.
- 6 Die Regel des heiligen Augustinus 1, in: Hans Urs von Balthasar (Hg.), *Die großen Ordensregeln*, Einsiedeln 1974, 161.
- 7 Johannes Paul II., *Apostolisches Schreiben „Novo millennio ineunte“*, Rom 2001, Nr. 43.

»Die Christozentrik des Ordenslebens
ist heilsamer Kontrapunkt
gegenüber der Jesusvergessenheit
in vielen Varianten.
Orden geben dem Evangelium
ein Gesicht.«

Manfred Scheuer

José Cristo Rey Garcia Paredes CMF

Prof. P. Dr. José Cristo Rey Garcia Paredes CMF, Jahrgang 1944, ist Claretiner. Der gebürtige Andalusier studierte Philosophie und Theologie in Segovia, München und Rom. Nach Lehraufenthalten in Madrid und Curitiba (Brasilien) unterrichtet er heute Ordens- und Sakramentstheologie in Manila, Madrid und Salamanca.



José Cristo Rey Garcia Paredes CMF

Die Hoffnung als unsere Sendung im europäischen Kontext

Einführung: „Alles hat seine Zeit“

Wenn wir uns fragen, was zu Beginn dieses neuen Jahrhunderts die Zeit Europas ist, „Zeit der Hoffnung oder Zeit der Verzweiflung?“ geraten wir wohl in manche Ungewissheit. Wir würden ohne viele Probleme erkennen, dass wir viel bessere Zeiten der Hoffnung erlebt haben, aber auch sehr viel schlimmere Momente der Verzweiflung. Auch würden wir darin übereinstimmen, zu sagen, dass uns die „Leidenschaft der Hoffnung“ fehlt und dass wir weder in Europa noch in der Kirche noch im Ordensleben spontan die belebende Luft der „Hoffnung“ atmen. Vielleicht brauchen wir eine künstliche Lunge, die es uns ermöglicht, den Rhythmus des christlichen Atmens der wahren Hoffnung wiederzuerlangen.

Die Ambivalenz der Situation, in der wir leben, befreit uns von künstlichen Gewissheiten; sie erlaubt uns, uns mit

Im Rahmen der Vollversammlung der europäischen Ordensobernkongress UCESM, die im Februar 2010 in Tschenschow (Polen) stattfand, präsentierte P. José Cristo Rey Garcia Paredes CMF seinen großen Entwurf einer Hoffnungsbotschaft für Europa. Die Ordenskorrespondenz dokumentiert leicht gekürzt den ersten von drei Teilen seines Vortrags in der Übersetzung von P. Peter Knauer SJ. Die Teile zwei und drei werden im kommenden Heft 3/2010 veröffentlicht.

offenem Geist der Wirklichkeit zuzuwenden, und verpflichtet uns, die besten Möglichkeiten zu suchen, um die Sendung der Hoffnung zu verwirklichen. Die Frage, auf die sich heute unsere Aufmerksamkeit richtet, ist nicht in erster Linie, wie wir in uns Ordensleuten die Hoffnung wieder aufleben

lassen können, sondern was wir beitragen können zum Wachstum der Hoffnung in Europa, oder eher auf unserem Planeten, und von dort aus in uns.

Teil I: Kontext: In Zeiten eines neuen Bewusstseins

Die Sendung ist niemals unbewegt. Sie ist immer in Unruhe angesichts der neuen Herausforderungen. Obwohl sie die gleiche ist, nimmt sie neue Formen an. Obwohl ein und dieselbe, kann sie ihren Namen wechseln. Vielleicht ist ihr Name in dieser Zeit: Hoffnung. In Zeiten des Wandels und vielleicht der Mutation¹, in Zeiten, in denen ein neues Bewusstsein² entsteht, in Zeiten, in denen wir die Schrecken des XX. Jahrhunderts hinter uns lassen wollen, ist dieser Name vielleicht der geeignetste. Und deshalb klingen uns heute die Worte des Ersten Petrusbriefs so sehr nach: „Seid immer bereit, jedem, der euch nach dem Grund (logos) für unsere Hoffnung fragt, Rechenschaft zu geben.“ (1 Petr 3,15) Damit die Sendung die Gestalt der Hoffnung annimmt, müssen wir uns fragen:

- Welche Anreize gibt es in der Kirche, um dieses Thema anzugehen?
- Was ist die Hoffnung für unsere europäischen Zeitgenossen?
- Was kann man im Zusammenhang der Erinnerung an Auschwitz hoffen?
- Welche Horizonte der Hoffnung öffnen sich für unsere säkularisierte Gesellschaft?

Kirchliche Anreize, um dieses Thema anzugehen

Anreize, um dieses Thema anzugehen, gibt es viele. Die Kirche hat auf

verschiedene Weisen in diesen letzten Jahren ihrer Sorge um das Thema der „Hoffnung“ Ausdruck gegeben. Erinnern wir uns an einige Momente:

- Vor fast sieben Jahren (28. Juni 2003) unterzeichnete Papst Johannes Paul II. das Apostolische Schreiben „Ecclesia in Europa“. Sein zentrales Thema war: „Christus lebt in seiner Kirche und ist Quelle der Hoffnung für Europa“.³
- Ein wenig später (16. Oktober 2003) unterzeichnet Papst Johannes Paul II. ein anderes Apostolisches Schreiben „Pastores Gregis“ über den Bischof als Diener des Evangeliums Jesu Christi für die Hoffnung der Welt. Und dort wird gesagt, der Bischof habe „die Aufgabe, Prophet, Zeuge und Diener der Hoffnung“ zu sein (PG, Nr. 3).
- Im Jahr 2004 feierte „Weltweites Ordensleben“ seinen Kongress in Rom. Man achtete sehr auf das Thema Hoffnung.⁴
- Das Jahr 2007 hat die Vereinigung der Generaloberinnen ihre Zusammenkunft (6. bis 10. Mai) dem Thema gewidmet: „Aufgerufen, eine neue Spiritualität zu weben, aus der Hoffnung und Leben für die Menschheit erwachsen“.
- Papst Benedikt XVI. veröffentlichte am 30. November 2007 seine zweite Enzyklika „Spe Salvi“ über die christliche Hoffnung.⁵
- Es gibt auch ein politisches weltweites Klima, das sich nach einer Zeit der Hoffnung sehnt.⁶

Angesichts dieser Herausforderungen übernimmt diese Versammlung die Aufgabe, das Thema „Geschichten der Hoffnung, Hoffnung für die Geschich-

te“ zu bedenken. Und ich bekam das Thema „*Hoffnung als Sendung in unserem Europäischen Kontext*“.

Es liegt nahe, die Dynamik zu unterstreichen, welche der Titel meines Vortrags zum Ausdruck bringt: „*Die Hoffnung als Sendung*“. Die Hoffnung strahlt aus und ist ansteckend. Sie ist Sendung und fordert zur Weitergabe auf. Sie ist vielleicht der beste Name für die Sendung in Zeiten wie unseren und in unseren Gesellschaften. Ich beabsichtige, dieses Thema existentiell anzugehen, im Dialog mit unserer Kultur, im Zusammenhang eines Europa, das sich gerade neu organisiert. Dazu werde ich meine Ausführungen in drei Teilen entfalten:

- der europäische Kontext als ein Raum, in dem es um die Hoffnung geht;
- die apokalyptische Spiritualität und die christliche Hoffnung als Grundlage der Sendung;
- die Eigenschaften der Sendung unter dem Aspekt der Hoffnung.

Profile der Hoffnung in unserer Zeit (die Denker)

Es gibt verschiedene Weisen, die Hoffnung in Europa zu denken: 1) Hoffnung als eine Falle, 2) Hoffnung auf den Fortschritt trotz ihrer Opfer, 3) Hoffnung aus der Verzweiflung der Betroffenen und 4) der Vorschlag der utopischen Vernunft oder „das Prinzip Hoffnung“.

Sich von den Fallstricken der Hoffnung befreien

André Comte-Sponville prägte die Formulierung: „Glück in verzweifelter

Weise“⁷, um zu zeigen, dass Hoffnung und Glück nicht zusammenpassen. Die Leute hoffen, weil sie glücklich sein wollen. Die Sehnsucht nach Glück aktiviert all die Mechanismen der Hoffnung. Aber was geschieht? Wenn unsere Wünsche erfüllt sind, treten wir nach einer kurzen Zeit des Genießens wieder in eine Situation der Unzufriedenheit und Langeweile ein. Nichts kann unsere Wünsche wirklich befriedigen. André Comte-Sponville sieht seine These durch Autoren wie Schopenhauer bestätigt. Dieser definierte Langeweile als „das Fehlen von Glück gerade an dem Ort, wo seine Gegenwart erhofft wird“ oder konnte sagen, dass „das Leben wie ein Pendel hin und her schwingt zwischen Schmerz und Überdruß“⁸. Ähnlich bei George Bernard Shaw, für den es zwei Katastrophen im Leben gibt: „Die erste, wenn unsere Wünsche nicht erfüllt werden, die zweite, wenn sie doch erfüllt werden.“

Hoffen ist Ersehnen ohne Freude, Ersehnen, ohne zu wissen, was sein wird, („ein Mangel an Wissen“ – Spinoza), Ersehnen ohne Macht. Denn was ich erhoffe, hängt nicht von mir ab („Es ist die Ohnmacht der Seele“ – Spinoza). Für die philosophischen Theorien des Fatalismus oder Determinismus oder des Schicksals gibt es keinen Raum für die Hoffnung: „Was geschehen muss, wird geschehen!“ Deshalb fühlt sich die Philosophie nicht wohl, wenn die Frage nach der Hoffnung gestellt wird.

Comte-Sponville beschreibt diese Situation mit dem Ausdruck: „Fallstricke der Hoffnung“. Die Hoffnung verspricht dasjenige, was sie nicht zu geben vermag; sie ist immer enttäuscht. Um sich von solchen Fallen zu befreien, suchen die Menschen mögliche Lösungen: die



oberflächliche, die drastische und die aufgeklärte.

- Zur oberflächlichen Lösung greift man sehr oft: sie besteht darin, schnell von einem Wunsch zum andern überzugehen, von einem kurzen Genuss zur Suche nach einem anderen. Sie ist das Übergehen von einer Hoffnung zur anderen.
- Die drastische Lösung ist die einer Minderheit: die Enttäuschung angesichts der Wirklichkeit führt dazu, alles hienieden zu verachten und nur das zu erhoffen, was nicht enttäuschen kann: das ewige Leben. Beispiel für diese Haltung ist Pascal, der sagte: „Es gibt kein größeres Gut in diesem Leben als die Hoffnung auf das jenseitige Leben.“
- Die „aufgeklärte“ Lösung ist dem postmodernen Denken eigen und hat in Comte-Sponville einen guten Vertreter; diese Lösung macht den Vorschlag: Der Kurzschluss von Hoffnung und Enttäuschung muss überwunden werden. Wenn jede Hoffnung enttäuscht, ist es am sinnvollsten, sich von dieser Hoffnung selbst zu befreien. „Nur wer auf die Hoffnung verzichtet“, so verkündet Sponville, „kann glücklich sein.“ Das Glück überrascht uns mit den kleinen Freuden des Lebens („das gelebte Glück“). Hoffnung ist wünschen, ohne zu wissen, ohne Macht und ohne Freude. Die kleinen Freuden des Lebens ermöglichen uns, zugleich zu verlangen und uns zu freuen, das zu wünschen, was wir kennen, und das zu wünschen, was wir tun. Die Hoffnung ist ein Verlangen nach dem, was noch nicht wirklich ist. Dagegen bezieht sich die Liebe auf das Wirkliche. Deshalb sieht sich nur das

Nicht-Wünschen niemals enttäuscht.

Das ist die weise Hoffnungslosigkeit.

Wenn die These von Comte-Sponville von vielen Menschen geteilt wird – und zwar immer mehr! – so liegt dies vor allem daran, dass sie eine ungenügende Auffassung von der Welt ist, weil wir weder Determinismus noch Fatalismus schon überwunden haben. Was sind heute neue Wege der Hoffnung und ohne irgendwelche Fallstricke?⁹

Die Sinnlosigkeit von Auschwitz: Fortschritt, ohne auf die Opfer zu achten

Wenn die Hoffnung nach Comte-Sponville illusionär ist, so ist Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung real. Es gibt viele Geschichten der Hoffnungslosigkeit in der globalen Geschichte der Menschheit. Wir haben zehntausend Jahre mit Kriegen und Massakern durchlebt. Die großen Religionen haben trotz der Moralgrundsätze ihrer heiligen Bücher die Entfesselung der Gewalt nicht verhindert, mit der die Hoffnung endet. Während des zwanzigsten Jahrhunderts war Europa der Raum von Gewalt, Krieg und Übermacht des Todes. Es konnte seine Konflikte nicht durch Dialog überwinden, durch die Akzeptanz des Anderen; vielmehr führte die schlimmste Gewalt zu Millionen Toten als Ergebnis von zwei Weltkriegen. Für sie gab es keine Hoffnung.

Auschwitz ist vielleicht das apokalyptische Zeichen schlechthin, jene Barbarei, die in der Vernichtung der europäischen Juden durch die Nazis bestand. Die Gewalt übertraf die schlimmsten Prognosen. Man sprach von „Konzentrationslagern“, und es entstanden „Vernichtungslager“. Von Verbrechen gegen einzelne Personen ging man zu

Verbrechen gegen die Menschheit über. Niemals hat es die Bosheit des Menschen so weit gebracht. Aber jetzt geht es nicht darum, sich an die Vergangenheit zu erinnern, sondern aufzudecken, ob dieser die Hoffnung nehmende Zusammenhang latent oder verschleiert in einigen Erscheinungsformen des Schreckens weiterbesteht, die von Zeit zu Zeit ausbrechen.

Nicht wenige Denker unserer Zeit haben gezeigt, dass das Symbol „Auschwitz“ sich wieder ereignen kann. So wird es sein – sagt man –, wenn sich nicht die Weise des begrifflichen Denkens¹⁰ tief verändert, welches die Verbrechen von Auschwitz ermöglicht hat. Die Frage ist sehr ernst. Diese Denker sagen uns, dass die Wurzel der Gewalt die Denkweise ist, die wir im Westen geerbt haben: Unsere Begriffe reduzieren Pluralität auf Einheit, das Vielfache auf das eine. Sie interessieren sich nur für das Wesentliche, das Erstrangige und kümmern sich nicht um das Zufällige und Zweitrangige. Das begriffliche Denken brachte Thales von Milet zu seinem Ausruf: „Alles ist Wasser!“, Demokrit: „Alles ist Feuer!“, die Nazis: „Alles ist Rasse!“ Die universalistischen Philosophien haben einen gewaltsamen Aspekt, durch den ihre angebliche wesentliche Wahrheit zur Mörderin anderer Wahrheiten¹¹ wird. Levinas sagte, dass deshalb der Idealismus „eine Ideologie des Krieges“¹² sei.

Die Tatsache, dass das europäische Denken dem Einzelnen und Besonderen so wenig Bedeutung beimisst, bewirkt, dass es sich nicht um den konkreten Menschen kümmert, sondern nur um das transzendente und abstrakte Subjekt: Die Menschheit, „den Menschen“. Idealismus und Marxismus

gaben dem Siegeszug der Geschichte und dem zunehmenden Fortschritt solche Bedeutung, dass sie mit Leichtigkeit zugestanden, dass dieser Prozess menschliche Kosten mit sich brächte und man wie mit einem kleineren Übel mit Leichen, Schutt und Schäden an der Natur zu rechnen habe.¹³ Hegel hat dies so ausgedrückt: „Blumen am Wegesrand werden zertreten.“

Die mitleidende Vernunft: in neuer Weise sich um das kümmern, was am Rand liegt

Der Universalitätsanspruch der Vernunft bricht ein, wenn man die Wichtigkeit dessen entdeckt, was als sekundär oder zufällig gilt, wenn man den Verlierern in der europäischen Geschichte eine Stimme gibt (sowohl des christlichen Europas – den Verlierern in Lateinamerika – als auch des Europas der Aufklärung, den Verlierern gegenüber den Nazis). Jüdische Philosophen fordern von uns, diese Begriffsmentalität abzulösen, indem man auf neue Weise die Randexistenz denkt, die erzwungene und sehr häufig verachtete Randexistenz.¹⁴ Wir können nicht gleichgültig bleiben gegenüber dem Verbrechen im Namen der allgemeinen Wohlfahrt. Diese Gleichgültigkeit wird uns dazu führen, nicht zu verhindern, dass sich in der Zukunft solche Verbrechen wiederholen. Unterdrückung und Fortschritt können zu den beiden Seiten derselben Münze werden. Wie kann man diese tödliche Logik unterbrechen? Indem man die relativen Erfolge des Fortschritts vom Schicksal der systematisch Unterdrückten her beurteilt!¹⁵ Die Macht des Faschismus besteht nicht so sehr in seiner politischen Weltherrschaft, als



vielmehr in der Internalisierung seiner Logik, d.h. in dem in unserer Kultur erreichten Konsens darüber, dass diese Kosten unvermeidlich seien. Was in Auschwitz geschah, darf nicht nur eine Erinnerung an die Barbarei bleiben, damit sie sich nicht wiederholt. Theodor W. Adorno forderte, dass sie zu einem kategorischen Imperativ werde, der nötig, unser Denken und unser Handeln neu auszurichten.¹⁶ Immer stärker wird unter den Menschen der Wunsch nach einer Menschheit ohne Kämpfe, Kriege und Massaker. Wir sind davon überzeugt, dass Gewalt kein notwendiger Faktor für die Entwicklung sein darf. Die Kirche und in besonderer Weise das Ordensleben haben diese Mentalitätsveränderung begleitet, die es erlaubt, die Wirklichkeit von den Letzten her, von den Ausgeschlossenen her, von den Besiegten her zu sehen. Daher ist die grundlegende Frage, die sich uns stellt: Gibt es Hoffnung für die Letzten, für die Opfer? Auch wenn es paradox scheint: Die Erfahrung der Verzweiflung ist der Schlüssel zur Entdeckung der Hoffnung, denn wenn alles dunkel ist, genügt ein kleines Licht, um wieder Hoffnung entstehen zu lassen. Wir leben, weil wir hoffen. Hoffnung besteht dort, wo die Wahrscheinlichkeit besteht, das Böse zu überwinden. Die Hoffnung von der Verzweiflung her denken, ist weise und realistisch. Die Hoffnung wird nur von denen geschätzt, die einmal verzweifelt waren. Und nur sie nehmen Gefahr auf sich und trotzen jeder Art von Schwierigkeiten, um zu verwirklichen, was sie erhoffen. Die Hoffnung wird als eine Intuition geboren. Es entfaltet sich in uns eine innere Bewegung, die uns in eine vertrauensvolle Beziehung zur Welt bringt. Diese Intuition bewirkt, dass wir

etwas ersehnen; sie gibt diesem Ersehnen Macht und stellt uns eine lichte, wünschenswerte Zukunft vor Augen. Die Hoffnung macht unser Herz heiter, beruhigt unsere Ängste und lässt uns die Gegenwart ertragen, so schmerzvoll sie auch scheinen mag.

„Das Prinzip Hoffnung“

Ernst Bloch beginnt sein Buch „Das Prinzip Hoffnung“ mit diesen Fragen: „Wer sind wir? Woher kommen wir? Wohin gehen wir? Was erhoffen wird? Was erwartet uns?“¹⁷ Das sind grundlegende Fragen über das Menschsein: nach unserer Identität, unserer Herkunft, unserem Ziel, unserer Hoffnung. Bloch sieht den Menschen überwältigt durch Furcht und voller Angst. Nur die Hoffnung überwindet die Angst. Angst ist passiv, Hoffnung ist aktiv. Angst verengt den Lebensraum. Hoffnung gibt Weite. Der Mensch muss die Kunst der Hoffnung erlernen. Die Zukunft enthält, was man befürchtet und was man erhofft. Wer nach etwas strebt, lebt der Zukunft entgegen. Nicht so geschieht es in einer Gesellschaft im Niedergang oder in den verbürgerlichten Gesellschaften, für die jede Veränderung unmöglich ist. Das bürgerliche Prinzip tötet alle Hoffnung.

Bloch will das statische Denken überwinden, das auf der Empirie aufbaut und unfähig ist, die Zukunft zu erfassen. Er will das historische Denken überwinden, welches das Geschehen als eine Wiederholung immer des Gleichen ansieht. Es ist nach Leibniz „eine Festung des Fatalismus“; Erkenntnis ist nur Erinnerung. Es ist ein Denken ohne Verlangen und ohne Wunsch. Bloch führt die Philosophie in den Raum der

Hoffnung, die er als den unerforschten Kontinent bezeichnet. Von daher entsteht die *Docta spes*. Das utopische Denken leitet alle Bewegungen der Freiheit. Wir müssen unser Denken „in terram utopicam“ ausrichten, auf die Veränderung der Welt hin. Die Leidenschaft für den Wandel und das Kommen des novum mobilisiert die Hoffnung. Hoffnung entsteht in unseren Träumen. Es gibt keinen Menschen, der nicht träumt. Es gibt Nachträume und Tagträume. Die Nachträume verweisen uns auf die Vergangenheit. Die Tagträume öffnen uns den Weg der Hoffnung. Es wird heute notwendig, die Tagträume zu intensivieren¹⁸. Die Tagträume überfallen uns von allen Seiten. Das Leben wird von allen diesen Träumen durchquert: Träumen von einem besseren Leben als zuvor. Die Unzufriedenheit ist Teil der Hoffnung. Das Verlangen nach dem, was noch nicht ist, nach dem Noch-nicht-Bewussten, nach dem, was noch nicht zum Sein gelangt ist und auch noch keinen Namen hat, das ist Transzendenz.

Es gibt viele Utopien in den Tagträumen der Menschheit: nicht nur die politischen Utopien, auch medizinische, soziale, technische, architektonische und geographische Utopien; es sind Gebiete des Verlangens, die von der Malerei und der Literatur bestimmt werden; Illusionen des Heils, grundlegend für eine Gesellschaft ohne Elend. Es geht um einen Traum von einem Leben jenseits der Mühe oder der Illusion der Muße oder bloßen Sabbatruhe. Die Visionen der Hoffnung wollen die Grenze des Todes, des Schicksals überwinden. Hier findet man die literarischen Gestalten für die menschliche Überwindung aller Hindernisse: Don Juan, Ulysses, Faust,

Don Quijote; die Musik, Visionen der Hoffnung gegen den Tod, die Phantasie der Religion im Kampf mit dem Tod und dem Schicksal. Die Gegenwart des Reiches Gottes unter uns ist die Quelle. Sie inspiriert alle unsere Träume, die wir mit wachen Augen träumen. Wo das Reich ist, das ist der Schöpfer Geist, da gibt es Inspiration und Kunst, da gibt es Kreativität. Wo das Reich ist, da gibt es eine andere Perspektive und nicht jene, die sich uns hartnäckig auf zu allererst aufdrängt, wie eine Wirklichkeit, in der das Böse immer gewinnt.

Wenn es gut ist, sich an einem erfüllten Wunsch zu freuen, so hat auch der Traum der Hoffnung, der vorwegnimmt, was kommen soll, seine strahlende Schönheit. Die Vorfreude auf das Glück, die in der Hoffnung besteht, hat bereits den Geschmack des Glücks. Die Vision einer glücklichen, gerechten, befreiten und erlösten Welt gibt der Gegenwart Macht und dem Kampf und dem Weg ihren Sinn. Wir sehen also, welche Gegensätze es in der Weise gibt, wie man die Hoffnung in Europa auffasst. Wir können nicht das Evangelium der Hoffnung verkünden, ohne in Dialog zu treten mit diesen Weisen, die Hoffnung zu denken.

Ein neuer Horizont, ein neues Bewusstsein (die Wissenschaftler, die Politiker)

Es öffnen sich uns neue Horizonte, um die Hoffnung in diesem neuen Jahrhundert zu denken, dies trotz düsterer Diagnosen¹⁹. Eines der auffälligsten Phänomene unserer Zeit im frühen einundzwanzigsten Jahrhundert ist das Augenmerk, das sich auf die menschliche Spezies und unseren Planeten richtet. Es gibt ein großes Interesse



an wissenschaftlichen Daten, die uns von den Genen und Genomen sprechen, von den Manifestationen und Fortschritten des Lebens; aber auch an Daten, die in ganz neuer Weise vom Denken, vom Bewusstsein, von künstlicher Intelligenz, von menschlicher und genetischer Konstruktion sprechen, vom Planeten und von den Arten. Es entsteht unter uns ein wachsendes Bewusstsein für die „Spezies Mensch“. Unser Bewusstsein wird immer globaler. Unser Dialog des Lebens erstreckt sich nicht nur auf Männer und Frauen aus anderen Kulturen, anderen Religionen, anderen Generationen, sondern auch auf andere Arten.

Die Herausforderung der doppelten Bewegung hin auf das Globale und das Lokale

Es ist nicht leicht zu definieren, was wir leben. Dynamiken, die einander scheinbar widersprechen, mobilisieren uns von Außen und von Innen. Ich bezeichne sie als „Bewegung auf Korrelation hin“, „Bewegung auf Differenz hin“.

- Es gibt in der Menschheit eine Bewegung auf Korrelation hin, auf Nähe, Solidarität hin: diese Bewegung versucht, Konflikte der Vergangenheit mit ihren Lasten von Gewalt, Imperialismus und destruktivem Potenzial zu überwinden. Heute will die Menschheit gastfreundlicher sein, mehr interkulturell und interreligiös. Sie privilegiert den Dialog, Verhandlungen, gegenseitiges Verständnis, den Aufbau von Partnerschaften. Dieser Bewegung entspricht das Phänomen der Mundialisierung oder Globalisierung, der Planetisierung und des neuen Bewusstseins der Art.

Dennoch schafft es diese Bewegung nicht, gegen all die negative Ladung so vieler Konflikte, Blockaden und Bereiche der Kultur des Todes anzugehen, die sich bei uns noch zeigen.

- Gleichzeitig gibt es in der Menschheit ein Bewegung auf den Unterschied hin: Gruppen und Einzelpersonen verteidigen ihre Identität; sie lehnen es ab, von globalisierenden Bewegungen absorbiert zu werden, welche die Unterschiede nicht berücksichtigen, sondern aufheben wollen. Dank dieser Bewegung verbleibt in der Menschheit eine bewundernswerte biologische Vielfalt; es gibt mehr als 2.000 verschiedene Kulturen, eine Vielfalt von Sprachen, verschiedene Religionen und Lebensstile. Dieser Bewegung entspricht das Phänomen des Schutzes des lokalen oder nationalen Raums, der Umwelt, der Religion, der Minderheitskulturen, der Sprache ... Aber es besteht die Gefahr, innerhalb der Menschheit Gräben zu ziehen und die Errichtung dieses „gemeinsamen Hauses“ zu behindern, zu dem wir unseren Planeten gerne machen würden.

Den Traum einer pluralen und friedvollen Menschheit zu verwirklichen, die versöhnt und gerecht ist, das ist die Utopie, die wir in unserem Blut tragen, aber sie wird ständig gebremst und bedroht durch die menschlichen Egoismen und althergebrachten Methoden der Konfrontation und der Gewalt, von denen uns zu befreien uns nicht gelingt.

Die vierte Erweiterung des Bewusstseins

Das menschliche Bewusstsein hat einen langen evolutionären Weg durchlaufen,

den wir als vier Erweiterungen des Bewusstseins bezeichnen können:

- Der erste Erweiterung trat auf, als sich Individuen mit Individuen innerhalb eines Stammes verbanden; daraus entstand die Stammes-Identität.
- Der zweite Erweiterung: Als sich Individuen mit abstrakten Gruppen von Individuen in Nation bzw. Staat verbanden. Daraus entstand die nationale Identität.
- Der dritte Erweiterung: Als sich verschiedene Gruppen, Völker und Nationen miteinander verbanden: Hier entsteht die trans-nationale, ja internationale Identität.
- Der vierte Erweiterung wird stattfinden, wenn unser Bewusstsein global wird. Daraus wird dann die globale Identität entstehen.

Wir nähern uns also der vierten Bewusstseinsenerweiterung: Eine neue Vision, in der Menschen integriert sind, Tiere und die Umwelt, d. h. die gesamte Ökologie unseres Planeten. Diese vierte Erweiterung des Bewusstseins wird ermöglicht durch die neuen Tugenden wie Gastlichkeit gegen-über den anderen und dem anderen, Mitgefühl für alle Erscheinungen des Lebens, Menschlichkeit gegen alle Formen der Barbarei. Es geht um das Bewusstsein der Gleichheit gegen alle Formen des Despotismus, den miteinander geteilten Wohlstand und den gegenseitigen Respekt für die Würde der Person, des Lebens. Diese vierte Erweiterung des Bewusstseins offenbart uns, dass es keinen Grund gibt, warum ein Mensch Feind des anderen Menschen sein soll. Wir sind nicht Nationalwesen mit Grenzen, Kriegen und Waffen. Denn dann haben wir nur eine künstliche Identität, die nicht real ist.²⁰

Unsere Identität ist global, weltweit. Wir sind Bürger der Welt.

Die vierte Erweiterung des Bewusstseins führt uns zur Globalisierung, zu einem System, das alles ins Gleichgewicht bringt und integriert. Sie führt uns dazu, die Waffen und ihre Herstellung von der Erde zu verbannen; es wird keine Weltbank mehr geben, die partikulären Interessen dient, keinen Wucher. Vielmehr wird es eine Bank geben, die den Grundbedürfnissen der Menschen und der ganzen Erde dient. Das aktuelle Modell der Globalisierung „breitet nicht den Reichtum aus, sondern kanalisiert ihn zu den Reichen hin, indem es aus Millionären Milliarden macht“ (Joel Hirschhor): Seine Folgen bleiben Ungleichheit, Armut, Krieg, Zerstörung (Vergewaltigung, Plünderung, Ausbeutung der Ressourcen des Planeten) und Verzweiflung.

Die vierte Erweiterung des Bewusstseins fordert die Integration von allem, jedoch keine Homogenisierung. Die Globalisierung möchte die Verschiedenheit artikulieren und eine solidarische und dynamisch ausgeglichene Menschheit entstehen lassen.²¹ Gegen das einzige, uniformierende Denken soll es zu durchaus einem, aber alles integrierenden Denken kommen. Die Globalisierung fordert von uns, zu lernen, kritisch Vielfalt zu integrieren. Nur dann wird die eigentliche Gewalt aufhören.

Es öffnet sich für die Menschheit ein Horizont der Hoffnung. Aber zunächst müssen wir angemessen auf diese Herausforderung antworten. Es handelt sich um eine unmittelbare Sendung, der wir uns nicht entziehen dürfen und die nicht vernachlässigt werden darf.



Ist eine andere Welt möglich? Die anti-apokalyptischen Visionen

Immer häufiger werden die Slogans, die uns so oder so ausdrücken, dass die Dinge sich ändern können. Die Bewegung „Eine andere Welt ist möglich“ ist in unserer Zeit sehr stark. Die Frage ist nur: Von welcher Möglichkeit wird hier gesprochen? Es fällt auf, dass es eine beträchtliche Skepsis in Bezug auf Apokalyptik gibt und dass sich eher eine Gegenapokalyptik aufdrängt.

Gegen-apokalyptisch ist die Theorie Fukuyamas über das „Ende der Geschichte“: Dieses Ende bedeutet keinerlei Erlösung; es besteht nicht in der Verwirklichung des Vergangenen. Das Ende der Geschichte besteht nur in der Ankündigung, dass es nichts Neues zu erhoffen gibt. Es ist die Inthronisierung des Staates als endgültige Gestalt des Politischen.²²

Gegen-apokalyptisch ist auch die Theorie des Fortschritts: Es gibt hienieden immer Zeit, eine asymptotische Zeit, die nichts von dem hervorbringt, was sie verspricht, sondern es immer nur aufschiebt.

Gegen-apokalyptisch ist auch der Gnostizismus: „Die Gnostiker beschreiben die Reise der Seele als eine Erlösung, aber in einem Umfeld, in welchem die Zeit angehalten wird.“ Gnosis befasst sich nur mit der Seele und ignoriert die Welt. Die Gnosis will Apokalyptik nur existentiell und entweltlicht sie. Wenn das Heil als rein innerliche Erlösung zu verstehen ist, dann ist es das Wichtigste, den Menschen zu retten und nicht die Welt. Das Heil bleibt weltlos. Gott offenbart sich nicht in der Welt. In all diesen Theorien fasst man die Welt als eine unveränderliche Realität auf; man

verneint sie weder, noch sucht man ihre volle Verwirklichung. Im Gegensatz dazu ist es der Apokalyptik eigentümlich, zu sagen, dass „eine andere Welt möglich ist“. Die Apokalyptik behält das Ende der Welt im Auge als die Fülle von allem, was wir erhoffen, und versucht, es vorwegzunehmen. Diese Hoffnung befruchtet die interpersonalen Beziehungen von der Liebe zum Nächsten her und wirkt sich auf die Welt aus.

Der Apokalyptiker schaut auf die gegenwärtige Welt mit einer gewissen Gleichgültigkeit und Verachtung. Er entlarvt ihre Eitelkeit und sieht, dass sie unfähig ist, aus sich selbst und aufgrund ihrer eigenen Logik das zu

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

verwirklichen, was wir alle als Gottes Schöpfung ersehnen. Vor dem apokalyptischen Blick erscheint der Tod als Ungerechtigkeit und Wegnahme. Diese Gleichgültigkeit und nihilistische Sichtweise von der Welt von heute entsteht, wenn man auf das Ende hinschaut und es vorwegzunehmen versucht, das heißt wenn wir die Gegenwart vom Standpunkt der Erlösung her anschauen. Dieser Standpunkt erlaubt es uns, die Gegenwart, ihr Ungenügen und ihre Frustrationen als „Seufzen nach der vollen Verwirklichung“ anzuschauen und nicht als bloßes Unheil.

Profanes Denken neigt zur Resignation. Das messianische Denken dagegen re-

volutioniert alles, nicht wie ein passives Warten, dass irgendetwas Großes kommen werde, sondern als gegenwärtige Forderung einer Wirklichkeit, die uns geschuldet ist. In diesem ersten Teil konnten wir uns dem intellektuellen Kontext Europas annähern, der uns einlädt, alle Naivität zu vermeiden, wenn wir uns die Sendung der Hoffnung vor Augen stellen wollen. Wir sehen die Komplexität, welche der Begriff der „Hoffnung“ für unsere Zeitgenossen einschließt. Sie fragen sich, ob die Hoffnung nicht eine „Falle“ oder eine Quelle der Unzufriedenheit ist. Andere fragen sich, ob es wirklich Hoffnung „für alle“ gibt, auch für die Opfer. Andere stellen sich die Frage nach der Hoffnung aufgrund der Fähigkeit des Menschen zu träumen, die eigenen Gedanken zu überschreiten, zur Transzendenz hin, mögen die Umstände auch noch so widrig sein. Aber es ergibt sich auch, dass das Bewusstsein des Menschen in einer tiefgreifenden Veränderung begriffen ist, so dass manche sogar von einem neuen Bewusstsein sprechen, einer neuen Stufe des menschlichen Bewusstseins, die uns Horizonte der Hoffnung, der Gerechtigkeit, des Friedens, der Bewahrung der Schöpfung öffnet. Deshalb kann man mit voller Überzeugung sagen: „Eine andere Welt ist möglich.“

.....

1 Vgl. GEORGES CHARPAK Y ROLAND OMNÈS, *Sed sabios, convertios en profetas* [Werdet Weise, werdet zu Propheten], Anagrama, Barcelona 2005.

- 2 Vgl. EUDALD CARBONELL, *El nacimiento de una nueva conciencia* [Die Geburt eines neuen Bewusstseins], Ara Llibres, Badalona, 2007; LOUANN BRIZENDINE, *El cerebro femenino* [Das weibliche Gehirn], RBA Libros, Barcelona 2006. Die Definition, welche De Vries (1901) für Mutation gegeben hat, war: Jeglicher vererbbarer Wandel im Erbgut, der sich weder durch Aufspaltung noch durch Neukombination erklären lässt. Die Mutation ist die erste Quelle der genetischen Vielfalt in Bevölkerungen, während die Rekombination, die ausgehend von den Ergebnissen der Mutation neue Verbindungen schafft, erst als zweite Quelle genetischer Vielfalt in Frage kommt.
- 3 Er ging von einer zweifachen Aussage aus: dass Jesus Christus unsere Hoffnung ist (Kap. 1) und dass das Evangelium der Hoffnung der Kirche anvertraut worden ist (Kap. 2). Die Aufgabe der Kirche in Europa ist es deshalb, das Evangelium der Hoffnung zu verkünden, zu feiern und ihm zu dienen (Kap. 3-5). Er endet damit, das Evangelium der Hoffnung als Schlüssel für ein neues Europa anzugeben (Kap. 6). Noch überraschender war jedoch, dass der Papst als Leitfaden seiner Exhortatio die „Ikone der Apokalypse“ verwandte (EiE, 5).
- 4 Und einer der wichtigsten Texte des Arbeitspapiers lautete: „Wir können sehen, wie – wenngleich in mitten großer Gebrechlichkeit – ein neues Gesicht der Kirche aufscheint, weil sich Beispiele und Erfahrungen von geschwisterlichen und solidarischen Gemeinschaften verbreiten, betend und voller Mut, beständig im Guten und wachsam im Mitgefühl, wagemutig in den Initiativen und froh in der Hoffnung“ (II, 71).
- 5 Er beginnt sie mit einer umfassenden meditativen Überlegung über die Hoffnung (Spe Salvi [=SS], nn.4-31). Danach entfaltet er einen interessanten Vorschlag, wie man Hoffnung erlernt und ausüben kann (SS, nn. 32-48).
- 6 In dieser Hinsicht fällt auf, dass Barack Obama die Ansprache, die ihn in den Vereinigten Staaten berühmt gemacht hat,

mit „Der Wagemut der Hoffnung“ überschrieben hat. Die Hoffnung wurde das Hauptthema seiner politischen Sicht. „Hoffnung! Hoffnung angesichts von Schwierigkeit! Hoffnung angesichts von Ungewissheit! Der Wagemut der Hoffnung! Das ist das größte Geschenk, das Gott uns geben kann, der Zement dieser Nation. An das glauben, was man nicht sieht! Glauben, dass uns eine bessere Zukunft bevorsteht.“ (Rede von Barack Obama vor dem Nationalkonvent der Demokraten 2004) Und er fügte hinzu: „Ich glaube, dass wir der Mittelklasse helfen können und den Arbeiterfamilien Chancen schaffen können. Ich glaube, dass wir den Arbeitslosen Arbeit geben, den Obdachlosen Wohnungen, und dass wir die Jugendlichen in den Städten Amerikas aus Gewalt und Hoffnungslosigkeit befreien können. Ich glaube, das uns der Wind der Gerechtigkeit antreibt und dass wir an diesem Kreuzungspunkt der Geschichte die rechte Wahl treffen und die Herausforderungen, die uns erwarten, angehen können.“ Vgl. MANUEL CASTELLS, *Comunicación y poder* [Kommunikation und Macht], Alianza editorial, Madrid, 2009, pp. 473-528.

- 7 Vgl. ANDRÉ COMTE-SPONVILLE, *La Felicidad desesperadamente*, Paidós, Barcelona 2001.
- 8 Vgl. ARTHUR SCHOPENHAUER, *El hastio* [Der Überdruß], in *El mundo como voluntad y representación* [Die Welt als Wille und Vorstellung], Libro. 4º & 57, Akal, Madrid 2005; DERSELBE, *Eudemología o el arte de ser feliz, explicado en 50 reglas para la vida* [Die Kunst, glücklich zu sein, dargestellt in fünfzig Lebensregeln], Herder, Barcelona 2007.
- 9 Vgl. FRANCESCO ALBERONI, *La Speranza* [Die Hoffnung], Rizzoli, Milano 2001; RICARDO BLÁZQUEZ, *La esperanza en Dios no defrauda* [Die Hoffnung auf Gott trügt nicht], BAC, Madrid, 2004, pp. XI-XXIII. 3-25.
- 10 Darauf hat der jüdische deutsche Philosoph Franz Rosenzweig hingewiesen. Er starb 1929, vier Jahre bevor die Nazis die

Wahlen gewannen, und dreizehn Jahre bevor Hitler die „Endlösung“ dekretierte: Vgl. F. ROSENZWEIG, *Der Mensch und sein Werk. Gesammelte Schriften*, Band I: Briefe und Tagebücher, E. Rosenzweig – Schianmann, La Haya, 1979; DERSELBE, *La estrella de la redención* [Der Stern der Erlösung], Sígueme, Salamanca, 1997.

- 11 Vgl. AMIN MAALOUF, *Identidades asesinas* [Mörderische Identitäten], Alianza Editorial, Madrid 1998.
- 12 Vgl. REYES MATE, *La herencia del olvido. Ensayos en torno a la razón compasiva* [Das Erbe des Vergessens – Aufsätze zur mitleidenden Vernunft], Errata Naturae, Madrid 2008, pp. 111-131; Vgl. EMMA-NUEL LÉVINAS, *Difficult Freedom. Essays on Judaism* [Schwierige Freiheit. Versuch über das Judentum], 1990.
- 13 Vgl. Walter Benjamin in seiner These 9: „Es gibt ein Bild von Klee, das Angelus Novus heißt. Ein Engel ist darauf dargestellt, der aussieht, wäre er im Begriff, sich von etwas zu entfernen, worauf er starrt. Seine Augen sind aufgerissen, sein Mund steht offen und seine Flügel sind ausgespannt. Der Engel der Geschichte muß so aussehen. Er hat das Antlitz der Vergangenheit zugewendet. Wo eine Kette von Begebenheiten vor uns erscheint, da sieht er eine einzige Katastrophe, die unablässig Trümmer auf Trümmer häuft und sie ihm vor die Füße schleudert. Er möchte wohl verweilen, die Toten wecken und das Zerschlagene zusammenfügen. Aber ein Sturm weht vom Paradiese her, der sich in seinen Flügeln verfangen hat und so stark ist, daß der Engel sie nicht mehr schließen kann. Dieser Sturm treibt ihn unaufhaltsam in die Zukunft, der er den Rücken kehrt, während der Trümmerhaufen vor ihm zum Himmel wächst. Das, was wir den Fortschritt nennen, ist dieser Sturm.“ WALTER BENJAMIN, *Tesis sobre la historia y otros fragmentos* [Thesen über den Begriff der Geschichte und andere Fragmente], Editorial Contrahistorias, México.
- 14 Hermann Cohen, Walter Benjamin, Theodor Adorno, Emmanuel Levinas.

- 15 Vgl. WALTER BENJAMIN, These 7: Wer bis zum heutigen Tag den Sieg errungen hat, marschiert im Triumphzug, in welchem die Herrscher von heute über die hinweggehen, die auch heute in der Erde liegen. Wie es üblich ist, trägt man im Triumphzug die Beute mit sich. Man bezeichnet sie als Kulturgüter. Im historischen Materialisten müssen sie mit einem distanzierteren Betrachter rechnen. Denn was er an Kulturgütern überblickt, das ist ihm samt und sonders von einer Abkunft, die er nicht ohne Grauen bedenken kann. Sie verdanken ihre Existenz nicht nur der Anstrengung der großen Genies, die sie geschaffen haben, sondern auch der anonymen Sklaverei ihrer Zeitgenossen. Nie hat es ein Dokument der Kultur gegeben, ohne dass es zugleich ein Dokument der Barbarei gewesen wäre. Und ebenso, wie es selbst nicht ohne Barbarei ist, ist es auch nicht der Prozess seiner Weitergabe, in welchem es von einem zum anderen geht. Deshalb distanziert sich der historische Materialist soweit möglich von ihm. Er sieht es als seine Aufgabe an, die Geschichte gegen den Strich zu kämmen.“ WALTER BENJAMIN, Tesis sobre la historia y otros fragmentos, Editorial Contrahistorias, México.
- 16 TH. ADORNO, Gesammelte Schriften 6 (1970-1986), Frankfurt, Suhrkamp Verlag, 358.
- 17 Vgl. ERNST BLOCH, El principio Esperanza [Das Prinzip Hoffnung], 3 vol., Biblioteca Filosófica, Aguilar, Madrid, 1977:vol 1, p. XI.
- 18 Er sagt, dass die Nachtträume – so interpretierte es auch Freud! – aus der Vergangenheit kommen. Dagegen blicken die Tagträume mit offenen Augen in die Zukunft. Es gibt Träume mit offenen Augen, die nur Ausflucht sind und es vermeiden, sich mit der Wirklichkeit zu befassen. Aber es gibt auch solche, in denen die Phantasie zum Werkzeug des Denkens und des Vorentwurfs werden.
- 19 Vgl. AMIN MAALOUF, El desajuste del mundo. Cuando nuestras civilizaciones se agotan [Die Fehleinstellung unserer Welt – Wenn unsere Zivilisationen sich erschöpfen], Alianza Editorial, Madrid, 2009.
- 20 Sie ist uns von denen gegeben worden, welche die Welt zu ihrer Selbstvergrößerung konstruiert haben, um ihre Habsucht, ihren Ehrgeiz und ihren Eigennutz zu nähren. Diese Machtträger sind gefühllos geworden für die Aufschreie der Erde und der sie bewohnenden Menschen. Die Herrscher spielen betrunken die Harfe, während die Erde verbrennt. Vgl. EUDALD CARBONELL, El nacimiento de una nueva conciencia [Die Geburt eines neuen Bewusstseins], Ara Llibres, Badalona, 2007, pp. 70-72.
- 21 Vgl. E. CARBONELL, o.c., SS. 70.71.
- 22 F. FUKUYAMA, El fin de la historia y el último hombre [Das Ende der Geschichte und der letzte Mensch], Planeta, Barcelona, 1992; DERSELBE, The end of History and the last man, The free Press, New York 1992. Vgl. JOSEP M. ESQUIROL, La frivolidad política del fin de la historia [Die politische Frivolität des Endes der Geschichte], Colección Esprit, Caparrós Editores, Madrid 1998.

Schlussbotschaft der UCESM-Vollversammlung 2010 in Tschenstochau (Polen)

An alle Ordensleute in Europa:

1. Wir, Mitglieder von 37 nationalen Konferenzen der Ordensfrauen und Ordensmänner Europas (UCESM), sind in Tschenstochau zusammengelassen, um über das Thema „Ordensleben in Europa: Geschichten der Hoffnung, Hoffnung für die Geschichte“ nachzudenken.

2. Beim Besuch des Vernichtungslagers Auschwitz, an den Stätten der christlichen Wurzeln Polens in Krakau und tiefer Spiritualität am Gnadenbild unserer Lieben Frau von Jasna Gora und der Barmherzigkeit Gottes, haben wir eine starke Erfahrung der Communion und der Gegenwart des Herrn erlebt.

3. *Ordensleute in Europa, habt keine Angst! – ist das Wort, das wir gehört haben – Seid weiterhin Zeugen der Hoffnung für die Menschen eurer Zeit. Seid eine Hoffnung für die Geschichte von heute und von morgen, wie so viele Zeugen und Märtyrer, unter ihnen Maximilian Kolbe und Edith Stein, es waren. Habt den Mut, den Gesang des Lebens anzustimmen mit dem Lamm, das wie geschlachtet, doch (vgl. Offb 5,6) am Herzen der Geschichte jeder Zeit und jedes menschlichen Lebens steht.*

4. Wir leben in einer Zeit, in der Menschen oft nach einem Glück ohne Gott suchen ... und Langeweile und Sinnlosigkeit finden. Auch wir Ordensleute können in die Versuchung geraten, die Leidenschaft der Hoffnung zu verlieren. Doch es ist für uns eine große Hoffnung, tagtäglich zu sehen, dass an der Wurzel

der Wünsche unserer Schwestern und Brüder immer ein tiefes Verlangen nach Spiritualität und der Suche nach Transzendenz liegt. Wer wird diesen Hunger und diesen Durst stillen?

5. Das Ordensleben, ein Geschenk Gottes an die Kirche und die Welt, hat im Laufe der Geschichte immer Wege der Hoffnung erschlossen: Gott und dem Nächsten das Herz und die Hände geben. Das ist heute unsere Sendung. Unsere Wohnstätten sollen offen sein für alle, Orte des Gebetes, des Wirkens und der geschwisterlichen Gemeinschaft, Abbild jenes Lichtes, das der Quelle der Hoffnung entspringt: Christus ist gestorben und auferstanden für jeden von uns.

6. Wir wollen uns der Herausforderung stellen, lebendiger Teil der tiefgreifenden Wandlungen, die unser Kontinent heute erfährt, zu sein. Im Wirken des Heiligen Geistes finden wir Zuversicht und Mut, Hoffnungsträger für die Geschichte der Zukunft Europas zu sein. Wir wollen mit Maria im Hören des Wortes und in der Offenheit für den Heiligen Geist ausharren, um an der *missio Dei* Anteil zu haben und mit allen Menschen im Gespräch zu stehen.

7. Schwestern und Brüder, in der Freude, diese Erfahrung der rechten Zeit erlebt zu haben, kehren wir nach Hause zurück, rufend: „Maranathà! Komm, Herr Jesus!“ Möge unsere Hoffnung stark und beständig sein, denn Er, der uns zu dieser Form des Lebens berufen hat, spricht: „Ja, ich komme bald“! (vgl. Offb 22).

Aus dem Vatikan

Kardinal Paul Augustin Mayer OSB verstorben

Der älteste Kardinal der katholischen Kirche, Paul Augustin Mayer OSB, ist am 30. April 2010 in Rom verstorben. Papst Benedikt XVI. würdigte in seinem Beileidsbrief an Abtprimas P. Notker Wolf OSB den Kardinal als einen „engagierten Menschen, der mit Milde und Rechtschaffenheit sein Leben konsequent entsprechend seiner Berufung als Mönch und Hirte gelebt habe: Voller Eifer für das Evangelium und immer treu zur Kirche“. Der Papst rief den Beitrag von P. Augustin Mayer OSB beim II. Vatikanischen Konzil und sein unermüdliches Wirken in den vatikanischen Kongregationen in Erinnerung.

Kardinal Mayer wurde 1911 in Altötting geboren und trat nach dem Abitur in die Abtei Metten ein. Von 1932 bis 1937 studierte Mayer Philosophie in Salzburg und Katholische Theologie am Päpstlichen Athenäum „Sant’ Anselmo“ in Rom, wo er 1937 zum Doktor der Theologie promoviert wurde.

1935 empfing er die Priesterweihe. Vier Jahre später dozierte Mayer Dogmatik am Päpstlichen Athenäum „Sant’ Anselmo“, dessen Rektor er von 1949 bis 1966 war. Als Apostolischer Visitator war er von 1957 bis 1959 für die Priesterseminare in der Schweiz zuständig. Darüber hinaus wirkte er während des Zweiten Vatikanischen Konzils in der Konzilskommission für Seminare sowie

in der nach dem Konzil eingerichteten Kommission für das Katholische Bildungswesen.

1966 wurde er zum siebten Abt des Klosters Metten gewählt. 1971 wurde er als Sekretär der Kongregation für die Institute geweihten Lebens und die Gesellschaften apostolischen Lebens nach Rom berufen. Papst Paul VI. ernannte Mayer 1972 zum Titularerzbischof von Satrianum. 1984 wurde Mayer Pro-Präfekt der Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramentenordnung. Ein Jahr später wurde er am 25. Mai in das Kardinalskollegium aufgenommen und dann – zwei Tage darauf – zum Kardinalpräfekten der besagten Kongregation ernannt. Dieses Amt hatte er bis zum 1. Juli 1988 inne. Am 2. Juli desselben Jahres ernannte ihn Papst Johannes Paul II. zum ersten Präsidenten der Päpstlichen Kommission „Ecclesia Dei“. Kurz nach Mayers 80. Geburtstag nahm der Papst dessen Amtsverzicht an.

Am 3. Mai 2010, fand in St. Peter in Rom ein Requiem mit Aussegnung durch Papst Benedikt XVI. statt; am 12. Mai wurde Kardinal Mayer in Metten zu Grabe getragen. (metten/zenit)

Bildungskongregation verabschiedet „Nihil obstat“-Normen für Deutschland

Mit Zustimmung haben die deutschen Bischöfe auf die Verabschiedung der neuen „Nihil obstat“-Normen zur Re-

gelung der Besetzung theologischer Lehrstühle reagiert. Eine entsprechende Beschlussfassung hatte die vatikanische Bildungskongregation Ende März für zunächst fünf Jahre vorgenommen. Neben der Fixierung der Lehr- und Berufungsvoraussetzungen für Professoren/-innen an staatlichen und kirchlichen Hochschulen legt das Dokument Kriterien und Prozessschritte für die jeweilige Ernennung fest. Jede Berufung eines katholischen Theologieprofessors ist in Deutschland an die bischöfliche Zustimmung beziehungsweise bei Ordenshochschulen an die Zustimmung des jeweiligen Großkanzlers der Hochschule gebunden. Vorher bestehende Unklarheiten werden durch die neue Rechtsgrundlage nach Auskunft der Deutschen Bischofskonferenz (DBK) beseitigt. (kna/dok)

Abschlussklärung zu den Legionären Christi betont auf-richtigen apostolischen Eifer

Nach Beendigung der Arbeit der fünf-köpfigen Visitationskommission hat der Vatikan eine Erklärung zu den Vorfällen rund um den Gründer der Ordensgemeinschaft der Legionäre Christi, P. Marcial Maciel Degollado, vorgelegt. Darin heißt es, die Ausrichtung des Ordens sowie seine internen Machtstrukturen müssten grundlegend revidiert werden. Konkret genannt werden die Ernennung eines päpstlichen Beauftragten sowie die Ernennung einer Kommission zur Untersuchung der Konstitutionen der Legionäre Christi. Auch für die Laienbewegung „Regnum Christi“ wurde eine Visitation angekündigt. Das Urteil über Maciel fällt in der Erklärung ungewöhnlich deutlich aus:

Es gebe „unumstößliche Beweise“ für sein äußerst schwerwiegendes und „objektiv unmoralisches Verhalten“ heißt es mit Blick auf die Missbrauchsvorwürfe. Maciel wird ein „skrupelloses Leben ohne echten religiösen Sinn“ vorgeworfen. Zugleich betont der Vatikan, dass während der Visitation ein beeindruckendes Maß an beispielhaft geführtem Ordensleben und apostolischer Hingabe festgestellt worden sei. Dennoch bedürfe es einer Neudefinition des Sendungsauftrags, der nicht an Effizienzkriterien ausgerichtet sein dürfe.

Vorbilder für eine kommissarische Leitung einer großen Ordensgemeinschaft durch einen päpstlichen Beauftragten gibt es laut einem Bericht der katholischen Nachrichtenagentur kaum. Zuletzt hatte Johannes Paul II. 1981 Paolo Dezza SJ als persönlichen Beauftragten mit der interimistischen Führung der Jesuiten betraut.

P. Ambrosius Eßer OP verstorben

Der langjährige Generalrelator der vatikanischen Kongregation für die Heiligsprechungen, P. Ambrosius Eßer OP, ist Mitte April im Alter von 77 Jahren in Berlin verstorben. Der aus Düsseldorf stammende Dominikanerpater war seit den 1970er Jahren in Rom tätig, zunächst als Professor für Kirchengeschichte an der päpstlichen Thomas-Universität sowie ab 1983 in der Heiligsprechungskongregation. Sein Amt als Generalrelator füllte er von 1990 bis 2008 aus. (kna/dok)

Aus der Weltkirche

Ägypten

Die Restaurationsarbeiten am ägyptischen Antonius-Kloster nahe der Stadt Suez sind Mitte Februar 2010 abgeschlossen worden. Das koptische Kloster, das als ältestes monastisches Bauwerk der Welt gilt, steht nach achtjährigen Renovierungsmaßnahmen Besuchergruppen wieder offen. Als Ruhestätte des heiligen Antonius des Großen, eines frühchristlichen Eremiten im 4. Jahrhundert, erfreut sich das Kloster großer Beliebtheit bei Wallfahrtsgruppen. Nachdem bis in die 1970er Jahre nur eine Handvoll koptischer Mönche das Antoniuskloster bewohnt hatten, entschieden sich mit dem Amtsantritt des koptischen Papstes Shenoudda III. viele junge Männer für ein eremitisches Leben in der Wüste nahe des Roten Meeres. Mittlerweile sind knapp 80 Mönche dort beheimatet: Die Sanierungsarbeiten wurden unter anderem wegen des gestiegenen Platzbedarfes durchgeführt. Kunsthistorisch ragt das Antoniuskloster mit mittelalterlichen koptischen Gemälden sowie spätantiken Wandmalereien hervor.

Pakistan

Anfang März 2010 wurde ein Überfall auf ein Ausbildungszentrum der Salesianer im westpakistanischen Quetta nahe der afghanischen Grenze bekannt. Der Vorfall hatte sich bereits einen Monat zuvor ereignet. Zwar gab es keine Verletzten, jedoch verwüsteten die Angreifer die Einrichtung und for-

derten Ordensleute und Mitarbeiter zum sofortigen Verlassen des Landes auf. Es wird vermutet, dass islamistische Extremisten oder kriminelle Separatisten für die Tat verantwortlich sind. Der Schulbetrieb konnte unter verstärkten Sicherheitsvorkehrungen fortgeführt werden. In Quetta betreut der Salesianerorden ein Waisenhaus, eine Schule sowie verschiedene Bildungsprogramme. Die Angebote, die sich sowohl an die christliche Minderheit in Pakistan als auch an die muslimische Bevölkerung wenden, werden unter anderem vom katholischen Missionswerk missio unterstützt. (kna/dok)

Israel

Der vatikanische Vikar für die hebräische katholische Gemeinde in Israel, Kustos Pierbattista Pizzaballa OFM, glaubt nicht an eine neue palästinensische Intifada im Heiligen Land. Angesichts der neuen Konflikte um den israelischen Siedlungsbau auf palästinensischem Gebiet sei die Lage zwar angespannt, doch lasse sich keine Änderung innerhalb des regen Pilgerbetriebes feststellen, wie der Franziskaner Mitte März mitteilte. Ebenso wenig sieht er eine Gefahr für den Bau von 68 Wohnungen für christliche Familien im umstrittenen Gebiet im Nordosten Jerusalems. (kna/dok)

In unmittelbarer Nähe zur Geburtskirche hat die katholische Bethlehem-Universität Mitte April ein neues Zentrum für



palästinensische Kulturforschung errichtet. Das neue Institut soll insbesondere die Literatur- und Kunstgeschichte der Region erforschen. Durch die jahrzehntelangen Konflikte im Westjordanland seien Studien auf diesem Feld erheblich vernachlässigt worden, wie der Vizekanzler der Universität, Br. Peter Bray FSC, sagte. Durch die Nähe zur Geburtskirche erhoffen sich die Initiatoren Zulauf von Pilgern, denen die Einrichtung bewusst offenstehen soll. Rund 3.000 Studierende, Christen wie Muslime, sind derzeit an einer der acht Fakultäten der Bethlehem-Universität immatrikuliert. Die Hochschule in Trägerschaft der Christlichen Schulbrüder (La Salle) wurde 1973 in Kooperation der Ordensgemeinschaft mit der vatikanischen Kongregation für die orientalischen Kirchen gegründet (kna/dok)

Am 10. April 2010 haben die Benediktiner der Jerusalemer Dormitio-Kirche den 100. Jahrestag der Weihe ihrer Abteikirche gefeiert. Erzbischof Fouad Twal, lateinischer Patriarch von Jerusalem, zelebrierte die Festmesse; bei den anschließenden Feierlichkeiten sprach unter anderem der deutsche Botschafter in Israel, Harald Kindermann. Die auf dem Jerusalemer Zionsberg, der Überlieferung nach Ort des letzten Abendmahls und Stätte der Himmelfahrt Mariens, angesiedelte Abtei hat mehrere Vorgängerbauten. Bereits im ersten Jahrhundert soll dort eine jüdenchristliche Kirche errichtet worden sein, die im 5. Jahrhundert durch eine Basilika ersetzt wurde. Nach dem Einfall der Osmanen und der Vertreibung der Franziskaner 1551 wich der christliche Sakralbau einer Moschee. Erst 1898, beim Staatsbesuch des deutschen

Kaisers Wilhelm II., kehrte die Stätte wieder in christliche Hände zurück: Sultan Abdülhamid II. vermachte dem deutschen Verbündeten das Nachbargrundstück. Der Kaiser übergab das Grundstück gegen einen beträchtlichen Kaufpreis dem Deutschen Verein vom Heiligen Lande. Schon zwei Jahre später wurde unter der Leitung des Kölner Diözesanbaumeisters Heinrich Renard mit den Arbeiten begonnen. Der deutsche Benediktinerkonvent, 1910 von Mönchen der Erzabtei Beuron begründet, durchlebte seitdem eine wechselhafte Geschichte: Ausweisungen der Mönche und Zerstörungen der Abtei mussten nacheinander während der beiden Weltkriege, während des israelisch-arabischen Krieges 1948 und zuletzt während des Sechstagekrieges 1967 erlitten werden. Dementsprechend haben sich die deutschen Benediktiner unter Abt Benedikt Lindemann OSB insbesondere dem Frieden und der Versöhnung in der Region verschrieben.

(kna/dok)

Chile

Nach dem schweren Erdbeben in Chile, das das südamerikanische Land Ende Februar heimsuchte, ist fast die Hälfte aller katholischen Kirchen des Landes beschädigt oder zerstört worden. Dies teilte der lateinamerikanische Bischofsrat CELAM Ende März mit und berief sich dabei auf eine Erhebung der chilenischen Bischofskonferenz. Rund eine Millionen Katholiken sind demnach zurzeit auf provisorische Einrichtungen zur Feier der heiligen Messe angewiesen. Auch aus kunsthistorischer Sicht stellen die Zerstörungen einen erheblichen Schaden dar: Der Großteil der

Sakralbauten ist mehr als 300 Jahre alt. Für die Wiedererrichtung der Kirchen kalkuliert die chilenische Bischofskonferenz mit einem beträchtlichen zweistelligen Millionenbetrag. (kna/dok)

Schweiz

Im Rahmen der europaweit bekannt gewordenen Missbrauchsfälle in katholischen Einrichtungen ist auch das Kloster Einsiedeln betroffen. In der Stiftsschule ist es seit den 70er-Jahren mehrmals zu sexuellen Übergriffen auf Schüler gekommen. Das bestätigte der Vorsteher des Schweizer Benediktinerklosters, Abt Martin Werlen OSB, gegenüber dem Schweizer Fernsehen Ende März. Das Kloster hat für die Aufarbeitung bislang bekannter bzw. möglicher weiterer noch unbekannter Übergriffe eine unabhängige externe Untersuchungskommission eingerichtet und „Personen, die durch Fehlverhalten von Mitgliedern der Klostergemeinschaft in ihrer Würde nicht respektiert wurden“ aufgerufen, sich bei der Kommission zu melden. (sf)

Niederlande

Die katholische Kirche in den Niederlanden weist Medienberichte zurück, wonach der Bischof von Rotterdam, Adrian van Luyn SDB, von Missbrauchsfällen in seinem Orden vor seiner Wahl zum Provinzial bereits gewusst habe. Tatsächlich habe van Luyn erst nach seiner Wahl zum Provinzial von solchen Vorkommnissen in einem Salesianer-Internat erfahren, erklärte das Sekretariat der katholischen Kirche in den Niederlanden Ende März in Utrecht. Van Luyn, der inzwischen

Vorsitzender der niederländischen Bischofskonferenz ist, war zwischen 1975 und 1981 Leiter des Salesianerordens in den Niederlanden. Während einer internen Untersuchung von Vorfällen aus dem Jahr 1967 habe van Luyn nicht der Führung des Ordens angehört, so das Sekretariat. Die in der Untersuchung angesprochenen Themen seien vom damaligen Provinzial und anderen Vertretern des Ordens behandelt worden. Angaben in den Medien über Missbrauchsfälle im Salesianer-Internat in s'Heerenberg bei Nijmegen hatten eine lebhaftige Diskussion über Missbrauchsfälle in katholischen Einrichtungen der Niederlande ausgelöst. (kipa)

Brasilien

Der Landbesitzer Regivaldo Galvao und Drahtzieher des Mordes an der brasilianischen Ordensschwester Dorothy Stang ist Mitte April erneut zu 30 Jahren Haft verurteilt worden. Sr. Dorothy gehörte der Gemeinschaft der Schulschwestern Unserer Lieben Frau von Namur an. Im Februar 2005 wurde sie im Norden des Landes erschossen. Zuvor hatte sie aufgrund ihres Einsatzes für Landlose und die Bewahrung des Regenwaldes mehrere Morddrohungen erhalten. Der Angeklagte war bereits 2007 zur selben Strafe verurteilt worden, erreichte jedoch kurz darauf seinen Freispruch. Auf Druck der Staatsanwaltschaft im nordbrasilianischen Bundesstaat Para wurde das Verfahren neu aufgerollt. Vier weitere Täter wurden in den vergangenen Jahren verurteilt, unter ihnen als weiterer Auftraggeber der Landbesitzer Vitalmiro Bastos (kna/dok)

Österreich / Sri Lanka

Die Zisterzienser des Stiftes Heiligenkreuz haben Mitte März 2010 eine Niederlassung in Sri Lanka gegründet. Fünf Brüder des niederösterreichischen Klosters haben eine vorläufige Unterkunft in der wesentlich katholisch geprägten Stadt Negombo in der Erzdiözese Colombo bezogen. Während vier von ihnen aus Sri Lanka stammen und in Heiligenkreuz ihre Ausbildung absolviert haben, steht ihnen der aus dem Ruhrgebiet stammende Zisterzienser P. Kosmas Thielmann O.Cist. beratend zur Seite. Wie Abt Gregor Henckel-Donnersmarck im Interview mit den „Stiepler Klostersnachrichten“ erläuterte, ist langfristig der Neubau eines Klosters geplant. Mögliche Aufgaben der Kommunität seien Lehrtätigkeiten, geistliche Begleitung, auch von Hindus und Buddhisten, sowie Touristenseelsorge. Das Projekt zur Neugründung sei bereits 1986 auf Initiative des heutigen Erzbischofs von Colombo, Msgr. Malcolm Ranjith, und des damaligen Wiener Weihbischofs Florian Kuntner entstanden. Ihr Anliegen bestand insbesondere in der Stärkung des spirituellen Profils der katholischen Kirche Sri Lankas. Der Eintritt von Novizen aus Sri Lanka ins Stift Heiligenkreuz im Jahr 2001 ermöglichte schließlich eine Intensivierung des Projekts, das nach neunjährigen Überlegungen gestartet werden konnte. (o.cist./dok)

Haiti

Anlässlich der Ende März 2010 in New York durchgeführten Geberkonferenz für Haiti haben die Salesianer Don Boscós einen Zwischenstandsbericht

vorgelegt. Demnach konnte der Schulbetrieb auf der verwüsteten Karibikinsel Anfang April in provisorischen Unterkünften wieder aufgenommen werden. Während die Nahrungsrationierung und -verteilung einigermaßen problemlos vonstatten gehe, mangle es insbesondere an Zelten. Ihr Hauptaugenmerk legen die Salesianer nach eigenen Angaben auf die seelsorgliche und psychologische Betreuung der traumatisierten Einwohner, insbesondere der Kinder. Zusätzlich müssten große Summen in die Infrastruktur des Landes investiert werden. Die katholischen Kirchen des Landes, auch in salesianischen Klöstern, erfreuen sich ungeachtet dessen weiterhin regen Zulaufs. Der auf Kinder- und Jugenderziehung spezialisierte Orden habe bereits 12 Millionen Euro an Hilfsgeldern erhalten, davon ein knappes Sechstel aus Deutschland. Neben der Versorgung von Flüchtlingen würden die Gelder in den Wiederaufbau der Schulen, Ausbildungszentren und Kinderheime investiert, die unter der Leitung der seit knapp 70 Jahren auf Haiti ansässigen Salesianer stehen. (sdb/dok)

USA

Zu der Bioethik-Kommission, die Präsident Barack Obama gebildet hat, gehört auch ein Franziskaner. Dies teilte die US-Regierung Mitte April 2010 in Washington mit. Bruder Daniel Sulmasy OFM ist Professor für Medizin und Ethik in Chicago; er hat schon die frühere nationale Bioethik-Kommission unter Präsident George Bush beraten. Zu der neuen Kommission gehören insgesamt zehn Experten. (rv)

Die Benediktinerinnen des Klosters der Heiligen Weisheit in Madison im US-Bundesstaat Wisconsin haben für ihren zweigeschossigen Neubau den ersten Platz im landesweiten Wettbewerb für umweltfreundliches Bauen belegt. Anfang April erhielten sie die Auszeichnung aus den Händen des US-Rates für grünes Bauen. Der im August 2009 eröffnete Bau umfasst Räumlichkeiten für Gebete, Konzerte und Konferenzen.

Das Benediktinerkloster Unsere Frau von der Verkündigung von Clear Creek in Hulbert im US-Bundesstaat Oklahoma ist zur Abtei erhoben worden. P. Philipp Anderson OSB wurde Anfang April zum ersten Abt ernannt. Die neue Abtei gehört wie ihr Mutterkloster Fontgombault in der zentralfranzösischen Provinz Berry zur französischen Kongregation von Solesme, benannt nach der Gründungsabtei Solesme in Nordfrankreich.

Belgien

Die Trappistenabtei Sankt Sixtus in westflandrischen Westvleteren erhält wegen der Aufnahme des zurückgetretenen Bischofs von Brügge, Roger Vangheluwe, Hassbekundungen. Vangheluwe hatte Ende April sein Bischofsamt aufgegeben, nachdem er den sexuellen Missbrauch eines minderjährigen Jungen gestanden hatte. Zum Zweck der geistlichen Umkehr zog er in die Trappistenabtei in Westvleteren. Abt Manu van Hecke begründete die Aufnahme des Bischofs mit der Christenpflicht, keinen Menschen ausstoßen zu dürfen und jedem die Chance zur Besserung zu gewähren. Besorgt äußerte er sich über die Anschuldigungen

gegen seinen Konvent, die per E-Mail eintrafen. Ungeachtet dessen hat die Staatsanwaltschaft Ermittlungen gegen Vangheluwe aufgenommen: Obwohl die Taten in strafrechtlicher Hinsicht vermutlich verjährt sind, könnten zivilrechtliche Ansprüche in Form von Schadensersatz geltend gemacht werden. (kna/dok)

Österreich

Angesichts der zahlreichen Missbrauchsfälle, die auch in Österreich aufgetreten sind, gehen die dortigen Ordensschulen nun in die Offensive. Der flächendeckende Ausbau von unabhängigen pädagogisch-psychologischen Diensten soll verstärkt werden, um betroffenen Jugendlichen und Eltern „An-dockstellen“ möglichst einfach zugänglich zu machen und so die Prävention von Gewalt und Missbrauch zu stärken. Das kündigte der Geschäftsführer der „Vereinigung der Ordensschulen“, Rudolf Luftensteiner, am Rande einer Tagung von Leitungsverantwortlichen der österreichischen Ordensschulen Mitte März in Wien an: „Wir schauen, dass ein ganz dichtes Netz entsteht. Es soll an den Schulen externe Fachleute geben, zu denen die Kinder hingehen können, ohne dass wir als Schulleitung darüber, wer wie oft wohin geht, eine Rückmeldung erhalten. Bei einem Verdachtsfall allerdings werden wir sofort hinzugezogen, um unmittelbar handeln zu können. Wir unterstehen dem Öffentlichkeitsrecht, und sobald etwas vorliegt, muss die Behörde eingeschaltet werden. Da gibt es null Toleranz.“

(rv)

Norwegen

Der bereits im Juni des Jahres 2009 als Leiter der Territorialprälatur Trondheim zurückgetretene deutsche Ordensmann P. Georg Müller SSCC hat sein Amt wegen sexuellen Missbrauchs eines minderjährigen Jungen aufgeben müssen. Wie erst Mitte April 2010 öffentlich bekannt wurde, hat sich Müller Anfang der 90er Jahre an einem Messdiener seiner Diözese vergangen. Auf Aufforderung der vatikanischen Glaubenskongregation gab er 2009 sein Amt umgehend auf und begab sich in Therapie. Der aus der Region Trier stammende Ordensmann trat 1972 den Arnsteiner Patres bei und kam 1981 nach Trondheim, wo er 1997 zum Bischof erhoben wurde. Die bisherige Zurückhaltung der Kirche mit diesem Fall begründete der Bischof von Oslo, Bernt Eidsvig, mit dem ausdrücklichen Wunsch des Opfers nach Diskretion. Diese konnte jedoch nach intensiven Presserecherchen nicht mehr aufrechterhalten werden.

(kna/dok)

Thailand

Die Karmelitinnen von Bangkok verharren trotz der zunehmend unsicheren Lage in der thailändischen Hauptstadt in ihrem Kloster. Als Ende April mehrere Explosionen das Bangkokener Bankenviertel erschütterten, befanden sich die Karmelitinnen nur wenige hundert Meter vom Anschlagort entfernt. Seit einigen Monaten bekämpfen sich in Thailand Anhänger des ehemaligen Premierministers Thaksin Shinawatra mit regierungstreuen Gruppen. Bewusst ergreifen die Schwestern keine Partei in dem politischen Konflikt. Wie die

Priorin, Sr. Teresita vom Kinde Jesus, erläuterte, beteten die Schwestern für Frieden und Einheit im Land. Aufgrund der Ausschreitungen in der ostasiatischen Metropole trafen die meisten Gebetsbitten mittlerweile telefonisch ein, da sich viele Menschen nicht mehr zu Fuß zum Kloster trauten. Der Karmel von Bangkok ist einer von vier Karmelitinnenklöstern in Thailand.

(Communicationes/dok)

Slowakei

Mit Gottesdiensten, Prozessionen und Vigilien haben zehntausende Slowaken dem Jahrestag der „Aktion K“ gedacht, bei der ab April 1950 knapp 1200 slowakische Ordensleute verfolgt und interniert wurden. Gemeinsam mit den Vertretern der Ordensgemeinschaften und insbesondere vielen jungen Leuten erinnerte Erzbischof Stanislav Zvolensky im Dom von Bratislava an die beispiellosen Verbrechen des kommunistischen Regimes.

Seit der Nacht vom 13. auf den 14. April 1950 waren slowakische Ordensleute, die als „Vatikanspione“ gebrandmarkt wurden, der öffentlichen Verfolgung ausgesetzt. Die meisten von ihnen wurden in speziellen Klöstern festgesetzt oder in Arbeitshaft genommen. Einige Ordensmänner wurden zu Zwangsarbeit in Uranbergwerken verpflichtet. Parallel dazu wurden zahlreiche Klöster zerstört und kunsthistorische Güter verbrannt. Trotz der massiven Repressalien hielt sich eine rege Untergrundkirche in der Slowakei, die erst 1989 aus dem Schatten der Illegalität treten konnte. Die Verantwortlichen für die damaligen Verbrechen konnten bisher strafrechtlich nicht belangt werden. (zenit/dok)

Indien

Die Vizepräsidentin der weiblichen Sektion der indischen Ordenskonferenz (CRI), Sr. Teresa Peter, hat ein ausbeuterisches Verhalten gegenüber Ordensfrauen in Indien beklagt. So werde ihnen der Zugang zu innerkirchlichen Führungspositionen ebenso verwehrt wie die Einräumung unabhängiger Tätigkeiten. Viele indische Frauenorden könnten sich nicht eigenständig entwickeln, da ihnen besonders von Seiten der Diözesen wiederholt Auflagen gemacht würden. Beklagenswert sei es ebenfalls, dass das intellektuelle Potential vieler gut ausgebildeter Ordensfrauen nicht genügend genutzt werde. Sr. Teresa selbst hat Theologie an der päpstlichen Universität Gregoriana in Rom studiert und fungiert als Provinzoberin ihrer Gemeinschaft in Bangalore. Der Generalsekretär der CRI, Br. Mani Mekkunnel, pflichtete der Einschätzung Sr. Teresas bei: Die indischen Bischöfe müssten vielerorts die Degradierung von Ordensfrauen zu bloßen Haushaltshilfen stoppen und stattdessen ihre spirituellen und intellektuellen Talente fördern. (UCANews/dok)

Tschechien

Bischof Dominik Duka OP (66) ist am 10. April 2010 als neuer Erzbischof in der tschechischen Hauptstadt Prag eingeführt worden. Der Dominikaner folgt Kardinal Miloslav Vlk (77) nach, der die Erzdiözese Prag seit 1991 leitete. Der 1943 geborene Duka trat vor 42 Jahren in den Dominikanerorden ein und empfing 1970 die Priesterweihe. Nach fünf Jahren als Gemeindegeseelsorger wurde ihm 1975 die staatliche Genehmigung

für den Priesterdienst entzogen; Duka arbeitete 15 Jahre als Zeichner in der Skoda-Fabrik von Plzen (Pilsen). Ingeheim war er weiter in der Novizen-Ausbildung seines Ordens tätig. Zwischen 1986 und 1998 hatte Duka das Amt eines Provinzials der Dominikaner in Böhmen und Mähren inne. Nach dem Ende des Kommunismus wurde er zum Präsidenten der Ordensoberen-Konferenz seines Landes gewählt und war in dieser Eigenschaft zwischen 1992 und 1996 zudem Vize-Präsident der Union der Europäischen Ordensoberen-Konferenzen. 1998 ernannte Papst Johannes Paul II. Duka zum Bischof von Hradec Kralove (Königgrätz). (kna)



Aus der Deutschen Ordensobernkonferenz

Personelles

Am 1. Mai 2010 fand das Wahlkapitel der Hildegardisschwestern vom Katholischen Apostolat statt. Zur neuen *Generaloberin* wurde *Sr. M. Dorotea Castaño de Luis SAC* gewählt. Sie tritt die Nachfolge von *Sr. M. Johanna Müller SAC* an

Vom 12. bis 23. April 2010 fand das Generalkapitel der Schwestern vom Heiligen Geist statt. Zur neuen *Generaloberin* mit Sitz in Koblenz wurde *Sr. M. Gregoria Thachil SHSP* gewählt, die in diesem Amt *Sr. M. Sapientia de Hasque SHSP* ablöst. *Sr. Gregoria* ist indische Staatsbürgerin und trat 1965 den Schwestern vom Heiligen Geist bei. Die ausgebildete Krankenschwester war zuvor als Regionaloberin in Indien sowie als Generalvikarin tätig.

Sr. Hildegard Kock FCM ist vom Pariser Generalat ihrer Ordensgemeinschaft zur neuen *Provinzoberin* der Provinz Deutschland-Ungarn der Gesellschaft der Töchter vom Herzen Mariä für drei Jahre ernannt worden. Sie hat das Amt am Ostermontag, 5. April 2010 angetreten und löst darin die bisherigen Provinzoberin *Maria Van Linden* ab. *Hildegard Kock* hat viele Jahre lang in Benin und Burkina Faso (Westafrika) in Mädchenförderungsschulen als Schulleiterin gearbeitet.

Am 12. März 2010 haben die Kapitulare des Konventes der Benediktinerabtei Plankstetten unter dem Vorsitz des Abt-

präses der Bayerischen Benediktinerkongregation, *Abt Barnabas Bögle OSB*, den bisherigen Prior-Administrator *P. Dr. Beda M. Sonnenberg OSB* zum neuen *Abt* gewählt. Die Amtszeit beträgt zwölf Jahre. *P. Beda* wurde 1966 in Erlangen geboren. Er trat 1987 in die Benediktinerabtei Plankstetten ein und legte 1991 die ewigen Gelübde ab. Die theologischen Studien absolvierte er in Eichstätt und München und empfing 1996 die Priesterweihe. Seit Februar 2007 stand er der Abtei als Prior-Administrator vor.

Die Missionsärztlichen Schwestern haben auf ihrem Provinzkapitel am 07. März 2010 *Sr. Gertrud Dederichs MMS* zur neuen *Distriktkoordinatorin* gewählt. Zum 04. Juli 2010 tritt sie die Nachfolge von *Sr. Dr. Maria Goetzens* an, die neun Jahre lang das Amt der Koordinatorin bekleidete. *Sr. Gertrud* trat 1974 der Gemeinschaft bei und war von 1980 bis 1990 für die Ausbildung junger Mitschwestern in Kenia verantwortlich. Von 1996 bis 1998 war sie Sektorkoordinatorin ihres Ordens für Europa; 2004 kehrte sie nach Deutschland zurück.

Zum 01. September 2010 wird *P. Dr. Stefan Kiechle SJ* neuer *Provinzial* der Deutschen Jesuitenprovinz. Nach der Ende Februar erfolgten Ernennung durch den Generaloberen der Jesuiten, *P. Adolfo Nicolás SJ*, wird er dem noch amtierenden Provinzial *P. Stefan Dartmann SJ* zunächst für sechs Jahre im Amt nachfolgen. Nach seinem Theologiestudium in Freiburg und Jerusalem trat *Kiechle* 1982 in die *Societas Jesu*

ein. Bevor er 1989 die Priesterweihe empfing, absolvierte er weitere Studien an den Jesuitenhochschulen in Sankt Georgen und München. 1994 wurde er in Paris promoviert. Er war in der Studentenseelsorge in München tätig, hatte von 1998 bis 2007 das Amt des Novizenmeisters der deutschsprachigen Provinzen inne und steht seit 2007 steht er der Mannheimer Jesuitenkommunität vor.

Die Benediktiner der Abtei Ettal haben nach dem Rücktritt von Abt Barnabas Bögle OSB am 26. Februar 2010 *P. Emmeram Walter OSB* zum *Vakanz-Administrator* des Klosters gewählt. Das Amt des Abtpräses der Bayerischen Benediktinerkongregation hat Abt Barnabas Bögle weiterhin inne.

Am 17. April 2010 ist Sr. Ingeborg Ott OSB erneut für sechs Jahre zur Priorin der Benediktinerinnen von St. Alban (Dießen/Ammersee) gewählt worden.

Das Provinzkapitel der Pallottinerinnen in Limburg hat am 16. April 2010 *Sr. Helga Weidemann SAC* für weitere drei Jahre als *Provinzoberin* im Amt bestätigt.

Beim Provinzkapitel der Barmherzigen Brüder vom hl. Johannes von Gott, das vom 14. bis 20. März im niederbayerischen Kloster Kostenz stattfand, ist *Fr. Emerich Steigerwald OH* als *Provinzial* für eine weitere Amtszeit bestätigt worden.

Die Klarissinnen des Klosters St. Klara, Maria Vesperbild, haben im Februar 2010 *Sr. M. Hildegard Menzel OSC* für eine weitere Amtszeit als *Äbtissin* der Gemeinschaft wiedergewählt.

Im Rahmen ihres Generalkapitels, das vom 16. Januar bis 04. Februar 2010 in Curitiba/Brasilien stattfand, haben die Schwestern von der Göttlichen Vorsehung *Sr. Lurdes Luke* als *Generalkoordinatorin* wiedergewählt. In Münster wird Sr. Lurdes, die für weitere fünf Jahre im Amt bestätigt wurde, dem Generalat vorstehen.

Die Generaloberin der Paulusschwestern hat *Sr. Agnes Trucco FSP* zur neuen *Regionaloberin* der Ordensgemeinschaft für Deutschland ernannt. Sr. Agnes folgt in diesem Amt Sr. Teresa Mele FSP nach.

Für weitere drei Jahre als *Provinzoberin* der deutsch-französischen Provinz der Kreuzschwestern von Strasbourg und Bingen/Rhein ist *Sr. Margarita Simmendinger* vom Generalrat ihrer Ordensgemeinschaft ernannt worden.

Heroischer Tugendgrad für zwei deutsche Ordensgründerinnen

Der Seligsprechungsprozess der deutschen Ordensgründerinnen Sr. Maria Theresia und Sr. Maria Franziska vom Kreuz hat per päpstlichen Dekret vom 27. März 2010 die nächste Etappe erreicht. Der „heroische Tugendgrad“ wurde der 1905 verstorbenen Sr. Maria Theresia (bürgerlich: Regina Bonzel), Gründerin der Franziskanerinnen von der ewigen Anbetung in Olpe, ebenso wie der 1911 verschiedenen Sr. Maria Franziska vom Kreuz (bürgerlich: Amalia Streitl), die die Kongregation der Schwestern von der Schmerzhaften Mutter 1883 ins Leben rief, zugesprochen.



Kardinal Lehmann segnet Neubau des Klosters Engelthal ein

Am 09. April 2010 wurde der Neubau von Süd- und Westflügel der Abtei Kloster Engelthal vom Mainzer Bischof Karl Kardinal Lehmann im Rahmen eines Festaktes mit Vesper eingeweiht. Die Kosten in Höhe von rund 4,5 Millionen Euro trägt das Bistum Mainz, das Eigentümer der gesamten Anlage ist. Die Äbtissin des Klosters, Mutter Elisabeth Kralemann OSB, hatte in ihrer Begrüßung die Freude und den Dank der Benediktinerinnen über den Neubau zum Ausdruck gebracht: „Dass es in schwierigen Zeiten möglich war, ein solches Bauvorhaben zu vollenden, und dass uns fast 50 Jahre nach der Neugründung von Engelthal eine Klosteranlage von solcher Harmonie und Schönheit geschenkt wird, ist für uns alle wie ein Wunder.“ In ihrer Ansprache bei der Vesper hob sie hervor, dass der Neubau die Berufung der Benediktinerinnen unterstützt, „an diesem konkreten Ort Gott allezeit zu loben und den Menschen zu dienen“. Abtpräses Dr. Albert Schmidt OSB von der Beuroner Benediktinerkongregation dankte dem Bistum Mainz und allen Beteiligten „für das große Wohlwollen“ beim Neubau. Er wünschte dem Kloster Engelthal, dass es ein gastfreundliches und geistliches Zentrum wird. Die Abtei Kloster Engelthal gehört zur Beuroner Benediktinerkongregation.

Redemptoristen schließen Kloster „Maria Hilf“ in Bochum

Zum Jahresbeginn 2011 wird das Redemptoristenkloster „Maria Hilf“ in der Bochumer Innenstadt aufgrund fehlen-

der personeller Auslastung geschlossen. Während das Gebäude verkauft werden soll, werden die verbleibenden Ordensmänner in ein Seniorenwohnheim nach Köln, Sitz des Regionalats der Redemptoristen, ziehen. Seit 1868 waren die Redemptoristen in der Ruhrstadt ansässig.

Eröffnung des Geistlichen Zentrums Kloster Ehrenstein

Mit einem Festgottesdienst unter Leitung des Kölner Erzbischofs Joachim Kardinal Meisner ist das Geistliche Zentrum der Waldbreitbacher Franziskanerinnen und ihrer Marienhaus GmbH im Kloster Ehrenstein bei Neustadt/Wied eingeweiht worden. Im Kloster entsteht eine Bildungsstätte, in der Exerzitien, spirituelle Begleitung und Gesprächskreise angeboten sowie Betreuungsangebote gemacht werden. Das Kloster hat in den letzten 200 Jahren eine bewegte Geschichte: 1812 verließen die Kreuzherren nach der Säkularisation das Kloster. 1893 begann mit den Franziskanern eine neue Ära, 1953 kamen die Kreuzherren wieder zurück und blieben bis Ende 1998. Von 1999 bis 2007 betreuten Patres des Ordens der Montfortaner Pfarrei und Kloster. Zukünftig werden nun Franziskanerinnen aus Waldbreitbach in dem Geistlichen Zentrum leben.

Pallottinerhochschule Vallendar gründet Pallotti-Institut

Die Pallottiner in Deutschland, Österreich und der Schweiz haben gemeinsam mit den Pallottinerinnen und pallottinischen Laiengruppierungen am 19.04.2010 im Rahmen eines Studientags an der Philosophisch-Theologischen Hochschule

(PTHV) in Vallendar das deutschsprachige Pallotti-Institut gegründet. Angegliedert an die theologische Fakultät der Hochschule gehört es künftig zu dessen Aufgabe, das geistige Erbe des heiligen Vinzenz Pallotti (1795-1850) zu erforschen und zu vermitteln. Direktor des neuen Instituts ist der Pallotti-Experte P. Ulrich Scherer SAC.

Hochschule Benediktbeuern nimmt keine neuen Studienanfänger im Diplomstudiengang Theologie auf

Die Deutsche Provinz der Salesianer Don Boscos sieht sich aus finanziellen Gründen nicht mehr in der Lage, die Philosophisch-Theologische Hochschule in Benediktbeuern in eigener Trägerschaft so wie bisher weiterzuführen. Deshalb hat Provinzial P. Josef Grüner SDB mit seinem Rat – nach Zustimmung des Generalobern Don Pascual Chávez in Rom – am 16.03.2010 beschlossen, dass an der Philosophisch-Theologischen Hochschule im Herbst 2010 nicht mit einem modularisierten Studiengang begonnen wird. Weiterhin werden keine Studienanfänger zum Wintersemester 2010/2011 im 1. Semester für das Fach Theologie (Diplomstudiengang) aufgenommen. Das Studium der Philosophie (Abschluss Bakkalaureat) und die Zusatzqualifikation Religionspädagogik (ZRP) können wie bisher begonnen werden. Die angegliederten Institute (Jugendpastoralinstitut und Institut für Salesianische Spiritualität) bestehen weiter. Der Status der Fakultät mit der Berechtigung, alle akademischen Grade zu verleihen, bleibt erhalten.

Die weitere Entwicklung der Philosophisch-Theologischen Hochschule

in Benediktbeuern insgesamt bedarf einer grundsätzlichen Klärung in den nächsten Jahren. Es ist den Salesianern Don Boscos ein Anliegen, dass die bewährte enge und gute Zusammenarbeit mit der Kath. Stiftungsfachhochschule München, Abteilung Benediktbeuern, wie dies in dem deutschlandweit einzigartigen Modell eines Doppelstudiums bisher der Fall ist, erhalten bleibt. (sdb)

Jesuit wird erster Professor für „Spiritualität in der Medizin“ in Deutschland

Die Münchner Ludwig-Maximilians-Universität (LMU) hat den Jesuiten Prof. Dr. Eckhard Frick SJ mit der deutschlandweit ersten Professur für „Spiritualität in der Medizin“ betraut. Der Facharzt für psychosomatische Medizin wird die Aufgabe gemeinsam mit dem evangelischen Theologen Traugott Roser wahrnehmen. Seine Dozententätigkeit für die jesuitische Hochschule für Philosophie, wo er seit 2008 als Lehrstuhlinhaber wirkt, wird Frick fortführen. Mit der Ernennung der anerkannten Experten hat sich die LMU zum Ziel gesetzt, das speziell im angelsächsischen Hochschulwesen verbreitete Forschungsfeld in Deutschland zur anerkannten therapeutischen Disziplin zu entwickeln. Mit einer individuellen Ausrichtung an die jeweilige Weltanschauung des Patienten wendet sich die neue Disziplin sowohl an religiöse wie nicht-religiöse Menschen.

Kirchliche Krankenhäuser: Wirtschaftlichkeit ist nicht alles

Kirchliche Krankenhausverbände haben angemahnt, bei Rationierungsplänen



im Gesundheitswesen nicht die Patientenperspektive zu vernachlässigen. Dem Aspekt der Wirtschaftlichkeit dürfe nicht alles untergeordnet werden, sagte der Geschäftsführer des Katholischen Krankenhausverbands Deutschland (KKVD), Thomas Vorkamp, beim Hauptstadtkongress Gesundheit am 6. Mai 2010 in Berlin. Zugleich betonte er, Wirtschaftlichkeit sei zweifellos ein wichtiger Faktor, da es im Krankenhausbereich keinen finanziellen Spielraum mehr für Verschwendungen gebe. In einem gemeinsamen Positionspapier fordern der Katholische Krankenhausverband und der Deutsche Evangelische Krankenhausverband (DEKV), die medizinische Versorgung am Behandlungsbedarf und nicht an Finanz- und Abrechnungsmodalitäten auszurichten. Die Verbände plädieren dabei für eine bessere Verzahnung etwa von ambulanten und stationären Diensten. „Die Vernetzungspotentiale sind noch nicht optimal ausgeschöpft“, urteilte Vorkamp. Jedes dritte Krankenhaus in Deutschland ist in kirchlicher Trägerschaft. Eine deutliche Absage erteilten die kirchlichen Krankenhausverbände politischen Überlegungen, die Ausbildung im Pflegebereich von den Trägerinstitutionen abzukoppeln und in Berufsschulen anzusiedeln. Federführend bei dieser Länderinitiative, mit der sich die Gesundheitsministerkonferenz im Juni beschäftigt, ist Baden-Württemberg. „Jeder zweite Ausbildungsplatz in der Pflege ist an ein christliches Krankenhaus gebunden und wir wollen diese gute Verbindung von Theorie und Praxis nicht aufgeben“, betonte Vorkamp.

(kna)

Erklärung des Vorstandes der Deutschen Ordensobernkonferenz aus Anlass der Vorfälle sexuellen Missbrauchs an Minderjährigen durch Ordensangehörige

Der Vorstand der Deutschen Ordensobernkonferenz (DOK) hat sich auf seiner Sitzung vom 25. Februar 2010 intensiv mit den Vorfällen sexuellen Missbrauchs an Minderjährigen durch Ordensangehörige befasst.

Mit großer Bestürzung nehmen wir die Meldungen auf, die uns in diesen Tagen erreichen. Sexuelle Übergriffe und Gewalt sind ein großes Unrecht, besonders wenn sie gegen Kinder und Jugendliche gerichtet sind. Opfer leiden jahrelang unter den Folgen. Wir sind über das Ausmaß derartiger Übergriffe in nicht wenigen Einrichtungen unserer Ordensgemeinschaften erschrocken. Das Vertrauen, das Kinder, Jugendliche und deren Eltern Ordensleuten entgegengebracht haben, wurde schändlich missbraucht. Missbrauch jeder Art widerspricht zutiefst dem hohen religiösen und moralischen Anspruch, dem wir Ordensleute uns verpflichten. Auch müssen wir feststellen, dass Ordensobere und Oberinnen nicht immer ihrer Verantwortung gerecht geworden sind. Als Deutsche Ordensobernkonferenz bitten wir die Opfer um Entschuldigung. Sie verlangen von den betroffenen Ordensgemeinschaften zu Recht, dass sie alles ihnen Mögliche zur Aufklärung unternehmen. Auch wir als Dachverband der Ordensoberen und -oberinnen in Deutschland halten diese Forderung für unverzichtbar und unterstützen sie. In Übereinstimmung mit den Deutschen Bischöfen haben die Orden bereits vor

Jahren Leitlinien zum Vorgehen bei sexuellem Missbrauch Minderjähriger verabschiedet. Sie sind für die Mitgliedsgemeinschaften der Deutschen Ordensobernkonferenz Richtschnur, um Opfern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und Täter zur Verantwortung zu ziehen. Angesichts des Ausmaßes der Missbrauchsfälle werden wir jedoch prüfen, welche Änderungen in den Leitlinien notwendig sind. Dies tun wir gemeinsam mit der Deutschen Bischofskonferenz.

Wir setzen uns dafür ein, dass in unseren Mitgliedsgemeinschaften Maßnahmen zur Prävention weiter ausgebaut werden. Mit dem Bischof von Trier, Dr. Stephan Ackermann, dem zuständigen Beauftragten der Deutschen Bischofskonferenz, werden wir eng zusammenarbeiten.

Wir verstehen, wenn bei vielen Menschen das Vertrauen gegenüber Vertretern unserer Gemeinschaften zutiefst erschüttert ist. Gleichzeitig bitten wir darum, den Blick nicht zu verschließen für die Arbeit vieler Ordensleute, die sich aufrichtig für das Wohl und die Entwicklung junger Menschen einsetzen. Wir sehen uns herausgefordert, bei aller guten Arbeit, die Ordensleute in Kirche und Gesellschaft leisten, selbstkritisch auf unser vielfältiges Wirken in Vergangenheit und Gegenwart zu schauen.

Aus einem Schreiben des Vorstands der Vereinigung katholischer Schulen in Ordenstradition (ODIV) an die Mitglieder

Nach der Erklärung der Deutschen Ordensobernkonferenz hat sich der Vorstand der Vereinigung katholischer Schulen in Ordenstradition (ODIV) am

3. März 2010 mit dem Problemfeld „Missbrauch“ an katholischen Schulen, vor allem an Ordensschulen beschäftigt. Die Ordenskorrespondenz dokumentiert Auszüge aus einem Brief des Vorsitzenden P. Peter Schorr OFM an die Mitglieder vom 6. März, in dem Gedanken und Anregungen des Vorstandes mitgeteilt werden:

- Wir (...) unterstützen jede Form der Aufklärung und Aufarbeitung von Missbrauchsfällen durch kirchliche und außerkirchliche Einrichtungen wie die neu eingerichtete Koordinierungsstelle der Deutschen Bischofskonferenz mit ihrem Leiter Bischof Dr. Stefan Ackermann und die Staatsanwaltschaft.
- Unser Blick richtet sich zunächst auf die Opfer, die sich gemeldet haben und noch melden werden. Wir müssen ihnen die Hand zur Versöhnung reichen und um Vergebung bitten und über die Träger unserer Einrichtungen darauf hinwirken, dass ihnen seelsorglich, therapeutisch und medizinisch geholfen wird. Wir solidarisieren uns mit ihnen und lehnen mit ihnen jede Form von Missbrauch als verabscheuungswürdigen Akt menschlichen Fehlverhaltens und äußerste Verletzung der Personwürde Schutzbefohlener ab. Wir sind beschämt darüber, dass solche Verletzungen in unseren eigenen Erziehungs- und Bildungseinrichtungen möglich waren.
- Wir denken an die Täter. Viele von ihnen sind Mitglieder unserer Ordensgemeinschaften. In einer gänzlich inakzeptablen Weise haben sie sich an physisch und psychisch schwächeren und darum abhängigen jungen Menschen ausgelassen. Dies



ist besonders verwerflich. Sie, die einst in die Hände ihrer Oberinnen und Oberen das Versprechen der Keuschheit abgelegt haben, haben schwere Schuld auf sich geladen. Unabhängig davon, dass sie sich vor weltlichen Instanzen – sofern noch keine Verjährung vorliegt – zu rechtfertigen haben und ggf. kirchliche Strafen auf sich nehmen müssen, ist auch ihnen Hilfe durch unsere Ordensgemeinschaften zu gewähren, die ihnen die Möglichkeit anbieten, zu ihrer ursprünglichen Ordensberufung zurückzufinden.

- Wir wollen in Sachen Missbrauch grundsätzlich nichts vertuschen. Mit unseren Bildungs- und Erziehungseinrichtungen stehen wir in der Öffentlichkeit, die ein Recht darauf hat, über die schweren Verfehlungen aufgeklärt zu werden. Gleichzeitig schmerzt uns die Berichterstattung in den Medien, weil jeder Bericht über ein Vergehen an katholischen Schulen uns persönlich trifft in unserer Identität als Christen und Angehörige einer Ordensgemeinschaft und Verantwortliche für unsere Schulen. Wenn gelegentlich einzelne Ordensgemeinschaften oder die Kirche als Ganze unter einen Generalverdacht gestellt werden, tut das besonders weh. Wir wissen, dass in allen unseren Einrichtungen eine für junge Menschen wertvolle, sinnstiftende und Sinn vermittelnde Arbeit getan wird, dass diejenigen, die bei uns und für uns arbeiten, dies aus tiefster Überzeugung christlicher Werte gegenüber, selbstloser Leidenschaft und stiller Glaubenskraft tun. Sie stehen Tag für Tag stellvertretend für unsere Ordensgemeinschaften und

kirchlichen Träger gerade im Blick auf deren Glaubwürdigkeit. In aller Achtung und Ehrfurcht sagen wir ihnen von Herzen Dank.

- Wir gestehen ein, dass durch den Missbrauch Schutzbefohlener an katholischen Bildungs- und Erziehungseinrichtungen in den Einrichtungen selbst wie auch in der Kirche eine Glaubwürdigkeitslücke entsteht, die nur schwer zu schließen ist, besonders dort, wo die Gottferne allenthalben spürbar bzw. offenkundig ist. Die Kirche wird es in aller Demut ertragen müssen, in der Öffentlichkeit an den strengen, auf das Evangelium Jesu Christi zurückgehenden Maßstäbe ihrer Morallehre gemessen zu werden. Wir unterstützen die Bemühungen der katholischen Kirche, die Leitlinien zum Missbrauch in ihren eigenen Einrichtungen zu überarbeiten und flächendeckend ihre Einhaltung einzufordern. Wir sprechen uns dafür aus, dass sowohl die Leitlinien der Bischöfe als auch die Richtlinien der Ordensobernkonferenz unseren Schulleiterinnen und Schulleitern zur Information und als Ratgeber für ihr künftiges Handeln ausgehändigt werden.
- Nach Aussage des II. Vatikanums hat die katholische Schule das Ziel, „einen Lebensraum zu schaffen, in dem der Geist der Freiheit und der Liebe des Evangeliums lebendig ist“ (vgl. *Gravissimum educationis* 8). Es geht der katholischen Schule um die gegenseitige Durchdringung von Glaube, Leben und Kultur. Dazu gehört auch eine Atmosphäre, in der die uns anvertrauten jungen Menschen angstfrei leben und lernen können. Unsere Schulen brauchen ein Klima

des vertrauensvollen Umgangs, das die einzelne Schülerin und den einzelnen Schüler in ihrer / seiner inneren Not aufzufangen weiß und gerade die Erwachsenen, Eltern wie Lehrerinnen und Lehrer, sensibel macht für alle offenkundigen, aber auch versteckten Formen von Missbrauch. (...)

Liebe Mitglieder der ODIV! Schon ein einziger Fall von Missbrauch an unseren Schulen ist einer zuviel. Wir tragen vor Gott und den uns anvertrauten jungen Menschen, vor der Kirche und der Gesellschaft, vor unserem eigenen Gewissen und dem Geist unserer Gründerinnen und Gründer eine große Verantwortung. Sie darf uns nicht erschrecken, und – vor allem – wir dürfen vor ihr nicht fliehen. Wir sind bereit, uns der Herausforderung, Missbrauch an unseren Erziehungs- und Bildungseinrichtungen präventiv zu begegnen, zu stellen und gemeinsam nach Lösungen zu suchen.

Erklärung von 27 Oberen benediktinischer Gemeinschaften in Deutschland „Zum respektvollen Umgang mit Geschädigten sexuellen Missbrauchs in unseren Klöstern“

Die deutschen Benediktinerklöster, in deren Einrichtungen es zu Fällen sexuellen Missbrauchs gekommen ist, haben in den vergangenen Wochen begonnen, sich intensiv um Aufklärung und Aufarbeitung dieser Vorkommnisse zu bemühen. Im persönlichen Umgang mit den Geschädigten hat sich gezeigt, dass deren Wünsche und Bedürfnisse insbesondere dahin gehen, mit den jet-

zigen Verantwortlichen der Klöster und Einrichtungen ins Gespräch zu kommen und ihre Erlebnisse zu erzählen. Sie wollen gehört werden und dabei erfahren, dass wir ihnen mit Respekt und Achtung begegnen. Unsere Aufgabe sehen wir zunächst darin, uns Zeit zu nehmen, zuzuhören, dann die Geschädigten im Namen unserer Klöster um Verzeihung zu bitten. Auch die Täter sollen nach Möglichkeit persönlich um Verzeihung bitten, wenn die Geschädigten zu einer Begegnung mit ihnen bereit sind.

Sehr ernst nehmen wir das häufig geäußerte Anliegen, in unseren Einrichtungen durch umfassende Prävention dafür zu sorgen, dass sich solche Übergriffe nicht mehr ereignen können. Selbstverständlich sind wir dazu bereit, notwendige Therapien für die Geschädigten zu vermitteln und bei der Durchführung unsere Unterstützung anzubieten.

Als Benediktiner sehen wir unsere besondere Aufgabe auch darin, den Betroffenen seelsorglich zu helfen. Dies kann in unseren Gemeinschaften geschehen, oder mit Rücksicht auf das Empfinden der Geschädigten auch von externen Seelsorgern übernommen werden.

In unseren Klöstern haben inzwischen viele Gespräche mit Betroffenen stattgefunden. Dabei ist nur sehr vereinzelt die Forderung nach finanzieller Entschädigung laut geworden. Unsere Klöster wollen deshalb jeweils individuell und den Umständen des Einzelfalles entsprechend darauf eingehen. Es geht uns darum, zuerst die Person des Einzelnen ernst zu nehmen und seine Situation zu berücksichtigen, was bei einer zentralisierten Lösung nicht möglich ist.

Aufgrund dieser Erwägungen erscheint es uns für unsere Klostergemeinschaften



nicht angebracht, uns derzeit an einem nationalen Entschädigungsfonds zu beteiligen. Hirschberg, im April 2010

Ansturm auf kirchliche Hotline für Opfer sexuellen Missbrauchs

Die Ende März 2010 freigeschaltete Hotline der Deutschen Bischofskonferenz (DBK) für Opfer sexuellen Missbrauchs hat in der ersten Woche über 13.000 Anrufversuche registriert. Dabei konnten an den drei Tagen, an denen die Hotline Anrufern offensteht, knapp 400 Beratungsgespräche geführt werden. Diese Zahlen widersprechen der zuvor geäußerten Befürchtung, dass ein kirchliches Beratungsangebot auf Misstrauen stoßen könne. Jedoch sei nicht mit einem Beratungsbedarf in dieser Größenordnung gerechnet worden, wie Anfang April der Sprecher des Bistums Trier, Stephan Kronenburg, mitteilte. Daher sei die Zahl der Berater aufgestockt worden. Unter den Anrufern befinden sich direkte Opfer sexuellen Missbrauchs wie auch deren Angehörige: Einige Gespräche hätten eine Länge von bis zu einer Stunde gehabt.

Erste Erfahrungen mit der Hotline für ehemalige Heimkinder

Auch erste Erfahrungen mit der Hotline für ehemalige Heimkinder zeigen ein großes Interesse von Anruferinnen und Anrufern. Insgesamt wurden in den ersten zwei Monaten nach dem Start der Hotline am 11. Januar 2010 rund 260 Beratungsgespräche geführt. Entgegen den Erwartungen kam es kaum zu Schmäh- oder Beschimpfungsanrufen. Vielmehr seien viele oft intensive

Gespräche geführt worden, in denen ehemalige Heimkinder die Möglichkeit hatten, von ihren Erfahrungen in ihrer Zeit im Heim zu berichten, teilten die Beraterinnen mit. Vielfach sei Dankbarkeit dafür geäußert worden, dass hier ‚endlich‘ jemand von der Kirche als Ansprechpartnerin bereit sei, zuzuhören. Im Zuge der Gespräche wurde auch eine Reihe von Wünschen (von Gesprächsanliegen über Anfragen bezüglich Therapieunterstützung bis zu Entschädigungen) an die Kirche, die Träger und die damaligen Beteiligten geäußert. Insgesamt ist es offenbar gelungen, die Hürde für ehemalige Heimkinder, die das Gespräch mit der Kirche suchen, soweit zu senken, dass sie auf diese Weise zu Wort zu kommen. Wo dies sinnvoll erschien, wurde Anruferinnen und Anrufern die Möglichkeit weiterer Beratungen in den örtlichen kirchlichen Lebensberatungsstellen aufgezeigt.

Nachdenken über Zölibatsvorschriften

Der Bamberger Erzbischof Ludwig Schick regt zum Nachdenken über eine Änderung der Zölibatsvorschriften an. In einem Interview des Hamburger Nachrichtenmagazins „Der Spiegel“ sagte Schick, der Zölibat gehöre zur Kirche und sollte in jedem Falle von Bischöfen, Ordensleuten und Domkapitularen gelebt werden. Ob aber jeder Pfarrer den Zölibat leben müsse, sei eine andere Frage. Er wäre sehr dafür, hierüber ernsthaft nachzudenken. Vor dem Hintergrund der Missbrauchsskandale in der Kirche forderte Schick ein Umdenken: Die Kirche müsse insgesamt offener werden. Dazu gehöre auch eine größere Mitwirkung von Laien in Ent-

scheidungs-gremien sowie mehr Verantwortung für die Frauen in der Kirche - als Gemeindeferentinnen und Pastoralreferentinnen, aber auch „in den Bistumsleitungen und sicherlich auch auf Weltkirchenebene“. Schick plädierte für eine vorbehaltlose Aufklärung aller Missbrauchsfälle. Es sei richtig, „dass nun alles herauskommt“, so der Erzbischof. (rv/spiegel)

Aufruf für eine prophetische Kirche

Einen stärkeren Einsatz der Christen für globale Gerechtigkeit und ein grundlegendes Umdenken innerhalb der katholischen Kirche haben katholische Orden, Hilfswerke, Verbände, Wissenschaftler und Bischöfe gefordert. Sie stellten am 4. Mai 2010 im Haus der Orden in Bonn einen „Aufruf für eine prophetische Kirche“ vor. Darin äußern sie auch Kritik an einer verbreiteten Sprachlosigkeit der katholischen Kirche gegenüber Unrecht und politischen Fehlentwicklungen. Die Kirche sei gelähmt durch Organisations- und Finanzfragen und den Missbrauchsskandal und müsse wieder frei werden für die wesentlichen Probleme der Welt. Die Menschheit stehe vor Existenz bedrohenden Krisen biblischen Ausmaßes, heißt es in dem Appell unter dem Leitwort „Leben in Fülle für alle“. Der Chef des Bischöflichen Hilfswerks Misereor, Josef Sayer, verwies auf die steigende Zahl von Hungernden weltweit, eine wachsende Kluft zwischen Arm und Reich sowie die Finanzkrise und das Scheitern der Weltklima-Verhandlungen. Die bisher gezeigten Lösungsansätze erwiesen sich lediglich als „Symbolpolitik mit Placeboeffekt“, heißt es in dem Aufruf. Christen trügen

angesichts dieser Entwicklung die Verantwortung dafür, nicht nur die Kirche selbst zu erneuern, sondern die großen Aufgaben der Welt glaubwürdig aufzugreifen. Zu den Erstunterzeichnern des Aufrufs gehören unter anderen der ehemalige Bundesarbeitsminister Norbert Blüm, die katholischen Bischöfe Werner Thissen, Felix Genn und Heinz Josef Algermissen sowie die Vorsitzende der Deutschen Ordensobernkonzferenz, Sr. Aloisia Höing SMMP, die bündnisgrüne Politikerin Christa Nickels und der brasilianische Theologe Paulo Suess.

„Unsere Glaubwürdigkeit als Christen steht auf dem Spiel. Die Zeit ist reif für ein grundlegendes Umdenken“, sagte auch Winfried Montz vom Deutschen Katholischen Missionsrat. Die Vorsitzende der Katholischen Arbeitnehmerbewegung Deutschlands (KAB), Birgit Zenker, forderte die Katholiken auf, mündiger zu werden und nicht alle Aufgaben den Bischöfen und Priestern zu überlassen. P. Wolfgang Schonecke WV vom Netzwerk Afrika Deutschland forderte von den Katholiken den Einsatz für ein neues Wertesystem und eine Abkehr vom Konsum- und Wachstumsdenken. Wirtschaft und Politik müssten sich am Weltgemeinwohl orientieren. Ziel der Initiatoren ist es, dass sich möglichst viele Verbände, Gemeinden und Räte den Aufruf zu eigen machen und eine breite Reformdebatte in der Kirche anstoßen. Hilfswerke, Ordensgemeinschaften und Verbände werden sich in den kommenden Monaten mit den Inhalten beschäftigen; im November sollen konkrete Initiativen bei einem bundesweiten Forum vorgestellt werden. (kna/dok)

Verband: Positive Entwicklung bei Stiftungen

Eine insgesamt positive Bilanz der Entwicklung der deutschen Stiftungslandschaft hat der Bundesverband Deutscher Stiftungen gezogen. Ende 2009 gab es bundesweit 17.372 rechtsfähige Stiftungen bürgerlichen Rechts, wie der Verband am 6. Mai 2010 in Frankfurt am Rande des diesjährigen „Deutschen StiftungsTags“ mitteilte. Allein in den vergangenen drei Jahren seien 3.068 Stiftungen hinzugekommen. Der Verband verwies auf eine repräsentative Umfrage, wonach die durch die Wirtschafts- und Finanzkrise bedingten Vermögensverluste der deutschen Stiftungen deutlich geringer ausfallen als befürchtet. Der Vorsitzende des Stiftungsverbandes, Wilhelm Krull, betonte, Stiftungen seien wesentlich für das Gemeinwesen. Das gelte vor allem in den Städten, wo mehr als die Hälfte aller Stiftungen tätig sei. Der Generalsekretär des Verbandes, Hans Fleisch, unterstrich, viele aktuelle Herausforderungen ließen sich ohne Stiftungen nicht meistern. Er wies in diesem Zusammenhang auf die demografische Entwicklung, auf eine „wachsende gesellschaftliche Kluft“ und auf den Umgang mit Energie hin. Der vom Verband vorgelegte „StiftungsReport 2010/11“ weist darauf hin, dass in der Bevölkerung wenig über Stiftungen und deren Engagement bekannt ist. Der Bundesverband Deutscher Stiftungen, der die jährlichen „Deutschen Stiftungstage“ ausrichtet, ist nach eigenem Bekunden der größte Stiftungsverband in Europa, der „Deutsche Stiftungstag“ der europaweit größte Kongress von Stiftungen. (kna)

Schülerin kann nach Kirchenaustritt am „Kolleg der Schulbrüder Illertissen“ bleiben

Eine 17-jährige Schülerin kann nach ihrem Austritt aus der katholischen Kirche weiter an ihrem katholischen Gymnasium bleiben. Der Vorstand des Schulträgers habe die Entscheidung der jungen Frau und ihre subjektiven Beweggründe letztlich respektiert, teilte das Schulwerk des Bistums Augsburg als Träger der Schule am 6. Mai 2010 mit. Der Fall der Schülerin des katholischen Gymnasiums „Kolleg der Schulbrüder Illertissen“ hatte in der vergangenen Woche für Schlagzeilen gesorgt. Mit ihrem Kirchenaustritt hatte die Jugendliche gegen den von ihren Eltern mit dem Gymnasium geschlossenen Schulvertrag verstoßen. Damit stand die Frage im Raum, ob die Zehntklässlerin noch an der Schule bleiben könne. Für ihren Verbleib setzte sich unter anderem der bayerische SPD-Fraktionschef, Markus Rinderspacher, ein. Das Schulwerk der Diözese Augsburg prüfte in der Folge, ob das Schulverhältnis dennoch fortgesetzt werden könne. „Dies ist der Fall“, teilte die kirchliche Behörde am Donnerstag mit. Der Vorstand habe anerkannt, dass die Schülerin nach eigener Aussage sich weiter mit den Wertvorstellungen und den Erziehungs- und Bildungszielen der Schule identifizieren wolle. Das Vertrauensverhältnis sei zwar gestört, jedoch noch nicht zerrüttet. Zugleich sei die Schülerin eingeladen, weiterhin den Religionsunterricht zu besuchen. Die getroffene Entscheidung stellt jedoch eine Einzelfallentscheidung dar und beruht nicht auf einer gerichtlichen Bewertung des Sachverhalts. Eine allgemeine, über den Sachverhalt hinausgehende Aussa-

ge zu der Frage der Wirksamkeit einer solchen Klausel im Schulvertrag wird hiermit nicht getroffen. (kna/dok)

Reform des europäischen Koordinierungsrechts zu Sozialversicherungen

Zum 1. Mai 2010 trat die neue EG-Verordnung Nr. 883/2004 mit der dazugehörigen Durchführungsverordnung EG 987/2009 in Kraft. Um Doppelversicherungen und Lücken im Versicherungsverlauf zu vermeiden, regelt die neue Verordnung als Teil des europäischen Koordinierungsrechts, welche sozialversicherungsrechtlichen Vorschriften eines Mitgliedstaats bei einer grenzüberschreitenden Tätigkeit Anwendung finden. Wird beispielsweise ein Mitglied einer Ordensgemeinschaft von Deutschland aus im europäischen Ausland eingesetzt oder ausgebildet, bestimmt das europäische Koordinierungsrecht, ob das deutsche oder das Sozialversicherungsrecht des jeweiligen Mitgliedstaates gilt. Daraus ergibt sich mittelbar, welche (Beitrags-)Pflichten und (Leistungs-)Rechte bestehen. Für Ordensgemeinschaften relevant sind vor allem Art 6 (Zusammenrechnung der Versicherungszeiten) und Art 12 (Entsendung) der EG-VO 883/2004. Art 6 bestimmt, dass Versicherungszeiten in einem anderen europäischen Mitgliedsstaat bei der Frage nach Vorversicherungszeiten für den Zugang zu einer freiwilligen Versicherung berücksichtigt werden. Dies kann beispielsweise beim Zugang zur freiwilligen gesetzlichen Krankenversicherung (§ 9 SGB V) relevant werden. Können hier nicht die geforderten 12 bzw. 24 Monate an Vorversicherungszeiten in einer deut-

schen gesetzlichen Krankenversicherung nachgewiesen werden, so dürfen unter den Voraussetzungen der Art 6 ff EG-VO 883/2004 ggf. Zeiten einer Pflichtversicherung in einem anderen europäischen Mitgliedsstaat mitgerechnet werden. Auch die Entsendung eines Beschäftigten wurde neu geregelt. Während bisher bei einer Entsendung einer Ordensfrau/eines Ordensmannes ins europäische Ausland 12 Monate (verlängerbar auf 24 Monate) deutsches Recht Anwendung finden konnte, sieht Art 12 EG-VO 882/2004 nun eine maximale Entsendezeit von 24 Monaten vor, in der deutsches Recht Anwendung findet. Das aufwendige Verlängerungsverfahren entfällt damit. Trotz eines leicht geänderten Wortlauts geht das Generalsekretariat der DOK derzeit davon aus, dass diese Vorschrift auch weiterhin auf Ordensleute Anwendung findet. Gelten während einer Entsendung in einen anderen EU-Staat weiterhin die deutschen Rechtsvorschriften, wird dies künftig nicht mehr mit der Bescheinigung E 101, sondern mit der neuen Bescheinigung A1 dokumentiert. Zuständig ist hierfür die Krankenkasse. Besteht keine Versicherung bei einer gesetzlichen Krankenkasse, ist für die Ausstellung der Bescheinigung A1 der jeweilige Rentenversicherungsträger zuständig. Die neue EG-Verordnung 883/2004 gilt jedoch nur für Personen, die die EU-Staatsangehörigkeit besitzen, sowie für Flüchtlinge und Staatenlose, die in einem Mitgliedsstaat wohnen. Der Geltungsbereich erstreckt sich im Übrigen nicht auf Island, Liechtenstein, Norwegen und die Schweiz. Für diese Ausnahmefälle findet weiterhin die EWG-Verordnung 1408/71 Anwendung.



...Neue Bücher

Rafael M. Rieger

Unternehmerisches Engagement von Orden

Sozialethische Orientierungen für korporatives Wirtschaften
Münster: Aschendorff, 2010 – 386 S. – Forum Sozialethik, Bd. 7.

„Ordensgemeinschaften sind keine Wirtschaftsunternehmen“ (S. 11). Mit diesem Statement beginnt Pater Rafael Rieger OFM das Vorwort seiner im Sommersemester 2009 von der Katholisch-Theologischen Fakultät der LMU München angenommenen sozialethischen Dissertation über das unternehmerische Engagement von Orden. Das Vorwort endet mit dem Wunsch: „Möge die nachfolgende Studie einen Beitrag leisten zu dieser Ortsfindung der Orden und ihrer Wirtschaftsbetriebe in unserer modernen Marktgesellschaft“ (S. 11). In der vorliegenden Studie nimmt der Verfasser daher die *Vogelperspektive* der neoklassischen Theorie in der Volkswirtschaftslehre ein. Er versucht ganz allgemein – und mithin unabhängig von der ordensindividuellen Spiritualität – eine sozialethisch wünschenswerte Funktion von katholischen Ordensgemeinschaften mit Blick auf ihre unternehmerischen Tätigkeiten in der Marktwirtschaft der Bundesrepublik Deutschland zu bestimmen.

Dadurch ist der Aufbau der Dissertation folgerichtig festgelegt: Nach einer kurzen Einführung über die Rahmenbedingungen und Gestaltungsspielräume für die wirtschaftliche Betätigung von Orden in der Bundesrepublik Deutschland im 1. Abschnitt der Arbeit (S. 13-42), werden im 2. Abschnitt (S. 43-146) die Ordensgemeinschaften erstens handlungstheoretisch als *korporative Akteure* vorgestellt, die von natürlichen Personen zu unterscheiden sind. Zweitens werden die Ordensgemeinschaften im Paradigma der neoklassischen Theorie des Haushaltes und des Unternehmens analysiert und schließlich werden sie drittens in einer juristischen Grundlegung in ihren unterschiedlichen rechtlichen Organisationsformen in der Bundesrepublik Deutschland dargestellt. Die Ausführungen entsprechen einem sozialwissenschaftlichen Handbuchwissen, das für die an der Christlichen Sozialethik interessierten Leserinnen und



ISBN 978-3-402106334

EUR 29.00

Leser ausreichend und ansprechend ist. Der dritte Abschnitt (S. 147-246) untersucht in einer historischen Perspektive die Wirtschaftstätigkeit der Orden im Kontext ihres Selbstverständnisses von den Anfängen des Ordenslebens bei den Anachoreten im dritten Jahrhundert bis zu den Säkularinstituten zu Beginn des 20. Jahrhunderts, der äußerlichen Konsolidierung der Orden in der Mitte des 20. Jahrhunderts und bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil. Vorgestellt werden sodann die *kirchenamtlichen Dokumente* zum Charisma der Orden und ihrer Wirtschaftstätigkeit sowie der *kirchenrechtliche Rahmen* für eine erlaubte unternehmerische Betätigung von Orden. Aus der faktisch festgestellten Vielfalt, wie Orden als *Haushalt* und als *Unternehmen* am Marktgeschehen beteiligt sein können, werden zum Abschluss des dritten Abschnitts der Dissertation vom Autor *fünf traditionelle Grundmodelle* für eine Ordensökonomie vorgestellt: Das Modell *fuga mundi* (= Modell 1) mit einem kontemplativen Rückzug der Ordensmitglieder aus der Welt; das Modell *ora et labora* (= Modell 2) mit der Betonung der Gleichwertigkeit von Gebet und von Arbeit für die Ordensmitglieder; das Modell *privilegium paupertatis* (= Modell 3) mit dem Ideal der freiwilligen Armut der Ordensmitglieder; das Modell *Caritas Christi urget nos* (= Modell 4), in dem die im Glauben motivierten Formen sozial-karitativen Engagements des Ordens im Vordergrund stehen und als Gegenmodell zum ersten *ambulare in saeculo* (= Modell 5). Für dieses fünfte Modell ist der Weltbezug der Ordensmitglieder charakteristisch.

Der abschließende vierte Abschnitt (S. 247-329) soll dann der Leserin und dem Leser einen *Theorierahmen für die Praxis* bieten. Es heißt im einführenden Text: „Ein solcher Theorierahmen sollte sowohl theoretisch konsistent, empirisch gehaltvoll als auch anwendungsorientiert sein. Ziel der nachfolgenden Überlegungen ist es daher, einen vernünftigen, realistischen und praktikablen Weg aufzuzeigen, wie ethische Fragen bezüglich der unternehmerischen Betätigung von Orden gut und richtig beantwortet werden können“ (S. 247). Dieser Weg soll mit Hilfe des Dreischritts „*Sehen – Urteilen – Handeln*“ skizziert werden (S. 272-329).

Der Autor verweist am Anfang seiner Ausführungen über den Dreischritt auf den inzwischen verstorbenen Münsteraner Moraltheologen Bruno Schüller SJ (1925-2007), der unter anderem die wichtige terminologische Unterscheidung zwischen *sittlich gut* und *sittlich richtig* in die deutschsprachige Moraltheologie eingeführt hat (S. 272). Die *Gesinnung* eines Menschen ist entweder ‚sittlich gut‘ oder ‚sittlich schlecht‘, je nachdem, ob die Person den moralischen Beurteilungsstandpunkt (= *moral point of view*) annimmt oder nicht. Die *Handlungen* einer natürlichen Person – aber auch die Handlungen eines korporativen Akteurs – sind dagegen unabhängig von der Gesinnung der handelnden natürlichen Personen entweder *sittlich richtig* oder *sittlich falsch* im Blick auf ihre Verwirklichung von *nicht-sittlichen Werten* beziehungsweise der Vermeidung von *nicht-sittlichen Übeln* zugunsten von Menschen, Tieren, Pflanzen oder der gesamten Schöpfung. Versteht man es als die primäre wissenschaftliche Aufgabe der *normativen Ethik*, die sittliche Bestimmung einer Handlung als *sittlich richtig* oder *sittlich falsch* vorzunehmen, bewegt man sich im Rahmen einer *Normenethik*. Für die Entwicklung und Begründung von konkreten Normen für Handlungen – sei es auf der unteren Ebene der individuellen

Verantwortung einer natürlichen Person, sei es auf der mittleren Ebene der Organisationsverantwortung einer Unternehmung, die heute in der Regel *corporate social responsibility* (= CSR) genannt wird, oder sei es auf der oberen Ebene der institutionellen Verantwortung des Gesetzgebers – bedarf es in der Regel einschlägiger ethischer Prinzipien, die als *absolute Normen* oder in der Regel als *Prima-facie-Regeln* bei der Entwicklung und Begründung von konkreten Normen zu berücksichtigen sind. Wenn sich eine natürliche Person diese Prinzipien bzw. Grundsätze zu eigen macht und sie auch lebt, werden sie zu *Tugenden*, das heißt zu *sittlichen Werten*. Und an dieser Stelle kommt die *sittlich gute Gesinnung* des Handelnden wieder mit ins Spiel.

Inzwischen sind Formulierungen wie „mit Werten führen“ in Deutschland sehr populär geworden. Der Autor unterscheidet terminologisch korrekt zwischen *Wertorientierung* und *Werteorientierung* (S. 14). Denn „von ‚Werten‘ sprechen verschiedene Wissenschaften von der Ökonomie bis zur Ethik. Daraus ergibt sich eine zu beachtende sprachliche Mehrdeutigkeit.“ Als Management-Modell verlangt ein ‚wertorientiertes‘ Management eine Orientierung an einer langfristigen und nachhaltigen Steigerung des Unternehmenswertes für die *Shareholder* (= Kapitaleigner), während vom *moral point of view* aus, auch die berechtigten Interessen anderer *Stakeholder* relevant sind für die Entscheidungen des Managements des Unternehmens. ‚Werteorientierung‘ meint in der normativen Ethik etwas anderes: „In einem weiteren Sinn bezeichnet ‚Wert‘ aber auch solche menschlichen Haltungen, Tugenden wie auch bestimmte sittliche Überzeugungen oder Verpflichtungen, denen sich der Mensch unterwirft. Wenn man etwa von sittlichen Werten (Plural) spricht, kann dieser Sprachgebrauch vorliegen.“ (Wolbert: Wert, in: Neues Lexikon der Christlichen Moral, 858).

In diesem Sinn beschäftigen sich *tugendethische Ansätze* im Bereich der Unternehmensethik mit dem Problem, ein Unternehmen mit seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern *sittlich richtig* auf der Basis des *moral point of view* zu führen. *Tugendethische Ansätze* sind aber auch wichtig für Menschen, die in einem Unternehmen in führender Position arbeiten, ohne selber ganz an der Spitze des Unternehmens zu stehen. So hat beispielsweise für die in einer derartig mittleren Position leitenden Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen Joseph L. Badaracco sein Modell des *quiet leadership* (= lautlos führen) entwickelt und drei lautlose Tugenden (= sittliche Grundhaltungen) zum richtigen Handeln im Unternehmen vorgeschlagen: Erstens *Zurückhaltung*, zweitens *Bescheidenheit* und drittens *Beharrlichkeit*. Sein Modell schlägt gezielt Tugenden vor, die von einem durchschnittlich sittlich guten Menschen sicher erfüllbar sind und die keinen heroischen Tugendgrad verlangen. *We don't need another hero* lautet ein klassischer Artikel von Joseph L. Badaracco. (We Don't Need Another Hero, in: Harvard Business Review, 2001, Sept., 121-126. S.a. ders., Lautlos führen. Richtig entscheiden im Tagesgeschäft, Wiesbaden, 2002).

Aber wird in der Praxis von einem Ordensmitglied nicht völlig zu Recht mehr verlangt als nur die Befolgung dieser drei lautlosen Tugenden? Der Autor, der von Elisabeth Göbel (Unternehmensethik, Stuttgart 2006) den Fachterminus ‚Stakeholder‘ übernimmt (Rieger, S. 276, Fußnote 77), macht an dieser Stelle die wichtige

Unterscheidung: „In ein Ordensunternehmen bringen vor allem zwei unterschiedliche Personengruppen ihre Ressourcen ein: zum einen vermittelt durch die Ordensgemeinschaft als Unternehmerin die *Ordensangehörigen*, zum anderen unmittelbar aufgrund bilateraler Arbeitsverträge die zivilen *Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter* des Unternehmens. Diesen beiden ‚stakeholder‘-Gruppen“ gebührt im Vorfeld aller normativen Überlegungen besondere Aufmerksamkeit. *Ausschließlich Personen aus diesen beiden Gruppen* sind es nämlich, die im Ordensunternehmen *unmittelbar handeln* und für diesen korporativen Akteur *Entscheidungen treffen*“ (Rieger, S. 276f.). Das Modell von Joseph L. Badaracco ist gut umsetzbar für die zivilen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Ordensunternehmens. In dem *Modell der Ressourcenzusammenlegung*, das in Deutschland durch Victor Vanberg bekannt geworden ist und vom Autor übernommen wird (Rieger, S. 58-66), bringen sie ihre Arbeitsleistung und Kreativität ein und müssen auch bereit sein, sich in ihrem Handeln an grundlegenden ökonomischen, moralischen und religiösen Prinzipien zu orientieren, die für den betreffenden Orden fundamental sind (= *permission-to-play-values*). Der Autor spricht vom *ökonomischen Kriterium*, vom *moralischen Kriterium* und vom *religiösen Kriterium* (S. 290-309). Bei Konflikten zwischen den ökonomischen und moralischen Prinzipien folgt der Autor Elisabeth Göbel: Es „bleibt damit für die ordensökonomische Praxis als zu empfehlende Vorgehensweise nur ein Verhalten entsprechend des von Elisabeth Göbel vorgeschlagenen Anwendungsmodells: Im ökonomischen Konfliktfall, wenn wirtschaftliche Ziele und moralische Forderungen einander widerstreiten, ist nach einem Ausgleich zu suchen“ (Rieger, S. 312). Was meint Göbel damit? Nachdem sie sich in ihrer Unternehmensethik mit der *Stakeholderanalyse* beschäftigt hat, wendet sie sich den *Strategien* als „Maßnahmen zur Sicherung des langfristigen Erfolgs eines Unternehmens“ (Göbel, S. 150) zu. Sie schreibt: Ich „vertrete [...] die Meinung, dass Gewinnerzielung und/oder Erhalt des Unternehmens nicht prinzipiell die obersten Güter sind, denen alle anderen legitimen Ansprüche im Konfliktfall unterzuordnen sind [...] Um es noch einmal mit *Kant* auszudrücken: Das (eigene) Glück darf nicht oberster Bestimmungsgrund des Handelns sein. Man kann nur hoffen und anstreben, dass es sich zusammen mit der Moralität einstellt.“(Göbel, 147) Der *moral point of view* verlangt von einem Unternehmen, dass alle moralisch berechtigten Interessen der identifizierten und relevanten Stakeholder einer Unternehmung natürlich zu berücksichtigen sind: Die Interessen der betroffenen Kunden, Lieferanten, Anlieger sowie die Interessen des Staates und der Öffentlichkeit. So wird beispielsweise als ein erster Merkpunkt eines erfolgreichen Innovationsmanagements von Manfred Bruhn angeführt: Innovationen sind am Kundennutzen auszurichten. (M. Bruhn Kundenorientierung, München, 2007, S. 237). Dieser ‚Kundennutzen‘ in einem *Stakeholder-Ansatz* unterscheidet sich vom so genannten ‚Kundenwert‘ in der Perspektive eines *Shareholder-Value-Ansatzes*: „Kundenwert ist die Differenz zwischen den zum Aufbau und zur Aufrechterhaltung einer Kundenbeziehung entstehenden Kosten und den Erlösen, die vom Kunden über die gesamte Dauer der Kundenbeziehung generiert werden.“ (Bruhn, 242). Entsprechend gilt: „Kundenwertmanagement ist die Ermittlung und Analyse kundenindividueller Kundenwerte sowie die Planung, Umsetzung und

Kontrolle einer kundenwertbezogenen Steuerung von Kundenbeziehungen mit dem Ziel eines effizienteren Einsatzes von Marketinginstrumenten und einer optimalen Ausschöpfung von Kundenpotentialen“ (Bruhn, 243).

Allerdings wird man von den Ordensmitgliedern in einem Ordensunternehmen völlig zu Recht *mehr* als nur die grundsätzlich unparteiische Orientierung am Nutzen aller relevanten Stakeholder eines Unternehmens verlangen. Der Autor verweist zwar auf die Vereinbarkeit der Ordensunternehmung mit einem Modell der *fünf traditionellen Modelle für eine Ordensökonomie* [S. 308f.], bleibt aber mit seinen Ausführungen ansonsten innerhalb der unternehmensethischen Debatte, die auch für private Unternehmen in dieser oder ähnlicher Art geführt wird. An dieser Stelle bleibt als Wunsch offen, der Autor möge eine Fortsetzung zum Thema *unternehmerisches Engagement von Orden* schreiben. Denn Ordenschristen, die gemäß der evangelischen Räte leben wollen, werden in der Öffentlichkeit an der Botschaft der Bergpredigt gemessen: „Ihr seid das Salz der Erde, [...] ihr seid das Licht der Welt [...] so soll euer Licht vor den Menschen leuchten, damit sie eure guten Werke sehen“ (Mt 5,13-16). Christen – und in noch besonderem Maße – Ordenschristen sollten die sittlichen Maßstäbe, die für alle Personen in gleicher Weise Geltung beanspruchen, in höherem Maße verinnerlichen und mithin einen höheren Tugendgrad als der Durchschnittsmensch erreichen. Jede Ordensgemeinschaft kann in der Sprache der Betriebswirtschaftslehre gefragt werden: Für welche *core values* oder für welches Alleinstellungsmerkmal (= *Unique Selling Proposition*, USP) ist euer Orden und sind eure Ordensunternehmen bekannt, die andere private Unternehmen mit durchschnittlich guten Menschen nicht vorweisen können? Welche *core values* bzw. welche USP ergibt sich aus der ordenseigenen *Spiritualität* oder den im Unternehmen von den Ordensmitgliedern gelebten speziellen *sittlichen Werten*?

Beispielsweise könnte der Ansatz von Susanne Rupprecht und Georg Parlow helfen, die eigene USP des jeweiligen Ordensunternehmens zu finden. Denn ihr Buch über ein *Ethisches 26-Stärken-Marketing* ist gerade für Klein- und Mikro-Unternehmen gedacht, die ja für viele Ordensunternehmen – wie Klosterläden etc. – typisch sind (Ethisches Marketing: Nachhaltige Strategien für Klein- und Mikrounternehmen, Wien, 2008). Und es ist „das erste Marketingbuch für hochsensible Personen“ mit spirituellem Anspruch, von denen es in den Ordensgemeinschaften ja auch mehr als in der restlichen Bevölkerung geben sollte. Statt lediglich drei Tugenden werden in dem Buch für die Praxis 26 mögliche Stärken (= *core values*) von Unternehmen untersucht: *Aufrichtigkeit, Offenheit/Transparenz, Verlässlichkeit, Präsenz, Verbundenheit, Fürsorglichkeit, Streben nach Güte bis hin zu Intensives Empfinden, Intuition, Perfektionismus und Freiheitsliebe*.

Darüber hinaus haben Bernd Halfar und Andrea Borger aus der *Balanced Scorecard* (= BSC) als ein inzwischen klassisches Management-Modell zur Implementierung des *moral point of view* in die Unternehmensstrategie eine *Balanced Church Card* entwickelt. „Im Großen und Ganzen“ – so folgern sie – sind ihre Ausführungen zur Führung einer Pfarrgemeinde mittels einer *Balanced Church Card* „auch auf kirchliche und diakonische Einrichtungen übertragbar. Bei ihnen finden sich in der Regel sogar günstigere Ausgangsbedingungen für zeitintensivere Arbeitseinheiten, weil

generell eine ‚professionellere‘ Arbeitskultur besteht“ (Halfar/Borger, Kirchenmanagement, Baden-Baden, 2007, 123-168, hier 123). Hier geht es darum, *core values* und USP in eine von allen relevanten *Stakeholdern* mitgetragene Unternehmensstrategie und in konkrete strategische Maßnahmen umzusetzen. Paradigmatisch eine geeignete *Balanced Scorecard* oder *Balanced Church Card* für Ordensgemeinschaften und für ihre Ordensunternehmen zu entwickeln, bleibt daher durchaus ein erfolgversprechender Weg der Unternehmensethik mit Bezug auf Ordensgemeinschaften und ihre wirtschaftliche Tätigkeit.

Joachim Hagel O.Praem.

Friedrich Assländer / Anselm Grün

Spirituell führen mit Benedikt und der Bibel

Münsterschwarzach: Vier Türme, 2007. – 2. Auflage. – 194 S.

Gegenüber dem von Rafael M. Rieger OFM schreiben Anselm Grün OSB und Friedrich Assländer ihr Buch aus der Froschperspektive der Betriebswirtschaftslehre. Pater Dr. Anselm Grün OSB, geboren 1945, leitet die wirtschaftlichen Betriebe der Benediktinerabtei Münsterschwarzach und Dr. Friedrich Assländer, geboren 1944, studierte Betriebswirtschaftslehre, Soziologie und Psychologie und ist nach zehn Jahren Managementtätigkeit in einem Finanzkonzern seit 1984 als selbstständiger Trainer und Unternehmensberater tätig. Beide Autoren leiten gemeinsam die Kursreihe für Menschen in beruflicher Verantwortung „Führen und geführt werden“ im Haus St. Benedikt der Abtei Münsterschwarzach in Würzburg [Internet: www.haus-benedikt.net].

Pater Anselm Grün OSB kann dabei spirituell neben der Heiligen Schrift auf ein ureigenes USP (= *Unique Selling Proposition* = Alleinstellungsmerkmal) als ergiebige Quelle des Benediktiner-Ordens verweisen:

Die Regel des heiligen Benedikt. Hier finden die interessierten Leser in neun Kapiteln verschiedene Übungen. Hält man die ausgewählte Übung „eine längere Zeit – mindestens einen Monat“ durch, „wird sie verinnerlicht und zur guten Gewohnheit“ (S.



ISBN 978-3-87868-0833
EUR 22.90

neue Bücher – unternehmensethik

15). Anschließend kann man sich auf die nächste Übung konzentrieren. Die beiden Autoren zeigen überzeugend auf, dass auch aus einer biblisch und benediktinisch geprägten Spiritualität sich grundlegende Einsichten für eine betrieblich orientierte Führungsethik in privat geführten Unternehmen in einer Marktwirtschaft gewinnen lassen. Aber auch auf die antike griechische philosophische Ethik, die später von der christlichen Ethik aufgegriffen worden ist, wird in dem Buch Bezug genommen. So wird im fünften Kapitel „Führen mit Werten“ auf die vier Kardinaltugenden Klugheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit und Mäßigung zurückgegriffen (S. 83-93), die zusammengekommen wiederum den *moral point of view* bilden. Denn ‚Klugheit‘ meint als grundlegende Tugend die existentielle Aufgeschlossenheit der sittlichen Person für das sittlich Gute und für die nicht-sittlichen Werte, die mit der praktischen Vernunft des Menschen wahrgenommen werden können. ‚Gerechtigkeit‘ steht für den richtigen Umgang mit den Mitmenschen und ‚Mäßigung‘ für den richtigen Umgang mit den eigenen Gefühlen. ‚Tapferkeit‘ meint schließlich die innere Haltung, an der als sittlich richtig erkannten Handlung festzuhalten und nicht aus Eigeninteresse abzuweichen.

Für das individuelle Führungsverhalten im Rahmen eines *tugendethischen Ansatzes* finden hier alle, die mit Führungsaufgaben in einem Orden, in einem Unternehmen oder in einer sonstigen Organisation oder Verwaltungseinrichtung beauftragt sind, wertvolle Anregungen, um ihr eigenes Führungsverhalten kritisch zu überdenken und gegebenenfalls sinnvoll zu korrigieren. Im Vordergrund steht dabei natürlich der sittlich richtige Umgang mit dem Stakeholder *Mitarbeiterin* und *Mitarbeiter*, der in einer Ordensgemeinschaft auch ein Mitbruder oder eine Mitschwester sein kann. Während in dem Buch von Rafael M. Rieger die Auseinandersetzung mit unternehmensethischen Fragen eher systemtheoretisch aus der Vogelperspektive angelegt ist, steht hier eine konkrete unternehmensethische Frage für den Praktiker im Vordergrund: Wie kann ich persönlich sittlich richtig führen? Neben *sittlichen Werten* (= Tugenden, Grundhaltungen) zur Führung eines Unternehmens werden den Lesern in erster Linie einfache Techniken und Verhaltensweisen an die Hand gegeben, um ihr Führungsverhalten in der Praxis wirkungsvoll und leicht umsetzbar zu verbessern. Dies betrifft z.B. die Kommunikation mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern (S. 37-51: Kommunikation), das Führen mit Zielen (S. 53-64: Führen mit Zielen), sowie die Akzeptanz der Führenden durch die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter (S. 65-81: Akzeptanz und Gefolgschaft). Insgesamt darf das Buch insbesondere Ordensmänner und Ordensfrauen uneingeschränkt zur Lektüre empfohlen werden.

Joachim Hagel O.Praem.

Peter Henrici

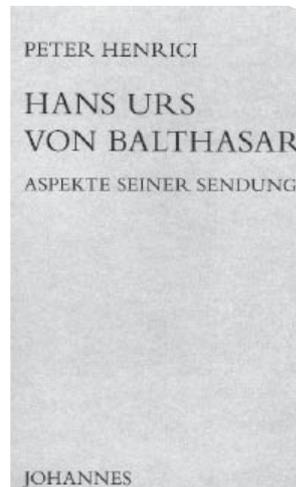
Hans-Urs von Balthasar

Aspekte seiner Sendung

Einsiedeln u.a.: Johannes, 2008. – 152 S.

„Er war für uns all ein wenig zu groß“. Mit dieser bewusst zweideutigen Feststellung beginnt Peter Henrici eine Lebensbeschreibung seines rund 20 Jahre älteren Cousins Hans Urs von Balthasar. Balthasar war ein Riese, körperlich und noch vielmehr geistig – und die Erschließung des Riesenwerkes, das er der Kirche hinterlassen hat, hat zwar nicht eben erst begonnen, aber sie ist sicher längst nicht erschöpft. Der Johannes-Verlag hat den 100. Geburtstag von Balthasars im Jahr 2008 zum Anlass genommen, um einige verstreute Aufsätze des Philosophen und Weihbischofs Henrici über seinen berühmteren Verwandten einzusammeln und neu herauszugeben. Damit ehrt der Verlag zudem den Autor selbst, der 2008 seinerseits sein 80. Lebensjahr vollenden konnte. Henrici versteht es – aus der persönlichen Nähe und gleichzeitig philosophischer und theologischer Kennerschaft – ein prägnantes und schlüssiges Bild des Mannes zu zeichnen, der insbesondere mit seiner großen, 15-bändigen Trilogie „Herrlichkeit – Theodramatik – Theologik“, dem 20. Jahrhundert eine Art Summe der Theologie hinterlassen hat, die aber wegen ihrer Vielschichtigkeit, der Eigenständigkeit ihres Zugriffs, der Tiefe ihrer Durchdringung und zugleich wegen ihrer geistigen Weite kaum überschaubar ist. Henrici zeichnet zunächst ein Lebensbild von Balthasars, das verdeutlicht, wie das Werk aus dem Leben hervorgeht und ins konkrete Leben zurückweist. Balthasar der Schweizer von vornehmer Herkunft, der Ästhet, der Musiker, der Literat, der „gebildetste Mensch seiner Zeit“ (de Lubac), der Jesuit, den seine Berufung „wie ein Blitz“ getroffen hat, der Studentenseelsorger und geistliche Führer von Vielen, insbesondere von Adrienne von Speyr; derjenige auch, der nach langem Ringen, seine geistige Heimat, die Gesellschaft Jesu, verlassen musste, um sich dem Werk der Gründung und Führung der Johannes-Gemeinschaft zur Verfügung stellen zu können.

Dieser Hintergrund lässt schon einige der großen Themen anklingen, die Henrici immer wieder herausarbeitet: Die Erfahrung des Schönen (Goethe, Mozart) als Zugang zum Mysterium Gottes, eine Frage, die in der Begegnung und Auseinandersetzung mit Kierkegaard reift, für den das Ästhetische eine zu überwindende Stufe hin zum



ISBN 978-3-89411-4022

EUR 15.00

eigentlich Christlichen ist. Es klingen die zentralen Themen des Gehorsams und der Sendung an, die sich später in dem Begriff „Auftrag“ verdichten (vgl. Balthasars Werk „Unser Auftrag“). Balthasars radikal verstandene Forderung nach einer „Öffnung der Kirche zur Welt“ ist auch hinterlegt mit eigenen Erfahrungen der zeitweiligen Heimatlosigkeit in der Kirche. Diese Öffnung meint freilich keine billige Verweltlichung, sondern entschiedenes, liebendes Christenleben als Sauerteig mitten in einer längst nicht immer christenfreundlichen Welt. Balthasar hat stets betont, dass seine Weggemeinschaft mit Adrienne von Speyr und die Gründung des Säkularinstituts von seiner theologischen Arbeit nicht zu trennen seien, sondern dass vielmehr die gemeinsame Gründung das Zentrale sei, das die Bücher in ihren wesentlichen Themen illustrieren. Deutlich wird – besonders im zweiten Beitrag – dass Balthasar von Anfang an eine Theologie entwirft, die aus der Erfahrung, konkret aus der ignatianisch geprägten Mystik lebt, die ebenfalls wieder über die bis dahin klassisch gewordenen Mystiker der Kirche hinausgeht. Ignatius lehrt gerade nicht weltab-, sondern weltzugewandte Mystik: Gott im Fleisch der Geschichte, Gott in allen Dingen finden, *contemplativus in actione*.

Ein dritter, wichtiger Beitrag zeigt, wie sehr Balthasar zugleich Philosoph war und wie er dabei das Verhältnis von Philosophie und Theologie zueinander erschließt. Sein Zugang zur Philosophie ist zunächst phänomenologisch, er übersteigt seine philosophische Erfahrung aber immer in eine dialogisch und personal entfaltete Ontologie: Balthasar denkt das Sein als Liebe. Er tut dies in der Linie von Thomas von Aquin, im kritischen Gespräch mit Plotin und Hegel und in einem existenziellen Ringen und einem verbindlichem Ernst, der Kierkegaard und Nietzsche verwandt ist. Henrici sieht schließlich auch richtig, dass die Theodramatik die Mitte und das Herz der Trilogie ist, gerade weil Sein als Liebe gedacht oder besser erfahren wird. Umso erstaunter ist man daher – und dass sei als kritischer Einwurf angemerkt – das sich der Name von Ferdinand Ulrich als einem entscheidenden Impulsgeber im ganzen Band kein einziges Mal findet. Aber gerade die zentralen Themen, die Henrici für den Philosophen Balthasar herausarbeitet, sind außerordentlich wesentlich in Ulrichs Denken und weisen auf seinen Einfluss hin: etwa die zentrale Stellung der Seinsdifferenz, das Thema der Selbigkeit von Armut und Reichtum des Seins als Liebe, die Einsicht in das christlich-theologische Apriori der Geistesgeschichte des Abendlandes sind von Ulrich in einer Tiefe durchdacht, dass der spätere Balthasar in seinen besten Stücken Philosophie vor allem darauf zurückgegriffen – und das auch immer wieder bekannt hat. Dass Ulrich während der Arbeit an der Theodramatik der wichtigste persönliche Gesprächspartner war, lässt sich m.E. ebenfalls ohne Schwierigkeit belegen. Kürzlich erst ist eine umfangreiche italienische Studie über Balthasar erschienen (R. Carelli, *L'uomo e la donna nella teologia di H.U. von Balthasar*, Lugano 2007), die Ulrich als entscheidende philosophische Quelle von Balthasars ausweist und soweit geht, das Denken beider „aus der Logik einer einzigen Sendung“ verstehen. Umso weniger verständlich ist immer noch das Stillschweigen über diesen Gefährten von Balthasars – hier und anderswo.

Auch die folgenden beiden Beiträge des Bandes haben wieder einen sehr instruktiven und Übersicht schenkenden Charakter: Henrici schlüsselt im ersten in

verständlichen Etappen das Verhältnis von Balthasars zum II. Vatikanum auf. Im zweiten gibt er noch einmal einen stringenten und durchaus eigenständigen Durchblick durch die Trilogie. Ein letzter Beitrag – über Kierkegaard und Nietzsche in Balthasars Denken – enthält zwar gewisse Redundanzen im Vergleich zum bisher Gesagten, aber er ist insofern aufschlussreich, als er in dichten Charakteristiken die Persönlichkeiten der beiden Genannten mit derjenigen Balthasars vergleicht. Dabei zeigen sich große Ähnlichkeiten in der Persönlichkeit Balthasars. Aber zugleich zeigt Henrici, wie und wodurch, die Gefahr der existenziellen Vereinzelung, die Kierkegaard und Nietzsche durchlitten haben, überwunden wurde: durch die johanneisch verstandene und gemeinschaftlich erfahrene Liebe. Aus dieser speist sich das Vermächtnis von Balthasars in der Tiefe – und der vorliegende Band lässt in seinen luciden Durchblicken diese Mitte immer wieder aufscheinen.

Stefan Oster

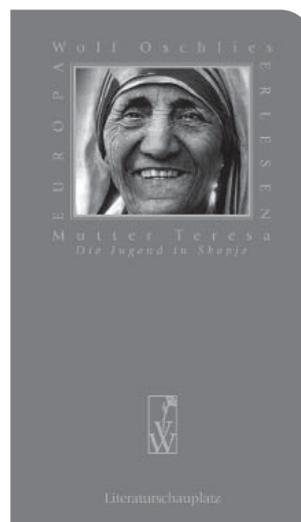
Wolf Oschlies

Mutter Teresa

Die Jugend in Skopje

Klagenfurt: Wieser, 2009. – 193 S.

Wolf Oschlies, Politikwissenschaftler und Publizist, hat ein interessantes und detailreiches Büchlein zu Kindheit und Jugend von Mutter Teresa geschrieben. Als Osteuropaexperte interessiert ihn vor allem die Herkunft dieser berühmten Frau vom Balkan. Er weist auf den gängigen Irrtum hin, Mutter Teresa sei Albanierin gewesen, und weist nach, dass sie und ihre Familie zur Volksgruppe der Mazedo-Rumänen gehörten. Die Hauptstadt Mazedoniens, Skopje, bildete in den ersten zwei Jahrzehnten den prägenden Lebensmittelpunkt der jungen Frau Agnes Gonxha Bojaxhiu (1910 – 1987), die als drittes Kind ihrer Eltern im kulturell und religiös vielfältigen Skopje aufwuchs. Mutter Teresa hat sich auch später, nach ihrer Nationalität befragt, immer als Skopjerin verstanden, denn „wenn es Skopje nicht gäbe, gäbe es auch mich nicht.“ (79) Gerade diese Identität, so die These Oschlies, hat aus Mutter Teresa die Frau werden lassen, als die sie später berühmt wurde. Und so widmet der Verfasser mehrere Kapitel der Darstellung dieser vielschichti-



ISBN 978-3-85129-8284

EUR 18.80

neue Bücher – biographien

gen, bunten Stadt, reich an Volksgruppen und Religionen, was dazu führte, dass Spannungen und Konflikte nicht ausblieben. Die katholischen Christen, zu denen Mutter Teresas Familie gehörte, lebten als Minderheit unter Orthodoxen, Juden, Muslimen und Protestanten. Diese Erfahrung wird sich für Mutter Teresa später in Kalkutta wiederholen und ihr sehr vertraut sein, wie auch andere. „Mutter Teresa konnte zu keiner Zeit daran denken, das Elend in Indien allein und nachhaltig zu beheben. Das hatte schon auf dem Balkan niemand vermocht oder versucht. Wichtiger war, dass jemand wie Mutter Teresa Erfahrungen mitbrachte, die auch für die neue Umgebung passten.“ (81) Oschlies' Bemühung, Licht ins Dunkel der Herkunft von Gonxha Bojaxhiu zu bringen, rührt auch von der Tatsache, dass Mutter Teresa später selten bis gar keine Anmerkungen zu ihrer Kindheit gemacht hat. Dieser Teil ihrer Biographie bleibt bis heute eigenartig unterbelichtet. Und so liest sich das Buch als eine gute Ergänzung zu all den anderen Biographien, die es bereits über die Heilige von Kalkutta gibt. Es ist interessant, mehr über ihre Eltern und Geschwister zu erfahren, jenseits der Legendenbildung, die besagt, Mutter Teresa käme aus ärmlichen einfachen Verhältnissen. Mit wohlthuender Distanz entfaltet der Autor das Bild einer jungen Frau, die aus einem begüterten wohlhabenden Haus stammte, die damals seltene Möglichkeit einer höheren Schulbildung genoss und durch ihre ungewöhnliche Berufung den Weg über Irland nach Indien fand, um von dort aus radikal und eigensinnig die Welt auf die Ärmsten der Armen aufmerksam zu machen.

Elisabeth Thérèse Winter

Greg Watts

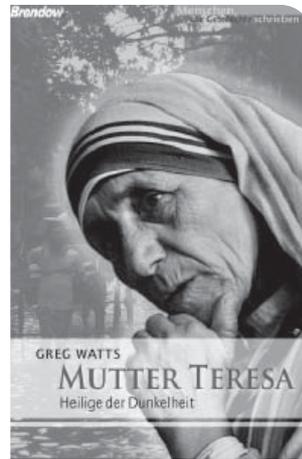
Mutter Teresa

Heilige der Dunkelheit

Moers: Brendow, 2009. – 191 S.

Sinngemäß soll Mutter Teresa gesagt haben: „Wenn ich überhaupt je eine Heilige werde, dann nur eine Heilige der Dunkelheit.“ Wie sehr ihr die spirituelle Dunkelheit vertraut war, wissen wir eigentlich erst, seitdem persönliche Aufzeichnungen und Briefe der Ordensfrau aus Kalkutta nach ihrem Tod unter dem Titel „Komm, sei mein Licht“ veröffentlicht wurden. Greg Watts hat seiner Biographie daher den Untertitel „Heilige der Dunkelheit“ gegeben, und ein lesenswertes Porträt dieser inspirierenden und umstrittenen Frau nachgezeichnet. Bereichert werden die einzelnen Kapitel mit schönem, zum Teil farbigem Bildmaterial, so dass es leicht fällt, in die Welt der Mutter Teresa einzutauchen. Neben den hinlänglich bekannten Teilen ihrer Biographie reflektiert der Verfasser auch den Werdegang der ehemaligen Loretoschwester, als sie weltweit immer bekannter wird und schon zu Lebzeiten zum Idealbild einer Heiligen stilisiert wird.

Ihre vielen Auftritte und Reden rund um den Erdball ermöglichen es ihr, sich und ihrem Hauptanliegen Gehör zu verschaffen: nämlich Anwältin für die Ärmsten der Armen zu sein und eine reiche Welt aufzufordern, hinzusehen und die Not zu bekämpfen. Es ist wirklich erstaunlich, in welche Kreise sie Einzug erhält und wie souverän sie vor den Mächtigen und Angesehenen der Welt ihre Meinung kundtut, auch auf die Gefahr hin, missverstanden zu werden oder zu polarisieren, gerade was die Frage der Abtreibung oder die Stellung der Frau in der Gesellschaft angeht. Mit nicht nachlassendem Engagement wirbt Mutter Teresa weltweit für die Verbreitung ihres Ordens und es gelingt ihr, in ca. 123 Ländern mehr als 600 Niederlassungen zu gründen. Ohne Frage wirkten ihre Ausstrahlung und ihr Charisma schon zu Lebzeiten in gewisser Weise Wunder. Freilich konnte es nicht ausbleiben, dass mit dem wachsenden Erfolg auch die Legendenbildung zunahm und eine Form der Beweihräucherung einsetzte, die Kritiker auf den Plan rief. Greg Watts beleuchtet dieses Phänomen der Stilisierung vor allem auf dem Hintergrund einer reichen westlichen Gesellschaft. „Mutter Teresas kontra-kultureller Lebensstil, ihr Mitgefühl mit den Armen und Schwachen, ihre Ablehnung des Konsumdenkens und ihre Identifikation mit Indien, hatten sie zu einer idealen Heldin der westlichen Gesellschaft gemacht, die auf der Suche nach einem Sinn und nach Idealen war.“ (80) Wer so in der Öffentlichkeit steht, wird nicht selten als Projekt-



ISBN 978-3-86506-309-0

EUR 16.95

tionsfläche für eigene unerfüllte Lebensträume benutzt. Auch die Kirche entdeckt nach und nach, dass mit Mutter Teresa eine erstrangige Werbeträgerin für den katholischen Glauben gewonnen ist. Vor allem Papst Johannes Paul II. ist viel daran gelegen, dass Mutter Teresa ihre vielen Auftritte in der Öffentlichkeit trotz ihres vorgerückten Alters beibehält, obwohl die Kräfte nachlassen und die einfache kleine Frau daran leidet, dass sie immer weniger in Kalkutta vor Ort ist; die Sterbenden und die Mitschwester alleine lassen muss. Watts beschreibt die Ambivalenz solcher Popularität und leugnet auch nicht, dass es durchaus Misserfolge für die Gemeinschaft der Missionarinnen der Nächstenliebe gab. Er setzt sich mit der wachsenden Kritik am Lebenswerk Mutter Teresas auseinander – vor allem mit der des englischen Journalisten Christopher Hitchens. Für diesen war sie „eine gefährliche Fanatikerin, die auf Kosten der Armen katholische Propaganda betreibt“. (138) Auch andere Vorwürfe werden laut: beispielsweise die Frage der nachlässigen Finanzverwaltung, der primitiven hygienischen Bedingungen in den Sterbehäusern, der unzulänglichen medizinischen Versorgung der Patienten.

Watts lässt die widersprüchlichen Einschätzungen nebeneinander bestehen, wobei ihm die Faszination dieser ungewöhnlichen Ordensgründerin und Gottesliebhaberin näher steht als die Kritik. Einen kurzen Absatz widmet er der Veröffentlichung der posthum erschienenen Briefe der Mutter Teresa, die für einiges Aufsehen sorgten. Geben sie doch einen Einblick in den Seelenzustand dieser immer so freundlichen und überzeugt scheinenden Frau. Dass Mutter Teresa über viele Jahre unter geistlicher Dunkelheit und Leere litt, hat sie immer, mit ganz wenigen Ausnahmen, für sich behalten. Es war nicht in ihrem Sinn, diese Briefe zu veröffentlichen, bittet sie doch mehrfach darum, dass sie vernichtet werden. Im Zusammenhang mit dem Heiligsprechungsprozess entschied man sich für die Herausgabe dieser Texte. Auch darüber lässt sich streiten, ob hier der Wunsch der Briefschreiberin nicht hätte berücksichtigt werden müssen. Andererseits werfen sie ein neues Licht auf den Glaubensweg der Ordensfrau von Kalkutta. Wie viele andere mystisch begabte Menschen hat auch sie die „dunkle Nacht des Glaubens“ erlebt und durchlitten, ohne von der Gottesspur abzulassen. Und sie hat nie einen Zweifel daran gelassen, dass es ihr nicht zuerst um Sozialarbeit ging, sondern dass alles Arbeiten und Mühen nur auf dem Hintergrund eines starken Gottesglaubens zu bewerkstelligen war.

Mit hartnäckiger Radikalität und entwaffnender Naivität hat sich die bescheidene und zugleich widerspenstige Mutter Teresa auf den Weg gemacht, ihre Form der Jesusnachfolge in die Tat umzusetzen. Das ist groß. Wer Position bezieht, macht sich angreifbar. Das bringt Kritik mit sich. Zwischen diesen Polen bewegt sich das Leben dieser Heiligen, deren Heiligsprechung von Seiten der Kirche noch aussteht und die doch von vielen schon längst als solche verehrt wird.

Elisabeth Thérèse Winter

Benedikt XVI./Joseph Ratzinger

Theologie der Liturgie

Die sakramentale Begründung christlicher Existenz. Hrsg. von Gerhard Ludwig Müller

Freiburg u.a.: Herder, 2008. – 757 S. (mit Illustrationen). – Gesammelte Schriften, Bd. 11.

Eines der Ziele des in Regensburg ansässigen Instituts Papst Benedikt XVI. nimmt mit der Herausgabe des angezeigten Bandes (und neuerdings eines weiteren zum Offenbarungsverständnis Bonaventuras) Gestalt an: Schließlich möchte man in den kommenden Jahren zusammen mit dem Verfasser eine Werkausgabe „letzter Hand“ edieren. Dem Vorhaben steht der Bischof von Regensburg, Gerhard Ludwig Müller, vor, der dabei von Rudolf Voderholzer und Christian Schaller unterstützt wird. Wie hoch auch immer man später einmal die Bedeutung der Theologie Joseph Ratzingers einschätzen wird, das Unternehmen, in dem weit Verstreutes mit Autorisierung des Verfassers jedermann leicht zugänglich gemacht werden, ist verdienstvoll und sehr anerkennenswert (Zum Ganzen s.a.: Der Logos-gemäße Gottesdienst: Theologie der Liturgie bei Joseph Ratzinger, hrsg. von R. Voderholzer, Regensburg, 2009, Ratzinger-Studien; Bd. 1).

Texte unterschiedlichster Gattungen werden in vier Segmente unterteilt: Der erste ist der Monographie „Der Geist der Liturgie“ gewidmet (abgedruckt mit Seitenzahlenkonkordanz zur ersten Verlagsausgabe), der zweite enthält zwei Vorträge zur Sakramententheologie, der dritte vereinigt Aufsätze, Vorträge, Rezensionen und Predigten zur Feier der Eucharistie und schließlich sind auf über hundert Seiten Arbeiten zur Kirchenmusik zusammengefasst. Ein fünfter Teil ist überschrieben mit „Weitere Perspektiven“. Weitgehend handelt es sich dabei aber um Einlassungen des Autors zu den Auseinandersetzungen um „Der Geist der Liturgie“. Dem folgen „Editorische Hinweise“. Die dort gegebenen Informationen stünden aber besser annotierend bei den anschließenden „Bibliographischen Nachweisen“. So wären umständliche Doppelungen vermieden worden. Ein Register zu den im Band zitierten Stellen aus der Heiligen Schrift und ein weiteres zu den erwähnten Namen schließen das Ganze ab. Ein Sachregister fehlt bedauerlicherweise.

Am Ende der Nachweisliste wird auf Nichtaufgenommenes und auf drei weitere Beiträge verwiesen, die in anderen Bänden der Gesammelten Schriften ediert wer-



ISBN 978-3-451-299476

EUR 50.00

den sollen. Wo hingegen der in der Anmerkung auf S. 535 erwähnte Aufsatz zum Liturgie-Verständnis Guardinis „Von der Liturgie zur Christologie“ erscheinen wird und warum er nicht in den vorliegenden Band aufgenommen wurde, bleibt unerwähnt. Noch rätselhafter ist, warum man auf den eröffnenden Beitrag aus dem Buch „Das Fest des Glaubens“ „Zur theologischen Grundlegung von Gebet und Liturgie“ verzichtet hat. Und gibt es noch weitere Publikationen, die hier hätten Platz finden müssen? Auch deshalb kann man nur hoffen, dass ein die Inhalte der Bände formal und sachlich zusammenfassendes Register nach dem Vorbild der „Schriften zur Theologie“ von Karl Rahner später einmal nachgeliefert wird.

Die Ausstattung ist ansprechend und solide. Schade ist freilich, dass heutzutage selbst bei repräsentativen Ausgaben wie dieser an der doch nötigen Buchhülle an der Innenseite des Rückens gespart wird. Über kurz oder lang werden häufig benutzte Exemplare im Falz aufreißen.

Dass die Arbeiten zur Liturgie – wiewohl dieser Band nicht der erste der Werkausgabe ist – die Edition eröffnen sollen, ist programmatisch zu verstehen, was der Text auf dem rückwärtigen Einbanddeckel prägnant mit den Worten des Verfassers zum Ausdruck bringt: „Im Umgang mit der Liturgie entscheidet sich das Geschick von Glaube und Kirche.“ Das Zitat ist klug gewählt. Bringt es doch sehr gut auf den Punkt, was den ehemaligen Professor für Fundamentaltheologie, dessen Fachfremdheit man ihm oft genug zum Vorwurf gemacht hat, in seinen Einlassungen über den Gottesdienst umtreibt: die bis in die Praxis reichenden ekklesiologischen Probleme oder – weniger wissenschaftlich ausgedrückt – die Frage, welcher Kult, welches Beten die einzelnen und vereinzelt Gläubigen heute zur Gemeinschaft der Kirche formt. Im Vorwort erinnert er an die *Maxime* aus der Benediktusregel, dem Gottesdienst sei nichts vorzuziehen (RB 43,3). Diese „Ordnung der Prioritäten“ gelte schließlich „für das Leben der Kirche und jedes einzelnen in je seiner Weise“ (S.5f.) Damit eifert er dem II. Vatikanischen Konzil nach, das durch äußere Umstände bedingt aber nach einer inneren Logik die Liturgiekonstitution „*Sacrosanctum Concilium*“ an den Anfang, der von dieser Versammlung behandelten Themen, stellte und durch die darin entfaltete Perspektive vermochte, was auch der damalige Konzilsexperte Ratzinger anstrebt: „die Liturgie über die oft kleinlichen Fragen nach dieser oder jener Form hinaus in ihren großen Zusammenhang zu stellen“ (S. 7).

Der Papst bedauert, dass die Diskussion um „Der Geist der Liturgie“, dem „Kerntext dieses Buches“ (6) beinahe ausschließlich um die Frage der Zelebrationsrichtung geführt worden sei, während es sich dabei doch nur um einen recht kleinen Abschnitt gehandelt habe. Immerhin gesteht er aber Olivier Bauer in seinem Antwortschreiben auf dessen Rezension, dass es sich dabei um keine Marginalie handelt, „weil darin die innere Richtung des Betens und eines Logos geprägten Verständnisses der Liturgie gemeinschaftliche Gestalt annimmt.“ (S. 686) Nimmt es deshalb Wunder, dass auch viele der Rezensenten hier einen Kristallisationspunkt seiner zahlreichen kritischen Anmerkungen am gegenwärtigen Zustand der Liturgie sahen, die nicht nur die Monographie sondern mehr oder weniger alle Beiträge des Bandes durchziehen?

Es ist aber durchaus nicht so, dass sich die Kritik nur an der Frage der Ostung des Gebetes abgearbeitet hätte. Vielmehr wurde von Anfang an auch die Wesensbe-

stimmung der Liturgie als Anbetung kritisch betrachtet, was z.B. Albert Gerhards in seiner eingehenden Besprechung der Monographie als schwerlich zu begründende Reduktion ansah. „Entgegen dem Befund der jüdisch-christlichen Überlieferung“ führe dies „zu einer einseitig latreutischen Konzeption von Liturgie. Der (zeitlich und logisch) vorgeordnete Aspekt des Handelns Gottes“ sei nicht integriert (Herder-Korrespondenz 54 (2000), 263-268 hier: 264f.). Daraus ergebe sich, dass Ratzinger trotz aller gegenteiligen Bemühungen Gestalt und Gehalt der Liturgie auseinander treibe statt sie zusammenzudenken. Denn es scheine bei ihm „die Frage nach der Gestalt einerseits schon beantwortet, andererseits zu einer Äußerlichkeit herabgemindert. Wenn die Gestalt letztlich doch etwas Nachgeordnetes ist, dann ist sie möglichst vollständig zu domestizieren“ (so Gerhards in der neuerlichen Rezension des vorliegenden Bandes: Internationale Zeitschrift für Theologie – Communio 2009, 90-103, hier, 95).

Man muss allerdings sehen, dass diese Zuordnung aus dem biblischen Befund der auch für die Liturgie zentralen Exoduserzählung in Abgrenzung zur Liturgie als Spiel gewonnen wurde. Seine Hauptkritik an der Absolutsetzung der Spielkategorie ist ein Problem das zu Zeiten von Guardini und Casel, deren Verdienst es war, für ihre Zeit eine Balance zwischen Gestalt und Gehalt gefunden zu haben, noch nicht so sehr in den Blick kam, während es heute große praktische Relevanz besitzt. Es ist ja in der Tat den Feiernden nicht selten unklar geworden, „was wir da spielen“ (S. 32). Das wird heute ernsthaft niemand leugnen können. Diese Verunklarung über den Grund der liturgischen Feier ist zweifellos immer ein Hauptmotiv für Ratzingers Einlassung auf diesem Feld gewesen und anhand der liturgischen Wesenbestimmung als Anbetung ließe sich wohl zeigen, dass sich wie ein Cantus firmus quer durch die ganze Textsammlung zieht, was ihm mit der Zeit immer stärker zum Bewusstsein gekommen ist. Denn bereits vor „Der Geist der Liturgie“ hatte ihn der Rekurs auf das Spiel unbefriedigt gelassen und fügte dem in seiner bis dahin wohl bedeutendsten Schrift über die Liturgie „Das Fest des Glaubens“ – vermittelt über den Pieperschen Ansatz – das Fest hinzu, weil dieses im Unterschied zum Spiel „eine Ermächtigung voraussetzt, die die Feiernden sich selbst nicht geben können“ (385). Ohne also die Parallelen zum Spiel negieren zu wollen, kann er darum feststellen: „Liturgie ist Fest“ (386). Diese „Ermächtigung zur Freude“ bedingt aber wiederum christlich gewendet, dass „das befreiende Ja zum Leben [...] seinen inneren Ort in der Anbetung“ hat, weil im Kreuz derjenige, der für uns Grund unserer Freude ist, seinen Vater verherrlicht hat. „Wenn mit ‚Fest der Auferstehung‘ der zentrale Sinn der christlichen Liturgie umschrieben ist, dann ist ‚Anbetung‘ ihre gestaltgebende Mitte“ (387).

Vom Fest ist in „Der Geist der Liturgie“ nur noch wenig zu lesen. Stark herausgearbeitet ist hingegen die Rolle der Anbetung, indem sie nach dem von ihm dargestellten biblischen Verständnis das ganze Leben, den Kult, das Recht und das Ethos umfassen soll. Doch unübersehbar ist ihr im Vergleich zu der früheren Konzeption die Heiterkeit genommen, die sie in Verbindung mit dem Fest annahm. In der Monographie herrscht nunmehr – das zeigt auch sein Ausgreifen auf die kosmischen Aspekte, die liturgischen Raumkonzepte, die Kunst und insbesondere die Kirchen-

musik – vor allem der Gedanke der Ordnung vor. Insofern erscheint die bitter klingende Feststellung Gerhards, die in der oben zitierten *Communio*-Rezension direkt anschließt, nicht grundfalsch: „Daraus erklärt sich wohl die Vorliebe für den älteren Usus der Liturgie, dessen rubrizistische Festlegung die Gefahr subjektiver Verfremdung von vorneherein ausschließt.“ (a.a.O. 95). Gerecht ist dieses Urteil dennoch nicht, denn die vermeintliche Vorliebe in der Praxis ist bis heute noch nicht sichtbar geworden. Eine Papstmesse im älteren Usus ist mir jedenfalls nicht bekannt. Auch geht es ihm nicht um die Pflege von Vorlieben, sondern um Versöhnung; wie immer man auch die dazu ergriffenen Maßnahmen beurteilt.

Doch führt die Fixierung auf das rechte Verhältnis von Gestalt und Gehalt der Liturgie überhaupt weiter? Mir scheint Ratzinger missverstanden, wenn man ihm aufgrund seines Insistierens auf der Anbetung ein Liturgieverständnis, das nicht dem Leben entspräche, vorwirft. Vielmehr weist er über die Grenzen der Liturgie hinaus, ja, er weist darauf hin, dass sie solche hat (!) und dass ihr etwas vorausgeht, ohne das sie leblos bleibt und das keine liturgische Bildung je kompensieren kann: Ohne lebendige Frömmigkeit verkommt sie zum konstruierten Kult. Frömmigkeit soll sich zwar von der Liturgie nähren, muss aber immer schon vorhanden sein, wenn sie in der rechten Weise gefeiert werden soll. Ihr Verhältnis ist deshalb dem des Verstehens eines Sachverhalts zu dem Vorurteil über dasselbe ähnlich: Ziel ist die immer größere Klarheit über den Gegenstand, den man verstehen möchte. Aber ohne Vorurteil wird man keinen inneren Bezug dazu aufbauen und also kein wirkliches Verstehen erwirken können. So verhält es sich auch mit der Frömmigkeit in ihrem Verhältnis zur Liturgie.

Lebendige, echte Frömmigkeit ist der Fluchtpunkt des Denkens von Joseph Ratzinger – nicht nur in dem vorliegenden Band über die Liturgie. Darum sollte man Ratzinger auch nicht den Systematikern zuordnen. Entgegen der Suggestion der Titelgebung und des strukturierten Inhaltsverzeichnisses dieses Bandes liegt hier keine in sich abgeschlossene „Theologie der Liturgie“ vor, sondern er hat sich stets aus unterschiedlichen Perspektiven und vor den verschiedensten Zielgruppen zu dem immer gleichen Kern vorgearbeitet. Vor uns liegt – je nach Betrachtungsweise – ein Steinbruch oder ein Kaleidoskop. Mir scheint es, eindeutig letzteres zu sein. Ratzinger eignet vielmehr der Charakter eines Frömmigkeitstheologen (zum Begriff s. B. Hamm, Was ist Frömmigkeitstheologie? Überlegungen zum 14. und 16. Jahrhundert. In: *Praxis Pietatis*. [Fs. für Wolfgang Sommer]. Stuttgart u.a., 1999, 9-46). Vertreter solchen Typs, wie z.B. Johannes Gerson, François Fénelon, Theologen der pietistischen Zeit oder Johann Michael Sailer, führen weniger durch Originalität und Ordnung ihrer Gedanken in die Höhen der Spekulation, sondern es besteht ihre große Fähigkeit darin, andere Ansätze zu synthetisieren und das Zusammengetragene für das Glaubensleben breiter Schichten fruchtbar zu machen. Hinzu kommt bei ihnen meist ein über Augustinus vermitteltes platonisches Grundverständnis der Wirklichkeit und der damit verbundene Hang zu Harmonie und Vereinheitlichung. Und schließlich entfalten sie ihre größte Stärke in der Predigt; so sehr, dass dies auch bei allen anderen Gattungen, in denen sie schreiben, durchscheint – was sich an dem Priester, früheren Erzbischof und jetzigen Papst unschwer verifizieren lässt.

Die zentralen Texte des Teiles über die Eucharistie bilden z.B. vier Fastenpredigten. All das lässt sich bis in die Argumentationsstruktur der Beiträge dieses Bandes verfolgen, in denen mehr oder weniger immer von einem kritischen Blick auf die Praxis ausgegangen wird, sich dem religions- und heilsgeschichtliche Betrachtungen anschließen und am Ende wieder die gegebene Praxis reflektiert wird. Die Frömmigkeit, d.h. das Herz der Gläubigen ist sein Anfang und sein Zielpunkt und er reicht damit konkreter an seine Leser heran und führt sie in seinen heilsgeschichtlichen Betrachtungen gleichzeitig weiter hinaus auf geistliche Weiden als das in gegenwärtigen Konzeptionen der Liturgiewissenschaft zu geschehen pflegt.

Bei aller Kritik, die bezüglich mancher historischer Urteile oder gewisser Vorschläge für die Praxis bleibt, wird man daran festhalten müssen, dass Joseph Ratzinger 1.) liebt, worüber er schreibt – gerade dann wenn er kritisiert. Dass er 2.) mit seiner Art des Theologietreibens seiner Kirche und vielen Lesern darüber hinaus einen großen Dienst erwiesen hat und immer noch erweist. Und dass man 3.) froh darüber sein darf, dass er eben diese Kirche gegenwärtig regiert. Seine liturgische Prägung ist ein Gewinn für die Kirche und eine Stärke dieses Pontifikats, keine Schwäche.

Philipp Gahn



Martin Rehak

Der Außerordentliche Gebrauch der alten Form des römischen Ritus

Kirchenrechtliche Skizzen zum Motu Proprio *Summorum pontificum* vom 07.07.2007

St. Ottilien: Eos, 2010. - 183 S. - Münchener Theologische Studien, III. kanonistische Abteilung; Bd. 63.

Das als Motu proprio erlassene Apostolische Schreiben „Summorum Pontificum“ vom 7. Juli 2007 hat – wie Papst Benedikt XVI. in seinem gleichzeitig veröffentlichten Begleitbrief an die Bischöfe selbst bestätigt – „sehr unterschiedliche Reaktionen hervorgerufen, die von freudiger Aufnahme bis zu harter Opposition reichen“. An dieser Situation hat sich bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt wenig verändert: Nach wie vor sorgt die seit dem Inkrafttreten des Motu proprio deutlich erweiterte Möglichkeit, die Römische Liturgie in jener Form zu feiern, die bis zu der vom Zweiten Vatikanischen Konzil initiierten Liturgiereform allgemein verbindlich war, für Irritationen, Diskussionen und Konflikte auf beinahe allen Ebenen des kirchlichen Lebens und darüber hinaus. Umso notwendiger erscheint es, sich mit der neuen Rechtslage (zumal von Seiten der Theologie und hier vor allem der Kanonistik) so unvoreingenommen wie möglich auseinanderzusetzen – mit anderen Worten: sich darum zu bemühen, „den Text der Regelungen so zu verstehen, wie er [...] vom Gesetzgeber gemeint ist und folglich von der Kirche als Rechtsgemeinschaft rezipiert werden sollte“ (176). Genau dies ist die erklärte Absicht des Verfassers der gegenständlichen Lizentiatsarbeit, die im Sommersemester 2009 vom Klaus-Mörsdorf-Studium für Kanonistik an der Münchener Ludwig-Maximilians-Universität angenommen wurde. Die Arbeit ist „nach Art eines Kommentars“ aufgebaut und bedient sich vor allem der Methode des rechtssprachlichen Vergleichs, näherhin des „Vergleich[s] von Summorum Pontificum mit der geprägten Rechtssprache des CIC“ (ebd.)

Eben diese an sich zweckmäßige und bewährte Interpretationsmethode gerät im gegenständlichen Zusammenhang allerdings immer wieder an ihre Grenzen, da in „Summorum Pontificum“ mitunter eine – vorsichtig formuliert – unpräzise und insofern missverständliche Terminologie Verwendung gefunden hat. Ein Beispiel: Nach can. 515 § 2 CIC kommt die Errichtung von Pfarreien (gleich welcher Art) ausschließlich dem Diözesanbischof zu. Das Recht, Personalpfarreien für jene Gläubigen zu errichten, die sich der außerordentlichen Form des Römischen Ritus ver-



ISBN 978-3-8306-74122
EUR 34.80

bunden fühlen, wird in Art. 10 des gegenständlichen Motu proprio aber dem Ortsordinarius zugesprochen. Nun ist zwar jeder Diözesanbischof Ortsordinarius, nicht aber jeder Ortsordinarius zugleich auch Diözesanbischof. Dem strikten Wortlaut des Motu proprio zufolge könnte künftig also auch ein Ortsordinarius, der (wie z. B. ein Generalvikar) nicht Diözesanbischof ist, unter Beachtung der ansonsten erforderlichen Formalitäten solche Personalpfarreien errichten – unter Umständen sogar gegen den Willen des zuständigen Diözesanbischofs. Dass dergleichen nicht in der Rechtssetzungsabsicht des Papstes lag, liegt auf der Hand. Insofern wird man wohl davon ausgehen müssen, dass beim Abfassen der betreffenden Norm schlichtweg die Begriffe Ortsordinarius und Diözesanbischof verwechselt worden sind.

Derartige Fallstricke vermögen den Verfasser der zu rezensierenden Studie jedoch nicht ins Straucheln zu bringen. Vielmehr vermag er dem selbst gestellten Anspruch, „Sinn und Zweck der dort [d. h. im gegenständlichen Motu proprio] getroffenen Regelungen insgesamt zu erheben“ (1), souverän zu entsprechen. „Denn ein richtiges“, das heißt auch und im Besonderen auf die Rechtsetzungsabsicht des betreffenden Gesetzgebers rekurrerendes „Verständnis des Gesetzestextes ist nicht nur Voraussetzung seiner sachgerechten Anwendung, sondern auch unabdingbar für die Identifizierung und Klärung von über den Bereich des Kirchenrechts hinausreichenden Problemen, Schwierigkeiten und Fragen“ (ebd.), wie er zutreffend anmerkt. Mit anderen Worten: Die eventuellen (und im gegenständlichen Fall leider nicht zu leugnenden) Mängel eines Gesetzestextes dürfen nicht dazu führen, dass die kirchliche Rechtsordnung aufgrund einer prinzipienreiterischen Interpretation und einer ignoranten Rechtspraxis Schaden nimmt. Zur Vermeidung dieser und ähnlicher Gefahren hat der Verfasser der zu rezensierenden Studie ohne Zweifel einen wertvollen Beitrag geleistet.

Als Verfasser einer unter dem Titel „Liturgische Versöhnung“ bereits im Frühjahr 2009 erschienenen Monographie zur selben Thematik sei es dem Rezensenten gestattet, zwei Bemerkungen in gleichsam eigener Sache anzufügen: Wie dem Vorwort des Verfassers der zu rezensierenden Studie zu entnehmen ist, war „das Manuskript der Studie [...] ursprünglich Anfang Januar 2009 fertiggestellt“; unter anderem „mit Blick auf einen anderen kirchenrechtlichen Kommentar zum Motu Proprio“ habe es jedoch nahe gelegen, vor dessen Veröffentlichung entsprechende „Aktualisierungen und Ergänzungen in Text und Anmerkungsapparat vorzunehmen“ (V). In Anbetracht dessen ist es dem Rezensenten ein aufrichtiges Bedürfnis, zum einen das wissenschaftliche Ethos des Verfassers zu würdigen, der eine mehr oder weniger gleichzeitig entstandene, aber vor der seinen erschienenen Monographie zur selben Thematik nicht einfach ignoriert, sondern sich der Mühe einer kritischen Reflexion und Revision unterzogen hat. Zum anderen steht der Rezensent nicht an zu bezeugen, dass die zu rezensierende Studie sowohl durch ihren Ansatz, ihre Methodik und ihre Struktur, als auch, zumindest teilweise, durch ihre Ergebnisse als eigenständige, stimmige, souveräne und dem Anspruch einer Lizentiatsarbeit mehr als genügende Leistung zu werten ist.

In einem Fall allerdings fühlt sich der Rezensent gründlich missverstanden: So wird ihm vom Verfasser die Behauptung unterstellt, ein Kirchenrektor sei durch Art. 5

§ 5 des gegenständlichen *Motu proprio* „in die Pflicht genommen, gegebenenfalls selbst als Liturgen in der alten Form des Ritus aktiv zu werden“ (140). Tatsächlich hat der Rezensent lediglich festgestellt, dass ein Kirchenrektor der genannten Norm zufolge verpflichtet ist, liturgische Feiern in der außerordentlichen Form des Römischen Ritus unter bestimmten Umständen zu gewähren. Etwas zu gewähren bzw. gewähren zu müssen ist aber nicht dasselbe wie etwas zu tun bzw. tun zu müssen: Gewähren bedeutet vielmehr etwas zu bewilligen, zu erlauben, zu ermöglichen – nicht mehr und nicht weniger. Wen auch immer zur Zelebration von Gottesdiensten in der außerordentlichen Form (bzw. zur Teilnahme daran) zwingen zu wollen, wäre wohl auch schwerlich mit der Absicht des Papstes zu vereinbaren, eine „liturgische Versöhnung“ in der Kirche herbeizuführen.

Auch sonst neigt der Verfasser mitunter dazu, ihm nicht genehme Ansichten anderer Autoren reichlich überspitzt wiederzugeben und nicht minder forsich zu tadeln (so z. B. 47, Anm. 192, und 176, Anm. 609). Abgesehen davon zeichnet sich die Studie jedoch durch eine wohltuend präzise Sprache und eine konsistente Terminologie aus. Bereichert wird sie durch ein umfassendes Quellen- und Literaturverzeichnis (XIV-XXXIX), wobei vor allem das bis zum Stand vom 31. Oktober 2009 aktualisierte Verzeichnis der speziellen Sekundärliteratur zum *Motu proprio* „*Summorum Pontificum*“ (XXII-XXVII) zu würdigen ist. Wer in einer konkreten Rechtsfrage Auskunft sucht, wird hingegen – ungeachtet des äußerst detaillierten Inhaltsverzeichnisses (VII-X) – ein Stichwortverzeichnis vermissen. Ein Abkürzungsverzeichnis (XI-XIII) sowie der im Anhang (180-183) vollständig in lateinischer Sprache dokumentierte Text des gegenständlichen *Motu proprio* runden das insgesamt überzeugende Werk ab, das – obwohl „Fragen eher praktischer Natur, die sich bei der konkreten Umsetzung des *Motu proprio* ergeben können“ (176), unerörtert geblieben sind – hoffentlich nicht nur seitens der Kanonistik Beachtung finden wird.

Wolfgang F. Rothe

Uwe Esperester, Heinrich Greving, Johannes Willenberg

Dimensionen

Wege zum Kreuz. Kreuzweg und Auferstehung für mein Leben deuten
München: Don Bosco, 2010. - 237 S. (mit Illustrationen)

Das Kreuz stößt in unserer postmodernen Kultur auf Widerstand. So gibt es beispielsweise Eltern, die meinen, der tägliche Anblick eines „leidenden Mannes“ in der Schulklasse sei ihren Kindern nicht zuzumuten. Und dafür ziehen sie sogar vor Gericht. Krankheit, Leid und Tod, Einsamkeit, Angst und Verzweiflung haben wenig Raum in unserem Lebensalltag, sie werden lieber an den Rand gedrängt; man möchte damit nichts zu tun haben. Umso schwieriger ist es dann, wenn man plötzlich ganz unmittelbar von einem Leid betroffen ist und nicht weiß, wie damit umgehen. So ist es eine große Herausforderung und geradezu ein „Zeichen der Zeit“, für den Menschen von heute den Kreuzweg Jesu darzustellen und zu erschließen. Und schon der Mut dazu ist zu begrüßen. Über Jahrhunderte war die Betrachtung des Kreuzwegs Jesu für die Menschen eine Möglichkeit, durch die Identifikation mit den Erfahrungen des leidenden Herrn auch eigene Erfahrungen zu thematisieren und zur Sprache zu bringen. Diesem Anliegen weiß sich auch das vorliegende Buch verpflichtet. Es geht den Autoren darum, den Kreuzweg als „eine Geschichte des Lebens – auch unseres Lebens im Hier und Jetzt“ zu entdecken (S. 6), wie sie es in der Einführung sagen. Dabei ist das Buch ein Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung der Kreuzwegbilder.

In diesem Werk haben sich Männer und Frauen ganz unterschiedlicher Herkunft zusammen gefunden, Künstler, Politiker, Wissenschaftler, Theologen und Ordensleute, um die Kreuzwegstationen für den Menschen von heute zu erschließen. Das macht den Reichtum und die Vielfalt des Buches aus. So ist es eine Fundgrube für die persönliche und die gemeinschaftliche Betrachtung des Leidenswegs Jesu geworden, das sich durch eine sehr kreative und liebevolle Gestaltung auszeichnet. Damit sich die Bilder und Texte der einzelnen Stationen dem heutigen Betrachter und Leser erschließen können, bedarf es der Muße und der Meditation. Mit dem Thema Leid ist man eben nicht so schnell „fertig“.

Ergänzend zum klassischen Kreuzweg mit seinen 14 Stationen haben die Autoren ihrem Kreuzweg die Station Alpha (S. 9–21) mit dem Abendmahl vorangestellt und lassen ihn enden mit der Station Omega (S. 219–231), der Auferstehung. Auf diese Weise wahren sie die Einheit des ganzen Christusgeheimnisses und zeigen, worin die Hoffnung des Leidenden sich begründet: in der Erfahrung der Gemeinschaft mit



ISBN 978-3-7698-18178
EUR 19.95

dem auferstandenen Christus und in der Erwartung, dass am Ende nicht der Tod, sondern das Leben, das von Gott kommt, das letzte Wort haben wird.

Jede Station beginnt mit einem Schriftwort. Unter dem gleich bleibenden Titel „Was ist geschehen?“ wird dann von Heinrich Greving auf narrative Weise das Geschehen jeder Kreuzwegstation entfaltet. Es folgen „Zwei Dialoge“, verfasst von Johannes Willenberg: der erste lässt fiktive Zeugen des Kreuzwegs Jesu zu Wort kommen und das damals Erlebte reflektieren; in einem zweiten Gespräch wird Bezug genommen zur Gegenwart und eine aktuelle Kreuzwegsituation vorgestellt, wie sie sich tagtäglich irgendwo ereignen könnte. Unter dem Titel „Eine Meinung“ folgt schließlich ein weiterer Text, in dem die Autoren auf unterschiedliche Weise das Geschehen der jeweiligen Kreuzwegstation deuten. Gerade hier spiegeln die Texte die vielfältige Herkunft der Verfasser über alle konfessionellen und kirchlichen Grenzen hinweg wider. Und sie provozieren dazu, sich selbst auf den Weg zu machen und die Erfahrungen Jesu mit der eigenen Lebenswirklichkeit in Verbindung zu bringen.

Am stärksten geprägt wird das Buch durch die eindrucksvollen 16 Kreuzwegbilder, deren Ausdrucksstärke man sich nur schwer entziehen kann. Die Bilder sind ausklappbar und erstrecken sich über drei Buchseiten. Schon dieses Format ist ungewöhnlich. In einer zusätzlichen Bildtafel werden einzelne Elemente der Bilder als Ausschnitt gezeigt und durch ein Wort gedeutet. Die Bilder verdanken sich dem Künstler und Designer Uwe Esperester, der nicht eben zu den typisch bekannten christlichen Künstlern gehört. Gerade dies macht den Reiz der einzelnen Bilder aus, die so manchen „Überraschungseffekt“ bereithalten und in ihrer ungewohnten Symbolsprache viele neue Einsichten in das Geschehen des Kreuzwegs vermitteln können. Es sind zweifelsohne auf den ersten Blick befremdlich wirkende Bilder, zu denen man erst einen Zugang suchen muss, weil sie nicht einfach traditionelle Sehgewohnheiten bedienen. Die Darstellungen sind voller Symbole und Anspielungen, die die jeweilige Kreuzwegstation auch mit der ganzen Menschheits- und mit der Heilsgeschichte zu verbinden suchen und sie so in einen größeren Kontext stellen. So stellt beispielsweise die 8. Station „Jesus begegnet den weinenden Frauen“ auf eindrucksvolle Weise den Bezug zum Holocaust her und erinnert uns Christen daran, dass auch der Jude Jesus in der von den Nazis und ihren Schergen betriebenen Vernichtung des jüdischen Volkes mit seinen Brüdern und Schwestern gelitten hat. Auf den ersten Blick wirken die Bilder aufgrund der vorherrschenden dunklen Farben düster, doch gerade so vermögen sie realistisch einzufangen, was der Leidensweg für den Menschen bedeutet: innere und äußere Finsternis. Und um so mehr zeigt sich dann auch der Kontrast in der Auferstehungserfahrung, die in der 16. Station thematisiert wird und die Hoffnung macht zur Bewältigung aktueller Leiderfahrungen.

Beschlossen wird jede Station mit einem Gebet, das den Inhalt der Station noch einmal aufgreift und in einen Dialog mit Gott einmünden lässt (Heinrich Greving). Im Nachsprechen dieser Gebete vermögen auch heute Leidende ihre Erfahrungen vor Gott zur Sprache zu bringen, um so ihre eigenen Worte zu finden. „Wege zum Kreuz“ – das vorliegende Buch lädt mit seinen Bildern und Texten ein, sich auf den Weg zu machen. Mit seinen eindrucksvollen Bildern und seiner ansprechenden

Gestaltung kann es den visuell orientierten Menschen von heute ein guter Begleiter sein. Dabei wird dem Leser und Betrachter unterwegs manch überraschende Einsicht geschenkt. In eigenen späteren Leidsituationen könnten sich solche Einsichten als ein wertvoller geistiger und geistlicher „Schatz“ erweisen.

Roman Geduld

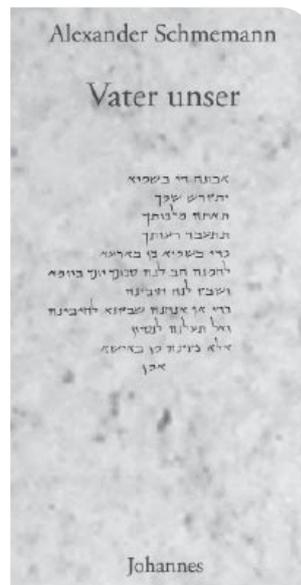
Alexander Schmemmann

Vater unser

Mit einem Vorwort von Holger Zaborowski (übertragen von Cornelia Capol und Marta Pavlíková)

Einsiedeln: Johannes, 2008. - 83 S. - Beten heute, Bd. 17.

Alexander Schmemmann, orthodoxer Priester, Lehrer und Schriftsteller, ist hierzulande wenig bekannt. Seine spirituellen Gedanken über das Vater unser, seit 2002 im Russischen zu lesen, sind nun in deutscher Übersetzung vorgelegt. Das Vorwort dazu hat Holger Zaborowski geschrieben. Er weist darauf hin, dass Schmemmann in seinen Ausführungen sehr tief aus dem Geheimnis des Betens schöpft und aufzeigt, wie im Gebet des Vaterunsers gleichsam wie in einem Brennspiegel das Ganze der christlichen Botschaft zusammengefasst und verdichtet ist. Der Sinn dieses Gebetes ist letztlich nicht erschöpfend auszuloten und bedarf einer lebenslangen Meditation und Betrachtung. Man merkt den Gedanken von Schmemmann an, dass sie aus der Mitte eines durchbeteten Lebens entspringen. Das ist ihre Stärke. Für Menschen, die im Glauben bereits fest gegründet sind, sind sie Hilfe und Vertiefung. Was fehlt, sind Aspekte des kritischen Rückfragens. Am Beispiel der Vateranrede wird dies deutlich. Zutreffend vermerkt der Verfasser, dass in der Ansprache Gottes als dem Vater das ganze Fundament des Gebets aufscheint, ohne das die anderen Bitten wenig Sinn ergeben würden. Was aber klingt in den Ohren heutiger Beterinnen und Beter an, wenn sie das Wort Vater sprechen? Was bedeutet dieses Attribut Gottes auf dem Hintergrund einer „vaterlosen Gesell-



ISBN 978-3-89411-4039
EUR 8.00

neue Bücher – spiritualität

schaft“? Wie mit Gott reden, wenn möglicherweise die eigenen Vatererfahrungen enttäuschend oder zerstörerisch waren? Gottesbild und Menschenbild sind ja oft unbewusst eng verwoben. Überhaupt ist der Bezug zwischen den Deutungen der einzelnen Bitten und dem gesellschaftlichen Zusammenhang wenig bedacht. Es wäre wünschenswert und lohnend gewesen, dem noch mehr Raum zu geben, damit auch der heutige Mensch wieder einen Zugang findet zu diesem alten Gebetstext. Oft wird er so unreflektiert herunter geleiert und muss von der Staubschicht befreit werden, die sich durch die Jahrhunderte hindurch darauf gelegt hat. Dann kann auch die Relevanz und Schönheit dieses Textes wieder klarer werden, in seinem Wert für das heutige Leben, Glauben und Hoffen.

Elisabeth Thérèse Winter

51. Jahrgang 2010, Heft 3

ok

ordens
korrespondenz

2010/Heft 3

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens

ordenskorrespondenz

ok

Sexueller
Missbrauch und
seine Ursachen

Konsequenzen
für die
Ordensausbildung

Konsequenter
Opferschutz

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens,
Organ der Deutschen Ordensobernkonzferenz



ISSN: 1867-4291

51. Jahrgang 2010, Heft 3

Herausgeber: Deutsche Ordensobernkonzferenz e.V. (DOK), Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn.

Schriftleitung: Sr. Walburga Scheibel OSF, Generalsekretärin der Deutschen Ordensobernkonzferenz.

Redaktionsbeirat: P. Konrad Flatau SCJ, P. Dr. Cyrill Schäfer OSB, Sr. M. Hildegard Schültingkemper SMMP.

Redaktion: Arnulf Salmen, Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Telefon (02 28) 6 84 49-30, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: pressestelle@orden.de.

Rezensionen: Rezensionsexemplare senden Sie bitte an den Koordinator der OK-Rezensionen, Bibliotheksleiter Dr. Philipp Gahn, Don-Bosco-Straße 1, 83671 Benediktbeuern, E-Mail: gahn.pth@ksfh.de. Unverlangt eingesandte Bücher werden nicht zurückgeschickt. Die Rezension erfolgt nach Ermessen der Schriftleitung.

Bestellungen sind zu richten an: Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Telefon (02 28) 6 84 49-0, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: info@orden.de.

Bezugsbedingungen: Die Ordenskorrespondenz erscheint viermal im Jahr. Jahresabonnement inkl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 40,00 Euro, in Europa 41,20 Euro (Schweiz: 38,50 Euro). Einzelheft incl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 10,00 Euro, in Europa 11,00 Euro. Abbestellungen nur zum Jahresende möglich mit dreimonatiger Kündigungsfrist.

Herstellung und Auslieferung: Don Bosco Grafischer Betrieb, Hauptstr. 2, 92266 Ens Dorf, Telefon (09624) 92 01-0, www.dbg.donbosco.de.

Alle Verlagsrechte vorbehalten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung von Herausgebern und Redaktion wieder.

Als Manuskript gedruckt.

Vorwort



„Sexueller Missbrauch Minderjähriger“ – diese drei Worte stehen derzeit für die öffentlichen Wahrnehmung der katholischen Kirche und der Ordensgemeinschaften. Sie überschatten im Licht der Öffentlichkeit all das Gute und Richtige, dass in den Orden täglich geschieht; sie überschatten die geistliche Kraft, mit der die Orden unsere Gesellschaft prägen. Die Verunsicherung reicht bis in den Kernbereich der Kirche und der Orden – nicht wenige Ordensoberinnen und -obere habe ich in den vergangenen Monaten sagen hören, dass Sie die Geschehnisse, die aus dem Bereich der Ordensgemeinschaften bekanntgeworden sind, nicht für möglich gehalten hätten. Dies fordere sie zu einer Auseinandersetzung auch mit der eigenen Lebensform als Ordensfrau und Ordensmann in der Kirche heraus.

Einen Beitrag dazu will das vorliegende Heft der Ordenskorrespondenz wie bereits die diesjährige Mitgliederversammlung der DOK leisten. Unseren Autoren ist dabei eines gemeinsam. Sie rufen dazu auf, dass die erste Sorge in dieser Situation nun eben gerade nicht den Orden selbst gelten dürfe, sondern den Opfern, die bislang oft nicht genug im Blick waren. In einer Art „kopernikanischen Wende“ gelte es, einen Perspektivwechsel vorzunehmen und von den Opfern her zu denken. Ordensgemeinschaften verstehen sich eigentlich auf diesen Perspektivwechsel. Es gehört zu den Grundcharismen des Ordenslebens, für die Hilflosen und Entrechteten einzutreten. Orden wissen, was es heißt, sich auf die Seite derer zu stellen, deren Stimme nicht gehört wird. So ist zu hoffen, dass der Perspektivwechsel nun auch in einer Situation gelingt, in der die Orden unmittelbar in das Gefüge zwischen Opfer und Macht involviert sind.

Die Autorinnen und Autoren dieses Heftes sprechen die mit sexuellem Missbrauch einhergehenden Gegebenheiten an, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen. Diese Klarheit eröffnet Handlungsoptionen, sowohl in Hinblick auf Prävention und Umgang mit Opfern als auch in Hinblick auf Konsequenzen für die Formation und in Bezug auf den Umgang mit den Tätern. Wo ein Perspektivwechsel, eine „Option für die Opfer“ beginnt, wird dies auch Teil eines Formationsprozesses sein, der ganze Gemeinschaften und die Kirche als Ganze verändern kann. Wieder stehen wir am Anfang.

Arnulf Salmen

Inhalt

.....

Arnulf Salmen Vorwort	257
--------------------------	-----

● Ordensleben

Giovanni Cucci SJ /Hans Zollner SJ Missbrauch in der Kirche	261
Katharina Kluitmann OSF Und jetzt?	275
Klaus Baumann „Wer es fassen kann“	285
Christof Wolf SJ Prävention stärken - Heilung fördern	296
Hermann-Josef Kugler O.Praem. Achten statt ächten?	300

● Dokumentation

Deutsche Ordensobernkonzferenz Mitgliederversammlung 2010	
Paul Rheinbay SAC Ordens theologische Überlegungen zum Missbrauch	308
Ursula Raue Was ist hilfreich für das Handeln der Ordensoberinnen und Ordensobern?	321
Annette Haardt-Becker Missbrauch in Institutionen – Den Opfern eine Stimme geben	329

Hinweis: Aufgrund des umfangreichen Themenschwerpunktes dieses Heftes wird der zweite Teil des Artikels von P. José Cristo Rey García Paredes, anders als in OK 2/2010 angekündigt, erst im kommenden Heft 4/10 veröffentlicht. Wir bitten um Verständnis.

● Nachrichten

Aus dem Vatikan	341
Aus der Weltkirche	344
Aus der Deutschen Ordensobernkonzferenz	352

● Neue Bücher

Buchbesprechungen	
Biographie und Geschichte	362
Spiritualität	373
Kurzanzeigen	379

»Wir haben um Verzeihung zu bitten
und zu fragen, was wir tun können,
damit das Geschehene
zur Versöhnung kommt.«

Paul Rheinbay SAC



Giovanni Cucci SJ

Der Jesuit P. Dr. Giovanni Cucci SJ wurde 1959 im lombardischen Lodi geboren. Er ist Professor für Philosophie und Psychologie an der Päpstlichen Universität Gregoriana in Rom. Zugleich ist er ständiger Redakteur der katholischen Fachzeitschrift „La Civiltà Cattolica“.



Hans Zollner SJ

Geboren 1966 in Regensburg, ist der Jesuit Prof. Dr. Hans Zollner SJ als Leiter des Istituto di Psicologia an der Päpstlichen Universität Gregoriana tätig. Er ist Mitglied der Arbeitsgruppe „Forschung und Lehre“ des von der Bundesregierung eingesetzten „Runden Tisches Sexueller Kindesmissbrauch“.



Giovanni Cucci SJ / Hans Zollner SJ

Missbrauch in der Kirche¹

Anmerkungen aus psychologischer Sicht

Die Medien haben in den vergangenen Monaten ausführlich über den sexuellen Missbrauch Minderjähriger durch katholische Geistliche in Deutschland, Österreich und der Schweiz berichtet. In Reaktion auf die bekanntgewordenen Fakten hat Papst Benedikt XVI. im März 2010 einen Pastoralbrief an die irischen Katholiken verfasst.² Die Kongregation für die Glaubenslehre hat im Mai 2010 die kirchenrechtlichen Normen für den Umgang mit pädophilen Priestern verschärft.³ Angesichts des Ernstes der Sache und der traurigen Aktualität sollen an dieser Stelle der sexuelle Missbrauch von Kindern und Jugendlichen in der Kirche und die Konsequenzen für die Kirche aus sozial-psychologischer Sicht erörtert werden.

Psychologische Merkmale der Pädophilie

Die Phänomenologie der Pädophilie weist einige allgemeine Elemente auf, die sie in die Nähe dessen rücken, was in der Psychopathologie mit den Begriffen „Perversion“, „Devianz“ und „Paraphilie“ beschrieben wird. Unter diesen Begriffen versteht man eine Störung in der Art und Weise sexueller Erregbarkeit, die an außergewöhnliche Situationen gebunden ist, wie etwa der Anblick oder das Tragen von bestimmten Gegenständen und Kleidungsstücken (Fetischismus), beim Tragen von Kleidung des anderen Geschlechts (Transvestitismus), beim Beobachten des Geschlechtsverkehrs anderer (Voyeuris-

mus), beim Zeigen der eigenen Nacktheit vor Anderen (Exhibitionismus), beim Zufügen von Demütigungen, Gewalttätigkeiten bis hin zum Tod des Partners (Sadismus, Vergewaltigung), oder schließlich bei Belästigungen, Gewaltanwendung oder sexueller Aktivität mit Kindern (Pädophilie) bzw. mit Jugendlichen (Hebephilie; mit Jungen: Ephebophilie, mit Mädchen: Parthenophilie).⁴ Die vierte überarbeitete Auflage des Diagnostischen und Statistischen Handbuchs Psychischer Störungen (DSM IV-TR), das von der American Psychological Association (APA) im Jahr 2000 herausgegeben wurde, folgt den vorangehenden Editionen der Jahrgänge 1994 und 1987 in inhaltlicher Linie (DSM IV; DSM-III-R), lässt die als verurteilend und moralistisch oder in anderen Worten als nicht „wissenschaftlich“ geltenden Begriffe „Perversion“ und „Devianz“ jedoch aus und behält lediglich den Terminus „Paraphilie“ bei. Die gleichen Bewertungskriterien finden sich auch in der zehnten Ausgabe der International Statistical Classification of Disease and Related Health Problems (ICD-10), die 1992 in Genf veröffentlicht wurde. Die Paraphilien werden unter den „klinischen“ Störungen (sogenannte Störungen der Achse I) klassifiziert, unter solchen Termini werden „Störungen, die gewöhnlich zuerst im Kleinkindalter, in der Kindheit oder Adoleszenz diagnostiziert werden“⁵, verstanden. Diese beeinflussen in signifikanter Weise die allgemeine Psychodynamik der Person, bis hin zur Psychose: Unter ihnen finden sich die Schizophrenie, affektive Störungen, Angststörungen, dissoziative Störungen, durch Drogenkonsum hervorgerufene Störungen und

Demenz. Die Pädophilie im Besonderen wird als eine spezifisch sexuelle Aktivität oder Fantasie definiert, die Kinder unter 13 Jahren für einen Zeitraum von mindestens sechs Monaten zum Objekt hat und von einer mindestens 16-jährigen Person begangen wird: „Der Verlauf ist gewöhnlich chronisch, insbesondere bei denjenigen, die sich von Jungen angezogen fühlen. Die Rückfallquote für Personen mit einer Pädophilie, die eine Neigung zu Jungen haben, ist im Vergleich zu denen, die Mädchen bevorzugen, ungefähr doppelt so hoch.“⁶ Die Opfer sind zu 60 % männlich; die Pädophilie ist mit anderen Charakteristiken, die typisch für die Paraphilie sind⁷ (wie Exhibitionismus, Voyeurismus, sexuelle Gewalt und Alkoholmissbrauch), verbunden.

Aus Sicht der allgemeinen Psychodynamik ist die Ermangelung von Beziehungen zu Gleichaltrigen ein wichtiges Element: Pädophile interessieren sich für jüngere Personen, da sie schwächer und unterwürfiger sind. Dies offenbart ein Minderwertigkeitsempfinden: „Das eindeutigste Zeichen psychischer Gesundheit ist das Vorhandensein von intimen und befriedigenden Beziehungen zu Gleichaltrigen.“⁸ Auch seine Art des „Gern-Habens“ (ein konstanter Kehrsvers, der angeführt wird, um solche Verhaltensweisen zu rechtfertigen) hat recht wenig mit den Reifecharakteristiken der Liebe und der Zuneigung sowie mit Respekt, dem Nicht-Besitzergreifen und dem Anerkennen der Einzigartigkeit des Anderen zu tun. Tatsächlich begeistert sich ein Pädophiler „nicht für das Kind, sondern nur für die Möglichkeit, Macht über es auszuüben. Wenn das Kind heranwächst, verschwindet die ‚Liebe‘, denn er fühlt sich nur unter

Kindern wohl, über die er Macht ausüben kann.“⁹

Das Problem liegt folglich nicht darin, wie häufig jemand Zeit mit Kindern verbringt, und auch nicht im Vorhandensein eines echten Interesses an ihnen; dieses wird bei jeder pädagogischen, professionellen und amtlichen Aufgabe von Eltern, Lehrern, Betreuern in Sport und Gemeinschaft und von Priestern vorausgesetzt. Ein häufiges Zusammensein mit Kindern wird besorgniserregend, wenn der Erwachsene keine anderen Arten von Beziehungen kennt und besonders, wenn er sich unter Erwachsenen unwohl und isoliert fühlt, womit er offenbart, dass seine innere Welt, seine Interessen und Neigungen andernorts liegen: „Eine klärende Frage ist: ‚Mit wem verbringst du deine Freizeit und die Ferien?‘ Pädophile und Ephebophile neigen dazu, diese nur mit Minderjährigen zu verbringen. Normale Erwachsene verbringen ihre Freizeit mit anderen Erwachsenen [...]. Um während einer psychologischen Begutachtung einen Missbrauchstäter zu entdecken, frage ich, wer sein bester Freund sei. Nicht selten wird ein Minderjähriger genannt. In der gleichen Weise kann ich fragen, welche persönlichen Beziehungen am wichtigsten gewesen seien. Nicht wenige nennen wiederum ihre Beziehungen zu Minderjährigen; diese Schwierigkeit besteht oft im Einklang mit einer passiven, verschlossenen, abhängigen, scheinbar fügsamen und unterwürfigen Persönlichkeit, die aber tatsächlich darum bemüht ist, den Vorgesetzten zu gefallen und die eigenen Unsicherheiten versteckt zu halten.“¹⁰ Andere wichtige prognostische Signale sind, insbesondere in der Phase des Heranwachsens, eine antisoziale Ver-

haltensweise, Gewaltbereitschaft und eine frühreife Sexualität, die sich auch in der Sprech- und Denkweise sowie im Beziehungsverhalten manifestiert. Wer missbraucht worden ist, neigt dazu, wenn auch meist unbewusst, sich in aufreizender Weise zu verhalten, denn häufig ist dies die einzige bekannte Weise auf sich aufmerksam zu machen und beachtet zu werden: „Allgemein wird davon ausgegangen, dass ein ‚sexualisiertes Verhalten‘ bei Kindern ein ‚Alarmsignal‘ dafür ist, dass ein Minderjähriger womöglich (später) sexuell übergriffig werden könne. Unter sexualisiertem oder unangemessenem Verhalten versteht man: Sex mit Spielsachen oder Tieren, Fixierung auf Themen sexueller Natur, zwanghafte Selbstbefriedigung und ein verändertes Verhältnis gegenüber sexuellen Handlungen.“¹¹ Eine derartige Hypersexualisierung geht zu Lasten einer gesunden Entwicklung der Affekte, die wie eingefroren werden und eine nicht-sexualisierte Beziehung mit Intimität, Zärtlichkeit und Selbsthingabe schwierig machen. Dies liegt darin begründet, dass geschlechtliche Sexualität zur einzigen Möglichkeit der Selbstdarstellung und Selbstvermittlung geworden ist.

Die Persönlichkeit von Pädophilen

Es ist kaum möglich, eine den Pädophilen eigene Persönlichkeit in präziser Art und Weise zu skizzieren, da diejenigen, die Missbrauch begehen, selten ihre Neigungen und Denkweisen enthüllen. Zudem muss gesagt werden, dass viele Fälle von sexueller Gewalt aus Scham oder aus Angst vor den Konsequenzen verschwiegen und nicht aufgeklärt

werden. Nach aktuellen Erhebungen scheint es, dass Missbrauchstäter meist männlichen Geschlechts sind: Den Daten des Censis¹² in Italien zufolge erfolgt der Hauptanteil aller Missbrauchsfälle (84-90 %) im familiären Umfeld, in 27 % dieser Fälle seitens eines unmittelbaren Familienmitglieds; es handelt sich also um Inzest.¹³ Weiter geht aus den Forschungsberichten hervor, dass der Großteil der gemeldeten Fälle sexuellen Missbrauchs Pädophilie (30 %) und Hebephilie (30 %) betreffen. 40 % sexuellen Missbrauchs betreffen volljährige Opfer.¹⁴

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Die Untersuchung einer Gruppe 54 inzestuöser Väter (28 biologische Väter, 26 Stiefväter), die Seymour und Hilda Parker durchführten, zeigt im Vergleich zu einer Gruppe nicht-missbrauchender Väter gemeinsame Persönlichkeitszüge der Missbrauchstäter auf, wie etwa ein problematisches Verhältnis zu ihren eigenen Eltern (im Sinne des Erlebens von Ferne, Abwesenheit, Gewalt oder Missbrauch). Das durch Fehlen emotionaler Bindung geprägte Verhältnis geht oft einher mit Mangel an körperlichem Kontakt mit den eigenen Kindern, all-

gemeine Kontaktarmut – insbesondere zu Erwachsenen –, Alkoholismus und Drogenkonsum: „Die Väter, die Missbrauchstäter sind, können von Nicht-Missbrauchstätern in der Art und Weise unterschieden werden, in der sie ihre Kinder wahrnehmen [...]. Insbesondere haben die Studien gezeigt, dass missbrauchende Eltern im Vergleich zu den nicht-missbrauchenden Eltern dazu neigen, das Verhalten ihrer Kinder negativ zu sehen, auch wenn dieses im normalen Entwicklungsrahmen verbleibt. Desweiteren haben Studien gezeigt, dass missbrauchende Eltern unrealistische Erwartungen hinsichtlich eines angemessenen Verhaltens der Kinder haben. Missbrauchende Eltern neigen dazu, das Verhalten ihrer Kinder als belastender als nicht-missbrauchende Eltern zu empfinden.“¹⁵ Anzeichen für schwerwiegende Probleme sind das Abflachen der emotionalen Lebendigkeit, erlittene Gewalt oder frühzeitige Verlust Erfahrungen, vor allem in einigen sensiblen Phasen der psychischen Entwicklung wie der Entwöhnungsphase, verbunden mit einem problematischen Verhältnis zum eigenen Körper.

Die nicht-inzestuösen Väter hatten hingegen mit ihren Kindern eine auch körperlich kontaktreiche Beziehung, die sie ihnen gegenüber aufmerksam und zuvorkommend machte. Folglich ist das entscheidende Moment die Art und Weise, wie die Elternrolle gelebt wird. Das Ersetzen des familiären „Systems“ von Mutter und Vater durch ein „Subsystem“, in dem die Kinder die Rollen eines Quasi-Gatten und einer Quasi-Gattin einnehmen müssen, stellt eine krankhafte Situation dar. „Wenn auch die Verantwortung immer individuell bleibt, kann die Psychodynamik des



Falles nur verstanden werden, indem man die prädisponierenden Faktoren berücksichtigt, sprich den Abstand der Ehefrau von ihrem Ehepartner und (frühzeitig) von der Tochter, den progressiven Verfall der ehelichen Rollen seitens beider Partner, die Umwandlung der Elternrolle des Vaters, in der er zunehmend weniger Elternteil und immer mehr „Freund“ der Tochter wird [...]. Es ist statistisch belegt, dass in beinahe der Hälfte der Fälle, in denen es zu einem Inzest zwischen Vater und Tochter (oder Stiefvater und Tochter) kam, die Harmonie des Ehepaars beeinträchtigt war und die Ehepartner seit langem keine sexuellen Beziehungen mehr hatten. Inzest wird somit zu einem wirksamen Regulator der Beziehungsprobleme des Paares.“¹⁶

Ein weiteres Ergebnis der Untersuchung ist, dass Pädophile oft selbst missbraucht worden waren – meist durch einen Mann. Auch wenn ein Pädophiler verheiratet ist, fühlt er sich von der eigenen Frau nicht geliebt.¹⁷ Deshalb geht er auf die Suche nach Kindern in dem Alter, in dem er selbst Gewalt erfahren hat. Dies ist eine Art *flashback*, ein „Wiederholungszwang“, ein mehr zwanghafter als selbstgewählter Versuch, in die Vergangenheit, auf die „Bühne des Verbrechens“, zurückzugehen, um das Geschehene von neuem und doch ganz anders wieder zu erleben und damit das eigene Leid vorübergehend zu erleichtern. Der Prozentsatz der Missbrauchstäter, die selbst als Kinder missbraucht worden sind, ist im Vergleich zu den Durchschnittswerten der Vergehen dieses Typs fast dreimal so hoch.¹⁸ Ein ähnlich hoher Prozentsatz von Missbrauchstätern zeigt kriminelle Verhaltensweisen, ei-

ne auffällige Häufung von Problemen geistiger Gesundheit und ein erhöhtes Suizidrisiko. Dies ist aus den tiefen und ernsten körperlichen, psychischen und kognitiven Wunden jener zu erklären, die als Kinder missbraucht wurden.¹⁹

Wenn auch der Großteil der Missbrauchstäter selbst Opfer von Missbrauch – wenn auch nicht ausschließlich sexuellem – gewesen ist (etwa in einem durch körperliche oder verbale Gewalt gekennzeichneten familiären Umfeld oder durch den Entzug von Zuneigung und Kommunikation), werden doch nicht alle Missbrauchsoffer ihrerseits zu Tätern. Vieles scheint vom Alter und vom Kontext abzuhängen, in dem sich der Missbrauch ereignete, ob er einmalig oder wiederholt stattfand, ob er von Bekannten oder einer relevanten Bezugsperson begangen wurde. Letztlich ist entscheidend, wie die Person mit den Konsequenzen des Traumas umgehen kann. Wenn die psychische Struktur des Missbrauchsoffers ausreichend gefestigt und ausgeglichen ist, wenn sie fähig ist, sich schweren, destabilisierenden und Stress auslösenden Situationen zu stellen und diese zu überstehen, und vor allem wenn das Missbrauchsoffer ein familiäres Umfeld hat, in dem es Verständnis findet, oder wenn es sich an eine externe Vertrauensperson wenden und ihr das Erlebte mitteilen kann, dann bestehen gute Chancen, das Geschehene aufzuarbeiten und sich von dem Erlebten zu distanzieren. Dieser Prozess wird in der Psychologie *Resilienz*²⁰ genannt: die Fähigkeit, sich Schwierigkeiten in flexibler Weise zu stellen, auf diese Weise die Tat zu verarbeiten, aus dem Teufelskreis von Schuld, Angst und Abhängigkeit auszubrechen und andere Möglichkei-

ten in den Blick zu nehmen. Die zu berücksichtigenden Variablen sind hierbei vielfältig. Deshalb ist es kaum möglich, einen linearen Ursache-Wirkungs-Zusammenhang zu erkennen: Die Schwere und Dauer der traumatischen Wirkung eines Missbrauchs-Übergriffs hängen von vielen Faktoren ab.²¹

Pädophilie unter den Priestern der Katholischen Kirche

Von 2001 bis 2010 sind der Kongregation für die Glaubenslehre zirka 3.000 Missbrauchsfälle gemeldet worden, die in den letzten 50 Jahren durch katholische Priester begangen wurden. Bei diesen Fällen handelt es sich laut Monsignore Charles J. Scicluna, *promotor iustitiae* der Kongregation für die Glaubenslehre, „zu 60 % vor allem um Fälle der Ephebophilie, das heißt um sexuelle Neigung zu Jugendlichen gleichen Geschlechts, in weiteren 30 % der Fälle um heterosexuelle Beziehungen und in 10 % um Akte wirklicher und eigentlicher Pädophilie, welche als eine sexuelle Neigung zu präpubertären Kindern definiert ist. Die Fälle der auf Grund wirklicher und eigentlicher Pädophilie angeklagten Priester belaufen sich demnach auf zirka dreihundert in neun Jahren.“²² Anders gesagt: Was den Missbrauch von Minderjährigen angeht, ist der homosexuelle Missbrauch von Jugendlichen durch Priester zahlenmäßig das weitaus größte Problem. Dies wird noch deutlicher, wenn man die Zahlen für die Gesamtbevölkerung vergleicht: Dort überwiegt bei weitem der Missbrauch von (pubertierenden) Mädchen.²³

Eine Analyse der Daten bestätigt einige der bisher genannten Angaben. Eine

Untersuchung von 36 Geistlichen, die Missbrauch begangen haben – davon waren 69 % katholisch – zeigte, dass in der Mehrzahl der Fälle (83 %) minderjährige Jungen die Opfer waren. In 19 % der Fälle waren die Opfer minderjährige Mädchen, in 3 % der Fälle Kinder beiderlei Geschlechts. Nahezu die Hälfte aller missbrauchten Kinder (48 %) war jünger als 14 Jahre.²⁴ Die Mehrzahl der Missbrauchstäter war ihrerseits missbraucht worden.²⁵ In der Diözese Boston, einer der am meisten durch die Vorwürfe von Pädophilie erschütterten Diözesen, beläuft sich die Zahl der angeklagten Priester vor Ermittlung von deren tatsächlicher Schuld auf 2 % der katholischen Priester der Diözese.²⁶

Warum also haben die Meldungen der letzten Monate fast ausschließlich über Fälle innerhalb der katholischen Kirche gesprochen, obwohl diese lediglich 3 % aller gemeldeten Fälle ausmachen?²⁷ Eine Antwort könnte in der besonderen Bedeutung liegen, die der Rolle des Priesters auf religiöser, erzieherischer und moralischer Ebene zugeschrieben wird. Ein Vergehen durch einen Priester (oder durch einen Ordensmann oder eine Ordensfrau) erregt zu Recht großes Aufsehen und Entrüstung²⁸ und wirft schwere Schatten auf die Glaubwürdigkeit des Priesteramtes und des Ordenslebens wie auf die gesamte Verkündigung der Kirche, besonders im Bereich der Sexualmoral. Es lassen sich jedoch auch andere Begründungen erkennen, die in einigen Zeitungen und Zeitschriften explizit geäußert wurden.²⁹

Angesichts der Missbrauchsfälle in der Kirche fordern viele, dass für schuldig befundene katholische Priester nicht nur strafrechtlich verurteilt, sondern auch in den Laienstand zurückversetzt



werden sollen. Dies ist auch vom Kodex des kanonischen Rechts vorgesehen und jüngst (s.o.) bestätigt und präzisiert worden.³⁰ Aber es ist nicht gesagt, dass dies das Beste für die potenziellen Opfer wie auch für den betroffenen Missbrauchstäter ist. Letzterer kehrt ohne irgendeine Art von Sozialkontrolle in die Gesellschaft zurück, ist oftmals sich selbst überlassen und kann u. U. dazu kommen, wieder Kinder oder Jugendliche zu missbrauchen. Das war der Fall bei James Porter, Priester in der Diözese Fall River (Massachusetts): Nachdem er aus dem kirchlichen Dienst entlassen worden war, wurde sein Fall von den staatlichen Behörden nicht weiterverfolgt. Kurz nach seiner Hochzeit wurde er wegen sexueller Belästigung der Babysitterin seiner Kinder verklagt.³¹

Die Bedeutung einer integrativen Ausbildung

Angesichts des von Priestern oder Ordensleuten begangenen Missbrauchs wird gefragt, wie es kommen konnte, dass solche Personen überhaupt bis zur Weihe oder Profess zugelassen werden konnten. Tatsächlich ist es unmöglich, einen potentiell pädophilen Täter zu entdecken. Es gibt einige Anhaltspunkte, die auf schwerwiegende Probleme hinweisen. S. Rossetti spricht von sechs Warnsignalen³², die darauf hindeuten können, dass eine pädophile Neigung gegeben sein mag: 1. keine klare sexuelle Orientierung; 2. kindliche Interessen und infantiles Verhalten; 3. kaum Beziehungen mit Gleichaltrigen; 4. eine gestörte Sexualentwicklung (entweder zu viel sexualisiertes Interesse oder völlige Abwehr von sexuellen Impulsen); 5. Erfahrungen von Gewalt oder von

abnormalen sexuellen Episoden; 6. eine stark abhängige, introvertierte und passive Persönlichkeit. Allerdings verbietet sich eine automatische Diagnose: Nicht jeder, der alle sechs Kriterien erfüllt, ist pädophil; und es gibt Pädophile, die durch solche Raster fallen. Viele Aspekte liegen noch im Dunkeln und bedürfen weiterer Studien und Forschungen.³³ Häufig ist ein Fall von Missbrauch erst feststellbar, nachdem er sich bestätigt hat und ermittelt wurde.

Wer an Paraphilie oder anderen klinischen Störungen wie etwa der Pädophilie leidet, bittet nicht (immer) um Aufnahme ins Priesterseminar oder eine Ordensgemeinschaft, um potenzielle Opfer zu finden. Viele sind von ihren Neigungen gequält und sehen in dem Sakrament der Ordination oder der Weihe eine Art heilende Magie. Es dauert aber nicht lange, bis das magische Denken – mit tragischen Konsequenzen – mit der Realität konfrontiert wird, wie die Erfahrungen derer, die sich mit solchen traurigen Geschichten beschäftigen, zeigen: „Die Kandidaten, die glauben, dass ihnen ein zölibatäres Leben helfe, ihre sexuellen Schwierigkeiten hinter sich zu lassen, werden von diesem ihrem Problem verfolgt. Wie viele Missbrauchstäter, die sich an Kindern vergangen haben, sagten mir, dass sie glaubten, im Amt und im Zölibat Zuflucht vor ihren sexuellen Kämpfen gefunden zu haben! Viele von ihnen haben keinerlei Probleme in den ersten zehn oder fünfzehn Jahren im Amt gehabt. Früher oder später jedoch tritt ein ungelöstes Problem sexueller Art an die Oberfläche.“³⁴ Kein Kandidatenscreening, kein noch so gestaffeltes Auswahlverfahren kann garantieren, dass Pädophile erkannt und vom Ein-

tritt oder von der Zulassung zu den Weihen oder Gelübden ausgeschlossen werden. Dies bedeutet aber gerade, dass die Ausbildungs- und Leitungsverantwortlichen in ihren verschiedenen Kompetenzen so weit und so ehrlich als möglich zusammenarbeiten müssen, damit man Informationen und Einschätzungen über Personen austauscht.

Wie die Fälle von Wegsehen und Vertuschen von Seiten des kirchlichen Führungspersonals in den letzten Jahrzehnten gezeigt haben, braucht es dann vor allem den Mut, Entscheidungen zu treffen: Leute zu entlassen und nicht zu hoffen, dass die Zeit oder bestimmte Erfahrungen (andere Umgebung, anderer Typ von Arbeit) Probleme lösen.

Aus diesen unheilvollen und beschämenden Ereignissen lassen sich einige wichtige Schlüsse ziehen:

1.) Der Missbrauchsskandal ist schmerzlich, aber auch notwendig und wichtig, vielleicht sogar reinigend für die kirchlichen Hauptamtlichen und für diejenigen, die sich darauf vorbereiten, in den kirchlichen Dienst zu treten. Viele Opfer können nach vielen Jahren endlich ihr Drama, ihren Schmerz, ihre Ängste, ihre Wut und Scham kundtun und sich somit für die Möglichkeit einer Versöhnung öffnen. Sicher wird keine Verurteilung eines Missbrauchstäters und keine Entschädigung jemals die tiefen Wunden heilen können. Das Wichtigste von Seiten der Kirchenleitung sind das Eingeständnis der Schuld und des Versagens, eine ehrliche Entschuldigung, das Angebot von (besonders therapeutischer) Hilfe und Begegnungen, in denen Versöhnung beginnen kann. Deswegen ist die Begegnung und das Gespräch mit Missbrauchsoptionen – wie Papst Benedikt XVI. und einige Bischöfe und Ordensobere es bereits mehrfach getan haben – von großem Wert und Bedeutung.

2.) Es ist wichtig, dass die Kirche die Schwere des Geschehenen anerkennt,

nicht nur indem sie Missbrauchstäter bestraft, sondern indem sie sich vor allem fragt, was für Priester sie haben möchte und wie man sie so ausbildet, dass sie mit ganzem Herzen und kompetent apostolisch tätig sind und sich der ihnen anvertrauten Menschen – besonders in deren Sorgen, Nöten und Leiden – annehmen. Die Kandidaten müssen deshalb mit Sorgfalt und Aufmerksamkeit ausgewählt und begleitet werden, damit sie die ehelose Lebensform um des Evangeliums willen entschieden und gesund leben können. Es ist auch notwendig, die zu Grunde liegende spirituelle Herausforderung in den Mittelpunkt zu rücken: Was steht im Zentrum des Glaubens und der priesterlichen Berufung?

3.) Wenn die Kirche ihr Bedauern für die Opfer aktiv und glaubwürdig bekundet, ist es ihre Pflicht, sich für therapeutische Hilfe einzusetzen und bereit zu sein, mit den staatlichen Behörden entsprechend den Gesetzen des jeweiligen Landes zusammenzuarbeiten.³⁵ Dies kann die öffentliche Diskussion versachlichen und den Blick auf das Wichtigste – die Prävention und die Opferhilfe – lenken. Hier ist das Vorgehen der (Erz-) Diözesen Bozen-Brixen, Köln, Mün-



chen und Freising, Osnabrück und Wien hervorzuheben. Die jeweiligen Bischöfe haben eine Haltung eingenommen, die sich als „pro-aktiv“ definieren lässt, d.h. es wurde mit den Behörden zusammengearbeitet und auf die Medien zugegangen. Leider kann dies nicht von allen Diözesen oder Ordensgemeinschaften gesagt werden. Hier stellt sich die Frage, ob der gute Ruf einer Diözese, einer Abtei oder eines Ordensgründers nicht doch vor die notwendige Aufklärung und Aufarbeitung gestellt wurde. Hier sind auch strukturelle Fragen von großem Gewicht: Wie kann verhindert werden, dass Klöster oder Ordensinstitutionen hermetisch abgeschirmte und durch gegenseitige Abhängigkeit gebildete Schweige- und Vertuschungskartelle bilden? Welche Weisen des subsidiären Eingreifens der Ordens- oder Kirchenleitung gibt es, besonders bei dezentral organisierten Orden und ihren Klöstern?

4.) Zölibat und Pädophilie sind nicht kausal miteinander verknüpft. Das zeigt sich, wie oben bereits ausgeführt, schon allein an der Tatsache, dass diejenigen, die pädophile Akte begehen, zu meist verheiratet sind und Kinder

haben. Geistliche anderer Konfessionen oder Religionen, die sich sexueller Vergehen schuldig gemacht haben, sind nicht zur Ehelosigkeit verpflichtet.³⁶

5.) Eine weitreichende Lehre, die aus diesen schlimmen Fällen gezogen werden kann, ist, dass die Priester in Bezug mit ihrem öffentlichen Amt und der damit verbundenen Verantwortung aufmerksamer umgehen sollten. Dies verlangt vor allem, dass ein Priester sich die christliche und priesterliche Lebensform immer mehr aneignet und sie zu leben versucht. Damit Priester (und Ordensleute) dies verwirklichen können, brauchen sie eine adäquate Vorbereitung; und dafür braucht es entsprechend ausgebildete Ausbilder und Obere.³⁷ Es geht darum, die Kandidaten in ihrer menschlichen Dimension kennen zu lernen, insbesondere darin, wie sie mit ihren Gefühlen und ihrer Sexualität umgehen. In der Perspektive der Humanwissenschaften ausgedrückt, geht es darum, die affektive Reife, die innere Ausgeglichenheit und den Umgang mit den eigenen Impulsen und Bedürfnissen zu überprüfen. Dies sind fundamentale Voraussetzungen für ein Leben für Gott und die Menschen. Daran haben jüngste Verlautbarungen der Kirche mehrfach erinnert.³⁸

Daraus ergibt sich die Bedeutung eines Zusammenspiels zwischen Intellekt, Emotion und Wille im Bezug auf die Hoffnung des Glaubens. Papst Johannes Paul II. hat dies als fundamentale Charakteristik des ausgebildeten Priesters beschrieben: „Die Verheißung Gottes

ist es, der Kirche nicht irgendwelche Hirten zuzusichern, sondern Hirten ‚nach seinem Herzen‘. Das ‚Herz‘ Gottes hat sich uns vollkommen offenbart im Herzen Christi, des Guten Hirten. [...] Die Leute haben das Bedürfnis, der Anonymität und der Furcht zu

entgehen; das Bedürfnis, erkannt und beim Namen gerufen zu werden; sicher auf den Pfaden des Lebens zu gehen; wiedergefunden zu werden, wenn sie verlorengelassen; geliebt zu werden; das Heil als höchste Gabe der Liebe Gottes zu empfangen: genau dies tut Jesus, der Gute Hirte.”³⁹ In diesem Idealbild eines Mannes Gottes liegt ein deutlicher Hinweis auf die Leidenschaft, Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit, die mit dem priesterlichen Leben verbunden sein müssen. Umgekehrt kann man daraus auch etwaige Hindernisse erkennen, die eine freie Entscheidung für eine solche Berufung erschweren, und es kann in Demut und Geduld daran gearbeitet werden, in ein immer großzügigeres und selbstloseres Ja zu einem Leben mit Gott hineinzuwachsen. Genau darin besteht die Aufgabe der Ausbildung von Priestern wie auch von Ordensleuten. Die Erkenntnisse der letzten Monate machen in Zeiten der geringen Zahlen von Eintritten ins Priesterseminar und in die Orden deutlich, dass es gerade jetzt (!) in erster Linie auf die Qualität – und nicht auf die schiere Zahl – der Kandidatinnen und Kandidaten ankommt, wenn die Kirche ihre Botschaft glaubwürdig verkünden will.

.....

1 Überarbeitete deutsche Fassung des Artikels: C. Cucci / H. Zollner, Osservazioni psicologiche sul problema della pedofilia, in: La Civiltà Cattolica 161 (2010), II, quaderno 3837, 211-222, aus dem Italienischen übersetzt von Marco Petrelli.

- 2 Vgl. Hirtenbrief des Heiligen Vaters Benedikt XVI. an die Katholiken in Irland, abrufbar unter: http://www.vatican.va/holy_father/benedict_xvi/letters/2010/documents/hf_ben-xvi_let_20100319_church-ireland_ge.html (16.07.2010).
- 3 Die modifizierten *Normae de gravioribus delictis* vom 21. Mai 2010 sind abrufbar unter http://www.vatican.va/resources/resources_norme_ge.html (16.07.2010).
- 4 Die Begriffe werden (zumindest in verschiedenen Ländern) unterschiedlich gebraucht. Die hier vorgelegten Definitionen gehen zurück auf M. Hirschfeld, Vom Wesen der Liebe. Zugleich ein Beitrag zur Lösung der Frage der Bisexualität, Leipzig 1906.
- 5 American Psychological Association, Diagnostisches und statistisches Manual psychischer Störungen, DSM-IV-TR, Hogrefe-Verlag, 2003, 65.
- 6 Ebd., [Nr. 302.2], 599; Internationale Klassifikation psychischer Störungen. ICD-10 Kapitel V (F). Klinisch-Diagnostische Leitlinien, Bern, 7. Auflage, 2009, [Nr. F.65.4].
- 7 Vgl. H. Kaplan, B. Sadock, *Psichiatria. Manuale di scienze del comportamento e psichiatria clinica*, Band 1, Turin, 2001, 704. G. Abel, M. Mittleman, J. Becker, Sexual Offenders: Results of assessment and recommendations for treatment, in: H. Ben-Aron, S. Hucker, C. Webster (Hg.), *Clinical criminology: The Assessment and treatment of Criminal Behaviour*, Toronto, 1985, 191-205; R. Lanvegin, P. Fedroff, Report to the Ontario Mental Health Foundation: A 25-year follow up study of sex offender recidivism, Phase I, Toronto, 2000; D. Paitich, R. Lanvegin, R. Freeman, K. Mann, L. Handy, The Clarke SHQ: A clinical sex history questionnaire, in: *Archives of Sexual Behaviour*, 6 (1977) 421-436.
- 8 S. Rossetti, Some Red Flags for Child Sexual Abuse, in: *Human Development*, 15 (1994), 4, 8.
- 9 R. Hanson, Prognosis. How Can Relapse Be Avoided - Discussion, in: K. Hanson, F. Pfäfflin, M. Lütz (Hg.), *Sexual Abuse in the*

- Catholic Church. Scientific and Legal Perspectives, Città del Vaticano, 2004, 149.
- 10 S. Rossetti, Some Red Flags for Child Sexual Abuse, 7, 10.
- 11 A. Salvatori, S. Salvatori, L'abuso sessuale al minore e il danno psichico. Il vero e il falso secondo la rassegna della letteratura internazionale, Milano, 2001, 187. Vgl. R. Lusk, J. Waterman, Effects of sexual abuse on children, in: K. MacFarlane, J. Waterman (Hg.), Sexual abuse of young children, New York, 1986, 15-29; A. Salter, Treating child sexual offenders and their victims: a practical guide, Beverly Hills, 1988; J. Wright (Hg.), Child sexual abuse within the family: assessment and treatment, London, 1988.
- 12 Censis (Centro Studi Investimenti Sociali) ist ein halböffentliches italienisches Institut im Bereich sozioökonomischer Forschung.
- 13 Vgl. R. Blanchard, P. Klassen, R. Dickey, M. Kuban, T. Blak, Sensitivity and specificity of the phallometric test for pedophilia in nonadmitting sex offenders, in: Psychological Assessment, 13 (2001), 118-126; R. Langevin, R. Watson, Major factors in the assessment of paraphilics and sex offenders, in: Sex Offender Treatment, 23 (1996), 39-70. Ähnliche Daten liegen für Italien vor: „Bei einer Gesamtzahl von 522 beschuldigten Personen waren im Jahre 1999 357 Täter den Opfern bekannt; unter diesen zählten 338 Mitglieder zum engsten Familienkreis; in den verbleibenden 165 Fällen war der Täter des Verbrechens den Minderjährigen unbekannt. Im Jahr 2000 waren bei einer Gesamtzahl von 621 Anklagen 476 der Täter ihrem Opfer bekannt; in 449 der Fälle gehörte der Missbrauchstäter zum engen Familienkreis; in den verbleibenden 145 Fällen war der Straftäter den minderjährigen Opfern unbekannt“ (M. Picozzi, A. Zappalà, Criminal profiling. Dall'analisi della scena del delitto al profilo psicologico del criminale, Milano, 2002, 228). Vgl. A. Oliverio Ferraris, B. Graziosi, Pedofilia. Per saperne di più, Roma/Bari, 2004, 39. Die Daten des Censis sind auch im Rahmen des Kongresses „Pedofilia e Internet: vecchie ossessioni e nuove crociate“, der am 27. Oktober 1998 von der Partito Radicale (PR) in Rom organisiert worden ist, in Erinnerung gerufen worden (Vgl. La Repubblica, 27. Oktober 1998).
- 14 Die Daten beziehen sich auf Kanada und zeigen einen Anstieg sexueller Straftaten mit einer Gesamtzahl von 90 Fällen auf 100.000 Einwohner. Vgl. Canadian Centre for Justice Statistics, Sex Offenders, Ottawa, 1999, 19 (3).
- 15 R. Emery, L. Laumann-Billings, Child Abuse, in: M. Rutter, E. Taylor (Hg.), Child and adolescent psychiatry, Oxford, Blackwell Publishing, 1994, 328. Die Forschungsergebnisse von Seympur e Hilda Parker (in: D. Glaser, S. Frosh, Child sexual abuse, London, 1988), vgl. A. Oliviero Ferraris, B. Graziosi, Pedofilia, 91.
- 16 A. Oliviero Ferraris, B. Graziosi, Pedofilia, 93-97.
- 17 Vgl. G. Gabbard, Psichiatria psicodinamica, Mailand, 1995, 316.
- 18 „Etwa 30 % der sexuellen Belästiger (offenders) haben selbst in ihrer Kindheit sexuelle Gewalt erfahren“ (P. Taylor, Beyond Myths and Denial. What Church Communities Need to Know About Sexual Abusers, in: America, 1 April 2002, 9).
- 19 Vgl. R. Hanson, S. Slater, Sexual victimization in the history of sexual abusers: A review, in: Annals of Sex Research, 1 (1988) 485-500; R. Langevin, P. Wright, L. Handy, Characteristics of sex offenders who were sexually victimized as children, in: Annals of Sex Research, 2 (1989) 227-253.
- 20 Aktuelle Untersuchungen haben einige präzise Komponenten ausmachen können, die typisch für die Resilienz (Belastbarkeit) sind: ein tendenziell optimistisches Gemüt, eine gute Anbindung an eine affektiv bedeutsame Figur (eine Beziehung, die demnach im Zeichen des Respekts und des Vertrauens steht), eine ausgeprägte kognitive Fähigkeit und eine reiche Ausdruckskraft (vgl. J. Oldham, A. Skodol, D. Bender, Trattato dei disturbi di personalità, Mailand, 2008, 337).

- 21 Ein Buch, das ein komplexes Panorama der Studien und Untersuchungen zwischen 1965 und 2000 angesichts der Wahrscheinlichkeit präsentiert, dass eine missbrauchte Person ihrerseits zum Missbrauchstäter werden kann, benennt signifikante Parameter: „Männlichen Geschlechts, von einem engen Verwandten oder mehreren Personen missbraucht, in gravierender Form und unter Gewaltanwendung, für einen langen Zeitraum und sich wiederholend. Je niedriger das Alter (vor allem unter acht Jahren), umso gravierender ist die Wirkung, und folglich größer die Wahrscheinlichkeit, selbst zum Missbrauchstäter zu werden.“ Die Autoren sprechen jedoch von einer möglichen Tatwahrscheinlichkeit und schließen mit der für notwendig befundenen Erklärung, dass man dabei „nicht vergessen darf, dass die Realität sehr viel komplexer ist [...]. Es bleibt eine Frage zu beantworten: ‚Haben all jene Parameter, die oben angeführt werden, eine gültige Vorhersagekraft?‘“ (A. Salvatori, S. Salvatori, *L'abuso sessuale al minore e il danno psichico*, 188).
- 22 G. Cardinale, Die Kirche zeigt sich rigoros der Pädophilie gegenüber, Interview mit Msgr. Ch. Scicluna, in: *Avvenire*, 13. März 2010, 5. Der Großteil der gemeldeten Fälle stammt aus den Vereinigten Staaten; sie „stellten für die Jahre 2003-2004 zirka 80 % der Fälle. Das Jahr 2009 zeigt einen Rückgang der amerikanischen Prozentsatzes auf ca. 25 % in 223 der neu gemeldeten Fälle aus der ganzen Welt. In den letzten Jahren (2007-2009) sind der Kongregation jährlich durchschnittlich 250 Fälle gemeldet worden. Zahlreiche Länder melden lediglich ein oder zwei Fälle jährlich. Es wächst demnach die Differenz und die Anzahl der Länder mit Missbrauchsfällen, aber das Phänomen ist ziemlich beschränkt. Es ist zu berücksichtigen, dass es weltweit insgesamt 400.000 Diözesan- und Ordenspriester gibt. Diese statistischen Daten entsprechen nicht dem Eindruck, der entsteht, wenn diese traurigen Fälle die Titelseiten der Zeitungen füllen.“ (ebd.)
- 23 Entsprechende Statistiken legte Prof. Dr. R. Volbert (Charité Berlin) auf der ersten Tagung der Arbeitsgruppe III „Forschung und Lehre“ des Runden Tisches der Bundesregierung gegen Kindesmissbrauch am 7. Juni 2010 in Berlin vor.
- 24 Vgl. R. Lanvengin, Who Engages in Sexual Behaviour with Children? Are Clergy Who Commit Sexual Offences Different from Other Sex Offenders?, in: K. Hanson, F. Pfäfflin, M. Lütz [Hg.], *Sexual Abuse in the Catholic Church*, 39; vgl. Ders., The clergy and sexual offenses: Examining facets of past offenses and possible future preventive change, Lecture presented at *Victimization for Children and Youth: An International Conference*, New Hampshire, 2002.
- 25 Im Zentrum „St. Luke“ in Silver Spring (Maryland, USA), das auf die Rehabilitation von mit Problemen schwerbelasteten Priestern ausgelegt ist, zu denen auch sexueller Missbrauch gehört, sind zwei Drittel der wegen Belästigung angeklagten Priester ihrerseits sexuell belästigt worden. (vgl. S. Rossetti, *Some Red Flags for Child Sexual Abuse*, 9; C. Bryant, *Psychological treatment of Priest Sex Offenders*, in: *America*, 1 April 2002, 14-17).
- 26 Die von der Kongregation für den Klerus vorgenommene Untersuchung zeigt einen Prozentsatz der wegen sexuellen Missbrauchs angeklagten Priester von ungefähr 1 % des Gesamtwertes (Vgl. Ch. Scicluna, *Sexual Abuse of Children and Young People by Catholic Priests and Religious: Description of the Problem from a Church Perspective*, in: K. Hanson, F. Pfäfflin, M. Lütz [Hg.], *Sexual Abuse in the Catholic Church*, 23). Fast identische Werte gehen aus einem früheren Artikel hervor: „In der Erzdiözese Boston haben in den letzten 50 Jahren zirka 3.000 Priester gewirkt, von denen in diesen Jahren ca. 60 wegen sexuellen Missbrauchs angeklagt worden sind, was ca. 2 % entspricht. Ebenso sind in der Erzdiözese Philadelphia, in der von 1950 an 2.154 Priester Dienst leisteten, gegen 35 von ihnen ‚glaubhafte Indizien‘ vorgebracht worden, was 1,4 % entspricht. Eine leicht höhere, zuletzt angeführte Prozentzahl stellt man für die Erzdiözese

- Chicago fest: in den letzten 40 Jahren ist gegen 40 von 2.200 pastoral tätigen Priestern Meldung erstattet worden, also 1,8 % des Presbyteriums“ (G. Marchesi, *La Chiesa cattolica negli Stati Uniti scossa dallo scandalo della pedofilia*, in: *La Civiltà Cattolica*, 152 [2002], II, 481).
- 27 „In den USA sind im Jahr 1988 2.178.000 Anklagen wegen Vergewaltigung Minderjähriger erhoben worden, was praktisch drei Prozent der Kinder des Landes betrifft. Nach den neuesten Statistiken erleiden eines von drei Mädchen und einer von sieben Jungen sexuelle Gewalt vor ihrer Volljährigkeit“ (Ia Repubblica, 24 August 1989, 16). Ähnlich ist die Situation in Großbritannien: In den Jahren 1987-1989 könnten es 2000 Kinder gewesen sein, die Opfer sexueller Gewalt wurden seitens Mitgliedern von ca. 200 pädophilen Organisationen (vgl. Ia Repubblica, 20. Oktober 1990, 20). Informationen der österreichischen Regierung zufolge, betrafen von 527 registrierten Anklagen sexuellen Missbrauchs 17 Fälle Geistliche (vgl. Il Foglio, 16. März 2010, 2). In Deutschland, so der Kriminologe C. Pfeiffer, beträgt die Anzahl der betroffenen Priester zwischen 0,1 % und 0,3 % (sic!) unter den Gesamtfällen: vgl. *Süddeutsche Zeitung*, 15. März 2010, zitiert in <http://www.liborius.de/nachrichten/ansicht/artikel/pfeiffer-ki.html> (16.03.2010).
- 28 Vgl. das Zeugnis eines amerikanischen Priesters: „Auch wenn nur 4 % der Priester des Missbrauchs beschuldigt sind, sind jetzt alle Priester in den Augen der Öffentlichkeit verdächtig. Das bedeutet, dass es reicht, einen Priesterkragen zu tragen, um verdächtig zu sein“ (J. Martin S.J., *Come è stato possibile? Per un'analisi dello scandalo degli abusi sessuali nella Chiesa cattolica*, in M. Frawley-O'Dea, V. Goldner (Hg.), *Atti impuri. La piaga dell'abuso sessuale nella Chiesa Cattolica*, Milano, 2009, 169).
- 29 „Solange die katholische Kirche sich nicht der Frage nach der Rolle der Sexualität in ihrem Menschenbild stellt, wird sie sich schwer tun, das nicht nur zufällige Auftreten von sexuellem Missbrauch einzudämmen. Bis dahin wäre eine größere Vorsicht und Selbstkritik angebracht, denn sich als *magistra vitae* zu präsentieren und Lektionen über den Inhalt der ‚guten Sexualität‘, der ‚guten Familie‘ und der ‚rechten Geschlechtsidentität‘ zu halten“ (C. Saraceno, *La chiesa e l'educazione*, la Repubblica, 14. März 2010, 31).
- 30 Vgl. Kodex des Kanonischen Rechts, can. 695;729; 746; 1395.
- 31 S. Rossetti, *The Catholic Church and Child Abuse*, in: *America* 22, April 2002, 13.
- 32 S. Rossetti, *Some Red Flags for Child Sexual Abuse*, in: *Human Development*, 15 (1994).
- 33 Dies war auch der Tenor auf der ersten Tagung der Arbeitsgruppe III „Forschung und Lehre“ des Runden Tisches der Bundesregierung gegen Kindesmissbrauch am 7. Juni 2010 in Berlin.
- 34 S. Rossetti, *Some Red Flags for Child Sexual Abuse*, in: *Human Development*, 11 (1994). Zu den gleichen Schlussfolgerungen kommt eine andere klinische Studie: „Für einige dieser Männer, die letztendlich den Weg des Priestertums eingeschlagen haben – wie ehrlich ihre Beteiligung und ihre Berufung auch gewesen sein mögen – hat die Tatsache, sich unter eine sexuelle Abstinenzregel gestellt zu haben, einen Teil des Versuches dargestellt, ihre Konflikte zu lösen. Klar ist, dass Priester, die ihren ephrophilen Fantasien und Wünschen nachgekommen sind, in ihren Anstrengungen gescheitert sind“ (G. Kochansky, M. Cohen, *Sessualizzazione dei minori*, in: M. Frawley-O'Dea, V. Goldner (Hg.), *Atti impuri*, 59).
- 35 Vgl. *Normae de gravioribus delictis* vom 21. Mai 2010 (s.o.).
- 36 „Das Phänomen der Pädophilie unter Geistlichen in protestantischen Gemeinden der USA (Mormonen, Baptisten, Methodisten und Episkopale) wie auch unter orthodoxen Christen sowie Juden und Muslimen kommt mit einer Häufigkeit zwischen 2 % und 5 % vor; ein alarmierender Wert, der aber noch unter dem Prozentsatz der Gesamtbevölkerung liegt,

in der Fälle von Pädophilie bei 8 % liegen.“ (G. Marchesi, *La Chiesa cattolica negli Stati Uniti scossa dallo scandalo della pedofilia*, 482).

37 Vgl. Kongregation für das Katholische Bildungswesen, *Leitlinien für die Anwendung der Psychologie bei der Aufnahme und Ausbildung von Priesterkandidaten*, 29. Juni 2008 (http://www.vatican.va/roman_curia/congregations/ccatheduc/documents/rc_con_ccatheduc_doc_20080628_orientamenti_ge.html (16.07.2010)).

38 Vgl. Zweites Vatikanisches Konzil, Dekret *Perfectae caritatis*, 28. Oktober 1965, Nr. 12; Papst Paul VI, Enzyklika *Sacerdotalis coelibatus*, 24. Juni 1967, Nr. 60-64; Papst Johannes Paul II., Nachsynodales

Schreiben des Apostolischen Stuhls *Pastores dabo vobis*, 25. März 1992, Nr. 43; Ders., Nachsynodales Schreiben des Apostolischen Stuhls *Vita consecrata*, 25. März 1996, Nr. 65 ff.; CIC, Can. 642 und 1029; Kongregation des geweihten Lebens und die Gesellschaften des Apostolischen Lebens, *La vita fraterna in comunità*, 2. Februar 1994, Nr. 37; Kongregation des Geweihten Lebens und die Gesellschaften des Apostolischen Lebens, *Potissimum institutioni*, 2. Februar 1990, Nr. 43; Päpstliches Werk für Geistliche Berufe, *Neue Berufungen für ein neues Europa*, 6. Januar 1998, Nr. 37.

39 Papst Johannes Paul II, Nachsynodales apostolisches Schreiben *Pastores dabo vobis*, Nr. 82.

»Der Missbrauchsskandal ist
schmerzlich,
aber auch notwendig und wichtig,
vielleicht sogar
reinigend.«

Giovanni Cucci SJ / Hans Zollner SJ

Katharina Kluitmann OSF

Geboren 1964 in Düsseldorf, trat Sr. Dr. Katharina Kluitmann 1990 in die Gemeinschaft der Franziskanerinnen von Lüdinghausen ein. Nach Theologiestudium und Pastoral-tätigkeit studierte sie ab dem Jahr 2000 Psychologie in Rom, wo sie im Jahr 2007 promoviert wurde. Sie ist Juni-oratsleiterin ihrer Gemeinschaft und in der psychologischen Betreuung kirchlicher Mitarbeiter im Bistum Münster tätig.



Katharina Kluitmann OSF

Und jetzt?

Überlegungen zur Formation angesichts des Missbrauchsskandals

Vorbemerkungen

Der Missbrauchsskandal stellt neben anderen Verantwortlichen in der Kirche auch viele Ordensmänner und Ordensfrauen, die in der Ausbildung neuer Ordensmitglieder tätig sind, vor die Frage, welche Konsequenzen aus diesen Ereignissen in ihrem Arbeitsbereich zu ziehen sind.¹

Sicher ist, dass man auch in der Formation nicht so tun kann, als sei nichts geschehen; aus den Fehlern der Vergangenheit ist zu lernen, auch wenn Missbrauch nicht erst seit den Enthüllungen der letzten Monate Thema in der Ordensausbildung ist. Das scheint bisher vor allem in jenen Frauengemeinschaften der Fall zu sein, wo Frauen eingetreten waren, die im familiären und sozialen Umfeld Missbrauch erlitten hatten. Angesichts des Skandals gibt es jetzt bei vielen Verunsicherun-

gen, sowohl bei Formatorinnen und Novizenmeistern als auch bei denen, die ausgebildet werden oder sich noch mit der Frage nach einem Eintritt ausei-

Formation auf dem Prüfstand

Die Fälle von sexuellem Missbrauch in der Kirche haben eine Debatte über mögliche Konsequenzen auch für die Ordensausbildung ausgelöst. Wo es in diesem Bereich zu Schritten einer Neuausrichtung kommt, können und sollten diese Bestandteil der Prävention vor künftigen Missbrauchsfällen sein. Die folgenden drei Artikel beschäftigen sich unter verschiedenen Gesichtspunkten mit solchen Konsequenzen für die Formation im Ordensbereich wie in den Bistümern.

nandersetzen. Deren Fragen verlangen ernst genommen und bearbeitet zu werden. Auf der anderen Seite aber soll in diesem Beitrag nicht der Eindruck erweckt werden, als sei Missbrauch das zentrale Thema der Ordensausbildung. Ausdrücklich möchte ich davor warnen, eine problemorientierte und risikofixierte Perspektive einzunehmen, die letztlich nur Ängstlichkeiten und Enge, Rigidität und schließlich erneute Verdrängungen fördern würde. Dies gilt zumal im Blick auf die Sexualität, deren Wert und Schönheit, ja, deren kraftvolles Potential auch im Leben ehelos lebender Menschen nicht unterschätzt werden darf. Wertschätzung der Sexualität und ihre Thematisierung in angemessenen Formen der Kommunikation bilden wichtige Rahmenvoraussetzungen für den gelingenden Umgang mit der Missbrauchsproblematik und für die weitmögliche Vermeidung weiterer Taten.

Mit dieser Aussage wird eine Unterscheidung angesprochen, die mir grundsätzlich wesentlich erscheint und im Folgenden die Gliederung mitbestimmt:

Es wird im Laufe der Ordensausbildung Momente geben, wo eine direkte Auseinandersetzung mit dem Thema „sexueller Missbrauch“ angezeigt ist.

Zweitens aber, und vielleicht noch wesentlicher, hilft allen Beteiligten ein offenes Kommunikationsklima. Dies gilt für die Formation, die im Fokus dieses Artikels steht, aber darüber hinaus auch für die Gemeinschaften und ihre Verantwortlichen überhaupt. Solch ein Kommunikationsstil ist – ggf. ohne dass das Wort „Missbrauch“ fällt – die beste Prophylaxe gegen missbräuchliches und grenzüberschreitendes Verhalten

und dessen Vertuschung. In solch einer Kommunikationskultur wäre Sexualität ein Thema unter anderen, die mindest ebenso brisant und lebensprägend sind. Man denke nur an Macht, Anerkennung und Aggression.

Aus diesen beiden ersten Punkten ergeben sich drittens Konsequenzen für die Ausbildung der Formatorinnen und Novizenmeister.

Schließlich wird sich viertens auch für die Orden, ohne die neu gewonnene Stärkung der Opferperspektive aus dem Blick zu verlieren, die Frage nach Strukturen und Gegebenheiten in der Gesamtkirche und der Gesellschaft stellen. Denn Orden leben nicht in einem welt- und gesellschaftsentrückten Nirgendwo.

Da in den vergangenen Monaten Priester – und damit Männer – deutlich im Fokus der Reflexion standen, möchte ich hier angesichts der Überzahl von Ordensfrauen vor Ordensmännern die weibliche Perspektive gelegentlich eigens hervorheben.

Die direkte Auseinandersetzung mit dem Thema „sexueller Missbrauch“

Weitungen des Blickwinkels

Sexuellen Missbrauch in der Formation im Blick zu haben, bedeutet natürlich auch, tatsächliche oder potentielle Täter zu erkennen und Taten zu verhindern. Dazu noch einige Anmerkungen im folgenden Unterkapitel.

Es darf aber weiterhin nicht vergessen werden, dass unter denen, die auf dem Weg in eine Ordensgemeinschaft sind, nicht wenige *Opfer* sexuellen Missbrauchs sein dürften. Dabei ist – gerade bei weiblichen Ordensmitgliedern – der



Blick über jetzt bekannt gewordene Fälle hinaus, in denen Kleriker Täter waren, offen zu halten für Fälle, in denen die Formandin Opfer sexuellen Missbrauchs im familiären und sozialen Umfeld wurde. Auch dürfen jene Fälle nicht vergessen oder unterschätzt werden, in denen Frauen vor oder nach dem Eintritt sexuell missbraucht wurden, *nachdem* sie volljährig waren. Hier ist (in Analogie zu beispielsweise Therapeuten²) auch zu denken an Beichtväter und geistliche Begleiter und leider auch an Formatorinnen und Ausbildungsleiter.

Auch die Formatorinnen und Novizenmeister selbst können Opfer von Missbrauch in seinen verschiedenen Formen sein. Die ab Seite 282 noch anzustellenden Überlegungen zur Ausbildung der Ausbilder bekommen in solchen Fällen ein besonderes Gewicht, damit nicht persönliche Verletzungen der Auszubildenden die Formation mehr als unvermeidlich stören.

Handlungsoptionen im Vorfeld der eigentlichen Formation

Formation beginnt in einem gewissen Sinn bereits mit der *Berufungspastoral*. Schon hier sind ein geschulter Blick und ein gesundes Urteil von Nöten, um mit persönlichen Defiziten und Wachstumspotentialen bei Interessierten zielführend umzugehen. Natürlich verbietet es sich, bei so sensiblen, intimen Themen „mit der Tür ins Haus zu fallen“. Solche Bereiche können nur auf der Grundlage einer relativ stabilen, vertrauensvollen Beziehung angesprochen werden. Ist solch eine Beziehung aber gegeben, dürfte Hilfe umso erfolgversprechender sein, je früher sie angeboten und „schmackhaft“ gemacht wird. Was vor dem Eintritt gelernt werden kann, sollte

nicht ohne Not auf nachher verschoben werden. Gegebenenfalls ist psychotherapeutische Hilfe anzusprechen, wo die im Orden Zuständigen sich überfordert sehen. Wenn von den Ordensleuten Fachleute empfohlen werden, können Kandidaten das in die Ordensleute gesetzte Vertrauen häufig auf die Psychologen übertragen, was es erleichtert, die angebotene Hilfe zu akzeptieren. Dennoch ist damit zu rechnen, dass die Erwähnung therapeutischer Hilfe immer noch Ängste auslöst, wobei auf allen Seiten eine Entpathologisierung von Nutzen wäre. Wo Psychologie nur defi-

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

zitorientiert verstanden wird, liegt es zu nahe, kurzschlüssig mit Begriffen wie „krank“ und „verrückt“ (und schlimmeren umgangssprachlichen Formulierungen) zu operieren.

Gewarnt werden soll davor, Mängel in der Persönlichkeitsbildung vorschnell auf erlittene Missbrauchserfahrungen zurückzuführen. Es gibt Missbrauchsoffer, die – mit oder ohne Psychotherapie – zu einer guten Integration der verletzenden Erfahrungen gefunden haben. Auf der anderen Seite gibt es Persönlichkeitsstörungen, deren Ursachen nichts mit Missbrauch zu tun haben oder zu tun haben müssen.

Neben dieser Warnung noch eine Ermutigung: Oft erlebe ich Ausbilderinnen oder Ausbilder, die ein gutes Gespür für ihr Gegenüber haben und

eine stabile Beziehung aufbauen können. Manchmal aber scheuen sie sich, ihre Wahrnehmungen ins Gespräch zu bringen. Häufig hilft es, in Supervision oder kollegialer Beratung die eigenen Eindrücke probenhalber zu formulieren und von einem neutralen Gegenüber kritisch beleuchten zu lassen, um den notwendigen Mut zu finden, das Gesehene der betroffenen Person gegenüber zu formulieren. Dabei ist es sinnvoll, den Grad an Sicherheit, den man hat, ausdrücklich mit zu formulieren. Zwischen „ich sehe“ und „ich spüre“ und „ich vermute gelegentlich, dass“ und „manchmal frage ich mich“ und „ich weiß ja nicht, ob ich das richtig wahrnehme, aber“ liegen deutliche Unterschiede. Während die Mitteilung von Wahrnehmungen meist geraten scheint, ist bei Rückschlüssen, Hintergrundphantasien und Psychologisierungen höchste Vorsicht geboten. Vieles wird sich als offene Frage formulieren lassen, so dass sich Retraumatisierungen von potentiellen Opfern möglichst vermeiden lassen.

Beim Verdacht von fixierter pädophiler Neigung kann auf psychiatrisch-forensische Hilfe sinnvollerweise nicht verzichtet werden. Wo – wie offenbar in den meisten Missbrauchsfällen – andere psychische Konstellationen ggf. anfällig machen für Regressionen, die zu grenzverletzendem Verhalten führen können, gilt das gerade Gesagte. Warum bei den Täterzahlen Frauen in der Minderheit sind, wird diskutiert. Aufmerksamkeit gebührt gerade bei Frauen Formen emotionalen Missbrauchs, die, ob erotisch-sexuell aufgeladen oder nicht, in der Psyche der Opfer schwere Schäden anrichten können.

In der *Auswahl* der Kandidatinnen und

Kandidaten ist und bleibt die Frage nach dem Screening weiterhin virulent. Nach wie vor gibt es Skepsis gegenüber der Forderung nach einem psychologischen Gutachten vor der Aufnahme.³ Die Erfahrung zeigt, dass solche Gutachten von den Betroffenen eher akzeptiert werden, wenn sie ausnahmslos von allen Kandidatinnen oder Kandidaten verlangt werden. Das verhindert eine Stigmatisierung einzelner, die sich sonst leicht abgestempelt oder verdächtig fühlen. Klar müssen die Strukturen eines solchen Verfahrens abgesprochen sein: Wer sucht den Psychologen/die Psychiaterin aus? Wo findet man Fachleute, die auch die Lebensform des Ordenslebens und ihre Anforderungen verstehen? Wer zahlt das Honorar? Wie wird mit dem Gutachten umgegangen? Wer (aus der Leitung) bekommt es zu lesen? Auch der Kandidat? Hat die Kandidatin die Möglichkeit, Inhalte auszuschließen aus der Weitergabe? Welche Bereiche sollen angesprochen werden? Wie wird mit Fragen nach der sexuellen Entwicklung des Kandidaten umgegangen? Soll Missbrauch ausdrücklich erwähnt werden?

Grundlegende und wohl unvermeidbare Schwäche solcher Gutachter-Praxis ist, dass im Wissen des Kandidaten, dass die Schweigepflicht der Gemeinschaft gegenüber aufgehoben ist, bewusst Details verheimlicht werden können. Das kann sowohl schambelastete Bereiche betreffen (nicht zuletzt bei Missbrauchsoffern; aber oft auch bei von außen betrachtet geringfügig erscheinenden biographisch-familiären Details, die noch nicht integriert sind), als auch solche Aussagen, von denen der Kandidat – mit oder ohne Recht – erwartet, dass sie zur Ablehnung der

Bitte um Aufnahme führen (beispielsweise homosexuelle Neigungen, wenn nicht klar ist, wie die Gemeinschaft damit umgeht; problematisches sexuelles oder kriminelles Verhalten in der Vergangenheit).

Wird ein Gutachten erstellt, müssen die Leitungsverantwortlichen entscheiden, wie mit den Ergebnissen umzugehen ist. Ein psychologisches Gutachten ist nicht 1:1 eine Feststellung über das Vorliegen oder Nicht-Vorliegen einer Berufung. Die Verantwortung für die Entscheidung über Aufnahme oder Ablehnung kann nicht an psychologische Experten delegiert werden. Es gibt natürlich gravierende psychische Defizite, bei denen ein Ordenseintritt grundsätzlich nicht angeraten ist. Neben beispielsweise Psychosen gehört Pädophilie dazu. Andere Defizite sollten vor dem Eintritt angegangen werden, vor allem solche, die eine intensive Therapie verlangen und solche, die sich in einem freieren Umfeld als dem eines Noviziats besser bearbeiten lassen (Nachreifen im Bereich der Autonomie beispielsweise), wieder andere können im Rahmen der Formation bearbeitet werden, vor allem nicht-pathologische hinderliche Einflüsse des Unbewussten.⁴ Entscheidend ist die Motivation und Lernbereitschaft des Betroffenen.⁵ Unbedingt zu vermeiden ist eine generelle – leider gelegentlich festzustellende – Pathologisierung von Missbrauchsoffern. Diese ist entschieden nicht angemessen. Das Vorliegen erlittenen Missbrauchs macht nicht per se ungeeignet für das Ordensleben.⁶

Handlungsoptionen für die Formation selbst

Gerade im Blick auf potentielle Missbrauchsoffer, die ihre Erfahrung noch

nicht aufarbeiten konnten, aber auch auf andere, denen fachpsychologische Hilfe beim Wachstum von Nutzen wäre, empfiehlt sich – mehr oder wenig unabhängig vom Screening im Rahmen des Aufnahmeprozesses – in der eigentlichen Formation das Angebot einer mindestens kurzfristigen Begleitung, die im Forum Internum bleibt. Positiv haben sich beispielsweise in vielen Fällen sogenannte „Psychologisch-geistliche Standortbestimmungen“ in der Tradition des Instituts für Psychologie der Gregoriana ausgewirkt, an die sich nach Bedarf eine längerfristige Begleitung anschließen kann. Entsprechende Angebote sind bisher allerdings zahlenmäßig mehr als dürftig.

Neben der Begleitung der Einzelnen durch die Formationsleitung gehört zur Formation auch die Unterweisung. Hier ist in diesem Zusammenhang vor allem an folgende Inhalte zu denken: mögliche Motivationsstränge für die Wahl eines ehelosen Lebens, sexuelle Entwicklung, sexuelle Identität, Frausein und Mannsein, sexuelle Ausdrucksformen, sexueller Missbrauch, gesund und kreativ gestaltete ehelose Keuschheit. Ehelos lebenden Menschen fehlen zumeist Erfahrungen, die bei anderen häufig zu Reifeschritten führen. Man denke nur daran, wie es Menschen verändern kann, wenn sie Eltern werden. Diese fehlenden Erfahrungen verlangen danach, auf anderem Weg zu den notwendigen Wachstumsschritten zu verhelfen.

Auch gehören psychologische Inhalte wie Persönlichkeitsbildung, Affektivität, die Spannung von Bedürfnissen und Idealen, pathologische Entwicklungen und anderes in die Ausbildung angehender Ordensleute. Werden solche

Inhalte von der Formationsleitung oder auswärtigen Referentinnen / Referenten angemessen angesprochen, kann der Weg geebnet werden, dass sich einzelne in Ausbildung befindliche Personen mit Themen, die bisher nicht (ausreichend) in ihrer Reflexion vorkamen, beschäftigen – und sie dann an passender Stelle ins Gespräch bringen. Solch grundsätzliche Unterweisung bietet die Möglichkeit, freie Themen anzubieten, die im direkten Kontakt noch zu bedrohlich wirken können. Problematisch erweisen sich hier die derzeit in den meisten Gemeinschaften extrem kleinen Ausbildungskurse, bei denen es häufig keine echten Gruppen gibt. Die Möglichkeiten der Zusammenarbeit auf diesem Gebiet sind noch lange nicht ausgeschöpft und bedürfen des Ausbaus.⁷

Die Notwendigkeit eines Klimas offener Kommunikation

Wenn eine Gemeinschaft von denen, die sich ihr anschließen, Offenheit erwartet, tut sie gut daran, selbst eine Form der Kommunikation zu pflegen, die dem entspricht und Transparenz fördert. Dies gilt zuerst, aber natürlich nicht ausschließlich, für die Formation. Solche Offenheit bedeutet nicht, dass alles und jedes mit jedem geteilt werden muss. Ganz im Gegenteil! Die Kunst, Grenzen einzuhalten, ist wesentliche Vorbeugung gegen Grenzverletzungen.⁸

Tabuthemen aber schaden der Kommunikation. Wie soll ein Missbrauchsopfer seine Verletztheit gegenüber der Formationsleitung äußern können, wenn Sexualität nicht thematisiert wird. Gleiches gilt auch, wenn beispielsweise ein Novize merkt, dass er in sich se-

xuelle Regungen und Phantasien entdeckt, die ihn erschrecken. Können sie in geschütztem Rahmen angesprochen werden, kann es sein, dass sie ihren Schrecken verlieren oder bearbeitet werden können. Können sie jedoch nicht angesprochen werden, wird paradoxerweise wahrscheinlicher, dass sie ausgelebt werden oder sich in anderen unangemessenen Formen äußern. Ich erlebe, dass Frauen sich generell leichter tun, über Sexualität zu sprechen, auch im Zusammenhang mit Reiz und Verzicht der Ehelosigkeit.

Nimmt man die Dynamik ernst, die sich hier nahelegt, so mag man an einen Stein denken, der – einmal ins Wasser geworfen – immer weitere Kreise zieht: Die öffentliche Beschäftigung mit der Thematik des sexuellen Missbrauchs führt nach meiner Erfahrung dazu, dass das Thema in Begleitungssettings leichter angesprochen werden kann. Das dürfte auch für die Ordensausbildung gelten. Über Missbrauch zu sprechen, heißt aber auch, über Sexualität zu sprechen. Dabei müssen, zumindest in der Unterweisung, die Dinge klar beim Namen genannt werden. Themen wie Selbstbefriedigung, sexuelle Orientierung, (Internet-)Pornographie und Lustempfinden dürfen nicht nur vage umschrieben werden. In einer höchst sexualisierten Gesellschaft legt sich der – leider irrige – Eindruck nahe, heutige junge Erwachsene seien ausreichend aufgeklärt.⁹ Sprechen über Sexualität heißt auch, Sprachfähigkeit zu fördern, nicht zuletzt indem Worte angeboten werden, die nicht dem Straßenjargon entstammen und solche, welche die emotionale Dimension der Sexualität ansprechen, die häufig zu kurz kommt. In der Reflexion zu den jüngsten Er-



eignissen wird immer wieder betont, dass nur ein geringer Prozentsatz der meist männlichen Täter im strengen Sinn pädophil ist. In der Mehrheit der Fälle liegen den Übergriffen Dynamiken zugrunde, die in sich nicht sexuell sind. Hier geht es vor allem um Aggression und den Wunsch nach Anerkennung.¹⁰ Dominanz und Kontrolle sind zentrale Themen von Missbrauch, mag er sich nun sexuell oder anders äußern. Über Sexualität zu reden, reicht also nicht. Offenbar müssen wir in den Orden noch weit mehr lernen, auch über unsere Sehnsucht, gesehen und geschätzt zu werden, zu sprechen. Wie gehen wir um mit aggressiven Wünschen? Wie leben wir, gerade in Frauenorden, in manchmal ganz kleinen wie unscheinbaren Gesten, Macht und Unterdrückung aus? Gerade innerhalb weiblicher klösterlicher Gemeinschaften ist, vor allem bei einer gewissen Enge der Beziehungsstrukturen, eine hohe Sensibilität erforderlich, um nicht unter dem Deckmantel des Spirituellen Freiheit und Selbstbestimmung über Gebühr einzuschränken.

Gestehen gerade wir Frauen uns zu, Freude an Macht zu haben? Damit – im Bild vom Stein, der ins Wasser fällt – öffnet sich das ganze Feld der Empfindungen, Gefühle, Bedürfnisse. Haben uns manchmal die Frauen, die zu uns kommen, in diesen Fähigkeiten nicht sogar etwas voraus? Wie steht es bei uns um die brüderlich-schwesterliche Zurechtweisung im Sinne einer angemessenen Kultur taktvoller Rückmeldungen? Traditionelle Ordensausbildung mindestens der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts hatte die Dimension von Gefühlen und Bedürfnissen wenig im Blick. Es ging mehr um Ideale

und spirituelle Werte. Zuweilen wurde anschließend im Gegenzug Ordensausbildung so psychologisiert, dass vor lauter Bedürfnissen die Ideale zu kurz kamen. Beides aber ist festzuhalten und in der Ordensausbildung zu stärken. Das führt zu Spannungen. Doch diese Spannungen, die sich immer wieder und notwendig zwischen Idealen und Bedürfnissen ergeben, sorgen für die Lebendigkeit des Ordenslebens. Wir brauchen beides: Ideale und Bedürfnisse. Nur wenn Spannung da ist, fließt Strom; nur die recht gespannte Saite gibt den angenehmen Ton. Hier ist auf Seiten der Werte und der Spiritualität wie auf Seiten der Gefühle und Bedürfnisse noch viel Sprachfähigkeit zu lernen – und dann zu lehren. Wenn uns in Fleisch und Blut überginge, dass Spannung das Leben lebendig macht, dann könnten in der Kommunikation in der Formation auch Ängste und Unsicherheiten, auch Versagen und Scheitern leichter angesprochen werden. Sie gehören nämlich zum Leben. Die Idee eines „Standes der Vollkommenheit“ sollte uns nicht zu falschen Schlüssen verleiten. Ordensleben ist, wenn es gelingt, ein ganzheitlicher Prozess, der das „Höchste“ und das „Tiefste“ mit einbezieht und in seiner Dynamik demütig mit Irrtümern und Fehlern rechnet. Wirklich gescheitert ist, wer glaubt, fertig zu sein!

Eine „Gewissensfrage“ zum Schluss dieser Überlegungen: Angenommen, solche Kommunikation gelänge in der Formation Ihrer Gemeinschaft ausreichend und würde bis zur Profess Früchte tragen in denen, die die Ausbildung durchlaufen. Wie würde der Rest Ihrer Gemeinschaft auf solch einen Kommunikationsstil reagieren?

Die Ausbildung der Ausbilderinnen und Ausbilder

Im ersten und mehr noch im zweiten Abschnitt dieses Beitrags ist wohl deutlich geworden, dass solch eine Sicht der Formation hohe Ansprüche an die Formatorinnen und Novizenmeister stellt. Diese brauchen neben einem ausreichenden Wissen um die theologisch-spirituelle Dimension auch ein gerütteltes Maß an Kenntnissen über die heutige Gesellschaft und humanwissenschaftliche Erkenntnisse. Vor allem aber brauchen sie selbst genügend Sicherheit über sich, um sich in solch schwierige und immer wieder auch verunsichernde Kommunikationsprozesse hineinwagen zu können. Mir will scheinen, dass es um die Ausbildung der Ausbilderinnen und Ausbilder noch nicht in allen Gemeinschaften zum Besten steht und dass dies vor allem für den Selbsterfahrungsanteil gilt, der meines Erachtens unverzichtbar ist, häufig aber zu kurz kommt. Ist es vermessen zu fragen, warum neben den Formandinnen und Formanden nicht auch die Formationsleiterinnen und -leiter eine Form psychologisch-geistlicher Standortbestimmung durchlaufen? Es ist für Ausbildungsverantwortliche wichtig, dass sie sich ihrer eigenen Biographie, ihrer Verhaltensmuster, ihrer Stärken und Schwächen, ihrer Sexualität, ihrer Aggression und ihres Wunsches nach Anerkennung bewusst sind, dass sie wissen um ihren Umgang mit der schwierigen Nähe-Distanz-Balance und manch anderes.

Die prekäre personelle Situation der meisten Orden, zumal der Frauenorden, in denen zudem das Ausbildungsniveau häufig weiterhin deutlich niedriger

ist als bei den Ordensmännern, von denen ein großer Teil Priester sind, setzt solchen Wunschvorstellungen Grenzen. Nicht jede Gemeinschaft kann sich – zumal für ein oder zwei Novizinnen – eine lange Ausbildung für die Formatorin leisten. Da aber auch die kleinen Noviziatsgruppen unter lerntheoretischer Hinsicht alles andere als wünschenswert sind, muss gefragt werden dürfen, ob im Bereich der Ausbildung nicht noch viel mehr interkongregational geschehen könnte. Ist angesichts der Dramatik der Situation nicht mehr Mut möglich, neue Wege der Zusammenarbeit zu wagen, die über einzelne Seminarveranstaltungen und günstigstenfalls gemeinsame Supervisionen der Formatorinnen hinausgehen?

Die brisante Frage nach Strukturen und der Zukunft

Der Missbrauchsskandal hat unsere Sicht auf die Opfer gestärkt. Es ist wünschenswert, dass das auch den Opfern in den eigenen Reihen zugute kommt. Wo Ordensleute und ihre Leitungen schuldig geworden sind, müssen Wege gesucht werden, mit Opfern, Tätern und Gemeinschaften. Wo immer Prophylaxe möglich ist, müssen die notwendigen Schritte ergriffen werden, in der Formation und darüber hinaus.

Schließlich aber dürften wir, selbst wenn all das eines Tages geschehen wäre, nicht zur Tagesordnung übergehen.¹¹ Mir wird je länger desto klarer, dass die von uns als einzelnen und als Gemeinschaften geforderte Umkehr weit radikaler ist, weit mehr an die Wurzeln unseres Lebens geht. Wie genau das aussieht, weiß ich nicht. Aber ohne eine neue Kommunikationskultur, so bin ich

sicher, wird es nicht gehen. Wenn den Orden Schritte auf diesem Kommunikationsweg gelängen, wäre das auch für die Gesamtkirche ein Gottesgeschenk. Orden sind kleiner, Orden sind beweglicher. Könnten sie vormachen, wie Kommunikation gelingen kann, im Ringen, im Scheitern, im Nicht-Aufgeben und Immer-neu-Versuchen? Wie, wenn nicht mit Kommunikation, können die anstehenden Fragen in der Kirche angegangen werden? Ist vielleicht gemeinsame geistliche Unterscheidung das Gebot der Stunde? Haben da Orden nicht einen jahrhundertealten Erfahrungsschatz? In den letzten Wochen wurde dabei immer wieder betont, dass die Sicht von Frauen hier eine wichtige Ergänzung in fast ausschließlich männlich besetzten Leitungsstrukturen wäre.

Was heißt das für uns Ordensfrauen in dieser geschichtlichen Stunde der Kirche in unserem Land? Was heißt das für unsere Formation?

Formation formt – nicht für ein zeit- und ortloses Niemals und Nirgendwo, sondern für heute und für die Zukunft. Auf unsere neuen Mitglieder kommen bewegte Zeiten zu. Sie brauchen dazu das bestmögliche Rüstzeug, für dessen Erwerb die Formation ein privilegierter Ort ist. Wo immer wir stehen, und wo immer sie stehen werden: Wir und sie können und dürfen uns der Verantwortung nicht entziehen. Denn bei aller Unsicherheit: Dass jede Berufung Gottes eine In-Dienst-Nahme für Sein Reich und damit für die Welt ist, das ist gewiss.



- 1 Vgl. Artikel Cucci, Giovanni / Zollner, Hans, S.261-274 in diesem Heft.
Zur Vertiefung der fachlichen Aspekte empfiehlt sich: Egle, Ulrich Tiber/Hoffmann, Sven Olaf/Joraschky, Peter (Hgg.), Sexueller Missbrauch, Misshandlung, Vernachlässigung, Erkennung und Therapie psychischer und psychosomatischer Folgen früher Traumatisierungen, 3. Aufl., Stuttgart 2004.
Angesichts der Fachartikel im hier vorliegenden Band der Ordens-Korrespondenz gehe ich nicht weiter auf die Grundlagen ein, sondern fokussiere meine Gedanken auf die Formation.
- 2 Siehe Strafgesetzbuch Paragraph 174c, besonders Absatz 2. Hier geht es – unabhängig vom Alter des Opfers – um „Sexuellen Missbrauch unter Ausnutzung eines Beratungs-, Behandlungs- oder Betreuungsverhältnisses“.
- 3 Die Rolle der Psychologie in der Formation ist seit Jahrzehnten ein diskutiertes Thema, vergleiche jedoch die *Leitlinien für die*

Anwendung der Psychologie bei der Aufnahme und Ausbildung von Priesterkandidaten der Kongregation für das Katholische Bildungswesen vom 29. Juni 2008. Zu diesem vatikanischen Schreiben auch: Tapken, Andreas, Der Beitrag der Psychologie in der Ausbildung künftiger Priester, in: Seminarium 2-3/2009. Auch andere vatikanische Dokumente weisen immer wieder auf die Notwendigkeit der Nutzung humanwissenschaftlicher, zumal psychologischer Erkenntnisse hin. Ihre Lektüre lohnt sich trotz gelegentlicher Sprachbarrieren.

- 4 Vergleiche zum theoretisch-anthropologischen Hintergrund und der Idee nicht-pathologischer lebensbehindernder Einflüsse des Unbewussten Baumann, Klaus, Persönlichkeitsorientierte Priesterausbildung. Priesterliche Identitätsbildung zwischen Stabilität und Veränderung, in: Theologie und Glaube 94 (2004), 221-238, sowie Wasserfuhr, Markus, Wachsen in der Berufung. Skizze eines an der Universität Gregoriana entwickelten Angebots für Ordens- und Priesternachwuchs, in:

- Theologie und Glaube 96 (2006), 339–353. Die Theorie ausführlich in Rulla, Luigi Maria, *Anthropology of the Christian Vocation I. Interdisciplinary Bases*, Rom 1986. Dazu und zur Formation in Orden sowie zu anderen Einzelaspekten auch Kluitmann, Katharina, *Die Letzte macht das Licht an? Eine psychologische Untersuchung zur Situation junger Frauen in apostolisch-tätigen Ordensgemeinschaften in Deutschland*, 2. Aufl., Münster 2008.
- 5 Einen auch für Orden hilfreichen Anforderungskatalog bietet Tapken, Andreas, *Grundfähigkeiten und Voraussetzungen für den priesterlichen Dienst*, in *ThPQ* 155 (2007), 419–426.
 - 6 In meiner eigenen Studie, siehe Fußnote 4, wurde das sehr deutlich. Die scheinbar sogar höhere Reife von Probandinnen, die berichteten, Missbrauch erlitten zu haben, dürfte allerdings darauf zurückzuführen sein, dass oft gerade solche Frauen darüber sprechen konnten, die ihre Erfahrungen bereits verarbeitet hatten, während bei den anderen die Dunkelziffer unkalkulierbar ist.
 - 7 Neben den Fragen der Ausbildung für das *Ordensleben* sollte es sich von selbst verstehen, dass Ordensmitglieder in ihrem *beruflichen* Umfeld den Standards ihres jeweiligen Berufs genügen müssen, auch was Aus-, Fort- und Weiterbildung angeht.
 - 8 Es ließe sich weiterführend überlegen, welche Folgen die höhere Individualisierung in Männergemeinschaften und das größere Gemeinschaftsbewusstsein in Frauenorden für den Kommunikationsstil und mögliche Veränderungen hat.
 - 9 Schonungslos aber erhellend in diesem Zusammenhang Gernert, Johannes, *Generation Porno. Jugend, Sex, Internet*, Köln 2010. Der Autor weist darauf hin, dass der Pornographisierung weiter Teile der (jugendlichen) Gesellschaft keine proportionale Aufklärung, schon gar keine Sprachfähigkeit in Sachen Sexualität, erst recht keine solche auf angemessenem Niveau bzw. über Beziehungen und inneres Erleben entspricht (Seite 267 und öfter).
 - 10 Vergleiche auch die ethischen Richtlinien der DPV: „Psychoanalytiker sind deshalb verpflichtet, ihre Kompetenz und ihre persönliche Autorität nicht zur Befriedigung eigener *narzisstischer, erotischer oder aggressiver* Bedürfnisse zu missbrauchen.“ [Hervorhebung von mir, K.K.]
 - 11 Vergleiche zu diesem Aspekt struktureller Konsequenzen Tapken, Andreas, *Sexueller Missbrauch. Konsequenzen, Perspektiven, offene Fragen*. Vortrag beim Treffen der Seelsorgerinnen und Seelsorger des Bistums Münster zum Thema „Sexueller Missbrauch“ am 14. Juni 2010 in der Halle Münsterland, Manuskript unter http://kirchensite.de/fileadmin/red/pdf_downloads/aktuelles/Vortrag_Tapken_Sexueller_Missbrauch_14_06_2010.pdf.

»Ordensleben ist ein
ganzheitlicher Prozess, der das
„Höchste“ und das „Tiefste“ mit
einbezieht.«

Katharina Kluitmann OSF

Klaus Baumann

Geboren 1963 im badischen Oberkirch, wurde Prof. Dr. Klaus Baumann nach seinem Theologiestudium 1989 zum Priester geweiht. Nach weiteren Studien in Psychologie und Psychotherapie arbeitet er seit 1996 in eigener Praxis als psychologischer Psychotherapeut, vorrangig mit Menschen in Berufen der Kirche. Seit 2004 ist Baumann Professor für Caritaswissenschaft an der Universität Freiburg.



Klaus Baumann

„Wer es fassen kann“

Ehelose Keuschheit um des Himmelreiches willen und Fragen der Formation

Die zahlreichen Fälle sexuellen Missbrauchs von Kindern und Jugendlichen durch katholische Priester haben die aggressive Ablehnung des Priesterzölibats erheblich verstärkt. Davon fast verdeckt wurden die Vorwürfe ehemaliger Heimkinder, in häufig von Ordensgemeinschaften geführten Kinderheimen durch Ordensleute körperlich und seelisch schwer misshandelt worden zu sein. Die allermeisten Vorwürfe dieser Art reichen Jahrzehnte zurück, für den deutschsprachigen Raum erstrecken sie sich v.a. auf die Zeit zwischen 1950 und 2000. Sie alle wiegen schwer und sind, wo sie zutreffen, skandalös, schwerste Ärgernisse. Es ist darum überhaupt nicht verwunderlich, wie pauschal und heftig die Kritik an Kirche, Priestern und Ordensleuten manchmal ausfällt, selbst wo eine differenziertere Sicht- und Urteilsweise zu erwarten wäre. Doch auch pauschalkritische Abwertungen sollten nicht einfach ebenso pauschale Abwehr-

reaktionen provozieren, sondern neben der legitimen Zurückweisung von Beleidigungen vertiefendes Nachdenken und Bereitschaft zur Selbstkritik und Reform anregen. Sie können helfen, (wieder) klarer zu erkennen, welche Prioritäten zu setzen sind, worauf es ankommt im priesterlichen Zölibat, im Räteleben und in den formativen Hilfen, die eigene und gemeinsame christliche Berufung mehr zu erkennen und zu leben. Die folgenden Hinweise und Überlegungen haben nicht die recht wohlfeile Absicht, das römisch-katholische Jungtüm von Priesterweihe und Zölibat zu problematisieren; wer könnte das nicht, – und mit guten Gründen – angesichts von legitimen Ausnahmen und ostkirchlicher Praxis? Sie wollen eher als begründete Anregungen (nicht Patentrezepte) ohne Anspruch auf Vollständigkeit oder umfassende Behandlung aufgenommen werden. Sie sprechen an: den sexuellen

Missbrauch von Kindern und Jugendlichen durch Priester und Ordensleute (3), dessen Vertuschung bzw. die völlig unzureichende Sorge für die Opfer (1) und die Frage nach Sinn (2) und Lebbarkeit von Zölibat (und evangelischen Räten) auch im 21. Jahrhundert (4).

Das Ignorieren der Opfer von sexuellem Missbrauch und Gewalt in Kirche und Gesellschaft

Ein besonders gravierendes Element des Umgangs mit bekannt gewordenen Missbrauchsvergehen durch Priester ist die Tatsache, dass die Opfer von sexuellem Missbrauch und Gewalt in der Kirche ignoriert und diskreditiert wurden, statt gesehen zu werden und Hilfe zu erfahren.¹ Dieser Punkt steht am Beginn dieser Überlegungen, weil er in der strukturellen Vertuschung von Missbrauchstaten im Raum der Kirche – insbesondere durch Priester und Ordensleute – die bedrückende Entsprechung auf Verantwortlichenseite zu dem Priester und Leviten in der Gleichniserzählung vom barmherzigen Samariter erkennt: Sie sahen die Opfer und gingen weiter (vgl. Lk 10,31f.). Statt zu helfen, ergriffen sie mitunter sogar Maßnahmen, damit die Opfer nicht von anderen „Vorübergehenden“ gesehen werden. Der Blick war befangen in der Sorge, dem Ansehen des Priester- oder Ordensstandes und der institutionellen Kirche nicht zu schaden – statt zu erkennen, welchen „Schaden“ die missbrauchenden Täter bereits an den Opfern – den von Jesus besonders bevorzugten „Kleinen“ – längst angerichtet hatten und diese „halb tot“ liegen ließen.

Das Ignorieren der Opfer seitens der Leitungs- und Personalverantwortli-

chen mag in einer falschen, „veralteten“ Ekklesiologie und Vorstellung von Heiligkeit der Kirche begründet gewesen sein²; entschuldigen kann sie das nicht. In Wirklichkeit entspricht dies v.a. generellen institutionellen Mustern in Missbrauchsfällen.³ In dieser Perspektive ist es nicht verwunderlich, wenn die sensibilisierte Öffentlichkeit sich nicht für die vatikanische Rehabilitation von exemten Klosterleitungen interessiert, so sehr das ein Signal für die Zuverlässigkeit kirchenrechtlicher Regelungen und ihrer Anwendung auch gegen den Druck mächtiger Interessen sein mag. Unbeantwortet bleiben dagegen Fragen, denen „unabhängige Untersuchungen“ durch Mitglieder desselben Ordens *nicht* nachgingen, konkret etwa nach dem Umgang mit den vielen bekannt gewordenen Opfern der letzten Jahrzehnte.

Dabei darf über die unbedingte humane Pflicht zur Hilfe für jedes Opfer, egal welchen Glaubens, hinaus ein weiterer schwer wiegender theologisch-ekklesiologischer Aspekt auch nicht verschwiegen werden. Die Opfer von Missbrauch und Gewalt im Raum der Kirche waren (und sind oft trotz allem weiterhin!) fast immer selbst Glieder der Kirche, des Leibes Christi. Sie wurden als solche in ihren Verletzungen ignoriert oder noch mehr mit Schuld- und Schamgefühlen beladen, statt zu erfahren, dass, wenn ein Glied des Leibes leidet, alle anderen mit-leiden (vgl. 1 Kor 12,26) – oder dass die Hirtensorge wirklich (auch und besonders) den Verletzten gilt (vgl. Ez 34,4).

Die Missbrauchskrise ruft zur Umkehr, die Opfer zuerst wahrzunehmen und mit ihnen das Leid zu tragen, ihre Not zu sehen und zu handeln:

- Transparenz zu schaffen über das, was geschah – ohne die Opfer dadurch noch mehr zu verletzen oder auch – in bestimmten Fällen – jene, die fälschlich beschuldigt wurden.
- Authentisch für die Opfer zu sorgen, ihnen empathisch zuzuhören und ihnen klar zu vermitteln, dass sie wirklich gehört und ernst genommen werden.
- Gerechtigkeit zu ermöglichen und zu fördern, in der Kirche und mit den Behörden; dass den Opfern und den Tätern Gerechtigkeit widerfährt.
- Hoffnung auf Heilung und auf Zukunft jenseits der Traumatisierungen zu wecken und zu fördern, auch durch die Unterstützung von Therapien und spirituellen Ressourcen.⁴

Das verständliche Unverständnis für Zölibat und Räteleben

Die Missbrauchsfälle durch Priester und Ordensleute haben die Kritik und das Unverständnis für Zölibat und Räteleben enorm vergrößert und beide geradezu pauschal in Misskredit gebracht. Konzentrieren wir uns hier primär auf die ehelose Keuschheit. Es ist ganz und gar nicht überraschend, dass sie Fragen und Zweifel aufwirft; es ist vielmehr geradezu „gut biblisch“. Im Alten Testament und Frühjudentum wurde Ehelosigkeit nur als Unglück und als Hindernis für ein erfülltes Leben erfahren⁵, so dass sie ein verachteter Ausnahmefall war, zumal die Kinderlosigkeit. Die durchlittene Ehe- und Kinderlosigkeit des Propheten Jeremia war ein Unheil verkündendes Vorzeichen im Zusammenhang seiner Gerichtspredigt. Erst auf ungeahnte Weise im Zusammenhang von Jesu Verkündigung der

nahen Gottesherrschaft wird selbst gewählte Ehelosigkeit zu etwas „Wertvollem“, so wie sie von Jesus selbst und (nur) manchen seiner Jünger gelebt wird: die Herrschaft und Liebe Gottes mit ihrer transzendenten Lebensfülle *relativiert* alle irdische Erfüllung. Besitz, Macht, Ehe und Familie sind nicht (mehr) letzte Lebensziele, auch wenn sie weiterhin bedeutsame Werte in der Perspektive von Gottes Reich bleiben (können). Schwärmerische oder pessimistische leibes-, sexualitäts- und kinderfeindliche Eheabstinenz, die es die Christentumsgeschichte über immer wieder gab, wurde schon im Neuen Testament scharf zurückgewiesen (vgl. 1 Tim 4,1-6). Es sind Gottes Verheißung und Lebensfülle, nicht menschliche Lebensverneinung und Leibfeindlichkeit, die den dazu Berufenen ein solches Engagement im Dienst des Gottes Jesu Christi ermöglichen.

Die Ehelosigkeit nimmt jesuanisch die Lebensform des kommenden Reiches vorweg, in dem man nicht mehr heiraten wird (vgl. Mk 12,25). Ist sie so in besonderem Maße der *Endzeit* angemessen, steht sie doch in unleugbarer Spannung zu deren Verzögerung und vielen vorletzten Erfüllungen der Jetztzeit. Auf sie zu verzichten kraft authentischer Ergriffenheit für Gottes „Reich und seine Gerechtigkeit“ (Mt 6,33), ist ein Charisma, eine freie Gabe Gottes, die keineswegs jedem lebendig Glaubenden gegeben ist. Das betonte Jesus selbst nach dem Zeugnis von Mt 19,11f.: „Nicht alle können dieses Wort erfassen, sondern nur die, denen es gegeben ist. ... Wer das erfassen kann, der erfasse es.“ Jesus empfiehlt und verteidigt diese – seine eigene – Lebensform, wo sie um des Himmelreichs willen

übernommen wird und um ganz für den Dienst der Verkündigung und für die Not der Menschen da zu sein. Von Jesus Christus her sollen und wollen der Zölibat wie die evangelischen Räte auch heute „stören“. Sie unterstreichen auf eigene Weise, dass der unfassbare Gott, den die Bibel bezeugt, auch heute aufs Persönlichste etwas mit jeder und jedem von uns Menschen zu tun haben will. Wie die Ehe in ihrem von Jesus wieder aufgedeckten ursprünglichen Sinn in Gottes Schöpferwillen für Mann und Frau ist auch die so motivierte Ehelosigkeit ein Zeichen; evangeliumsgemäß ist sie nur in der Kraft von Gottes Herrschaft zu verstehen und aus lebendiger Erfahrung Jesu Christi als dem auferstandenen Herrn zu leben. Das gilt in ihrer Komplementarität für Ordensgelübde und Priester-Zölibat wie für die christliche Ehe.⁶ Auf eigentümliche Weise gleichzeitig stören sie die moderne Skepsis gegen verbindliche (christliche) Lebensentscheidungen und sprechen die Hoffnung auf gelingende Treue an.

Zum sexuellen Missbrauch von Kindern und Jugendlichen durch Priester

In den Fällen sexuellen Missbrauchs von Kindern und Jugendlichen durch Priester wurde der Zölibat allerdings auf empörendste Weise entstellt. Priester haben das in sie gesetzte, nicht „nur“ zwischenmenschlich, sondern *religiös* gegründete Vertrauen der Opfer verraten. Der nicht unberechtigte, jedoch meist defensiv wirkende Hinweis, pädophile Vergehen seien im Klerus weitaus seltener als im Rest der Bevölkerung und kämen in bislang nicht erforschtem Ausmaß auch bei Lehrern

vor, darf nicht ablenken von diesem lebenswichtigen Aspekt für die Kirche selbst. Und die Vertuschung solcher Fälle verletzte die ebenfalls *religiös* begründete Sorgepflicht zusätzlich.

Die nachhaltige öffentliche Empörung lässt stattdessen erahnen, wie viel vom Wesen priesterlicher Aufgaben intuitiv auch in der heutigen Gesellschaft verstanden wird – selbst in der heftigen Pauschalkritik am Zölibat. Sie ist nicht nur Empörung über schwere moralische Fehlritte von Moralpredigern; es geht auch, aber nicht nur um Moral. Die Empörung zeigt die Enttäuschung darüber, dass Priester nicht dem Heiligen, dem Gott Jesu Christi, gedient, sondern religiöse Autorität pervers benutzt haben. Sie haben für Gott offene Kinderseelen, die ihnen genauso heilig hätten sein müssen, tief verletzt. Noch im Negativen ist die völlig berechtigte Erwartung erkennbar, dass Priester für ihre Mitmenschen in ihrer Begegnung mit Gott als Brücke dienen sollten, nicht als Hindernis oder gar „Seelenmörder“⁷.

Der Psychoanalytiker Micha Hilgers bedient – im Widerspruch zu Grundsätzen psychoanalytischer Berufsethik⁸ – allerdings pauschal entwertende Angriffe, wo er in einer der führenden deutschen Tageszeitungen⁹ den Zölibat als Magnet für Sexualgestörte und krankmachendes System hinstellt. Besser als pauschale Polemik sind empirische Tatsachen. Verlässliche Zahlen über sexuellen Missbrauch von Kindern und Jugendlichen durch katholische Priester liegen für Deutschland bislang noch nicht vor. Die umfassenden unabhängigen Studien des renommierten John Jay College of Criminal Justice, New York, aus den Jahren 2004¹⁰ und 2006¹¹ über den sexuellen Missbrauch von Priestern und

Diakonen in den USA zwischen 1950 und 2002 liefern belastbare wissenschaftliche Erkenntnisse und sollten im deutschsprachigen Raum Entsprechung in unabhängigen Forschungsaufträgen finden.

Von ca. 110.000 Priestern in den USA im genannten Zeitraum wurde 4392 Priestern – ca. 4 % – sexueller Missbrauch an 10.667 minderjährigen Opfern vorgeworfen, meist in den 1960/70er Jahren. 2460 Priestern wurde je eine Tat vorgeworfen, 25 % zwei oder drei Vorfälle, 13 % vergingen sich an 4-9 Opfern; 149 Priester (3 % aller beschuldigten) wurden für Vergehen an 2960 Opfern verantwortlich gemacht. 81 % der Opfer waren männliche Minderjährige; die Hälfte von ihnen im Alter der frühen Geschlechtsreife zwischen 11 und 14 Jahren; 22 % Jungen und Mädchen im Alter unter 11 Jahren, 27,3 % Jugendliche zwischen 15 und 17 Jahren. In 22 % der Fälle handelte es sich somit um pädosexuelle Handlungen im engeren Sinn, in denen die Täter möglicherweise eine bislang nicht heilbare pädophile Störung hatten. Auch in den 78 % der Fälle von Übergriffen auf (früh-) pubertäre Kinder und Jugendliche ist von psychosexuellen Entwicklungsstörungen auszugehen, für die der Zölibat ein bewusster oder unbewusster Versuch der Bewältigung ihrer schweren psychischen Defizite und psychosexuellen Ängste gewesen sein dürfte. Auffällig ist der erheblich höhere Anteil der Übergriffe auf männliche Opfer, während in der übrigen Bevölkerung heterosexuelle Missbrauchstaten überwiegen. Wunibald Müller spricht in diesem Kontext vom hohen Anteil von unreifen homosexuellen Männern unter den Tätern.¹²

Die US-Daten sind zwar nicht einfach für Deutschland zu übernehmen; es sind jedoch die sichersten, die es weltweit gibt. Auch vier Prozent sind schlimm, jeder einzelne Fall ist zu viel. Da gibt es nichts zu beschönigen, auch trotz sehr unterschiedlicher Täterprofile unter ihnen.¹³ Von vier Prozent und unter diesen von besonders dramatischen Einzelfällen, die einem die Sprache verschlagen, jedoch auf alle übrigen zu schließen, ist wissenschaftlich und psychoanalytisch unhaltbar. Hilgers' Behauptung, dass die meisten Zölibatären keine „erwachsene Sexualität“ entwickelt haben, entbehrt der belastbaren Grundlagen und wirkt wie eine „wilde Psychoanalyse“¹⁴.

Immerhin zwingt er den Blick auf die wirklichen Gründe bzw. zur Suche nach ihnen. Die Missbrauchsskandale zwingen die Kirche(n) dazu, endlich den naiven bis verantwortungslosen Umgang mit den Tätern aufzugeben und zuerst den Opfern möglichst gerecht zu werden: durch Transparenz und Offenheit darüber, was geschehen ist, ohne die Opfer noch mehr zu verletzen; durch authentisches Mitgefühl und echtes Sorgen für die Opfer; durch Gerechtigkeit in der Kirche und mit den staatlichen Behörden; durch therapeutischen Beistand. Die Zeichen dafür stehen mittlerweile ziemlich gut. Barmherzigkeit für Täter sollte in der legalen Strafverfolgung¹⁵ ohne Vorverurteilung bestehen, in Therapie, beruflicher Umorientierung und Suizidprävention.

Zu Formationsfragen und der Lebbarkeit des Zölibates

Zu den Konsequenzen aus der aktuellen Missbrauchskrise sollten wirksame

präventive Maßnahmen in der Auswahl und in der Aus- und Fortbildung der Priester ebenso gehören wie eine Erneuerung theologischer Lebendigkeit im Klerus; sie gehören m.E. sogar innerlich zusammen.

Unabdingbar sind künftig wirksamere präventive Maßnahmen. Diese brauchen Änderungen in der Auswahl, Aus- und Fortbildung der Priester. Wo Menschen sich für Ordensgelübde oder den Priester-Zölibat entscheiden wollen, ist damit zu rechnen, dass sie noch lange keine „in sich ruhende Persönlichkeiten“ (Hilgers) sind. Es sollte durch geeignete Auswahlverfahren von vornherein, so gut es geht, ausgeschlossen werden, dass Männer mit schweren Persönlichkeitsstörungen als Priesterkandidaten aufgenommen oder gar zu Priestern geweiht werden. In vielen deutschen Diözesen lehnen die Seminarleitungen jedes Jahr aus verschiedenen Gründen eine erstaunliche Anzahl von Bewerbern ab – nicht selten trotz Priestermangels und trotz des Protests frommer Kreise über ein Drittel.

Es ist zu hoffen, dass auch jene potentiellen Täter, die sich ihrer psychosexuellen Schwierigkeiten, Defizite oder Devianzen bereits beim Eintritt oder während der Ausbildung bewusst sind oder werden, besser von einer Rollenübernahme und Lebensform ferngehalten werden, die für sie unmöglich lebbar ist und ihnen selbst und anderen Unglück bringt. Schon Paul VI. formulierte unzweideutig: „Es ist nicht anzunehmen, daß die Gnade, auf die alle Menschen angewiesen sind, bei ihnen ersetzt, was der Natur fehlt.“¹⁶ Noch wichtiger als in ihrer Reichweite wirklich nur begrenzt erfolgreiche psychologische Tests ist ein Klima des

Vertrauens, in dem falsche Supernaturalismen abgebaut werden und diese Einsichten wachsen können. Doch auch die Mehrzahl der verbleibenden Kandidaten werden keine „in sich ruhende Persönlichkeiten“ sein. Sie brauchen dies auch nicht zu sein; ihre bewussten Motivationen sind meist vermengt mit eher defensiven unbewussten Motiven – auch im Blick auf ihr sexuelles Erleben und Verhalten. Sie nutzen neurotische und reife Abwehrmechanismen. Sie stellen damit absolut keine Ausnahme dar, wie jeder Paartherapeut bestätigen wird.¹⁷

Damit sind wir bei der Frage nach der Lebbarkeit des Zölibats im engeren Sinne. Er stellt unweigerlich hohe Anforderungen an die seelische Reife jedes Mannes und jeder Frau, will er auf Dauer sinnvoll und echt gelebt werden. Für alle Menschen stellt die psychosexuelle Entwicklung eine Grunddimension ihrer Persönlichkeitsentwicklung dar. Gerade psychoanalytisch erfahrene Therapeuten wissen, dass die menschliche Sexualität weder nur Triebgeschehen noch nur reife schenkende und empfangende Liebe ist. Sie ist grundsätzlich mit einer Vielzahl von unbewussten Motiven verbunden, die sich an die bewussten Aspekte und Ideale anhängen. In ihr manifestieren sich alle möglichen unbewussten Spannungen und Konflikte und suchen oft in ihr ein Ventil, zumal solche, die mit ungelösten Konflikten um Nähe und Distanz in Beziehungen zu tun haben.¹⁸ „Psychosexualität bedeutet mentale Sexualität, das heißt eine Sexualität der Bedeutungen und persönlichen Beziehungen, die reale und imaginäre Erfahrungen und Situationen in einer sozialen Welt entwickelt haben und um diese herum organisiert worden

sind.“¹⁹ Die Psychoanalyse weiß darüber hinaus, wie wenig Menschen aus Erfahrungen, den sexuellen inbegriffen, lernen und stattdessen unbewussten Beziehungsmustern (Wiederholungszwängen) folgen.

Die (angehenden) Priester können den Zölibat nicht frei und klar wählen und erst recht nicht auf Dauer sinn-gerecht leben, wenn er ihnen unbewusst vor allem zur Vermeidung oder Abwehr von Intimität²⁰ in einer Partnerschaft auf Augenhöhe dient. Genügende innere Freiheit von solchen unbewussten Dynamiken gehört zur notwendigen emotionalen Reife, die offiziell eine Grundvoraussetzung für die Zulassung zur Priesterweihe ist.

In der Tat ist die von Hilgers geforderte und bereits seit langem in allen deutschen Diözesen umfangreich genutzte Supervision für Priester wie hauptamtliche Laien im kirchlichen Dienst sehr wertvoll. Sie dient der Praxisreflexion und – in vielen Fällen – einer Verbesserung der Funktionsfähigkeit des Pastoralteams und in den eigenen Aufgaben. Im Blick auf die unbewussten Konflikte und psychosexuellen Erlebensmuster bleibt Supervision jedoch ebenso unzureichend wie Studientage oder -wochen zu Fragen der Sexualität in der Ausbildungszeit oder die Rahmenordnung der Priesterausbildung in Deutschland von 2003, die alle nur die bewussten und bestenfalls vorbewussten Seelenkräfte angehen (und Abwehrmechanismen häufig noch verstärken).

Es bedarf stattdessen einer persönlichkeitsorientierten Priesteraus- und -fortbildung, die zusätzlich auch zentrale unbewusste Abwehrmuster, Leibes- und Beziehungserfahrungen geeignet bearbeiten hilft.²¹ Ich meine damit im

Besonderen geeignete psychotherapeutische Selbsterfahrung²², die nicht auf Pathologie fixiert ist, sondern „in großer Liebe zur Wahrheit“ (Anna Freud) der Persönlichkeitsentwicklung dient, der Klärung eigener Motivationen und Konflikte und emotionaler Reifung.²³

Die Kandidaten sollten damit fähig werden, weder bewusst noch unbewusst die Aufgaben und Beziehungen ihres priesterlichen Dienstes oder, *mutatis mutandis*, ihres Ordensapostolates, dafür zu benutzen, erotische, aggressive oder narzisstische Bedürfnisse auf Kosten ihrer Mitmenschen zu befriedigen. Es sei ausdrücklich unterstrichen, dass sich in sexuellen Triebregungen ohne weiteres latente Wut und Machtwünsche manifestieren können und umgekehrt verdrängte sexuelle Wünsche sich in Aggressionen und Überlegenheitsgebarren ihr Ausdrucksfeld suchen können.

Genügende emotionale Reife hingegen zeigt sich in zwischenmenschlichen Beziehungen mit Frauen und Männern, die von innerer Freiheit, Wärme, Takt, Demut, Empathie und Verständnis ebenso charakterisiert sind wie von genügender Frustrationstoleranz und unverkrampfter Impulskontrolle, so dass sie Beziehungen auch aufrechterhalten können, wenn sie von Konflikten und Frustrationen bedroht werden. Viele Priester und Ordensleute leben – meist wohltuend unauffällig – den Zölibat oder die evangelischen Räte so, gewinnend in ihrer Art und unspektakulär, manchmal durchlitten, in nahen und weniger nahen Beziehungen. Sie waren und sind fähig, aus Erfahrungen und Konflikten zu lernen. Sie stellen jedoch keineswegs die Regel dar.

Solche *nicht automatischen oder selbstverständlichen* emotionalen (und damit stets auch spirituellen) Reifungspro-



zesse brauchen und verdienen darum unbedingt Förderung, insbesondere bei der Mehrzahl der Personen, deren Potential hierfür durch unbewusste Spannungen und Abwehrstrategien massiv gebremst ist.

Damit anfangen sollte die *Ausbildung der Ausbilder*, um solcher Selbsterfahrung das Odium des Pathologiebepfunden zu nehmen und zu vermeiden, dass sie eigene unbewusste emotionale Konflikte ins Ausbildungsgeschehen hinein- und dort zu Lasten anderer austragen.²⁴ Darüber hinaus könnten

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

sie aufgrund ihres eigenen Weges unter den pastoralen Berufen glaubwürdig die Bereitschaft zu solcher vertiefter Selbsterfahrung fördern. Dies wäre von besonderer Relevanz angesichts eines bislang wenig beachteten Ergebnisses des John Jay Reports: die meisten Täter sexuellen Missbrauchs an Minderjährigen begingen ihre Vergehen erst etwa 10 Jahre nach ihrer Priesterweihe.²⁵

Dies gilt für die Gruppen der Mehrfachtäter wie auch – mit noch größerer Streuung – für die große Gruppe der „Einmaltäter“. Dieser Befund legt die Deutung nahe, dass diesen Männern die Rollenübernahme und die Gratifikationen in der Rollenausübung jahrelang – über die Zeit ihrer Berufseinführungsphase und erste Jahre in selbständiger Verantwortung – halfen, mit ihren unbewussten Abwehren einigermaßen

zu funktionieren und ihre unbewussten Konflikte und psychosexuelle Unreife nicht auszuagieren.

Das erlaubt eine verallgemeinernde Bemerkung. Unbewusste Konflikte lösen sich nicht von selbst, erst recht nicht durch Ortswechsel und Versetzungen. Sie unter Kontrolle zu halten, verlangt und bindet psychische Energie und emotionale Spannkraft, die dann für die Herausforderungen der verschiedensten Aufgaben kirchlichen Dienstes nicht zur Verfügung stehen. Die innere Freiheit und Verfügbarkeit nehmen ab. Zugleich drängen die unbewussten Konflikte kontinuierlich an die Oberfläche, die Spannungen und Entfremdungen vom priesterlichen Auftrag oder Ordensapostolat und Gemeinschaftsleben nehmen zu, stauen sich auf und können – keineswegs nur in Fällen von Psychopathologie! – zu zwischenmenschlichen und persönlichen Krisen führen. Solche Berufungskrisen, zumal gegen das mittlere Lebensalter hin, die sich in vielfältiger Weise zeigen können, können – je nach dem – präventiv, akut oder anschließend umso eher tiefenhermeneutisch angegangen und nutzbringend bearbeitet werden, je selbstverständlicher und verfügbarer Angebote geeigneter psychotherapeutischer Selbsterfahrung in Diözesen und Ordensleben etabliert sind, vergleichbar etwa dem notwendigen Bewusstsein von der Unverzichtbarkeit einer regelmäßigen Gebets- und Exerzitienkultur. Hierfür könnten die Ordensgemeinschaften auch künftig Schrittmacherdienste leisten.

Jedenfalls gehören die vier Aspekte als Dimensionen des einen „Berufungslebens“ zusammen: Zunehmende Selbsterkenntnis, existentiell vertiefende



Gebetspraxis (incl. Leben mit den Sakramenten), Elan für die apostolischen Aufgaben und emotional bedeutsame zwischenmenschliche Beziehungen, in denen unverkrampft und selbstverständlich die Freundschaft mit Christus lebendig einbezogen ist.²⁶ In solchen genügend reifen Beziehungen mit Frauen und Männern nicht sexuelle Erfüllung oder auch nur kurzfristige Befriedigung zu suchen, ist allerdings keine Frage menschlicher Reife allein. Das gilt auch in den so erfreulichen wie unvermeidlichen aber auch herausfordernden Fällen des Verliebenseins. Je größer die menschliche Reife, umso größer auch die Freiheit und Fähigkeit, *reife* intime sexuelle Beziehungen einzugehen. Der Psychoanalytiker Otto Kernberg beschrieb im Blick auf die Paarbeziehung, was analog (!) auch für die Christusbeziehung des Zölibatären bedacht werden kann: „Eine tiefe Bindung an einen Menschen und die Werte und Erfahrung eines gemeinsam gelebten Lebens stärken und schützen die Stabilität des Paares, doch wenn die Partner über eine tiefe Selbsterkenntnis und Selbstwahrnehmung verfügen, kann es sein, dass sich in beiden von Zeit zu Zeit eine Sehnsucht nach anderen Beziehungen (die durchaus realistische Möglichkeiten darstellen können) regt und dass sie ein ums andere Mal Verzicht üben. Doch Verzicht und Sehnsucht können dem Leben des Individuums und des Paares auch größere Tiefe verleihen, und das Umlenken von Sehnsüchten, Phantasien und sexuellen Spannungen in die Paarbeziehung kann ihrem Liebesleben eine dunkle und komplexe Dimension hinzufügen. Schließlich müssen alle Beziehungen zwischen Menschen einmal zu Ende gehen, und die Drohung von

Verlust, Verlassenwerden und des Todes ist am größten, wo die Liebe am tiefsten ist; sich dessen bewusst zu sein verleiht der Liebe noch größere Tiefe.“²⁷

Gewinnende Lebbarkeit des Zölibates wird zusammen mit genügender emotionaler Reife darum „Sache“ einer anderen Liebe, Treue und Freundschaft sein und stets bleiben, für welche die Priester bewusst ihr Leben einsetzen und wirken wollen. Sie wollen bewusst, frei und dankbar Gottes Wirken in Jesus Christus bezeugen.²⁸ Ohne sich bewährende Liebe zu ihm ist der Zölibat sinnlos; *mit* ihr ein vitales Zeichen, dem auch widersprochen wird. Denn es weist radikal über die Welt und ihre Erfüllungen hinaus auf Jesus Christus. Das belebt und vertieft die theologische Faszination und Gottsuche. In der Menschlichkeit seines Lebens und Wirkens, Leidens und Sterbens stellte Jesus das Modell vor Augen, dessen „dunkle und komplexe Dimension“ Kreuz und Auferstehung zusammenbindet.

Hält die Kirche am Zölibat fest, muss sie – die ganze Kirche! – den Priestern, Ordensleuten und analog allen Gläubigen, Frauen, Männern und Kindern mit allen Kräften helfen, sich nach seinem Ebenbild im Hören auf Gottes Wort (*logos*) möglichst gut zu entwickeln und die Freiheit für seine Liebe (*agape*) zu fördern. Ohne sie wären Zölibat und Ordensversprechen wie in vorjesuanischer Zeit Unglück und Hindernis für ein erfülltes Leben. „Wertvoll“ und fassbar sind sie jedenfalls nur in Jesu Horizont der Herrschaft und Liebe Gottes (vgl. 1 Kor 13).

.....

- 1 Vgl. Herbert Ulonska, Michael J. Rainer (Hg.) Sexualisierte Gewalt im Schutz von Kirchenmauern. Anstöße zur differenzierten (Selbst-) Wahrnehmung, Berlin: Lit 2. Aufl. 2007; Wunibald Müller, Verschwiegene Wunden. Sexuellen Missbrauch in der katholischen Kirche erkennen und verhindern, München: Kösel 2010; Mary Gail Frawley-O’Dea / Virginia Goldner (Ed.s): Predatory Priests, Silenced Victims. The Sexual Abuse Crisis and the Catholic Church, New York: Lawrence Erlbaum Associates 2007.
- 2 Vgl. Marianne Heimbach-Steins, Wege aus der Vertrauenskrise, in: Christ in der Gegenwart 22/2010, 245f.
- 3 Vgl. Gabriele Amann/ Rudolf Wipplinger (Hg.) Sexueller Missbrauch. Überblick zu Forschung, Beratung und Therapie. Ein Handbuch, Tübingen: dgvt 2005.
- 4 Vgl. hierzu die eindrücklichen Wünsche an die Kirche von meist weiblichen Opfern von sexueller Gewalt in der Kindheit (nicht nur im Raum der Kirche!), welche den christlichen Glauben als Hilfe im Leben mit den anhaltenden Traumafolgen „nutzen“. Vgl. www.gottes-suche.de (mit „Erwartungen an Kirche“, zuletzt aufgerufen am 08.07.2010). Die Wünsche in Thesenform (formuliert von „Erika Kerstner – im Gespräch mit Gewaltüberlebenden“): 1. Wahrnehmen, dass Gewalt gegen Schwächere endemisch ist. 2. Sich über Trauma und Traumafolgen informieren. 3. Den Beschimpfungen der Opfer durch „Opfermythen“ widerstehen. 4. Den Opfern zuhören und für sie optieren. 5. Mit Vergebungsforderungen an Opfer vorsichtig umgehen. 6. Den Opfern Heimat und Zugehörigkeit zur Gemeinschaft der Christ/innen anbieten.
- 5 Vgl. Ri 11,37–40; Jes 4,1. Vgl. zum biblischen Verständnis einschlägige Kommentare; knapp wie hier skizziert: Stuttgarter Neues Testament, Stuttgart: Kath. Bibelanstalt 2000.
- 6 Vgl. Eberhard Schockenhoff, Der gegenseitige Dienst aneinander. Zur komplementären Lebensform von Priestern und Laien in der Kirche, in: Karl Hillebrand/ Medard Kehl (Hg.) Du führst mich hinaus ins Weite. Freundesgabe für P. Georg Mühlbrock SJ, Würzburg: Echter 1991, 163–180.
- 7 Vgl. Klaus Kießling, Elternhaus – Pfarrhaus – Schulhaus. Tatorte sexueller Gewalt an Kindern und Jugendlichen, in: Wege zum Menschen 62 (2010) 190–204; umfassend: Gabriele Amann/ Rudolf Wipplinger (Hg.) Sexueller Missbrauch. Überblick zu Forschung, Beratung und Therapie. Ein Handbuch, Tübingen: dgvt 2005.
- 8 Vgl. Sylvia Zwettler-Otte (Hg.) Entgleisungen in der Psychoanalyse. Berufsethische Probleme, Göttingen : Vandenhoeck & Ruprecht 2007 (Anhang).
- 9 Micha Hilgers, Unter dem Zeichen der Kasteiung, in: Frankfurter Rundschau, 01.04.2010.
- 10 <http://www.usccb.org/nrb/johnjaystudy/> ; vgl. auch den Forschungsüberblick: <http://www.nccbuscc.org/nrb/johnjaystudy/litreview.pdf> (beide zuletzt überprüft: 19.07.2010).
- 11 <http://www.nccbuscc.org/ocyp/JohnJayReport.pdf> (zuletzt überprüft: 18.07.2010). Es handelt sich um den 2006 Supplementary Report: The Nature and Scope of Sexual Abuse of Minors by Priests and Deacons in the United States 1950–2002.
- 12 Wunibald Müller, Keine falsche Stärke vortäuschen, in: Herder-Korrespondenz 64 (2010) H. 3, 119–123; ders., Sexueller Missbrauch und Kirche, in: Stimmen der Zeit 4/2010, 229–240; ders., Verschwiegene Wunden, München: Kösel 2010.
- 13 Vgl. dazu die Versuche zur Differenzierung im John Jay Report 2006 (s.u.).
- 14 S. Freud beschrieb in einer gleichnamigen Schrift eine „Wilde Psychoanalyse“: Sie „hat ihren Blick auf die wirkliche Begründung ihres Leidens oder in dessen Nähe gezwungen, und dieser Eingriff wird trotz ihres Sträubens nicht ohne günstige Folgen bleiben. Aber er hat sich selbst geschädigt und die Vorurteile steigern

- geholfen, welche sich infolge begreiflicher Affektwiderstände ... gegen die Tätigkeit des Psychoanalytikers erheben. Und dies kann vermieden werden.“ (S. Freud, GW VIII, 125).
- 15 Vgl. darüber hinaus die Verschärfungen des Motu Proprio „Sacramentorum Sanctitatis Tutela“ seitens des Vatikans für kirchenrechtliche Sanktionen: http://zenit.org/article-21059?l=german&utm_campaign=germanweb&utm_medium=article&utm_source=zenit.org/g-21059 (zuletzt 19.07.2010).
- 16 Sacerdotalis Caelibatus, 24.06.1967, Nr. 64.
- 17 Vgl. u.a. Dietmar Stiemerling, Was die Liebe scheitern lässt. Psychologie der chronisch gestörten Zweierbeziehung, Stuttgart: Pfeiffer bei Klett-Cotta 2000; Otto Kernberg, Liebesbeziehungen. Normalität und Pathologie, Stuttgart: Klett-Cotta 1999; Judith S. Wallerstein/Sandra Blakeslee. Gute Ehen. Wie und warum die Liebe bleibt, München: dtv 1998; Jürg Willi, Psychologie der Liebe. Persönliche Entwicklung durch Partnerbeziehungen, Stuttgart: Klett-Cotta 2002.
- 18 Vgl. Klaus Baumann, Triadische Beziehung. Martin Buber weiterdenken - ein Versuch, in: Katholische Ärztarbeit Deutschlands (Hrsg.) „Rückfrage bei Martin Buber - Leben ist Beziehung“ - „Abschiednehmen“ - „Auf der Suche nach Gewissheit - Nachfrage bei John Henry Newman“ - „Die posttraumatische Belastungsstörung“, Ahrweiler: Warlich 2008, 55-74.
- 19 Roy Schafer, Erzähltes Leben. Narration und Dialog in der Psychoanalyse, München: Pfeiffer 1995, 114.
- 20 Vgl. hierzu besonders die Beiträge von Wunibald Müller.
- 21 Vgl. Klaus Baumann, Persönlichkeitsorientierte Priesterausbildung. Priesterliche Identitätsbildung zwischen Stabilität und Veränderung, in: Theologie und Glaube 94 (2004) 221-238; Andreas Tapken, Der Beitrag der Psychologie in der Ausbildung künftiger Priester, in: Seminarium XLIX (2009) H. 2-3, 321-334; Gerald D. Coleman, Catholic Priesthood. Formation and Human Development, Liguori, Missouri: Liguori Publications 2006.
- 22 Vgl. Luigi M. Rulla (et al.), Anthropology of the Christian Vocation I & II, Rome: Gregorian University Press 1986/ 1989.
- 23 Vgl. Alessandro Manenti/ Stefano Guarinelli/ Hans Zollner (Ed.s) Formation and the Person. Essays on Theory and Practice, Leuven - Paris - Dudley, MA: Peeters 2007 (vgl. darin auch meinen „wahrheitstheoretischen“ Beitrag, Claims of Truth and Objectivity in a Postmodern World, 87-106).
- 24 Vgl. Kongregation für das Katholische Bildungswesen, Leitlinien für die Anwendung der Psychologie bei der Aufnahme und Ausbildung von Priesterkandidaten, Rom, 29.06.2008. Vgl. Seminarium N.S. XLIX, 2009, H. 2-3, 253-283, sowie Germán Arana Beorlegui, La preparación psicológica adecuada de los formadores en vista de la evaluación de la idoneidad del seminarista, ebd., 395-420; Virginia Isingrini, Para ser formador no basta el amor, México: Ediciones Paulinas 1999.
- 25 Vgl. <http://www.nccbuscc.org/ocyp/JohnJayReport.pdf> (Supplementary Report 2006, p. 35, Table 4.1; sowie für vier Untergruppen von Missbrauchstätern mit identifizierbaren Pathologien (Vielfach Täter, Pädophile, Ehebophile, Täter mit ungewöhnlichen Praktiken), p. 43 und Table 4.8.
- 26 „Im Hinblick auf die Zölibatsverpflichtung muß die gefühlsmäßige Reife imstande sein, in die menschlichen Beziehungen unbeschwerter Freundschaft und tiefer Brüderlichkeit eine große, lebendige und persönliche Liebe zu Jesus Christus miteinzuschließen.“ (Johannes Paul II., Pastores Dabo Vobis, 1992, Nr. 44)
- 27 Otto Kernberg, Liebesbeziehungen, Stuttgart: Klett-Cotta 1999, 100.
- 28 Vgl. II. Vatikanisches Konzil, Presbyterorum ordinis, Nr. 2.

Christof Wolf SJ

Der Jesuit P. Christof Wolf ist Absolvent der New York Film Academy und Geschäftsführer der Filmproduktionsgesellschaft Loyola Productions mit Sitz in München sowie der DOK TV & Media GmbH, einer neuen Multimedia-Produktionsgesellschaft katholischer Ordensgemeinschaften in Deutschland. Zudem ist er Direktor des Iñigo Film Festivals für spirituellen Kurzfilm junger Regisseure.



Christof Wolf SJ

Prävention stärken - Heilung fördern

Anmerkungen zu einem US-amerikanischen Erfolgsmodell

Die Welt der Kinder sicherer machen

Das Thema „sexueller Missbrauch Minderjähriger durch Priester und Ordensleute“ wurde bis vor wenigen Monaten vor allem als ein Problem der Kirche in den USA und in Irland wahrgenommen. Es berührte die kirchliche Lebenswelt in Deutschland nur wenig. Heute müssen wir bekennen: Auch bei uns gab es das Schweigen zu diesem Thema in den Diözesen und Ordensgemeinschaften. Es gab kaum ein Sensorium für das, was da im Dunkel der gemeinsamen Vergangenheit existierte. Das Ziel aller kirchlicher Arbeit ist nach dem hl. Ignatius von Loyola das „iuvare animas“ - den Menschen helfen. Deshalb geht es hier nicht um die Kirche, sondern um diejenigen, die unserer Fürsorge anvertraut werden. Womit sich die Kirche und auch die Orden deshalb auseinandersetzen müssen, ist die Tatsache, dass einzelne ihrer Mitglieder das Vertrauen,

das kindliche Seelen in sie setzten, schändlich verletzt haben. Die volle und nur schwer erträgliche Anerkennung dieser Tatsache wird weitreichende und nachhaltige Konsequenzen zeitigen. In der Vergangenheit stand in Fällen von Missbrauch die Institution im Mittelpunkt und die Frage danach, wie sie mit Tätern und damit Sündern in ihrer Mitte umging. Diese Sichtweise muss in einer Art kopernikanischer Wende überwunden werden. Die alternative Sicht, die wir nun sichtbar einnehmen müssen, ist die des einzelnen Opfers von Gewalt. Das ist ein kollektiver Lernprozess für die Kirche. Wie kann man in einem Orden, in der Kirche eine Kultur des Hinsehens, des einfühlsamen Spürens entwickeln? Das ist keine Randfrage. Die Glaubwürdigkeit unserer Botschaft wird daran gemessen werden, ob dies überzeugend gelingt. Ein wichtiger Schritt in diese Richtung wird eine erfolgreiche Präventionsarbeit sein.



Das Rad nicht neu erfinden

Die Deutsche Bischofs- und die Deutsche Ordensoberrnkonferenz haben schon seit geraumer Zeit den Schutz von Minderjährigen auf ihre Tagesordnung gesetzt. Im Jahr 2002 wurden diese Bemühungen erstmals in Form von „Leitlinien zum Vorgehen bei sexuellem Missbrauch Minderjähriger durch Geistliche im Bereich der Deutschen Bischofskonferenz“ zusammengefasst. Diese bischöflichen Leitlinien wurden auch von den Ordensgemeinschaften adaptiert.

Darüber hinaus haben Diözesen, Orden und geistliche Gemeinschaften Maßnahmen ergriffen, die darauf abzielen, Kandidaten für die Ordensausbildung eingehend zu prüfen und sorgfältig auszuwählen. Ebenso wurde durch geeignete Maßnahmen Sorge getragen, dass ggf. umgehend und verantwortungsbewusst auf Missbrauchsfälle und -vorwürfe reagiert wird.

Die Wahrnehmung des Themas „sexueller Missbrauch Minderjähriger“ war in den vergangenen Jahren einem Veränderungsprozess unterworfen. Insofern muss man festhalten, dass die jüngsten Enthüllungen ein Ausmaß und eine Intensität erkennen lassen, die Diözesen und Orden nicht vorhergesehen haben. Die Kirche muss sich in diesen Tagen in besonderer Weise den Fragen der Prävention widmen. In diesem Zusammenhang sollte sie auch nicht davor zurückscheuen, neue Wege zu gehen. Das große öffentliche Interesse an diesem Thema und auch die innerkirchliche neue Aufmerksamkeit eröffnen die Chance, sexuellem Missbrauch im eigenen Geltungsbereich in neuer Weise vorzubeugen und so der eigenen Verantwortung auf diesem Gebiet gerecht zu werden.

Rechtsstaatliche Einrichtungen haben die Aufgabe, geschehenen Missbrauch angemessen zivil- und strafrechtlich zu verfolgen und aufzuklären. Die Verantwortung für Erziehung und Ausbildung in kirchlichen Einrichtungen bleibt jedoch bei der Kirche. Sie hat daher auch für eine entsprechende Sensibilisierung und Ausbildung der Kinder und ihrer Eltern, der Laienmitarbeiterinnen und -mitarbeiter, der Kleriker und Gläubigen Sorge zu tragen. Dabei ist auf die Besonderheiten menschlicher Sexualität, die Würde der Kinder und die Prävention vor sexuellem Missbrauch sorgfältig zu achten. Ordensgemeinschaften könnten hier mit gutem Beispiel vorangehen und aktive Präventionsmaßnahmen entwickeln.

Das Folgende ist ein Vorschlag für ein multimediales Präventionsprogramm, welches auf der zwölfjährigen intensiven und praxiserprobten Entwicklungsarbeit in den Vereinigten Staaten von Amerika beruht. Auf dieser bereits vorhandenen langjährigen Erfahrung aufbauend, könnten deutsche Fachleute und Medienexperten ein auf unseren Kulturbereich angepasstes Konzept entwickeln. Der Vorteil läge darin, dass man „das Rad nicht neu erfinden“ müsste. Man könnte das jetzt schon bestehende lokale Fachwissen mit der weltkirchlich erworbenen Expertise zu einem sehr wirksamen und abgerundeten Ganzen verbinden. Auch im Bereich der australischen und der irischen Bischofskonferenz hat man schon auf die Konzepte zurückgegriffen, die in den Vereinigten Staaten unter der Leitung von Frau Dr. Monica Applewhite entwickelt wurden. Das dort entwickelte Konzept *Prävention stärken - Heilung fördern* ist zweifellos das ausgereifteste und am

besten in der Praxis erprobte kirchliche Präventionsprogramm. Die spezifische Leistungsfähigkeit von *Prävention stärken - Heilung fördern* liegt darin, dass es eine kontinuierliche Weiterentwicklung und Verbesserung zweier Vorgänger (1998 und 2003) darstellt. Mehr als 6 Millionen Kinder und Jugendliche und etwa 2 Millionen für die Kirche tätige Erwachsene (Kleriker, Laienangestellte und Ehrenamtliche) wurden in den USA bereits durch dieses oder sehr ähnliche Programme erfolgreich geschult. *Prävention stärken - Heilung fördern* ist ein umfassendes Programm bestehend aus Fortbildungen mit dem Ziel von Prävention und Heilung in der katholischen Kirche. Die Absicht dieses Programms ist es, eine Ausbildung anzubieten, die auf die Vorbeugung von sexuellem Missbrauch abzielt – und das mit Blick auf jegliches Milieu und alle Arten von Tätern. *Prävention stärken - Heilung fördern* nutzt die spezifischen Möglichkeiten von Filmen, um Kinder und Erwachsene auf einer emotionalen Ebene zu erreichen. Das ist erfolgreicher als ein rein textbasierter Lernansatz. Das Programm besteht aus vier multimedialen Teilen, die jeweils einen Lehrfilm und Handbücher für Teilnehmer und Veranstalter enthalten. Durch das Gesamtpaket wird ein Veranstalter in die Lage versetzt, vor Ort eine wissenschaftlich fundierte und praxiserprobte Schulungseinheit mit seiner Zielgruppe durchzuführen.

Modul I (Prävention stärken)

für Seelsorger und Führungspersonal in Pfarreien, Schulen und sozialen Einrichtungen

Dieses Modul (Film plus Begleithefte) ist auf hauptamtliches Personal in

Schule, Seelsorge und sozialen Einrichtungen ausgerichtet. Dabei werden die Komplexität des Themas „sexueller Missbrauch“ und Möglichkeiten der Missbrauchsprävention vermittelt. Das Programm spricht klar und deutlich alle jene Bereiche an, in denen es notwendig ist, ein sicheres Umfeld für Kinder und Jugendliche zu schaffen. Die erarbeiteten Standards sind auf die jeweilige spezifische Situation anzuwenden.

Modul II (Prävention stärken)

für Eltern und erwachsene ehrenamtliche Mitarbeiter/innen

Das Modul arbeitet mit einem pädagogischen Ansatz, der einen klaren und einheitlichen Rahmen für die Unterrichtung einer zahlenmäßig nicht begrenzten Teilnehmerzahl schafft. Behandelt werden die Bereiche, wie man angemessen mit Kindern und Jugendlichen spricht, wie man die Erfahrungen der Opfer verstehen lernt, wie man Warnsignale eines Täters erkennt und wie man unangemessenes Verhalten stoppt.

Modul III (Heilung fördern)

für Seelsorger

Mit Blick auf Priester, leitende Angestellte, Pastoralreferentinnen und Pastoralreferenten möchte dieser Teil einen Prozess anregen, der die Teilnehmenden mit ihrem eigenen Leid konfrontiert und Heilung ermöglicht. Audiovisuelle Medien ermöglichen es, persönliche Berichte und Zeugnisse von Opfern und eventuell auch Tätern eindrücklich zu erleben. Durch das Programm erhalten die Teilnehmenden Mut und Entschlossenheit, Opfer von sexuellem Missbrauch und deren Familienangehörige auf einen Weg in Richtung Heilung und Aussöhnung zu bringen.



Modul IV (Unterstützung von Erzieherinnen und Erziehern)

für Kinder und junge Jugendliche

Der Einsatz von audio-visuellen Medien bei der Präventionsarbeit mit Kindern erfordert besonderes Feingefühl. Das Hauptaugenmerk muss hier immer auf die persönliche Ansprache durch eine erfahrene Pädagogin/Pädagogen gelegt werden. Es hat sich aber auch hier als hilfreich erwiesen, das pädagogische Gespräch durch kleinere filmische Szenen zu unterstützen, in denen die Kinder und Jugendlichen vor allem durch gleichaltrige bzw. nur wenig ältere Darstellerinnen und Darsteller angesprochen werden. Altersspezifisch werden in dem Programm mehrere kleine Filme plus Begleitmaterialien angeboten, die von Lehrkräften im Unterricht oder in der außerschulischen Jugendarbeit so eingesetzt werden können, dass Kinder und Jugendliche umfassend und ganzheitlich sowohl kognitiv wie affektiv angesprochen werden, damit ein nachhaltiger Lernerfolg garantiert ist.

Zusammenfassung

Prävention stärken - Heilung fördern stellt einen bedeutsamen Schritt nach vorn hinsichtlich pro-aktiver Präventionsmaßnahmen für kirchliche Institutionen dar. Durch die Zusammenführung jüngster Erkenntnisse im Bereich der Prävention mit kirchlichen Erziehungsvorgaben ermöglicht das Programm den effektiven Schutz von Kindern und Jugendlichen vor sexuellem Missbrauch in Kirche, Familie und Gesellschaft. *Prävention stärken - Heilung fördern* kann sowohl in kirchlichen als auch in nichtkirchlichen Institutionen eingesetzt werden. Sein Spezifikum liegt

jedoch darin, dass es sich von den Wertvorstellungen der katholischen Kirche her definiert und die Maßgaben christlicher Moral einbezieht. Damit unterscheidet es sich von vielen Präventionsinitiativen von Institutionen in weltlicher Trägerschaft.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Ein solches Programm könnte meines Erachtens auch im deutschsprachigen Raum der Kirche und den Ordensgemeinschaften helfen, in Zukunft die ihnen anvertrauten Kinder und Jugendlichen besser zu schützen und die Glaubwürdigkeit kirchlicher Einrichtungen zurückzugewinnen. Die Entwicklung eines solchen multimedialen Präventionswerkzeugs wäre eine lohnende Aufgabe. Auf den Erfahrungen der amerikanischen Kirche aufbauend, könnte mit hiesigen Experten, Opferverbänden und in Deutschland bereits bestehenden Präventionsinitiativen in überschaubarer Zeit und mit überschaubaren Mitteln etwas zu Wege gebracht werden, das in konkreter Weise dokumentiert: Der Perspektivwechsel ist vollzogen; die Sicherheit der Kinder besitzt oberste Priorität.

Hermann-Josef Kugler O.Praem.

Abt Hermann-Josef Kugler O.Praem. stammt aus dem schwäbischen Lauingen und trat 1985 dem Prämonstratenserorden bei. Der 43-jährige ist Abt der Klöster Windberg und Roggenburg und steht zudem der Abtei Speinshart als Administrator vor. Seit Juni 2010 ist er Vorsitzender der Deutschen Ordensobernkonzferenz (DOK).



Hermann-Josef Kugler O.Praem.

Achten statt ächten?

Gedanken zum Umgang mit schuldig und straffällig gewordenen Mitbrüdern und Mitschwestern

Vorbemerkungen

Zahlreiche Missbrauchsfälle, die in den vergangenen Wochen aufgedeckt wurden, haben die Kirche in eine tiefe Krise gestürzt. Viele Ordensgemeinschaften, die im Auftrag der Kirche und in der Trägerschaft kirchlicher Einrichtungen über Jahrzehnte lang vielfach ihr Apostolat in der Kinder- und Jugendzucht ausüben, sind darin involviert. Die Auswirkungen sexuellen Missbrauchs betreffen freilich zuallererst die Opfer, die Kinder und Jugendlichen, dann aber auch ihr Umfeld, ihre Familien und Freunde. Hier zeichnet sich in den vergangenen Wochen eine gesellschaftliche Veränderung ab, die nicht nur die Kirche, sondern alle gesellschaftlichen Gruppierungen betrifft, die in der Kinder- und Jugendarbeit tätig sind. Erstmals wird das Thema „Kindesmiss-

brauch“ offen und breit gesellschaftlich diskutiert, was bisher ein Tabuthema war. Zudem findet ein Perspektivenwechsel statt. Ging es in der Vergangenheit mehr darum, einen Täter vor angeblich falschen Verdächtigungen oder/und den guten Ruf einer Institution zu schützen, so gilt jetzt das Augenmerk eindeutig den Opfern und dem Opferschutz. Die gegenwärtige Überarbeitung der Leitlinien der Deutschen Bischofskonferenz, die auch für den Ordensbereich adaptiert wird, macht das ebenso deutlich wie die Installierung verschiedener Arbeitsgruppen beim Runden Tisch, zu dem Vertreter der Bundesregierung am 23. April 2010 alle gesellschaftlichen Gruppierungen eingeladen haben. Hier stehen u.a. die Themen „Verjährungsfristen“ und „Prävention“ auf der Tagesordnung. Viele Ordensobe-

re haben in den letzten Wochen etliche Gespräche mit Opfern geführt und versuchen, in den jeweiligen Einzelfällen den Opfern gerecht zu werden.

Die Auswirkungen sexuellen Missbrauchs betreffen immer aber auch das Umfeld des Täters, nicht nur dessen Familie, sondern auch seine Mitbrüder und -schwestern. Ist nämlich ein Ordensmitglied des Missbrauchs überführt und verurteilt worden, dann stehen immer auch die Mitbrüder/Mitschwestern des Täters bzw. der Täterin unter einem Generalverdacht. „Du bist auch einer von denen“ – unter diesem Titel thematisiert Wunibald Müller die Auswirkungen eines Missbrauchsfalls auf Mitbrüder und Mitschwestern und kirchliche Mitarbeiter. Ein ganzes Kloster kann hier durch das Fehlverhalten einer Person in Mitleidenschaft gezogen werden:

„In den Augen mancher wird das Kloster darauf reduziert und auch die Mitglieder dieser Gemeinschaft laufen Gefahr, sich darauf reduzieren zu lassen. Sie müssen leiden, erhalten und büßen für das, was missbrauchende Mitbrüder und -schwestern angerichtet haben. Das löst eine ganze Palette unterschiedlicher Gefühle aus, die geäußert werden müssen, die nicht verdrängt – auch spirituell –, nicht überhöht werden dürfen. Sie gehören zur Wirklichkeit, der sich eine Gemeinschaft stellen muss, soll es an dieser Stelle nicht weitergehen wie bisher, sondern der vielleicht längst notwendige Erneuerungsprozess in Gang gesetzt werden. Das aber erfordert, sich der Wirklichkeit und Wahrheit – endlich – zu stellen, so weh das auch tun mag.“¹ Angesichts der Palette unterschiedlicher Gefühle, die nicht verdrängt werden sollen, stellt sich die Frage: Wie sollen Ordensmitglieder mit einem/r schuldig

und straffällig gewordenen Mitbruder/-schwester umgehen?

Achten oder ächten?

Vielleicht können wir bei der Antwort auf diese Frage von den Seelsorgerinnen und Seelsorgern, die in der Straffälligenhilfe arbeiten, etwas lernen. Vom 23. bis 25. November 2009 fand in Ludwigshafen eine Fachwoche für Straffälligenhilfe und Kriminalpolitik statt, gemeinsam organisiert von der Evangelischen Konferenz für Straffälligenhilfe (EKS) Berlin und der Katholischen Bundes-Arbeitsgemeinschaft Straffälligenhilfe (KAGS) Freiburg unter dem Titel *Achten statt ächten*². Ziel der Straffälligenhilfe ist ja eine Resozialisierung, eine mögliche Wiedereingliederung straffällig gewordener Menschen in unsere Gesellschaft. Inwieweit das bei schweren und vor allem Sexualstraftaten gelingen mag, vermag ich nicht zu beurteilen. Aus Justizkreisen wird daher in diesem Zusammenhang der Ruf nach einer schärferen nachträglichen Sicherheitsverwahrung immer wieder laut.

Die Frage, wie in Gemeinschaften mit straffällig gewordenen Ordensmitgliedern umzugehen ist, ist eine große Herausforderung. Sie zu „achten“ als Menschen, die Schuld auf sich geladen haben, aber sie nicht zu „ächtchen“ und sie gleichsam auf ihre Tat zu reduzieren? Geht das so einfach? Sie haben sich durch Missbrauch an Kindern und Schutzbefohlenen eines schweren Vergehens schuldig gemacht. Zu Recht nennt Papst Benedikt dies in seinem Schreiben an die irischen Bischöfe eine „schwere Sünde, die begleitet durch ernste Reue“ zugegeben werden muss,

„um den Schutz von Kindern vor ähnlichen Verbrechen in der Zukunft sicher zu stellen“.³ Doch auch Ordensmitglieder, die sich eines solch schweren Verbrechens schuldig gemacht haben, nehmen in ihrer Schuldfähigkeit teil an der allen Menschen gegebene Würde. Sofern sie ihre Schuld nicht verdrängen oder verleugnen, tragen sie bewusst eine Last, die zu ihrer Lebensgeschichte gehört. „In der Auseinandersetzung mit der Tat und mit dem Geschädigten kann er [der Täter] frei werden davon, dass die Tat ihm zum Verhängnis wird. Dies wird ihm umso eher möglich sein, als er sich in einem Verstehensraum bewegt, in dem die Kritik an seiner Tat nicht zugleich die Entwertung seiner Person bedeutet.“⁴

So stellt sich auch in diesem Zusammenhang die Frage, inwieweit straffällig gewordene Ordensmitglieder in die eigene Ordensgemeinschaft nach Verbüßung der Strafe „resozialisiert“ werden können? Wie ist das bei verjährten Straftaten, also bei Ordensleuten, die keine Verantwortung für ihre Untat mehr zu übernehmen brauchen? Neben der zivil- und strafrechtlichen Seite kommen die kirchenrechtlichen Strafen hinzu, wie etwa die Suspendierung vom Priesteramt (Can. 1395 § 2 CIC) und in Verbindung damit in manchen Fällen gar die Entlassung aus dem Ordensinstitut (Can. 695 § 1 CIC). Aber ist ein solcher Ausschluss aus der Ordensgemeinschaft wirklich die Lösung im Umgang mit schuldig gewordenen Ordensleuten?

Unlösbare Schuldgeschichten

Nun muss sicher gesagt werden, dass es Schuldgeschichten gibt, die sich nicht

so schnell oder auch gar nicht lösen lassen. Wir werden verstehen können, dass der Missbrauch an Kindern und Schutzbefohlenen durch Erwachsene nicht einfach mit einem „es tut mir leid“ entschuldigt werden kann, auch wenn der Täter bzw. die Täterin Reue zeigt und unter der Schuld auch leidet. Es handelt sich hier um „Seelenmord“, wie sexueller Missbrauch von einigen Autoren und Fachleuten bezeichnet wird.⁵

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Auf diesem Hintergrund wird es verständlich, dass es Fälle gibt, in denen Opfer einfach nicht verzeihen können und besser mit der Haltung des Nichtverzeihens leben können. Aber wie ist das innerhalb einer klösterlichen Gemeinschaft, in denen ein Täter gelebt hat und ggf. weiterleben soll? Ein Ordensmitglied, das sich an Kindern und Schutzbefohlenen vergeht, wird auch an seiner Ordensgemeinschaft schuldig. Es versündigt sich an seiner Berufung als Ordenschrist. Es verrät sein Ordensideal, das in der Profess hoch und heilig vor Gott und der Gemeinschaft versprochen wurde. Scham, Wut und Zorn werden die Gemeinschaft ebenso bewegen wie der Schock und die Enttäuschung über einen Mitbruder/eine Mitschwester, dem/der man eine solche Tat nicht zugetraut hätte. Andere in einer Gemeinschaft werden sich mitschuldig fühlen, weil sie ggf. von sexuellen

Übergriffen dieses Ordensmitglieds gewusst oder sie vielleicht geahnt haben. So kann auch eine Gemeinschaft durch die Missbrauchsfälle eines oder mehrerer Mitglieder traumatisiert werden. Eine professionelle Konventbegleitung von außen könnte in einem solchen Fall hilfreich sein, sofern die Mitglieder damit einverstanden sind, um die gemachten Erfahrungen zu verarbeiten, Wege zu einem Neuanfang aufzuzeigen oder in der Haltung des Nichtverzeihens leben zu können, unlösliche Schuldgeschichten auszuhalten.

Ausschluss aus der Gemeinschaft?

Je nachdem wie das straffällig gewordene Ordensmitglied mit seiner Tat umgeht, ob es Reue zeigt oder nicht, ob es sich freiwillig einer Therapie unterzieht oder sie über sich ergehen lässt oder gar dagegen opponiert, wird auch die Reaktion der Mitbrüder und Mitschwestern in einer Gemeinschaft sein. Therapeutische Maßnahmen sind unerlässlich, damit der Täter die Strukturen seines Denkens und Handelns erkennt und dagegen steuert. Die Abbüßung der Strafe allein reicht nicht aus. Werner Tschan belegt dies aus seiner Erfahrung in der Arbeit mit Sexualstraftätern.

„Die therapeutische Arbeit mit Sexualstraftätern hat gezeigt, dass sexueller Missbrauch immer zuerst und in erster Linie ‚im Kopf‘ des Täters stattfindet. Missbräuchliches Verhalten ist erlernt und kann somit auch wieder verlernt werden. Auf diesem Paradigma beruhen die Behandlungsansätze. Die immer wieder aufgeführten Selbstbehauptungen (z.B. der verführerischen Situation) werden als Konstrukt entlarvt, das die

Täter davor bewahren soll, zur Verantwortung gezogen zu werden. Täterbehandlung gilt mit Recht als effektiver Opferschutz, weil damit Wiederholungstäter zu einer Änderung ihrer unverantwortlichen Verhaltensmuster bewegt werden können. Da der Erfolg aber entscheidend von der Motivation der Täter abhängt, sind solche Maßnahmen nur im Verbund mit weiteren Schritten sinnvoll.“⁶

Wenn die Motivation eines schuldig gewordenen Ordensmitglieds stimmt, dann wird es in der Regel die positive Resonanz und Unterstützung der Anderen bekommen. Bei hartnäckiger Weigerung und starrer Uneinsichtigkeit wird nicht selten der Ruf laut, ihn oder sie aus der Gemeinschaft auszuschließen, weil im Fall eines erneuten Deliktes die Berufung zum Ordenschristen wieder verraten wird und ein Neuanfang nicht möglich scheint.

Der große Kirchenvater Augustinus, der um 397 n. Chr. eine Lebensregel für Ordenschristen geschrieben hat, kennt beim Fehlverhalten eines Mitbruders durchaus die Möglichkeit eines Ausschlusses aus der klösterlichen Gemeinschaft:

„Ist seine Schuld einmal erwiesen, dann soll der Obere oder der Priester, unter dessen Zuständigkeit das Kloster fällt, urteilen, welche Strafe er zur Besserung auf sich zu nehmen hat. Wenn er es ablehnt, sich dieser Strafe zu unterziehen, soll er aus eurer Gemeinschaft entlassen werden, auch wenn er selbst nicht austreten möchte.“ (AR IV, 9)

Augustinus entwickelt im 4. Kapitel seiner Regel einige Leitlinien, die sich an der Gemeindeform des Evangelisten Matthäus orientieren, wie man sich beim Fehlverhalten eines Mitbruders im

Kloster verhalten soll. Vom Vier-Augen-Gespräch bis zum offiziellen Gang zum Oberen gibt es für den schuldig gewordenen Mitbruder einige Möglichkeiten sich zu ändern und zu bessern.

Mitunter zeigt es sich aber, dass sich das schuldig gewordene Ordensmitglied zunehmend isoliert und sich hartnäckig weigert, eben nicht zur Einsicht kommt und Reue zeigt. Wenn also therapeutische Maßnahmen in Verbindung mit anderen Schritten wie Wiedergutmachung, Schadensverminderung und Prävention nicht greifen, dann ist ein Rückfall in einen sexuellen Missbrauch sehr wahrscheinlich:

„In der allgemeinen Kriminalistik hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass erst das Zusammenwirken von Prävention, Repression, Therapie, Schadensverminderung und Wiedergutmachung zu einer nachhaltigen Änderung bei Gewaltdelikten beitragen kann.“

Henriette Haas weist darauf hin, dass Delinquenz wie jede andere Tätigkeit größtenteils erlernt wird: „In der Regel fängt jemand nicht mit einem Mord, einem Raub oder einer Vergewaltigung an, sondern er hat vorher leichtere Taten verübt ...“ Weiter formuliert die Autorin: „Therapie heißt Opfertherapie und Tätertherapie. Eine Therapie soll als positive Indikation für Täter, die willens und fähig sind, davon zu profitieren, gewählt werden. Lernerfahrungen können bekanntlich umgelernt werden – auf diesem Paradigma beruhen die Rückfallpräventionsprogramme.“⁷

Straffällig gewordene Ordensmitglieder, die sich des sexuellen Missbrauchs schuldig gemacht haben, können nach Ansicht der Fachleute ihr Fehlverhalten umlernen, wenn sie willens und fähig dazu sind. Die Frage bleibt, ob

bei Uneinsichtigkeit und Unwillen der Ausschluss aus der Gemeinschaft eine wirkliche Alternative darstellt? Berücksichtigen muss man dabei den einzelnen Täter, sein Alter, seine Persönlichkeit, seine Geschichte. In jedem Fall kann der Ausschluss aus der Gemeinschaft nur das letzte Mittel sein, um auf diese Weise das Ideal und die Glaubwürdigkeit der Ordensgemeinschaft aufrecht zu erhalten.

Was kann eine Gemeinschaft tun im Umgang mit schuldig gewordenen Mitbrüdern und Mitschwestern?

Die Ursachen für sexuellen Missbrauch an Minderjährigen sind viel komplexer als sie gemeinhin in der Öffentlichkeit dargestellt werden. Nicht bei jedem, der Minderjährige sexuell missbraucht, wird Pädophilie als sexuelle Störung diagnostiziert. Wenn unter den Tätern sexuellen Missbrauchs auch viele Familienväter zu finden sind, dann zeigt dies, dass nicht jeder Täter automatisch unter einer echten Paraphilie, einer Störung der Sexualpräferenz, leidet. Mit anderen Worten: Der Sexualstraftäter, der Minderjährige missbraucht, kann, muss aber nicht zugleich pädophil sein. Diese Unterscheidung ist ganz wichtig im Umgang mit schuldig gewordenen Ordensmitgliedern. Wunibald Müller beschreibt als Risikogruppe, die zu Missbrauch neigt, „sexuell unreife homosexuelle Priester und Ordensleute“, wobei für ihn hier die Betonung auf der sexuellen Unreife liegt, die nicht typisch für Homosexuelle ist. Sexuelle Unreife findet man auch bei Heterosexuellen.

In Verbindung mit der ehelosen Lebensform sieht Wunibald Müller ein

weiteres großes Risiko dann nämlich, wenn eine zölibatäre Person „in ihrer psychosexuellen Entwicklung stehen geblieben und mitunter auch als Folge davon hinsichtlich ihrer Fähigkeit zur Intimität beeinträchtigt ist. Dabei wird die Fähigkeit zur Intimität verstanden als Fähigkeit, in tiefe, innige Beziehung zu anderen Menschen treten und die Intimsphäre eines anderen Menschen respektieren zu können. Schließlich ist jene Person in besonderer Weise gefährdet, die in ihrem Leben zu wenig Intimität erfahren hat.“⁸

Wenn man dies berücksichtigt und im Hinterkopf hat, dann könnte die Förderung der psychischen Gesundheit der Ordensleute dazu beitragen, sexuellen Missbrauch generell und einen Rückfall eines bereits schuldig gewordenen Ordensmitglieds im besonderen zu verhindern. Das heißt, Beziehungen und Freundschaften, die die Erfahrung von Intimität ermöglichen, in denen sich die Mitglieder einer Ordensgemeinschaft wirklich auch geborgen und getragen wissen, können einen Schutz vor einem möglichen Missbrauch bieten. Es gibt ja die Vereinsamung und Isolierung auch in einer geistlichen Gemeinschaft. Wem gute zwischenmenschliche Beziehungen fehlen, wem die Freude und Lust am Leben verschlossen bleibt, der wird versuchen, seinen Hunger nach Beziehung und Freundschaft anderswo zu stillen. Manche Ordensleute stürzen sich dann in die Arbeit, in den Erfolg und vieles andere mehr.

Communio darf also nach Wunibald Müller – vor allem in Ordensgemeinschaften – „keine theologische Floskel“ sein. Gemeinschaft muss sich konkretisieren „im Dasein und der Sorge füreinander, im Zeithaben füreinander,

in der echten offenen Aussprache miteinander“⁹. Eine Gemeinschaft kann dazu beitragen, sexuellen Missbrauch durch eines ihrer Mitglieder zu verringern, „wenn sie ein großes Interesse am Wohlergehen des einzelnen hat und nicht einer Ideologie verfallen ist, die dazu führt, dass die Mitglieder der Gemeinschaft sich auf Dauer über Gebühr verausgaben, sondern in einer angemessenen Weise sich auch um sich selbst kümmern können“¹⁰.

Um so einen Rückfall schuldig gewordener Ordensmitglieder zu vermeiden, müsste eine Gemeinschaft den einzelnen Mitbruder und die einzelne Mitschwester an sich mehr im Blick haben – ohne auf das zu schauen, was er oder sie für die Gemeinschaft leistet. Es gilt ein Gemeinschaftsleben aufzubauen, das mehr Anteilnahme aneinander ermöglicht, das das menschliche Miteinander unter den einzelnen Mitgliedern fördert. In diesem Zusammenhang weist Wunibald Müller auf weitere Fragen hin, die es zu bedenken gilt:

„Inwieweit trägt eine bestimmte klösterliche oder auch kirchliche Struktur, die in ihren negativen Auswirkungen von Geheimnistuerei, Status- und Anspruchsdenken, Mangel an Respekt und Zuverlässigkeit gekennzeichnet ist – alles Einstellungen und Verhaltensweisen, die typisch sind für potentielle Missbraucher – , mit dazu bei, den Boden für sexuellen Missbrauch zu bestellen? Oder handelt es sich um eine Gemeinschaft, die daran interessiert ist, sexuellen Missbrauch zu verhindern, in der Geheimnistuerei, Status- und Anspruchsdenken keinen Platz haben?“¹¹
Aufgabe einer Gemeinschaft wird es demnach sein, im Umgang mit schuldig gewordenen Mitgliedern diese

nicht wieder in eine Isolation oder Vereinsamung zu treiben, gute zwischenmenschliche Beziehungen in der Gemeinschaft zu schaffen. Also achten statt ächten. Hier kann der Wechsel in eine andere Hausgemeinschaft des Ordens ggf. hilfreich und sinnvoll für einen Neuanfang sein.

Darüber hinaus gilt es, innerhalb der Ordensgemeinschaft eine Kultur des Hinschauens und der Aufmerksamkeit zu entwickeln. Augustinus spricht in seiner Regel von der „Verantwortlichkeit füreinander“ (vgl. AR IV, 6). Wenn ein Konventsmitglied bei einem anderen ein Fehlverhalten bemerkt, wenn man bemerkt, dass jemand rückfällig wird und sich nicht an die Auflagen hält, die ihm nach der Verbüßung einer Strafe auferlegt worden sind, dann darf man nicht den Kopf in den Sand stecken. Um ein potentiell Opfer zu schützen bzw. den Täter vor sich selbst, muss der Obere /die Oberin bzw. der Beauftragte für sexuellen Missbrauch informiert werden, damit möglichst schnell interveniert werden kann.

Schlussbemerkung

Bei all diesen Anmerkungen zum Umgang mit schuldig gewordenen Ordensmitgliedern darf nicht außer acht gelassen werden, dass eine Ordensgemeinschaft als „Kirche im kleinen“ wie die Kirche als Ganze nicht nur heilig, sondern auch sündig ist. Das Konzil wies in der Kirchenkonstitution darauf hin, dass die Kirche „in ihrem eigenen Schoß Sünder umfasst. Sie ist zugleich heilig und stets der Reinigung bedürftig, sie geht immerfort den Weg der Buße und Erneuerung“ (LG 8). Kardinal Karl Lehmann fühlt sich daher ermutigt, bei al-

ler Verteidigung der Heiligkeit auch von einer sündigen Kirche zu sprechen (vgl. FAZ vom 1.4.2010). Auf eine Ordensgemeinschaft angewandt, bedeutet dies, dass sie nicht einfach vom Leben und Handeln ihrer Mitglieder abgetrennt ist, sowenig sie sich darauf beschränkt. Die Ordensgemeinschaft wird auch als Institution ins Mark getroffen, wenn die einzelnen Mitglieder das gelebte Zeugnis des Evangeliums Christi verweigern. Es darf aber nicht nur das Fehlverhalten des einzelnen schuldig gewordenen Mitglieds in einer Ordensgemeinschaft im Fokus stehen, sondern auch das Fehlverhalten der Ordensgemeinschaft im Umgang mit Opfern und Tätern in der Vergangenheit. Umkehr tut uns allen not. Wenn sich Orden - wie es Stefan Dartmann SJ seinen Mitbrüdern Ende Januar 2010 schrieb - „mutig, demütig und vertrauensvoll auf die Hilfe Gottes“¹² der Situation ehrlich und offen stellen, dann besteht die Chance, dass die Krise, in die ein Orden in seinen eigenen Reihen gerät, zu einer Chance für einen Neuanfang wird. Auf diesem Hintergrund müssen wir uns als Gemeinschaft davor hüten, die schuldig gewordenen Mitbrüder und Mitschwester zu ächten und auszugrenzen, vor allem dann, wenn sie zu Umkehr und Veränderung bereit sind. Wir haben uns vielmehr unserer Verantwortung als Gemeinschaft zu stellen, den Opfern und den zu Tätern gewordenen Ordensleuten gerecht zu werden, und mehr Verantwortung füreinander zu übernehmen.



- 1 Müller, Wunibald, Du bist auch einer von denen. Die Mitbrüder und kirchlichen Mitarbeiter des Priesters, der Minderjährige missbraucht hat, in: Anzeiger für die Seelsorge 5/2010, S. 30.
- 2 <http://www.fachwoche.de>.
- 3 http://www.vatican.va/holy_father/benedict_xvi/letters/2010/documents/hf_ben-xvi_let_20100319_church-ireland_ge.html (zuletzt überprüft: 04.08.2010).
- 4 Kleinert, Ulrich, Schuld tragen und (aus) Vergebung leben – eine biblisch-theologische Besinnung für Straftäter und andere Sünder, in: Evers/Kleinert (Hrsg.), Wenn keiner den ersten Stein wirft – mit Schuld und Vergebung leben, Anstöße und Analysen aus Recht, Psychologie und Theologie, Leipzig 2005, S. 88.
- 5 Vgl. Kutter, Peter, Lösbare, ungelöste und unlösbare Schuldgeschichten, Bemerkungen eines Psychoanalytikers zu Schuld, Schuldgefühlen und Verzeihen, in: Finsterbusch/Müller, Das kann ich Dir nie verzeihen!? Theologisches und Psychologisches zu Schuld und Vergebung, Stuttgart 1999, S.31.
- 6 Tschan, Werner, Missbrauchtes Vertrauen, Sexuelle Grenzverletzungen in professionellen Beziehungen, Ursachen und Folgen, Basel 2005, 2. Aufl., S. 5.
- 7 ebd. S. 298.
- 8 Müller, Wunibald, Sexueller Missbrauch und Kirche, in: Stimmen der Zeit 4/2010, S. 234.
- 9 ebd. S. 235.
- 10 ebd.
- 11 ebd.
- 12 zitiert aus ebd. S. 240.

»Wir müssen uns als Gemeinschaft
davor hüten,
die schuldig gewordenen
Mitbrüder und Mitschwestern
zu ächten und auszugrenzen.«

Hermann-Josef Kugler O.Praem.

Prof. P. Dr. Paul Rheinbay SAC

Der Pallottiner P. Dr. Paul Rheinbay SAC, Jahrgang 1959, ist Professor für Kirchengeschichte an der Philosophisch-Theologischen Hochschule seines Ordens in Vallendar. Seit dem Jahr 2009 steht er der Hochschule als Rektor vor. Er ist Mitglied der „Arbeitskreises Ordenstheologie“ der Deutschen Ordensobernkonferenz.



Paul Rheinbay SAC

Ordens theologische Überlegungen zum Missbrauch

Ihr wisst, dass die ... Mächtigen ihre Macht über die Menschen missbrauchen. Bei euch soll es nicht so sein ... (Mt 20,26)

Und er stellte ein Kind in ihre Mitte ... (Mk 9,36)

DAS ist mein Leib ...

Einführung

Dank für das Not-wendige!

Ich möchte beginnen mit einem Dank. Ganz viele von Ihnen haben sich in den letzten Wochen und Monaten damit abgemüht, das zerbrochene Geschirr von Vertrauen und Glaubwürdigkeit wieder herzustellen. Dies geschah und geschieht nicht aus freien Stücken heraus, oft unter großem Druck, der gleichzeitig von verschiedenen Seiten kommt. Es ist die einzige Möglichkeit, einer pauschalen Kritik an Orden und Kirche zu

DOK-Tagung 2010

Die Mitgliederversammlung der Deutschen Ordensobernkonferenz (DOK), die vom 13. bis 16. Juni 2010 in Vallendar stattfand, behandelte im Rahmen von Referaten und Diskussionen die Missbrauchsvorfälle in katholischen Einrichtungen. Unter dem Versammlungstitel „Schuld und Verantwortung“ nahmen sich die DOK-Mitglieder der Aufarbeitung der Vorfälle an. Die Ordenskorrespondenz dokumentiert drei ausgewählte Fachvorträge, die sich dem Thema in theologischer, juristischer sowie sozialpsychologischer Hinsicht gewidmet haben.

begegnen. So hat eine Reform bereits begonnen und greift bereits tiefer, als viele dies wahr haben wollen. Dass dies möglich ist, dafür Ihnen Dank und Gott sei Dank.

Wie Sie stehe auch ich hier als Mitglied einer betroffenen Gemeinschaft. Und wie Sie bilde ich mir nicht ein, eine fertige Antwort in der Tasche zu haben. Es sind Fragen und Beobachtungen, die sich auf tun, vielleicht auch aufdrängen. Aber vielleicht ist es ja schon etwas, diese Fragen stellen zu dürfen. Dass ich dies jetzt und hier in diesem Kreis tun darf, dafür von mir Danke.

AK Ordenstheologie

Ich stehe hier für zwei Arbeitsgemeinschaften der DOK. In der AGO, der AG der Ordenshochschulen, hat uns die Nachricht, dass Benediktbeuern seinen Vollstudiengang Theologie schließt, sehr betroffen gemacht. Wir wissen, dass dies in einem größeren Zusammenhang der Zukunftsfrage theologischer und speziell kirchlicher Fakultäten in Deutschland steht und fragen, welche Rolle Orden und damit verbunden auch Ordenstheologie in Zukunft (noch) spielen wird.

Zwei Mitglieder unserer Fakultät hier in Vallendar, Sr. Margareta Gruber und P. Joachim Schmiedl, gehören wie ich dem AK Ordenstheologie an, einer zunächst dem IMS, später dann der DOK angeschlossenen Gruppe von Theologinnen und Theologen, die geografisch zurzeit von Meschede bis Graz herkommen und sich zwei- bis dreimal im Jahr für ein Wochenende treffen, um dem nachzugehen, was Ordensleben ausmacht und trägt, auch in Krisenzeiten. Wir bereiten gerade ein Symposium zum Thema „Sendung“ für das nächste

Jahr vor. Es soll den Titel tragen „... weil Gott sich an die Menschen verschenkt. – Ordensleben zwischen Gottesrede und Sendung“. Überlegungen aus dieser spirituell-menschlich sehr „verschworenen“ Gruppe v.a. zum Thema „Kenosis und Sendung“ fließen natürlich heute Abend hier ein. Inspiriert haben mich ferner Veröffentlichungen der österreichischen Juristin und Psychologin Rotraud Perner sowie des australischen Bischofs Geoffrey Robinson.

Auferlegte Reform

Fast erscheint es überflüssig, weil es schon so oft gesagt worden ist: An der Offenlegung getanen Unrechtes führt kein rechtlicher, aber auch kein gemeinschaftlicher Weg vorbei.

Das Hereinholen des Schattens unserer Geschichte (jeglicher Geschichte) ins Licht der Aufmerksamkeit ist grundsätzlich ein wichtiger und unersetzlicher Schritt zum Reifwerden – sei es einer Gemeinschaft, sei es des Einzelnen. Dies gilt auch dann, wenn dieser Schritt nicht aus freier Initiative, sondern aus auferlegter Aufdeckung bedeutet. Die damit verbundene Arbeit nach außen wie nach innen hin ist Reinigung, durchaus schmerzhaft, und bereitet den Boden für eine Gott gewollte Reformatio.

Apologie oder Prophetie?

Es ließe sich vieles sagen über die gesamtgesellschaftliche Dimension des Problems Missbrauch, über unsere Mediokratie und eine Mentalität, die mit Schuld, Religion und Institution so umgeht, wie wir es erleben. Abgesehen davon, dass dies in der jetzigen Situation sehr nach Schuld-Rückgabe und Beschönigung klänge – mir geht es in erster Linie um den Blick auf uns selbst,



die wir ja nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, vielmehr danach fragen, wie wir besser dienen können.

In einer Haltung kleinlauter Apologie wäre unser Vertuschen und Verharmlosen nicht besser als das vieler politischer und gesellschaftlicher „Stars“. Wir sind eingeladen, der Stimme des Prophetischen in diesen Ereignissen Gehör zu schenken, mit viel Zutrauen in die innere Kraft einer „ecclesia semper reformanda“.

In allem Ernst

Dies bedeutet eine wirkliche und wahrhaftige Umkehr zum Kind, das Jesus in die Mitte seiner Jünger stellt, welche sich darüber Gedanken machen, wer von ihnen der Größte ist. Und damit hin zum Opfer, einem Wort, das einen ganz neuen Klang bekommt gegenüber seinem bisherigen (allzu) gewohnten Gebrauch in der Theologie und Liturgie. Dieses Opfer ist wohl jetzt der Geringste, in dem Christus auf uns wartet, mit dem er sich so identifiziert, dass eine Verführung dieses Geringsten wie ein Mühlstein um den Hals die Luft abschneürt.

Solch ein Perspektivwechsel ist ungewohnt und schwer: Wir sind auf einmal nicht in der Rolle des Verzeihenden oder dessen, der Vergebung zuspricht. Wir haben um Verzeihung zu bitten und uns zu fragen, was wir tun können, damit das Geschehene für den konkreten, leidenden Menschen tragbar, weniger schmerzhaft wird, vielleicht sogar zur Versöhnung kommt.

Viele Erfahrungen zeigen, dass ein wichtiger Schritt, vielleicht der wichtigste, der Wiedergutmachung im Zuhören besteht. Das gilt ebenso für die gesamte Situation, in der wir ste-

hen und die vieles verändert hat und verändern will: Wohin führt uns Gott dadurch?

Grundthesen

Viele von Ihnen werden vor allem an einem Erfahrungsaustausch und einer Beratung in praktischen Fragen interessiert sein. Dafür sind morgen ja ein reiches Themenfeld und auch ein gutes Zeitfenster zum Gespräch vorgesehen. Mir geht es hier, dem Thema entsprechend, nicht um medizinische, rechtliche oder psychiatrische Abklärungen; auch das Thema Prävention wird ja in der Folge noch direkt angegangen.

Ich möchte Sie heute Abend motivieren, sich eher „Hintergründigem“ zuzuwenden, der Suche nach dem, was in unseren Gemeinschaften begünstigt, dass einzelne Schwestern und Brüder „übergreifend“ werden. Dabei werden Sie mit mir übereinstimmen, dass es nicht darum geht, krank gewordene Glieder abzuschneiden, sondern um eine Reform, also eine Umkehr zur ursprünglichen evangeliums-gemäßen Form.

In dieser Sinnrichtung möchte ich fragen, wie wir mit zwei menschlichen Grundeinstellungen umgehen, die für unsere Lebensform charakteristisch sind, übrigens auch in der Wahrnehmung von außen. Ich meine die Spannungspole: Opfer / Hingabe sowie Macht / Sexualität.

Dass ersteres etwas mit der Theologie unseres Lebensstils zu tun hat, leuchtet unmittelbar ein. Der Zusammenhang mit der Missbrauchs-Thematik liegt in der Gefahr eines sich durch die Jahrhunderte hindurch ziehenden Missverständnisses.

Das zweite Begriffspaar provoziert auf den ersten Blick etwas, das soll es auch.

Meine These ist, dass wir eine neue Theologie des Leibes brauchen. Ansonsten betrügen wir uns selbst in dem Selbstanspruch, uns in vertrauenden Beziehungen zu Gott und den Menschen immer wieder hinzugeben, zu verschenken, mit allen unseren Kräften zu lieben. Vielleicht war es noch nie so deutlich, wie wichtig es ist, dabei mit Gefühlen und Sehnsüchten, mit Abhängigkeit, Ohnmacht und Macht bewusst umzugehen.

Aus dem Gleichgewicht geraten

Doch bevor wir in medias res einsteigen, mögen ein Bild und ein Gebet uns auf die Spur helfen. Im Innenhof der Kirche S. Ivo della Sapienza nahe bei der Kirche von Philipp Neri in Rom hat ein moderner Künstler eine antike Fassade auf ein nach oben spitzes Dreieck gestellt (Foto), so dass der Betrachter unwillkürlich fürchtet, diese falle jeden Augenblick um. Vielleicht legt sich Ihnen zum Vergleich, genau wie mir, ein Urbild der franziskanischen Tradition nahe – ich komme am Schluss darauf zurück.

Die Suche nach dem Gleichgewicht kommt auf dem spirituellen Wege wohl niemals an ein Ende. Es gibt nicht das Ideal eines vollkommenen Gleichgewichts, der „ewigen Ruhe“, sondern nur ein stetiges Ausbalancieren.

Individuell ist es wohl die Verbindung vom Intellekt, der in unserer Gesellschaft zur Mitte des Bewusstseins geworden ist und uns so aus dem Gleichgewicht gebracht hat, mit dem Herzen, der eigentlichen Leibesmitte. Ekklesiologisch ist es der Schritt von einer „societas perfecta“ hin zur pilgernden, tastenden, sündigen Kirche, in der das Ungleichgewichtige, welches in



den Blick kommt, nach Ergänzung ruft, nach Aufmerksamkeit für die Seite, die dringend einer Stütze bedarf.

Ein kleines Gebetsbändchen von Luis Espinal begleitet mich seit einiger Zeit. Der Autor, Jesuit, wurde wenige Tage vor seinem Mitbruder Oskar Romero ermordet, aus ähnlichen Beweggründen wie dieser. Viele seiner Gebete drehen sich um das Thema Liebe, so wie dieses, in dem er eine moralisierende Überbewertung des Sexuellen unter Christen beklagt:

Wir wollen aufhören,
unsere Kinder zu überstrenger Keuschheit zu erziehen
und sie dafür über alles Positive wie
Gerechtigkeit, Liebe und Gebet schweigen zu lassen.
Die Unreinheit besetzt schon den ganzen moralischen Horizont,
so dass es für nichts mehr Platz hat.
Die puritanische Moral kann schädlicher sein als die Pornographie.
Die Sünde des Fleisches ist die oberflächlichste,
schlimmer sind Stolz und Egoismus,
Grundsünden, die wir fromm schlucken.
Lehre uns, Gott, den Tugenden ihren wahren Wert zu geben
und ihre Hierarchie zu respektieren.
Die Keuschheit hat nur einen Wert,
weil sie die Hülle der Liebe ist.
Die schlimmste einsame Sünde ist der Egoismus.
Gib uns Kinderaugen,
um deine Schöpfung im klaren Licht zu sehen,
damit wir uns erinnern, dass du alles gut erschaffen hast ...
Vergessen wir vor allem nicht,
dass du nur hart warst mit dem Pharisäertum der „Perfekten“,
jenen, die richten und mit dem Finger auf andere zeigen.¹

Opfer und Hingabe

Der Anspruch und der Wunsch-Horizont, unter den sich jemand stellt, der in religiöser Gemeinschaft lebt, ist die Begegnung mit Gott, die Erfahrung, dass der in Jesus Christus gegenwärtige unendlich Liebende mein Leben persönlich trägt, dass er mich ruft und sendet. Hingabe, Preisgabe meiner selbst und damit auch – Verzicht, eben um einer immer größeren Hingabe willen, begleiten den Weg in diese Erfahrung hinein. Die Formulierungen, die sich im Laufe der Geschichte ergaben, sind uns nur allzu bekannt: „alles als Verlust betrachten“, „Christus in seiner Hingabe, seiner Kenosis ähnlich werden“, in Christi Opfer an den Vater hinein genommen werden, Gehorsam als Ver-

zicht auf den Eigenwillen, Leben ohne familiäre Bindung mit der Entscheidung, die eigene sexuelle Kraft nicht in einer Partnerschaft zu leben.

Selbst-los

Natürlich ist uns dabei deutlich, dass ein solcher Verzicht lediglich Selbstöffnung auf Christus hin bedeutet, dass bei aller asketischer Anstrengung, die eingefordert und auf sich genommen wird, der unverfügbare Gott unverfügbar bleibt. Er schenkt Erfahrung Seiner Nähe und lässt diese in Zeiten der Trockenheit wieder vermissen. Deswegen reicht das Heischen nach innerem Trost nicht aus. Vielmehr gilt es, innere Erfahrung und Umgang mit der Welt in ein vertrauensdes Gleichgewicht zu bringen, zur le-

benslangen menschlichen Reifung. „Ora et labora“, „in actione contemplativus“ – die Formeln sind uns vertraut. Die Suche nach Gott in allen Dingen, das mit Disziplin und Verzicht verbundene „sich hinein geben“ ins Konkrete führt zur Erfahrung des Unendlichen mitten in diesem Konkreten.

Umgekehrt will jede Gottese Erfahrung, faszinierende und erschreckende Bewusstwerdung unendlicher Liebe, sich immer wieder konkretisieren im Praktischen und Alltäglichen. Sehnsucht und Tätigsein sind aufeinander angewiesen. Dieses „Spiel“ in der Freiheit Gottes und des Menschen lässt Verzicht erscheinen als liebevolle Geste, die nichts erreichen will, die einfach da ist.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

**„Ubi maior lucta, maior est corona“ –
„Wo das größere Ringen, dort ist
auch die größere Krone“**

Mir scheint jedoch die Ordensgeschichte von Beginn an nicht frei zu sein von einer Überbetonung des Opfers als einer in sich stehenden Willensanstrengung, die den Menschen nicht ohne Gewalt lösen will vom alten Adam, vom innewohnenden Ego. Hinzu kommt ein nicht zu leugnender gnostischer Zug der Entleiblichung bis hin zur Leibverachtung. Das Ideal der Reinheit als Verwirklichung christlicher Vollkommenheit erscheint bereits in der Zeit vor Konstantin (also auch vor den

Wüstenvätern und –müttern!) als unvereinbar mit leiblichen Vollzügen wie Geschlechtsakt und Geburt.

Das Christentum steht hier beileibe nicht allein. Die Forderung nach einem Opferleben im Verzicht, nach einer Vergeistigung in der Beherrschung der Leidenschaften, nach einer Abtötung von dem entgegen stehenden Bedürfnissen, auch nach geschlechtlicher Enthaltbarkeit war und ist nicht neu. Sie wiederholt sich in allen spirituellen Traditionen und Sprachen und ist – zumindest missverständlich.

Fehlende Mystagogie

Einmal abgesehen davon, dass sich allzu leicht dabei das Bild des von Grund auf verdorbenen Menschen aufdrängt, wurde leider allzu oft versäumt, der Forderung nach Opfer eine entsprechende Motivation und Pädagogik mitzugeben. Nur so ist zu verhindern, dass nicht durch Abtötung genau das Gegenteil vom Gewollten erreicht wird, eine Verlebendigung menschlicher Schattenkräfte.

Zu einer solch notwendigen Motivation und Pädagogik gehört es wohl auch, dass zur Rede von Opfer und Verzicht die Botschaft des neuen Lebens dazu gehört, der neuen Schöpfung, in die alle Kräfte des Menschen mit „erhoben“ werden sollen. Natürlich erscheint es ungleich schwerer, hierfür eine Sprache zu finden als für die „Sterbe-Seite“. Wird jedoch nur letztere gesehen, bekommen wir als Ergebnis so manch chronische „Unlust“, ein mit wachsender Bitterkeit ertragenes Opferleben, dessen Folgen Sie als Verantwortliche in Ihren Gemeinschaften gut genug kennen.

Vielleicht regt sich in Ihnen jetzt ein „Aber“. Und zu Recht. Haben nicht

Schwestern und Brüder zu allen Zeiten auf diesem Weg zur beglückenden Einigung mit Gott gefunden? Hier gilt es gut hinzuschauen. Natürlich waren die Großen der spirituellen Geschichte gesegnet mit Erfahrungen, die sie so in das Alles Gottes eintauchten, dass dem gegenüber alles andere wie Unrat erscheinen musste. Ihre oft extreme Sprache und Forderung ist von hierher zu verstehen und war begleitet durch die Führung, welche sie denen schenkten, die sich ihnen anschlossen. Doch auch sie (hier denke ich an meinen eigenen Gründer, den ich sehr schätze) waren nicht frei von der Versuchung, sich erst einmal gründlich durch Fasten und Nachwachen Magen und Gesundheit zu schädigen, bevor sie das Geschenk der Schöpfung Geschenk sein ließen, freilich in der Durchsicht auf das Unendliche Gottes.

Löst man die Opfersprache unserer Heiligen von ihrem Kontext, wird sie leicht pelagianisch, überbetont den (zu brechenden) Willen, führt in die Versuchung und den darauf folgenden Frust, sich mit dem Opfer etwas erkaufen, erzwingen, zu können von dem, wonach sich das Herz sehnt.

Spirituelle „Frust“ und menschliche Sehnsucht

Denn dies ist wohl vorauszusetzen: Wer immer einen geistlichen Weg geht, öffnet sich, wird empfänglich und verwundbar, lernt in sich selbst Licht und Schatten kennen und gerät notwendigerweise auch in Phasen der inneren Trockenheit, die ihn aus allem Bisherigen, Bekannten „herausfordern“. In diesen Phasen, die nach Ignatius dazu da sind, das Angewiesensein auf Gott, also das Vertrauen, zu stärken,

erlebt sich der Mensch als Mensch, kreatürlich, hungernd nach Liebe und Zuneigung, hin und her gerissen von Emotionen, mal schlapp und matt, mal zornig und wütend, oft anders, als er sich bisher gekannt hat.

Gerade hier wird es wichtig, nicht zu verdrängen, sich nicht hinter einer institutionellen oder persönlichen Fassade zu verstecken; vielmehr sich mit Ehrfurcht zu begegnen und genau dies als mir zugemutete Form der Askese, als Hingabe, als meine Armut, als meine Herausforderung zum Erbarmen als tiefste Kraft des Herzens anzunehmen. Dem entgegen steht jedoch ein mit dem isolierten Opfergedanken aufgebautes, irrales Ideal von Reinheit und Vollkommenheit (verbunden mit „Opfer“), dessen Anschein jedenfalls nach außen hin zu wahren ist und dessen Unerfüllbarkeit de facto nicht barmherzig, vergebungsbereit, sondern hart und unnachgiebig macht.

Verunsicherung und Versuchung

Stellen wir dies nun in den Kontext des Themas „Missbrauch“: Die hier nur skizzenhaft gezeichnete Struktur eines geistlichen Weges begegnete in der Zeit um das und nach dem II. Vatikanum der unüberhörbaren Anfrage einer modernen Anthropologie mit den Aspekten Liturgie, Kommunikation in der Gemeinschaft, Gehorsam, Kleidung, Überforderung in einer Arbeit ohne entsprechende Fachausbildung, Kontakt außerhalb des Klosters ...

Die Frage war: Ist es dem einzelnen möglich, die im geschützten Raum der Gemeinschaft erfahrene Gottesnähe auch „draußen“ zu finden? Wegbrechende Strukturen, tastendes Suchen nach Neuem, das noch nicht wiederge-

fundene Verhältnis zwischen Leitung und Gemeinschaft, die Ungleichzeitigkeit zwischen Erkenntnissen der Psychologie, Medizin und Anthropologie und deren Rezeption in unseren Reihen – all dies führte einzelne in eine tiefe Verunsicherung. Und hier hinein wirkte wohl so manches Mal das fehlende Gleichgewicht zwischen einem durch Einfachheit, Verzicht geprägten Lebensstil und dem draußen sich zeigenden lebensbejahenden Ausleben und Ausprobieren von Neuem. Dort aber, wo der Mensch in Zweifel und Resignation meint, jetzt Erfüllung finden, ja „haben“ zu müssen ohne darauf warten zu können, beschenkt zu werden, da ist die Versuchung zum Missbrauch da, in vielfältiger Weise: Missbrauch von Informationen, von Vertrauen, von Liebe, von Freundschaft, von Macht und Position, vom Hilflosen, dem Kind, dem Verwundbaren. Paradox und tragisch ist daran, dass es ja gerade der Liebeshungrige und Liebesverwundete ist, der durch Missbrauch wieder verwundet, andere und auch sich selbst.

Eine neue Sprache für Askese!

Müssten wir also nicht vorsichtiger in unserer Rede von Idealen, Opfern, Vollkommenheit, Reinheit, Streben nach Heiligkeit sein? Natürlich ist dies in unsere Lebensform eingeprägt – jedoch bitte nicht verkürzt, nicht beschnitten um die Grundgebende Zusage Gottes, seine Gerechtersprechung, die jegliches Zugehen auf Sein Geheimnis hin erst möglich macht; immer in Verbundenheit mit dem, um dessen willen wir preisgeben, dessen Armut uns reich macht, der uns hinein nimmt in Seine Wirklichkeit, die nicht durch haben, sondern durch schenken bestimmt ist.

Müssen wir Askese in der Spur Christi vor dem Hintergrund dessen, was wir jetzt sehen können, nicht neu beschreiben? Eine Askese, die Selbstverantwortung, reifes Umgehen mit den eigenen Kräften und Grenzen, Wünschen und Hoffnungen, tragfähig über die Formationszeit hinaus, einschließt? Ein Erlernen von Kommunikation in Gemeinschaft, die solche Themen nicht ausklammert, die auch eine hilfreiche „correctio fraterna“ kennt und akzeptiert? Eine Praxis von Askese, die uns den unfreiwillig asketisch Lebenden, den Armen, näher bringt und uns für Gerechtigkeit einsetzen lässt, ohne uns selbst für gerecht zu halten und zu erklären (denn dies tut ja jemand ganz Anderes!)?

Es gibt so viele Opfer sexuellen, gesellschaftlichen, ökonomischen und globalen Missbrauchs, dass wir es uns jedenfalls nicht leisten können, jetzt auch in eine Opferrolle missverstandener und ungerecht beurteilter Menschen zu verfallen. Vielleicht gelingt es der Sprache der Ereignisse, uns auch hierzulande lebens- und gefühlsmäßig diesen Geringsten näher zu bringen – im durch die Befreiungstheologie bereicherten Ordensleben Lateinamerikas scheint mir dies ein Weg zu sein, den viele Ordensleute beschreiten.

Wiedergutmachung und Versöhnung

Ich möchte zum Schluss dieses Teils ein Thema ansprechen, das zugleich notwendig wie auch missverständlich ist. Wir wissen, wie wertvoll gewährte Vergebung für den eigenen Prozess der Heilung ist. Gleichzeitig haben wir nicht das geringste Recht darauf, von in kirchlichem Kontext missbrauchten Menschen Vergebung zu fordern.



Vielmehr führt uns die Geschichte der letzten Monate hinein in ein größeres Schweigen, eine größere Ohnmacht. Ist nun aber nicht gerade diese Ohnmacht so etwas wie die uns geschenkte göttliche Möglichkeit, mit Opfern und Tätern so umzugehen, dass Reue, Vergebung, Wiedergutmachung und schließlich auch Heilung möglich werden?

Ich spreche hier keinesfalls gegen notwendige professionelle Therapien. Ich bin jedoch von der Kraft überzeugt, die in erbetener und gewährter Vergebung liegt. Dies gilt einerseits für den Dialog mit den Opfern. Eine mühsam gefundene Sprache von Verwundeten muss in unseren Reihen Gehör finden. Nur so können Wunden heilen. Dieser Dialog darf jedoch nicht eingegrenzt werden auf die realen Sprech-Situationen. Es bedarf wohl unserer umfassenden geistlichen Solidarität mit einer sich offenbarenden Situation, die zu unserer Kirche gehört. Und so kann andererseits sich eine Gemeinschaft öffnen für das Faktum, dass einer der unseren „so etwas“ getan hat; öffnen auch für eine Form der Kommunikation – soweit möglich mit diesem Bruder, dieser Schwester –, welche das „Familiengenheimnis“ enttabuisiert.

Macht und Sexualität

Bei euch soll es anders sein ...

Damit sind wir bei einem zweiten Themenkreis angekommen, den ich mit Macht und Sexualität umschreibe. Missbrauch ist subtil ausgeübte Macht im Raum des Vertrauens, direkt oder indirekt. Dieser Raum ist höchst fragil, wie wir zurzeit feststellen müssen. Es ist Bemächtigung einer anderen Person unter dem Deckmantel des Guten, der

Freundschaft, des Arglosen. Es ist oft Zeichen der Unfähigkeit, auf ehrfürchtige, partnerschaftlich-gleichberechtigte Weise Beziehungen zu knüpfen und sich aus diesen den uns eingestifteten Hunger nach Aufmerksamkeit und Anerkennung zu stillen. Es ist Macht über den Leib, die in Vertrauensbeziehungen zu einer Tabuisierung und Bagatelisierung auf der einen Seite und zu bleibender Verletzung auf der anderen Seite führt. Es ist Ausdruck eines nicht zugegebenen Machtstrebens, das nur im Geheimen, unter andersartiger Begründung, gelebt wird.

Bei euch soll es nicht so sein, sagt Jesus, nachdem sich seine Jünger darüber unterhielten, wer von ihnen der größte sei. Und Jesus zeigt auf, dass Macht in Seiner Intention Dienen bedeutet, dass es in Solidarität mit den Armen der letzte Platz ist, an dem der stehen soll, der nicht aus eigener, sondern aus Gottes Autorität her leben und beleben will. An diesem Anspruch werden wir jetzt „aufgehängt“ von denen, die schon immer vermuteten, dass damit etwas nicht stimmt, die vielleicht insgeheim hofften, es gäbe einen anderen besseren Umgang mit Macht, die jetzt befriedigt feststellen, dass Kirche dem neuzeitlichen Empfinden von Gleichheit, Gerechtigkeit und Menschenwürde eklatant widerspricht. Dabei kann die Reaktion nicht nur sein, dass alles ein großes Missverständnis ist oder dass den Kritikern, die oft ein feines Gespür für nicht zugegebene Machtspiele haben, der glaubende Blick fehle.

Schattenspiele

Es ist fast zu schwer, von Macht wie von Sexualität in der Kirche zu sprechen. Beides sind Untergrund-Themen.

Sie entstehen automatisch, wenn ein Ziel vorgegeben wird, ohne den menschlichen Weg dorthin zu berücksichtigen. Da Gott die Mächtigen vom Thron stößt, identifizieren wir uns mit den Machtlosen, ohne mit dem eigenen Streben nach Macht, nach Anerkennung, nach Erfolg in einer Weise umzugehen, dass diese Kräfte mit eingebunden werden und nicht aus dem Schatten heraus ihr Unwesen treiben können.

Da von der menschlichen Sexualität Gefahren ausgehen, die das Innere zu überschwemmen drohen, wurde diese lange tot geschwiegen, fehlte und fehlt oft heute noch die Aufklärung darüber, wie die geschlechtliche Kraft, eine ungeheure Ressource, mit auf das geistlich-menschliche Ziel gerichtet werden kann. Auch dies rächt sich in unreifen Reaktionen und Handlungen, so z.B. einer geheimen Überbewertung des oft sehr romantisch vorgestellten sexuellen „Normallebens“ draußen und schließlich einer Ignoranz gegenüber der dem menschlichen Leib eingeschriebenen Weisheit und spirituellen Möglichkeit.

Unglaublich

Dieses Unwissen und Unwesen führte bereits in der Reformationszeit, dann noch stärker im Zeitalter der Restauration nach Napoleon dazu, dass Menschen in Skepsis, Satire und Ironie die Glaubwürdigkeit der Kirche in Frage stellten.

In dieser „Ungläubigkeits-Geschichte“ ist es bis heute schwer, ein christlich-alternatives Programm an Werten zu vermitteln, „glauben zu machen“. Die Appelle, anders zu leben und zu lieben, sich Wertvollem gegenüber zu verpflichten, den Glauben mit der persönlichen Einstellung zu moralischen

Fragen zu verbinden, kommen nicht über, laufen in die Leere der Skepsis. Zumindest eine Teilschuld daran trägt die Tatsache, dass wir kirchliche Sexualmoral nicht verständlich machen bzw. immer auf bestimmte Fragen reduzieren. Dabei steckt gerade in der Sexualität des Menschen so viel Energie, die er für ein entschiedenes und oft auch widerständiges Leben dringend braucht. Eine kleine geschichtliche Reminiszenz der alten Kirche: Dort war der Wunsch, jungfräulich zu leben, im Martyrium eher zu sterben als sich missbrauchen zu lassen, besonders bei vielen Christinnen nicht in erster Linie sexuell motiviert, sondern in der demonstrativen Haltung, niemand zu gehören, niemand zu Willen zu sein. Hier bietet sich einem entsprechenden spirituellen Lebensverständnis auch in unserer Zeit eine reiche Möglichkeit, sich mit denen zu solidarisieren, die unter der Knechtschaft des „nicht sich selbst gehören“ leiden. Hinzu kommt die ganze Fragwürdigkeit einer gesellschaftlichen Vermarktung von Sexualität. Um dies in einer uns entsprechenden Weise anzugehen, braucht es jedoch einen unbefangenen, tabulosen Umgang mit dem lange umgangenen Thema.

Gebet und Selbsterkenntnis

Dies setzt eine große Reife voraus, ein bewusstes Umgehen mit den eigenen Kräften, zu denen auch die sexuelle zählt. Abhängigkeit geschieht nicht einfach, sie wird zugelassen. Es kommt darauf an, das eigene Begehren frühzeitig wahr zu nehmen, so frühzeitig, dass ich noch entscheiden kann, wie ich darauf reagiere, welche Handlung daraus folgt bzw. nicht folgt. Weil geschenktes Vertrauen ein hohes Gut ist, darf die



damit verbundene Versuchung nach Macht nicht im toten Winkel bleiben. Es ist Aufgabe des Vertrauens-Empfängers, dann einzuschreiten, wenn er spürt, dass der andere in eine Abhängigkeit ihm gegenüber gerät. Und lange bevor sich diese Beziehungsmuster im Äußeren ergeben, zeigen sie sich im Inneren.

Hier sind wir bei einem Thema, das so alt ist wie das Ordensleben: Gebet und Selbsterkenntnis. Missbrauch von Menschen fällt nicht vom Himmel in die Situation, er reift im Menschen heran, er bildet sich im Schatten und gewinnt dort Macht. Gebet, das in liebender Aufmerksamkeit die eigenen Beweggründe wahr nimmt, bemächtigt zur Entscheidung, welchen Anregungen ich folgen will. Dazu gehören Hingabe, Frömmigkeit, dazu gehören aber auch Wissen, Information darüber, wie es denn geht, eigene Leidenschaften weder zu unterdrücken noch sie so einzusetzen, dass sie Leiden schaffen. Dieses Wissen, das in allen spirituellen Praktiken beheimatet ist, gehört heraus geholt aus dem kirchlichen Giftschrank. Es ist Voraussetzung dafür, dass der Anspruch Jesu, anders mit Macht umzugehen, lebensbejahend gelebt werden kann.

Inkarnatorischer Mut

Die Geschichte unserer Gemeinschaften ist eine Geschichte der Fleischwerdung Gottes in ganz konkreten Menschen und Situationen. Denn: Für uns Menschen und um unseres Heiles willen ist Er Fleisch geworden. Dort, wo wir mit Leib und Seele offen sind für diese Menschwerdung, entsteht eine über unsere rein menschlichen Möglichkeiten hinaus gehende Hilfe für andere, ihr Leben licht und heil zu gestalten, auch und gerade in Krisensituationen.

Diese charismatische Wirklichkeit, Gottes wirkende Kraft in uns für andere, ist beglückend, gibt unserem Leben und Gebet, unseren Schwierigkeiten und Leiden eine Quelle der Motivation. Es ist jene Quelle, von der Jesus spricht, dass sie im Leibesinneren(!) (vgl. Joh 7, 38) dessen hervor bricht, der glaubt. Menschen, Kinder, Jugendliche, Hilfe- und Ratsuchende suchen nach Zeugen dafür, dass dies geschieht. Sie wollen jedoch keine Abhängigkeit vom Zeugen, sie wollen zum Eigenen, zu der ihnen selbst inwohnenden Gotteskraft geführt werden. Unsere kleiner werdende westliche Ordenslandschaft steht vor der Chance – eine schmerzhaft Gnade! – die lange gepflegte kirchliche und klösterliche Parallelwelt zu verlassen, ohne dabei Wesentliches aufzugeben. Dann wird die uralte Faszination unserer Lebensform wieder mehr leuchten können. Und dazu gehört ganz sicher, die Themen Macht und Umgang mit Sexualität neu anzugehen, sie transparent zu machen, und damit in aller Gebrechlichkeit glaubwürdig.

Kleiner Exkurs zu einer Theologie des Leibes

Ich hatte zu Beginn die Forderung nach einer neuen Theologie des Leibes gestellt. Ich möchte sie hier noch einmal wiederholen. Wir können dafür durchaus aus urchristlichem und urbiblischem Fundus schöpfen: Jegliche ehrfürchtige Beziehung geht über den menschlichen Leib als Instrumentarium der Kommunion. Mit ihm ist Sprache, Geste, Hören, Zuneigung, Gemeinschaft verbunden. Leib aber ist ein Begriff, in dem für uns als Christen vieles mitklingt: Kirche und Eucharistie, aber auch die vielen Berührungswunder, die uns die Heilige

Schrift von Jesus berichtet. Darüber hinaus spielt das Berühren ja gerade auch in den johanneischen Ostererzählungen eine wichtige Rolle: und da ist es gerade der Kontrast zwischen der Begegnung des Auferstandenen mit Maria Magdalena („Noli me tangere“) und Thomas (fast ein: „Tangere me“), auf den ich unsere Aufmerksamkeit lenken möchte. Ob Thomas der Einladung Jesu, ihn zu berühren, wirklich gefolgt ist, wurde zu allen Zeiten in theologischen Kreisen diskutiert. Die Frage muss offen bleiben. Unzweifelhaft jedoch trägt der „wahre Leib“ die Wundmale. Er ist der verwundete Leib. Er trägt und ist gezeichnet durch die Verletzungen der Hingabe. Wie könnte deutlicher sein,

dass das ureigene Ordens-Anliegen, Christus nachzufolgen, die Kräfte des Leibes nicht aus-, sondern einschließt? Dass der Leib Christi, den wir empfangen (für die frühe Kirche war dies der „mystische Leib“), unseren Leib heiligen, d.h. ihn für Gottes Wirken durchlässig gestalten will? Daraus könnte eine Sicht auf den Leib als eine geistige Möglichkeit wachsen, welche die Wundmale des Lebens in all ihrer Last und Würde wertschätzt.

Die Reform in die eigene Hand nehmen

Es gab wohl keinen überzeugenderen Machtlosen als Franziskus: Wie er mit



seinen ersten Gefährten der römischen Kurie begegnet und wie er, das ist das Ergänzungsbild zum gestörten Gleichgewicht, mit seiner kleinen Gestalt die stürzende Lateranbasilika auffängt (siehe Foto S. 319). In einer geschüttelten Kirche haben wir eine Chance: die uns aufgedrängte Arbeit einer Reinigung in die eigene Hand (besser: in Gottes und in unsere Hände) zu nehmen und daraus eine Reform zu machen, die unsere Gemeinschaften jetzt brauchen. Dann werden darin auch in Zukunft Menschen leben, die in freudiger Hingabe nicht nur um das Opfer wissen, sondern auch um das dadurch entstehende neue Leben in Christus; die mit den Energien des Leibes so umgehen, dass sich darin Gottes Kraft ausdrücken kann, die sich heilend und erbarmend mitteilen will; die diese Arbeit an sich selbst als Nachfolge, als Anspruch der Christusbeziehung verstehen, die ja Mitte und Ziel unserer Lebensform ist und bleibt. Schließen möchte ich mit dem Gebet einer Frau, die darin den ihr zugefügten Missbrauch hinaus schreit und verarbeitet:

Brauchbitten

Wir brauchen welche
die weinen können
die trauern um alle
die nicht überlebt haben
um alle die gebrochen wurden in
ihrer Würde
vergewaltigt verstümmelt und zu
Tode gequält.

Wir brauchen welche
die schreien können
die das Unrecht beim Namen
nennen laut und deutlich
für alle
die zum Schweigen gebracht wurden
die sprachlos geworden sind
in ihrem Schmerz.

Wir brauchen welche
die kämpfen können
die nicht davonlaufen
beim ersten Geruch des Schreckens
wir brauchen welche
die hoffen können
die Dein Mund sind Dein Ohr
und Dein Schrei
denen schick Deine Kraft Gott
die lass ansteckend sein.²

-
- 1 Luis Espinal, Und haben nur einen Sinn, wenn wir brennen. Gebete hautnah. TOPOS Kevelaer 2008, 52f.
 - 2 Carola Moosbach, Lobet die Eine. Schwei-ge- und Schreigebete. Mainz 2000, 72.

LITERATUR

Brown, Peter: Die Keuschheit der Engel. Sexuelle Entsagung, Askese und Körperlichkeit am Anfang des Christentums, München 1991.

Marschütz, Gerhard: Die verlorene Ehrfurcht. Über das Wesen der Ehrfurcht

und ihre Bedeutung für unsere Zeit, Würzburg 1992.

Moser, Antonio, Sexualität, in: I. Ellacuria / J. Sobrino (Hg.), Mysterium Liberationis, Luzern 1996, Band II, S. 741 – 757.

Perner, Rotraud A.: Die Wahrheit wird euch frei machen. Sexuelle Gewalt im kirchlichen Bereich und anderswo. Wien 2006.

Robinson, Bischof Geoffrey: Macht, Sexualität und die katholische Kirche. Eine notwendige Konfrontation. Oberursel 2010.

Stock, Alex: Leib und Leben - Poetische Dogmatik, Christologie, Paderborn 1998.

Ursula Raue

Ursula Raue ist Rechtsanwältin und Mediatorin in Berlin. Seit dem Jahr 2007 ist sie Ansprechpartnerin des Jesuitenordens bei Verdachtsfällen von sexuellem Missbrauch. Ende Mai 2010 hat sie einen „Bericht über Fälle sexuellen Missbrauchs an Schulen und anderen Einrichtungen des Jesuitenordens“ vorgelegt.



Ursula Raue

Was ist hilfreich für das Handeln der Ordensoberinnen und Ordensobern?

Erfahrungen aus der Aufarbeitung von Missbrauchsfällen

Aus der Erfahrung der vergangenen Jahre und insbesondere der letzten Monate versuche ich, die Frage „Was ist hilfreich für das Handeln der Ordensoberinnen und Ordensobern?“ zu beantworten. Zunächst werde ich darüber sprechen, welches Wissen im Umgang mit sexuellem Missbrauch hilfreich ist, um dann Schritte und Möglichkeiten zum Handeln aufzuzeigen.

Wissen

Wissen, was sexueller Missbrauch ist
Nach der Definition von Wunibald Müller spricht man von sexuellem Missbrauch, „wenn die sexuelle Intimsphäre von einer Person nicht respektiert bzw. überschritten wird und die Person, die die Grenzen überschreitet, emotional,

körperlich und spirituell Einfluss und Macht auf diese Person ausübt“¹.

Das findet häufig in vertrauter Umgebung statt. Schwierig wird es für Kinder und Jugendliche, wenn sich eine Atmosphäre von Vertrautheit, Nähe und Arglosigkeit anfüllt mit dem Gefühl von sexueller Begehrlichkeit und mit Manipulationen am Körper des Opfers oder auch „nur“ durch Anschauen, Fotografieren oder Filmen des unbedeckten kindlichen oder jugendlichen Körpers, dann wird genau die Grenze überschritten, die Erwachsene im Umgang mit Kindern und Jugendlichen zu respektieren haben.

Junge Menschen haben ein sehr feines Gespür für Übergriffigkeit und die Verletzung ihrer Integrität und Würde. Aber oft ist die gesamte Situation für sie zu

schwierig: auf der einen Seite die Zuwendung und Anerkennung, die wertvoll ist und das Kind oder den Jugendlichen stolz machen, auf der anderen Seite dieser Ekel und das Wissen, tief verletzt worden zu sein. Wenn dann das Opfer noch ausdrücklich zu Geheimhaltung verpflichtet wird, ist die Not groß. Aber auch, wenn das nicht der Fall ist, kann der junge Mensch sich in den meisten Fällen gar nicht zur Wehr setzen. Da ist der väterliche Freund, der verständnisvolle Erwachsene, der bewunderte Lehrer, der geliebte Vater oder Großvater, der sich im übrigen mit viel Einfühlungsvermögen um den jungen Menschen kümmert. Dazu passt es gar nicht, dass der etwas Falsches, Verbotenes tut. Viele der Opfer suchen den Grund bei sich selbst, fühlen sich schuldig und schmutzig und glauben, eine Strafe verdient zu haben, spüren tiefe Demütigung und große Unsicherheit. Und die Scham verbietet ihnen, sich aufzulehnen und sich dem Täter zu verweigern.

Diese Gefühle von Demütigung, von Angst, Wut und Hilflosigkeit sind oft noch Jahre später präsent und können erst formuliert werden, wenn die eigene gefestigte Lebenssituation ein offenes Gespräch mit anderen und auch mit ebenfalls Betroffenen möglich macht oder wenn im Umgang mit den eigenen Kindern Erinnerungen und Ängste wach werden.

Wissen, wer Täter sein kann

Nicht nur Väter, Großväter, Onkel und Brüder vergehen sich an hilflosen Kindern, sondern die Gefahr lauert im gesamten sozialen Umfeld, in Sportvereinen, Jugendclubs, Kindergärten, Horten und auch in den Kirchen und ihren Einrichtungen. Das ist natürlich

kein Generalverdacht allen diesen Institutionen gegenüber, aber gerade im sozialen Nahbereich ist Aufmerksamkeit geboten. Menschen mit pädophilen oder ephebophilen Neigungen halten sich einfach gerne im Umfeld von Kindern und Jugendlichen auf. Das ist zunächst noch nicht kriminell, kann aber zur Gefahr werden.

Von Pädophilie oder besser Pädosexualität spricht man, wenn Menschen – häufig Männer – von dem kindlichen Körper sexuell angesprochen und erregt werden, Ephebophile oder Ephebosexuelle reagieren sexuell auf den jugendlichen Körper während oder nach der Pubertät. Diese Veranlagung ist nach heutigen Erkenntnisstand nicht heilbar. Man kann aber lernen, damit verantwortlich umzugehen. Dazu gehört das Wissen um das Leiden der kindlichen oder jugendlichen Opfer.

Wissen, dass Menschen mit pädosexueller oder ephebosexueller Neigung sich gerne in der Nähe von Kindern und Jugendlichen aufhalten

Häufig bauen die Täter zunächst eine eigene, emotional geprägte Beziehung zu dem späteren Opfer auf. Gemeinsam ist fast allen Tätern, dass sie – aus unterschiedlichen Gründen – als Lehrer oder Erzieher durchaus gemocht wurden. Folgende Eigenschaften zeichnen sie aus:

- Täter haben eine stark ausgeprägte narzisstische Seite, d.h. sie haben das Bedürfnis gemocht oder bewundert zu werden
- Sie üben Manipulation und Machtmissbrauch aus
- Sie neigen dazu, in ihrem Verhalten trotz potentieller negativer Konsequenzen zwanghaft zu handeln.

Der Aufbau einer eigenen oft emotional geprägten Beziehung des Täters zu dem

späteren Opfer lässt sich u.a. in folgenden Situationen nachvollziehen:

Einer der Patres pflegt als Jugendseelsorger einen betont lockeren und kameradschaftlichen Umgang mit den Schülern. Er organisiert Klassenfahrten und Zeltlager. Mit seiner Art der Jugendarbeit gewinnt er zunächst Sympathie bei Schülern und Eltern.

Ein anderer kümmerte sich besonders um Kinder in schwierigen Verhältnissen, sei es häuslich oder in der Schule; er gibt ihnen z. B. „Lebensnachhilfestunden“ und schenkt ihnen besondere Fürsorge, gewinnt damit das Zutrauen des hilfsbedürftigen Kindes. So beschreibt ein Betroffener: „Trotz des Machtmissbrauchs [habe ihm] die mentale und seelische Unterstützung ... in mancher Hinsicht geholfen ...“ Ein weiterer erwähnt sich Günstlinge, die er bevorzugt behandelt, etwa durch teure Geschenke, Ferienaufenthalte und andere Sonderbehandlungen. Wunibald Müller dazu: „Eines der wichtigsten Warnsignale für Pädophilie und Ephebophilie ist die Tatsache, dass ein Erwachsener seine Ferien und seine Freizeit mit den Kindern anderer Leute verbringt.“²

Die sich in Folge der emotionalen Nähe einstellende Atmosphäre von Vertrautheit und Arglosigkeit ermöglicht Manipulation seitens des Täters und Abhängigkeit des Opfers, z.B.

- wenn *Pater A.* durch kompromittierende Riten und seine „Fürsorge“ in Sachen Masturbation die Kinder in einen sie zerreißenen Zwiespalt von Ekel einerseits und Schuldgefühl andererseits versetzt
- wenn *Pater B.* seine jugendlichen Opfer in ein Netz von vertrauensvol-

ler Vereinbarung, Schuldzuweisung, harter Strafe und zärtlicher Wiedergutmachung verstrickt.

Häufig wird Manipulation durch Schuldgefühle bei jungen Menschen bewirkt, sei es aus dem Gefühl, Objekt sexueller Begehrlichkeit zu sein, sei es Handgreiflichkeiten am Körper ertragen zu müssen oder „nur“ durch Anschauen, Fotografieren oder Filmen des unbedeckten kindlichen oder jugendlichen Körpers.

Wissen, dass es sexuell unreife Täter gibt

Sexuell unreife Täter üben Druck aus und bedrohen das Opfer häufig damit, dass der Teufel die Mutter oder die Eltern holen werde, wenn das Opfer etwas sagt. Solche Täter sind nicht unbedingt sexuell auf Kinder fixiert. Sie gehen vor mit Macht und Machtmissbrauch, so in der geschlossenen und intimen Situation im Beichtstuhl. Hier geschieht der Missbrauch aus einer Machtposition heraus, gegen die sich das Kind als schwächerer Partner nicht wehren kann.

Wissen, wie Opfer sich verhalten

Trotz jeweils ähnlichen, fast einem Muster folgenden Verhaltens der Täter sind die Folgen bei den Betroffenen äußerst individuell:

- Einige haben nach eigenen Worten keine Schäden von den dennoch höchst unangenehmen Erlebnissen davongetragen. Dies war meistens dann der Fall, wenn sie von Beginn an die perfide Taktik durchschauten und sich Übergriffen entziehen oder sich wirksam wehren konnten. Es ist allgemein zu beobachten, dass Täter von ihrem Tun abließen, wenn Opfer sich wehrten.



- Andere Betroffene haben von ihren peinlichen Erfahrungen kurz berichtet, wollen aber nicht weiter behelligt werden und schweigen. Die auf den ersten Blick verständliche Vermeidung kann allerdings auch Symptom einer Traumatisierung sein, um eine Reaktivierung des Missbrauchserlebnisses zu vermeiden.
- Die überwiegende Zahl der Betroffenen berichten von schmerzhafter, peinlicher und demütigender Erinnerung, die mit starker Emotionalität einhergeht. Einige sprachen oder schrieben „unter Tränen“.
- Außerdem gibt es Opfer, die mit abgespaltener Persönlichkeit reagieren, wenn sie sehr früh im Leben Missbrauchserfahrung gemacht haben. Sie reagieren mit psychosomatischen Störungen und sind häufig für die Umwelt unverständlich, wenn sogenannte Trigger – Auslöser – Erinnerungen an das traumatische Erlebnis hervorrufen. Das können bestimmte Bilder, Gerüche oder Stimmungen sein. Derart traumatisierte Opfer bedürfen intensiver und lang dauernder psychologischer Betreuung.

Wenn das Opfer auch noch ausdrücklich zu Geheimhaltung verpflichtet oder in anderer Weise „individualisiert“ wird, ist die Not groß. Eine solche Individualisierung ist zudem geeignet, die Sexualität des jungen Menschen als etwas Problematisches erscheinen zu lassen. Viele schämen sich, weil sie als Kinder das Zugefügte selbst haben geschehen lassen. Vielfältig ist es ein Gefühl der Verzweiflung, des Alleinseins, des Allein-gelassen-worden-seins von Schule und Eltern und von Wut aufgrund eines diffusen Gefühls der Mitschuld auch gegen sich selbst.

Wissen, welche lang andauernden Folgen Missbrauch haben kann

Die Berichte deuten auf unterschiedliche, tiefgehende, bisher eingeschlossene und verborgene Verletzungen mit Langzeitfolgen hin, denn Spuren des Missbrauchs bleiben im Gedächtnis haften mit zu meist psychosomatischen Beschwerden und emotionalen Folgen. Dabei sind die Missbrauchsfolgen selten eindeutig. Ganz häufig geht es um gebrochene Lebenswege. Die Betroffenen sprechen in unterschiedlicher Häufigkeit:

- von einem dauerhaft negativen Menschenbild
- von Selbstwert- und Selbstbehauptungsproblemen
- von Ängsten, Schlafstörungen und Überwachsamkeit
- von sexuellen Störungen, die oftmals eheliche Beziehungen beeinträchtigen
- von anhaltenden Depressionen bis hin zu Suizidgedanken oder vollzogenem Suizidversuch
- von psychotischen Entwicklungen
- einige der Opfer bekennen sich zu einer aggressiven Abneigung gegen Homosexualität.

Oft haben Eltern große materielle Opfer gebracht, um Kinder auf einer Ordenschule unterbringen zu können. Eltern sehen sich in ihrem natürlichen Vertrauen den Einrichtungen gegenüber getäuscht, Kinder in ihrem Zutrauen gegenüber dem geistlichen Betreuer, von dem man auf keinen Fall etwas Hinterhältiges oder Schmutziges erwarten konnte, verraten.

In der Altersgruppe der Betroffenen, vor, während oder nach der Pubertät, einer Zeit der Identitätsstiftung und der ersten Erfahrungen mit Bindungen, wiegen die zugefügten Verletzungen

besonders schwer. Dass diese vor dem Hintergrund der kirchlichen Struktur erfolgten, machte viele der Opfer zynisch-zornig oder traurig. Die einen haben ihren Glauben verloren bzw. über Bord geworfen, die anderen ringen darum, ihn wiederzugewinnen oder nicht ganz zu verlieren.

Wissen, wie Institutionen sich verhalten haben

„Täterkarrieren“ wurden zwar nicht unbedingt befördert, aber keinesfalls hinreichend behindert. Dazu ein paar Beispiele aus den aktuellen Recherchen:

Pater A., in den 70er Jahren als GCL-Leiter und Religionslehrer in Berlin tätig, wird bereits in einem frühen Stadium als schwierig und eigenbrötlerisch beurteilt. Aber die Missbrauchsvorwürfe blieben unbeachtet. Immer wieder gab es Fürsprecher für ihn, die seine Jugendarbeit schätzten; man wollte mit einem Mitbruder gnädig umgehen und ihn nicht verdammen. Erst mit einem Brief von Schülern und Druck von Seiten einiger Eltern stellt man sich nach neun Jahren dem Problemfall Pater A. wirklich, indem er versetzt wird.

Pater B. machte sich während seiner langen Zeit an verschiedenen Schulen zahlreicher Missbrauchsvergehen schuldig, die nicht erst heute von ihm eingeräumt werden. Mehrfach hat er in selbstkritischen Aufzeichnungen auf seine Depressionen und Probleme mit einer krankhaften, nicht kontrollierbaren Prügelneigung hingewiesen. Selbst während der Therapie schreibt er in einem Brief an den Therapeuten – und an den Schulleiter: „Du und meine Oberen müssen für Rat und Entscheidung das Risiko ungeschminkt zur Kenntnis nehmen: Ich kann für mich nicht garantie-

ren und darf darum auch keine beruhigende Zusicherung machen.“ Deutlicher kann man es nicht sagen.

Die Tatvorwürfe – er hatte den Spitznamen „Pavian“ – und die Selbsthinweise des Täters waren erdrückend. Aber selbst diese unglaublich offene Darstellung seiner Prügelsucht am Ende einer langen Missbrauchskarriere hat nicht zu Aufmerksamkeit für die vielen Opfer in den Schulen geführt. Man sah über Jahre keine Notwendigkeit, ihn aus dem Verkehr zu ziehen. Vielmehr glaubte man, das Problem durch Versetzungen und Therapien lösen zu können.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Auch Vergehen von Pater C. waren spätestens bei seiner Versetzung 1975 ordensintern bekannt. Sein Ersuchen, 1977 wieder an den Ort zurückkehren zu dürfen, wurde entsprechend negativ beschieden. An die Opfer wurde aber auch hier nicht gedacht.

Zu Pater G., über 30 Jahre am Kolleg in Bad Godesberg, soll es bereits 1972 Hinweise gegeben haben. Auf jeden Fall gab es 1995 eine Beschwerde von Eltern mit Hinweisen auf missbräuchliche Praktiken. Ebenfalls in den 90er Jahren haben Verwandte eines Schülers im Provinzialat in Köln auf das missbräuchliche Verhalten von Pater G. aufmerksam gemacht. Eine Strafanzeige habe die Familie damals aus Rücksicht auf den betroffenen Schüler nicht er-

stattet. Auch die Lust am Fotografieren spärlich bekleideter Jungen und das berühmte Fiebmessen waren hinreichend bekannt.

Ob man Pater G. gewähren ließ, weil das Kolleg einen erstklassigen Ruf hatte und deswegen durchgehen ließ, was eigentlich zu genauerem Hinsehen und möglicherweise zu Sanktionen hätte führen müssen, ist aus den Akten nicht ersichtlich. Spätestens das Graffiti 1997 mit dem wahrlich provozierenden Inhalt „Willst Du einen Arschfick haben, musst Du nur die Patres fragen“, hätte man als Hilfeschrei von verzweifelten, möglicherweise missbrauchten Jungen verstehen können und darauf eingehen müssen.

Auch Pater J. wurde zwar 1962 vom Kolleg entfernt, hatte aber – so heißt es – in Tirol wieder Ministranten um sich. Pater L. war trotz bekannter Alkoholprobleme und einer Geldstrafe (im Jahre 1972) wegen vorsätzlicher Körperverletzung weiter bis 1988 als Jugendseelsorger im Aloisiuskolleg tätig. Er betreute auch Ferienfreizeiten in der Eifel.

Warum wurde nach außen hin so unbekümmert mit stichhaltigen Informationen umgegangen?

- Der wesentliche Grund scheint darin zu liegen, dass die Opferperspektive im Orden über all die Jahre nicht eingenommen wurde. Nirgends ist die Rede von Fürsorge oder Verantwortung für die Opfer, von Wahrnehmung für das aus dem Missbrauch entspringende Leid der anbefohlenen Schützlinge.
- Die verfügbaren Zeugnisse belegen, wie vordringlich die Fürsorge für die Mitbrüder und der Schutz des Rufes der Einrichtung und des Ordens wa-

ren. So richtete sich die Aufmerksamkeit nur nach innen: keinen Schatten auf die Institution fallen zu lassen. Falsche Loyalität gegenüber dem Mitbruder erforderten auch für Mitwisser aktives Wegschauen und nicht wissen wollen.

- Für notwendig erachtete Maßnahmen erfolgten durch geräuschlose Täterverschiebung und einem Minimum an Kommunikation durch die jeweils abgebende, wissende Einrichtung.
- Der Eindruck drängt sich auf, dass sich die kirchliche Einrichtung mit ihren eigenen, spirituellen Erziehungs- und Bildungsidealen im quasi geschlossenen Raum glaubte genügen zu können. Die Verantwortlichen vermochten es nicht, mit ihrem eigenen und dem der Umwelt vermittelten Anspruch transparent und offen umzugehen.

Handeln

Den erzieherischen Auftrag in den Fokus nehmen

Kinder und Jugendliche sind ein kostbares Gut. Ihnen gebührt höchste Aufmerksamkeit innerhalb einer Erziehungs- oder Betreuungseinrichtung. Der Schutz der Institution als solcher muss dahinter zurück treten.

Insbesondere müssen die Berichte und Erfahrungen der Opfer ernst genommen werden. Bei schwedischen Kinderschutzprojekten ist oberstes Gebot, den Opfern zu glauben. Ziel muss sein, Kinder zu schützen und stark zu machen.

Achtsamkeit für Verhaltensänderungen bei Kindern

Eltern, Erzieher, Lehrer und alle, denen Kinder und Jugendliche anvertraut

sind, können und sollen aufmerksam und wachsam sein. Sie können sensibilisiert werden für die Nöte ihrer Schützlinge, indem sie lernen zu sehen, wann ein junger Mensch Hilfe braucht. Kinderpsychologen gehen heute davon aus, dass ein Kind in Not bis zu acht Hilferufe an seine Umgebung richtet, bis dieser Ruf gehört und verstanden wird.

Achtsamkeit ist geboten, wenn sich das Verhalten eines Kindes oder Jugendlichen verändert, wenn z. B. die Leistungen abfallen, der Schüler teilnahmslos, unkonzentriert oder renitent ist. Hinter aggressivem Verhalten können sich Nöte und Ängste verbergen. Für blaue Flecken, Verletzungen oder die Weigerung, am Sport- oder Schwimmunterricht teilzunehmen, können Gewalttaten ursächlich sein. Aber auch Distanzlosigkeit und Übereifer, häufiges Kranksein, Erbrechen und Schwindel kommen als Indizien und Hilferufe in Betracht. Die Gesamtheit der Phänomene und ein gutes Maß an Lebenserfahrung, vor allem aber das wahrhaftige Interesse am Wohlergehen des jungen Menschen macht wach und aufmerksam für die mehr oder weniger deutlichen Hilferufe. In einfühlsamen Gesprächen können dann Hinweise gewonnen werden, wo der Schuh drückt, mit welchen Belastungen der junge Mensch zu kämpfen hat und wie Hilfe zuteil werden kann.

Das Selbstwertgefühl der Kinder stärken

Kinder und Jugendliche können und müssen lernen, ihren eigenen Gefühlen zu vertrauen und sich zu wehren, wenn diese Gefühle verletzt werden. Das kann gar nicht früh genug beginnen. Ein Kind, das „nein“ sagen darf, wenn es etwas nicht mag, das sich auf

die Fürsorge von Eltern und Erziehern verlassen kann und ein offenes Ohr findet für seine Fragen und Nöte, wird die Kraft und Stärke entwickeln, die es benötigt, wenn es in eine schwierige Situation gerät. Und es wird sich nicht einschüchtern lassen von Drohungen und Übergriffen. Das bedeutet nicht, dass Heranwachsende nicht auch Geheimnisse haben dürfen. Aber in Situationen, die als bedrückend und bedrohlich empfunden werden, sollten sie wissen, an wen sie sich wenden können und wo sie Hilfe bekommen.

Insbesondere Lehrerinnen und Lehrern kommt dabei eine wichtige Rolle zu. Sie können ihren Schutzbefohlenen vermitteln, was wir unter der Würde eines Menschen und deren Unantastbarkeit verstehen und wie es sich anfühlt, wenn sie angegriffen und verletzt wird. So haben auch die Kinder eine Chance, ein Selbstwertgefühl zu entwickeln, die in ihrem häuslichen Umfeld schon schlechte Erfahrungen sammeln mussten. Vertrauenslehrer, Sozialpädagogen und -therapeuten können das Angebot erweitern. Und last not least kann eine gute Theater-AG nicht nur Potentiale wecken, sondern auch Nöte der jugendlichen Akteure freilegen und erkennbar werden lassen.

Achtsamkeit für Täterstrukturen

Neben dem Wissen um die oben dargestellten Strategien von Tätern ist Aufmerksamkeit für die psychische Gesundheit für die Ordensschwwestern und -brüder notwendig. Dazu gehört insbesondere die psychische Reife sowie das Wissen um und der Umgang mit der eigenen Sexualität. Das erfordert Transparenz, Offenheit und Ehrlichkeit im Umgang miteinander.



Hilfsangebote für potentielle Täter können diejenigen ansprechen, die eine pädophile oder ephebophile Neigung in sich spüren und wissen, welche Gefahr von ihnen ausgehen kann. Ein qualifiziertes Führungszeugnis für Betreuungspersonal im Kinder- und Jugendbereich kann dafür sorgen, dass bereits auffällig gewordene Täter nicht weiter „geräuschlos verschoben“ werden können.

Fortbildung für Lehrer, Erzieher und Jugendseelsorger

Eine regelmäßige Fortbildung für Lehrer und Erzieher, für Pfarrer und Jugendseelsorger hilft, sich immer wieder mit neuen Erkenntnissen und Forschungsergebnissen vertraut zu machen und das eigene Handeln dem anzupassen. Ein regelmäßiger Umgang mit dem Thema Missbrauch kann die notwendigen Worte und Begriffe vermitteln, um dann sowohl sprachlich als auch inhaltlich einer problematischen Situation gewachsen zu sein. Die Regelmäßigkeit solcher Veranstaltungen führt dazu, dass das Thema in den Alltag integriert werden kann und nicht erst beim Auftreten eines aktuellen Problems auf die Tagesordnung kommt.

Teil dieser Fortbildung sollte auch das Wissen um die angemessene Fürsorge für diejenigen sein, die bereits Opfer geworden sind.

Supervision

Lehrer und Erzieher, ebenso wie Pfarrer und Jugendseelsorger müssen zwar in ihrem Beruf viel kommunizieren, sind aber dennoch in ihrer Tätigkeit häufig einsam. Die hohe Verantwortung gegenüber Kindern und Jugendlichen macht es notwendig, dass Entscheidun-

gen, die durchaus den ganzen Lebensweg eines Schülers bestimmen können, mit Kollegen und externem Fachpersonal beraten werden können.

Dazu können externe Fachleute zu regelmäßigen Treffen eingeladen werden, bei denen über alle Probleme gesprochen werden soll. Das führt zu einem regelmäßigen Austausch unter Lehrern und Betreuern über das Verhalten von anvertrauten Kindern und Jugendlichen. Für Pfarrer und Jugendseelsorger sind regelmäßige Treffen mit Supervision ebenfalls hilfreich und notwendig.

Transparente Beschwerdestrukturen einrichten

Dazu sind sowohl interne als auch externe Institutionen wie Vertrauenslehrerinnen und -lehrer sowie Ombudspersonen notwendig, die außerhalb der institutionellen Struktur angesiedelt werden. Gute Verfahrensrichtlinien geben ein klares Muster für das Vorgehen im Einzelfall.

.....

- 1 Müller, Wunibald: „Verschwiegene Wunden – Sexuellen Missbrauch in der katholischen Kirche erkennen und verhindern“, 2010.
- 2 ebd., Seite 39.

Annette Haardt-Becker

Die studierte Pädagogin Annette Haardt-Becker ist seit 1990 im Bereich Kinderschutz vor sexueller Gewalt tätig. Zunächst in Kreuztal (Beratungsstelle für Mädchen) und Köln (Zartbitter e.V.) beschäftigt, ist sie seit 2004 Projektleiterin bei der Opferschutzorganisation „Innocence in Danger e.V.“.



Annette Haardt-Becker

Missbrauch in Institutionen – Den Opfern eine Stimme geben

Einleitung

Kinder brauchen für ihre Entwicklung Liebe, Zuneigung und Zärtlichkeit. Sie gehen davon aus, dass alle Menschen es gut mit ihnen meinen. Vertrauensvoll blicken sie in die Welt und dem Kontakt zu anderen Menschen entgegen. Um wachsen zu können, sind sie darauf angewiesen, dass dieses Vertrauen, der Wunsch nach Sicherheit und Schutz nicht enttäuscht wird.

Bei sexuellem Missbrauch nutzt ein Erwachsener oder Jugendlicher diese grundlegende kindliche Bedürftigkeit aus. Um sein Bedürfnis nach Macht zu befriedigen, übt er sexuelle Handlungen an oder vor Kindern aus oder verleitet sie, solche Handlungen an ihm vorzunehmen. Bei sexuellem Missbrauch stehen also nicht allein sexuelle Wünsche im Vordergrund – die meisten Täter und Täterinnen haben sexuelle Beziehungen zu Erwachsenen – sondern auch das Bedürfnis nach Machtausübung.

Handlungen

Mädchen und Jungen werden sexuell ausgebeutet, wenn sie

- anzügliche Blicke oder Bemerkungen über sich ergehen lassen müssen,
- veranlasst werden, Zungenküsse zu geben,
- Erwachsene oder Jugendliche nackt betrachten sollen,
- pornographische Bilder ansehen müssen,
- an Po, Scheide, Brust und Penis berührt werden,
- gezwungen werden, Erwachsene oder Jugendliche mit der Hand oder dem Mund zu befriedigen,
- oral, anal oder vaginal – z.B. mit Gegenständen – vergewaltigt werden,
- gezwungen werden, an pornographischen Aufnahmen mitzuwirken oder sich zu prostituieren,
- gezwungen werden, den Missbrauch

an einem anderen Kind oder sexuelle Gewalt gegen eine Frau zu beobachten.

Wer ist betroffen?

Zwei Drittel der Opfer sexueller Gewalt sind Mädchen, ein Drittel Jungen. Wir müssen davon ausgehen, dass wir in jeder Kindergartengruppe und Schulklasse auf betroffene Mädchen und Jungen treffen können. Am häufigsten betroffen sind Kinder im Kindergarten- und Grundschulalter, doch auch Säuglinge,

Kleinkinder und Jugendliche werden sexuell missbraucht. Bei 70% der Kinder ist das kognitive Denkvermögen noch nicht vollständig ausgebildet, d.h. sie können die Bedeutung sexueller Übergriffe überhaupt nicht einordnen. Und auch das wird von Tätern und Täterinnen ausgenutzt.

Sexueller Missbrauch zieht sich durch alle Gesellschaftsschichten. Besonders gefährdet sind Mädchen und Jungen, die zu blindem Gehorsam erzogen werden, emotional vernachlässigte Kinder

Innocence in Danger

Innocence in Danger wurde 1999 in Paris von Homayra Sellier gegründet und kämpft gegen sexuellen Missbrauch, insbesondere die Verbreitung von Kinderpornographie im Internet. Mittlerweile gibt es (rechtlich unabhängige) Aktionsgruppen und Büros in 28 Ländern. Die deutsche Sektion wurde 2003 gegründet und versucht, Menschen aus Politik, Kultur, Wirtschaft, Jurisprudenz und Sozialarbeit gegen sexuelle Ausbeutung in den neuen Medien zu vernetzen.

Neben vielen anderen Aktivitäten gelang es im Jahr 2005, zusammen mit dem Bundesverein zur Prävention die erste Info-Line N.I.N.A. (Tel.: 01805-123465) gegen sexuellen Missbrauch ins Leben zu rufen. Hier können Erwachsene, die sich über das Thema informieren wollen oder aber einen konkreten Verdacht haben, fachliche Hilfe bekommen. Nach einem ersten Klärungsgespräch verweisen die Mitarbeiterinnen bei Bedarf an eine örtliche Fachberatungsstelle. Auch die Website dient

als Weg der Kontaktaufnahme: www.nina-info.de.

Von 2004 bis 2007 führte Innocence in Danger eine von der Aktion Mensch geförderte Studie durch, die die Versorgung von kindlichen Opfern von Kinderpornografie in Deutschland untersuchte. Sie ist die erste dieser Art und wurde national und international mit großem Interesse aufgenommen. Die Ergebnisse der Studie stehen auf www.innocenceindanger.de zum Download bereit.

Seit 2008 führt die Organisation das Präventionsmodellprojekt für Jugendliche zum Thema Internet, Handy, iPod und Co., „SMART – USER“, durch. Mit Schülern einer Hauptschule, eines Gymnasiums und einer Förderschule für Hören werden Strategien von Jugendlichen für Jugendliche gegen sexualisierte Gewalt in den Digitalen Medien erarbeitet, damit sich die Jugendlichen möglichst sicher im Internet bewegen können.

und Jugendliche, Kinder, die in Armut leben, aber auch sogenannte „Wohlstandswaisen“, Mädchen und Jungen mit Behinderungen, unsichere, schüchterne und unaufgeklärte Mädchen und Jungen und Kinder und Jugendliche, die in der Familie körperliche Gewalt erleben und z.B. beobachten, dass die Mutter oder die Geschwister geschlagen werden.

Täterstrategien

Auswahl der Opfer

Bei sexuellem Missbrauch handelt es sich um geplante Taten. Menschen, die Kinder missbrauchen, überlegen im Vorfeld genau, welche Mädchen und Jungen „leichte Opfer“ sind. Sie suchen bewusst nach Kindern, zu denen sie einfach Kontakt aufnehmen können, die sich z.B. oft alleine fühlen, die nicht genügend anerkannt werden, die in einer schwierigen Elternbeziehung leben. Täter bevorzugen z.B. Mädchen, die gelernt haben, immer lieb, brav und vernünftig sein zu müssen, und Jungen, denen vermittelt wurde, dass „Indianer keinen Schmerz kennen“.

Kontaktaufnahme

Eine Strategie von Tätern ist es, gezielt kindgerechte Orte aufzusuchen, z.B. Schwimmbäder, Freizeitparks, um dort Kontakt zu Kindern aufzunehmen. Eine weitere Möglichkeit, „geeignete“ Opfer zu finden, bieten z.B. Sportvereine oder andere Bereiche, in denen Kinder und Jugendliche ihre Freizeit verbringen. Neben ehrenamtlicher Tätigkeit suchen sich Täter und Täterinnen bewusst Berufsfelder, in denen sie mit Kindern zu tun haben. Sie betätigen sich z.B. als Lehrer, Jugendgruppenleiter, Hausmeis-

ter an Schulen, Erzieherinnen in Kindertagesstätten, Arzt, Schulbusfahrer, Seelsorger.

Einige Täter halten bewusst Ausschau nach allein erziehenden Müttern, um sich über die Beziehung zur Mutter die Möglichkeit zu verschaffen, später ihre Kinder missbrauchen zu können. Das Internet mit seinen vielfältigen Kommunikationsmöglichkeiten bietet darüber hinaus beste Gelegenheiten, mit Mädchen und Jungen in Kontakt zu treten.

„Testrituale“

Nachdem der Täter zu einem Kind Kontakt aufgenommen hat, vertieft er nach und nach auf eine kindgerechte und altersangemessene Art und Weise die Beziehung. Dabei lässt er sich meistens viel Zeit, denn sein Ziel ist es, das Kind in eine emotionale Beziehung zu verstricken, die dem Kind wichtig ist. Täter und Täterinnen „studieren“ Mädchen und Jungen, ihre Vorlieben, Abneigungen, lernen ihre Nöte und heimlichen Wünsche kennen. Gleichzeitig üben sie immer wieder – nur schwer erkennbare – sexuelle Grenzüberschreitungen („Testrituale“) aus. In der Umkleidekabine berührt ein Trainer wie zufällig die Scheide oder den Penis des Kindes. Scheinbar zufällig liegen in der Wohnung des Opas Zeitschriften mit pornographischen Abbildungen herum. Ein Lehrer äußert sexistische „Qualitätsurteile“ über die Entwicklung seiner Schülerin, eine Nachbarin gibt vor, das Kind aufklären zu wollen oder tarnt Übergriffe als Körperpflegehandlungen („Lass mich mal gucken, ob du auch richtig abgetrocknet bist.“). Im Chat werden ganz nebenbei sexuelle Themen angesprochen.

Täter und Täterinnen achten genau darauf, wie ihre potenziellen Opfer auf diese „Testrituale“ reagieren. Empören sich Kinder, setzen sie sich zur Wehr, oder klicken sie den Täter einfach weg, kommen sie als Opfer weniger in Frage. Die Täter und Täterinnen lassen meist von ihnen ab. Sie haben zwar Zeit und Mühe investiert, aber die Möglichkeit einer Entdeckung ist groß. Reagiert ein Mädchen oder ein Junge auf die „Testrituale“ eher schüchtern oder versucht sie zu ignorieren, ist das ein Signal für den Täter, die Beziehung zum Opfer weiter zu intensivieren.

Die Wahrnehmung der Umwelt vernebeln

Täter und Täterinnen gehen davon aus, dass Eltern für Kinder die erste Adresse sind, wenn es darum geht, sich Hilfe zu holen. Darum ist es für Täter wichtig, einen guten Eindruck zu hinterlassen, um Verdachtsmomente gar nicht erst aufkommen zu lassen. Aus Berechnung nehmen sie Kontakt zu den Eltern der Kinder auf oder vertiefen diesen.

Sie zeigen sich z.B. als hilfsbereiter Nachbar, der mit der Übernahme von Reparaturarbeiten, Babysitterdiensten oder Gewährung von Krediten einspringt. Auch bieten einige sich an, Fahrdienste zur Schule oder zum Einkaufen zu übernehmen, um Eltern zu entlasten. Ebenso festigen Geschenke an die Eltern oder das Herstellen günstiger Beziehungen das Bild eines netten Mannes ohne Fehl und Tadel.

Täter, die beruflich mit Kindern arbeiten, haben oft den Ruf des engagierten Kinderfreundes, der sich für Rechte und Belange von Mädchen und Jungen einsetzt und brauchen sich bei den Eltern oftmals noch nicht einmal

einzuschmeicheln. Haben sich Täter einen guten Ruf erarbeitet, so haben sie ein Teilziel erreicht: Für das Kind ist es fast unmöglich, sich den Eltern oder anderen Bezugspersonen anzuvertrauen, da es davon ausgeht, dass der erwachsenen, angesehenen Person mehr geglaubt wird als ihm selbst.

Die Verführung des Opfers

Täter und Täterinnen intensivieren nun die Beziehung zu ihren Opfern. Sie steigern z.B. ihre emotionale Zuwendung, machen Mädchen und Jungen Geschenke, geben ihnen das Gefühl, wichtig und etwas ganz Besonderes zu sein. Kinder genießen in der Regel diese spezielle Zuwendung, Anerkennung und Beachtung. Und genau dies setzen Täter ein, um ihre Opfer immer mehr in eine scheinbar unauflösbare Beziehung zu verstricken. Täter und Täterinnen sind Meister darin, eine für das Kind/Jugendlichen wichtige Bindung herzustellen. Gleichzeitig steigern sie die sexuellen Übergriffe. Häufig wird die sexuelle Ausbeutung in der Anfangsphase als Pflegeverhalten oder Spiel getarnt. Täter und Täterinnen tun oft so, als ob sexuelle Übergriffe Ausdruck von Zuneigung und Zärtlichkeit, von Sorge um die körperliche Entwicklung des Kindes oder von Aufklärung wären. Häufig betten sie die sexuelle Ausbeutung in „Alltagshandlungen“ ein.

Den Widerstand des Opfers ignorieren

Kinder merken, wenn irgendetwas im Spiel komisch ist. Doch Täter nutzen ihre erwachsene Überlegenheit aus, um ihren Opfern zu versichern, dass alles in Ordnung und normal ist. Mädchen und Jungen spüren sehr deutlich den Unter-

schied zwischen zärtlicher Zuwendung und sexuellen Grenzverletzungen. Sie möchten die emotionale Zuwendung nicht verlieren und haben Schwierigkeiten, sich offensiv zur Wehr zu setzen. Sie kichern ein verlegendes „Nein“, machen ihren Körper steif, drehen den Kopf weg. Diese Signale werden von Tätern zwar erkannt, aber ignoriert und übergangen.

Redeverbot

Täter und Täterinnen erklären die sich steigenden sexuellen Missbrauchshandlungen zum gemeinsamen „kleinen Geheimnis“ und reden damit Mädchen und Jungen eine aktive Beteiligung ein. Z.B. müssen Kinder mit einem „großen Indianerehrenwort“ schwören, über die gemeinsamen „Spielereien“ zu schweigen. Kleine Kinder „verplappern“ zwar meist zunächst das Erlebnis, doch ihre Umwelt nimmt das scheinbar Unglaubliche nicht ernst. Nach einer Weile beugen sich die Opfer meist dem Schweigegebot, sie schämen sich und spüren, dass es „besser“ ist, den Mund zu halten.

Das Opfer zum Schweigen bringen

Wenn der Widerstand von Mädchen und Jungen zunimmt, setzen Täter oftmals massivere Mittel ein, um das Opfer zum Schweigen zu bringen. Dabei verfügen sie über eine große Palette von „Argumenten“, in der das Einreden einer aktiven Beteiligung des Opfers, Liebesbeteuerungen, das Erregen von Mitleid, Drohungen, Erpressungen bis hin zu schlagender Gewalt enthalten sind. Zumeist wird dem Opfer erst sein „eigenes“ Verhalten vor Augen geführt: „Du hast ja mitgemacht“, „Dir hat es ja auch Spaß gemacht.“, „Hättest du nur deutlich NEIN gesagt, ich hätte sofort

aufgehört.“ Eine andere Variante ist: „Wenn die anderen wüssten, was du hier mit mir gemacht hast...!“ Oder: „Ich tue das doch nur, weil ich dich so unendlich liebe.“

Oft droht ein Täter: „Wenn du darüber redest, wird deine Mama krank ..., glaubt Dir sowieso keiner ..., dann hat dich keiner mehr lieb ..., dann kommen wir beide ins Gefängnis ..., dann kommst du ins Heim. ..., dann machst du die Familie kaputt, dann stirbt dein Haustier ...,“

Auch hier sorgt die kognitive Überlegenheit dafür, dass das Kind solche Drohungen zunächst ernst nimmt. In Fällen, in denen der Täter sich nicht sicher ist, ob das Schweigegebot hält, kann es durchaus vorkommen, dass das Haustier tatsächlich sterben muss oder aber der Täter schlagende Gewalt einsetzt, um seinem Wunsch Nachdruck zu verleihen. Wenn der Missbrauch in religiösem Kontext geschieht, kommt der liebe Gott noch ins Spiel: er mag den Täter sozusagen beauftragt haben, gerade dieses Kind „für Sünden zu bestrafen“ oder aber er lässt das Opfer fallen, wenn es darüber spricht.

Wie geht es den Opfern? Erleben des sexuellen Missbrauchs

Sexuelle Gewalt erschüttert das Vertrauen des Kindes in menschliche Beziehungen zutiefst, denn Täter und Täterinnen gestalten den Übergang von Zärtlichkeiten zu sexuellen Übergriffen meist fließend. Meist begegnen sie dem Mädchen oder Jungen in der Maske des verständnisvollen, netten Erwachsenen, der nur Gutes mit ihnen im Sinn hat.

Mit ihm kann man lachen, wunderbar spielen oder er verhält sich als Kumpel,



er hat für alles Verständnis, er kann wunderbar zuhören, nimmt sein Gegenüber ernst, er nimmt einem kleine Fehler nicht übel, bringt manchmal Geschenke mit oder lädt zu Motorradfahrten ein.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Die Kinder und Jugendlichen sind glücklich über so eine tolle Beziehung und investieren ihrerseits ganz viel Herz in diesen Menschen. Er wird für sie immer wichtiger! Und dann ist er völlig anders. Er bekommt glasige Augen, ein Gummigesicht, er wird so komisch, er versucht eklige Spuckeküsse zu geben, und will, dass man den Penis anfasst... Dann ist wieder alles vorbei, er ist freundlich und fragt, ob man Lust auf ein Eis hat. Die Mädchen und Jungen sind völlig durcheinander und trauen ihrer eigenen Wahrnehmung nicht mehr. Je nach Alter sind sie auch fasziniert und fühlen sich vielleicht erwachsener. Sie sind verwirrt über das, was gerade passiert ist und wissen, dass irgendetwas dabei nicht in Ordnung ist. Sie hoffen, dass das nicht nochmal geschieht und wünschen sich nichts sehnlicher, als dass die erwachsene Person oder der Jugendliche wieder so (nett) ist wie vorher.

Die Betroffenen leben in einer Spaltung, der Täter ist für sie wie eine Handpuppe mit zwei Gesichtern oder wie Dr. Jekyll und Mr. Hyde und zwar egal in welcher Beziehung Opfer und Täter zueinander

stehen, sei es der Vater, der Abends das Butterbrot schmiert, der Lieblingsonkel, der einen auf dem Motorrad mitnimmt, der Lehrer, der den interessantesten Unterricht macht und es schafft, für trockene Themen zu begeistern.

Setzt sich der sexuelle Missbrauch fort, nehmen Verwirrung und Angst zu. Fast alle betroffenen Mädchen und Jungen stellen nicht etwa den Erwachsenen in Frage, sondern sich selbst: „Liegt das an mir, dass der so etwas tut?“ Der Täter unterstützt diese Einschätzung, indem er dem Kind zu verstehen gibt, dass er das alles nur tue, weil er es so mag oder lieb hat. Oft vermitteln Täter, dass die Betroffenen die einzigen sind, mit denen sie solch eine „besondere Beziehung“ haben. Die Opfer sind dann maßlos erschüttert, wenn sie später hören, dass es noch andere gab, die der Täter missbrauchte. Die Erschütterung ist ebenso groß, wenn der Täter die „Missbrauchsbeziehung“ beendet, weil das Kind nicht mehr in das bevorzugte Körperschema passt.

Kleine Kinder gehen davon aus, dass Mama und Papa alles wissen und ihnen alles an der Nasenspitze ansehen können. Auch sind betroffene Mädchen und Jungen fast immer davon überzeugt, dass ihre Bezugspersonen über den Missbrauch informiert sind und fragen sich: „Warum helfen sie mir nicht?“ Meist kommen sie zu dem Schluss, dass das Verhalten des Täters dann wohl in Ordnung sein muss.

Zusätzlich bringt das „Indianerehrenwort des Schweigens“ Mädchen und Jungen völlig in Bedrängnis: Sie möchten, dass die Übergriffe aufhören, dürfen aber nicht darüber sprechen. Außerdem wissen die Betroffenen, wenn sie über den sexuellen Missbrauch sprechen,

verlieren sie auch den "lieben" Teil des Täters. Für manche ist er/sie der Einzige, der sich wirklich um sie kümmert. Das heißt, es gilt auch zu überlegen, wie kann ich die Übergriffe noch aushalten – mache Opfer haben daher gelernt, in den Situationen zu dissoziieren. Ihr Körper wird missbraucht, aber sie tauchen in Gedanken ab.

Oft versuchen Kinder, sich ohne Worte Hilfe zu holen, machen zu „unpassenden“ Gelegenheiten – zwischen Tür und Angel versteckte Andeutungen. Da die Umwelt diese Signale überhört oder nicht versteht, machen die Opfer die Erfahrung, dass sie in ihren Nöten nicht ernst genommen werden. Sexueller Missbrauch stellt das Opfer im wahrsten Sinne des Wortes bloß und verletzt die Schamgrenzen des Kindes. Betroffene Mädchen und Jungen schämen sich für die ihnen zugefügte Verletzung, für den Täter und vor allem für sich selbst.

Diese Schamgefühle rühren auch daher, dass das Reden über Sexualität und über sexuellen Missbrauch in unserer Gesellschaft noch immer zu den Tabuthemen gehört. Auch trägt eine unterschwellig opferfeindliche gesellschaftliche Haltung – Opfer als synonym für schwach/nicht dazugehörend – dazu bei, dass die Betroffenen sich selbst geschändet fühlen – sie fühlen das Schandmal des Opfer-Seins auf ihrer Stirn.

Bei Jugendlichen gilt das Wort „Opfer“ als Schimpfwort/Beleidigung erster Güte. Über erlebten sexuellen Missbrauch zu sprechen fällt Mädchen und Jungen schwerer als z.B. über erlebte schlagende Gewalt, denn sie glauben, sie hätten sich eine „abartige Sexualität gefallen lassen“. Oft möchten sie vor Scham im Boden versinken, besonders, wenn der Körper anders reagiert als das Gefühl

und sie während des Missbrauchs eine sexuelle Erregung verspürten. Die Hilfesuche des Opfers wird durch die Scham erschwert. Auch wenn Kinder und Jugendliche ihren ganzen Mut zusammennehmen und von ihren belastenden Erlebnissen erzählen, wird ihnen häufig nicht geglaubt. Aus der Sicht der Mädchen und Jungen behalten die Täter somit Recht. Betroffene Mädchen und Jungen fühlen sich oft einsam, ohnmächtig und von der ganzen Welt im Stich gelassen. Das für ein Kind normale Vertrauen in andere Menschen verschwindet und macht einem breiten Misstrauen Platz. Völlig resigniert verharren Kinder in einer ständig wachsenden Angst vor weiteren Übergriffen. Diese Angst breitet sich zudem auf andere Bereiche des täglichen Lebens aus und schwächt das Selbstvertrauen.

Und doch: Diese Gefühle und Gedanken sind oft nicht auf den ersten Blick erkennbar, es kann also durchaus sein, dass Betroffene trotz allem in einer Peergruppe integriert sind oder ihr Abitur mit einem Durchschnitt von 1,8 machen.

Sexuelle Gewalt gegen Jungen

Jungen als Opfer sexueller Gewalt waren lange Jahre nicht im Blick der (Fach-) Öffentlichkeit. Doch oft missbrauchen Täter mehrere Kinder parallel, wobei Mädchen als Opfer eher erkannt und Jungen schnell übersehen werden. Dementsprechend herrscht auch in den Köpfen der meisten Jungen vor, dass sexueller Missbrauch nur Mädchen betrifft. Die Opferrolle lässt sich für Jungen nicht mit dem eigenen Selbstbild vereinbaren, in dem Stärke, Kontrolle und Überlegenheit eine große Rolle spielen. Dieses Selbstbild ist Ergebnis



der gängigen Vorstellungen, wie ein Junge zu sein hat.

Gerade Jungen, die dieses traditionelle Jungenbild verinnerlicht haben, nach dem ein Junge nicht schwach sein darf, bringen sexuelle Übergriffe durch eine erwachsene Person völlig aus der Fassung. Sexueller Missbrauch ist für Jungen sehr verwirrend. Sie wissen nicht genau, was passiert, sie ekeln sich, haben Angst oder Schmerzen, verlieren die Kontrolle und fühlen sich ohnmächtig. All das darf einem Jungen angeblich nicht passieren. Gleichzeitig mögen sie den Missbraucher/die Missbraucherin, sie sind mit ihm oder ihr gerne zusammen. Einige Jungen, die sexuell missbraucht werden, haben eine Erektion, denn auch in Angstreaktionen reagiert der Körper manchmal mit einem erigierten Penis.

Das heißt nicht, dass der Junge den sexuellen Missbrauch will oder gar genießt, doch der Täter nutzt diese körperliche Reaktion, um dem Jungen aktives Mitmachen und Lust einzureden und zu unterstellen. Gegen diese „körperlichen Beweise“ hat der Junge keine Argumente und der Täter zieht die Geheimnis-Schlinge des „Du hast doch selber Spaß daran, das ist jetzt unser Geheimnis“ zu.

Viele Jungen tun alles, damit niemand ihre Not merkt. Dabei geht es ihnen oft schlecht. Sie wollen, dass der Missbrauch aufhört, aber wissen nicht, was sie machen sollen. Die meisten Jungen denken, dass sie alles im Griff haben müssen und trauen sich deshalb nicht, sich Hilfe zu holen. Doch haben sie viele Fragen und wissen nicht, wie es weitergehen soll. Da der Täter häufig ein männlicher Jugendlicher oder ein Mann ist und in einer scheinbar intak-

ten Beziehung mit einer Frau lebt, fragt sich der Junge: „Bin ich etwa schwul, dass der sich von mir reizen lässt?“ Diese Ängste machen es für den Jungen noch schwerer, sich Hilfe zu holen, denn auch Homosexualität ist ein Tabu, über das viele Erwachsene noch immer Schwierigkeiten haben zu sprechen.

Wenn Mädchen und Jungen von einer Frau missbraucht werden

Jungen, die durch Frauen missbraucht werden, deuten die ihnen zugefügte sexuelle Gewalt häufig als „Einführung in die Liebe“ um. Sie prahlen dann damit, dass sie schon als 10-jährige mit einer erwachsenen Frau geschlafen hätten. Dies ist für sie leichter, als sich einzugestehen, dass sie sexuell ausgebeutet wurden.

Bei Mädchen ist der Missbrauch durch Frauen noch weniger mittelbar als der Missbrauch durch Männer. Da dies gesellschaftlich noch mehr tabuisiert ist, glauben die Betroffenen, dass ihnen *das* überhaupt nicht geglaubt wird. In Beratungssituationen werden Übergriffe durch Frauen zunächst verschwiegen, um zu testen, ob die Beratungsbeziehung auch tragfähig genug ist. Tatsache ist, dass Frauen ebenso missbrauchen wie Männer, genauso strategisch vorgehen, die Handlungen sind ebenso gravierend und die Betroffenen schädigend. Wir wissen zu wenig über die Motive, warum Frauen missbrauchen, da sich die Forschung bei Fragestellungen Frauen betreffend eher zurückhält.

Mädchen und Jungen, deren sexueller Missbrauch mittels digitaler Medien dokumentiert wurde

Das Gefühl der Erniedrigung und Beschämung der Opfer steigt mit der fil-

mischen Dokumentation der sexuellen Ausbeutung. Im Unterschied zu den Opfern sexueller Gewalt ohne Dokumentation bedeutet das digitale Festhalten der sexuellen Ausbeutung für die Opfer, dass der Missbrauch niemals endet. Betroffene leben bis ins Erwachsenenalter in der berechtigten Angst, dass das Film- und Bildmaterial noch im Umlauf ist und jemand sie erkennt. Jeder Mensch, dem sie begegnen, könnte die Aufnahmen gesehen haben. Einmal ins Internet gestellt, sind die Daten nicht mehr rückrufbar. Es gibt keine Möglichkeit der Kontrolle, auf welchen Computer irgendwo in der Welt die Daten kopiert werden.

Signale betroffener Kinder und Jugendlicher

Nicht alle Mädchen und Jungen, die sexuellen Missbrauch erleben, zeigen Verhaltensauffälligkeiten. Nur selten liegen körperliche Spuren vor, die zweifelsfrei auf sexuelle Gewalt hindeuten. Genauso wenig gibt es eindeutige Verhaltensänderungen, die anzeigen, dass ein Kind sexuell missbraucht wird. Wenn sich ein Kind plötzlich anders verhält als gewohnt, sich z.B. von Freundinnen und Freunden zurückzieht, von einem Augenblick auf den anderen aggressiv wird, Alpträume hat, keine Lust mehr auf seine Lieblingsspeisen oder Hobbys hat, ist das ein Zeichen dafür, dass es bedrückt ist und irgendetwas mitteilen möchte. Diese Verhaltensänderungen, die von Bezugserwachsenen auch immer mit Sorge wahrgenommen werden, können verschiedene Ursachen haben: z.B. die entwicklungsbedingte Trotzphase, der Schulwechsel, Pubertät, der Tod eines geliebten Großelternteils, Trennung der

Eltern ... Da sexueller Missbrauch aber als Teil des eigenen Lebens so fern ist, wird an diese Möglichkeit meist nicht gedacht. Um herauszufinden, was los ist, muss ich mir die Zeit nehmen und mit dem Kind ins Gespräch kommen.

Oft machen Mädchen und Jungen, die sexuell missbraucht werden, versteckte Andeutungen. Sie haben plötzlich keine Lust mehr, zum Training zu gehen, mit dem Nachbarn zu spielen und übers Wochenende zum Onkel zu fahren, macht auch keinen Spaß mehr.

Werden ihre Anliegen übergangen und sie trotzdem zum Training oder zum Onkel geschickt, verlässt Mädchen und Jungen häufig der Mut, sich mit ihren eigentlichen Kümernissen anzuvertrauen. Wird dagegen genauer nachgefragt, was hinter der Lustlosigkeit steckt, erhalten Jungen und Mädchen eher die Möglichkeit, sich zu öffnen.

Was Opfer brauchen

Opfer brauchen Erwachsene, die sich vorstellen können, dass ein ihnen anvertrautes Kind oder Jugendlicher sexuell missbraucht werden könnte. Je offener, interessierter und gesprächsbereiter Erwachsene sind und je mehr sie dem Kind/Jugendlichen seine eigene Meinung und Bewertung zugestehen, desto leichter fällt es Kindern und Jugendlichen, ihre belastenden Geheimnisse zu offenbaren. Es gibt mittlerweile eine Vielzahl von pädagogischen Materialien, die helfen, ins Gespräch zu kommen.

Opfer brauchen Erwachsene, die verstehen

Verhaltensweisen, die oft für Erwachsene nicht nachvollziehbar oder gar störend sind, können eine Strategie des



Kindes sein, sich mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln gegen den Missbrauch zu wehren. Wenn ein Kind z.B. aufhört sich zu waschen, hofft es darauf, dass der Täter es in Ruhe lässt. Seine Umgebung wird darauf eher gereizt reagieren und alles daran setzen, dass sich das Kind wieder wäscht. Auch wird es von der Umwelt kritisch beäugt, wenn sich ein Mädchen mit mehreren Kleidungsschichten ins Bett legt oder ein Junge die Zimmertür mit seinen Dinosaurierfiguren verbarrikadiert. Zwar lässt sich der Täter/die Täterin von diesen Widerstandsformen i.d.R. nicht abschrecken, doch bieten sie die Möglichkeit, dass eine Bezugsperson auf das Verhalten aufmerksam wird. Auch müssen Erwachsene die Ambivalenz der Betroffenen verstehen. Sie wollen, dass der Missbrauch beendet wird, aber häufig hängen sie nach wie vor an dem „guten“ Teil des Täters und wollen ihn erhalten und ihm auch nicht schaden.

Opfer brauchen Erwachsene, die Ruhe bewahren können

Bevor zu schnell interveniert wird, sollten sich Erwachsene selber Hilfe holen. Es ist nicht leicht auszuhalten, an sexuellen Missbrauch zu denken und die komplexe Dynamik zu erfassen. Ein Gespräch in einer Beratungsstelle gibt Raum, alle Eindrücke zu sortieren und Handlungsschritte zu planen, um den Missbrauch zu stoppen.

Opfer brauchen Nachsorge

Nicht alle Opfer von sexueller Gewalt brauchen sofort therapeutische Hilfe. Dies ist jedoch professionell abzuklären, so dass auf jeden Fall eine Opferberatungsstelle hinzugezogen werden sollte.

Die Folgen für das Opfer hängen u.a. damit zusammen, wie lange der sexuelle Missbrauch andauerte, in welcher Beziehung die missbrauchende Person stand, wie „gravierend“ die Handlungen waren und empfunden wurden, wie „opferschonend“ die Aufdeckung war, wie unterstützend das Umfeld reagierte. Es ist durchaus möglich, dass Kinder nach gestopptem Missbrauch keine therapeutische Unterstützung brauchen. Sollte der Missbrauch jedoch durch Erlebnisse aktualisiert werden (z.B. in der Pubertät), kann es durchaus sein, dass sie (selbst-)schädigende Verhaltensweisen entwickeln und therapeutische Unterstützung benötigen. Sollte es zu einem Prozess kommen, müssen die Opfer durch sozialpädagogische Prozessbegleitung und Nebenklage unterstützt werden.

Wenn der Missbrauch gestoppt ist, brauchen Opfer neben der nötigen empathischen Unterstützung und der Möglichkeit über das Erlebte zu sprechen auch Erwachsene, die erkennen, wann es an der Zeit ist, dass auch wieder der „normale Alltag“ einkehrt. Eine Reduzierung der Wahrnehmung der Betroffenen auf den „Opferstatus“ schwächt und behindert die Weiterentwicklung. Ziel muss sein, die Verletzung gut zu behandeln, damit sie gut und zügig verheilt und möglichst keine Narben zurück bleiben. Der Missbrauch ist Teil der Lebensgeschichte eines Menschen, die letztendlich jedoch viel umfassender ist.

Opfer brauchen Erwachsene, die hinschauen und eingreifen

Immer öfter erleben Kinder und Jugendliche durch noch nicht erwachsene Täter sexuellen Missbrauch. Manchmal handelt es sich dabei um Kinder im Kindergarten- oder Grundschulalter.

Hier braucht es Erwachsene, die auch dies ernst nehmen und übergreifigen Mädchen und Jungen deutliche Grenzen setzen. (Abgesehen davon brauchen auch die grenzverletzenden Kinder und Jugendlichen Hilfe.)

Auch die digitalen Medien haben Möglichkeiten geschaffen, die von ihren Usern genutzt werden, um andere sexuell zu belästigen. Betroffene brauchen Erwachsene, die sich mit der neuen Technologie auskennen, mit den Kindern und Jugendlichen über ihre Erfahrungen mit den Neuen Medien sprechen und ggf. eingreifen können.

Was kann eine Institution tun?

Kinder brauchen sichere Institutionen, in denen sie nicht Opfer werden.

Erarbeitung eines Präventionskonzepts

Kinder und Jugendliche sollten altersangemessen über „sexuellen Missbrauch“ informiert werden. Bei jungen Kindern kann es ausreichen, zu benennen, dass es Erwachsene gibt, die Kinder gegen ihren Willen küssen oder sie an Scheide oder Penis anfassen wollen. Dann dürfen die Kinder NEIN sagen, weglaufen und sich Hilfe holen – und zwar unabhängig davon, welche Person das versucht. Es gibt mittlerweile für jede Altersgruppe geeignetes Präventionsmaterial, für Kindergarten- und Grundschulkinder genauso, wie auch für Kinder von weiterführenden Schulen, die dann zusätzlich über „sexualisierte Anmache“ mittels Digitaler Medien informieren.

Außerdem können Selbstbehauptungskurse oder Theaterstücke unterstützen. Wichtig ist, dass es sich nicht um eine

einmalige Veranstaltung handelt. Kinder lernen über Wiederholung – nicht nur kognitiv, sondern vor allem auch über das emotionale Erleben.

Neben den Inhalten sollten die Stärkung der Persönlichkeit und die Benennung von Handlungsmöglichkeiten im Mittelpunkt stehen. Auch Anlaufstellen sollten benannt werden. Prävention, die Angst macht, ist nicht zielführend.

Erstellung eines Konzepts zum Umgang bei sexuellem Missbrauch durch Mitarbeiter/innen

Institutionen sollten Verfahren erarbeiten, in denen für die Mitarbeiter/innen Handlungsanweisungen benannt werden, was zu tun ist, wenn der Verdacht besteht, ein ihnen anvertrautes Kind werde von einem Mitarbeiter/ einer Mitarbeiterin der Institution sexuell missbraucht. Dieses Konzept sollte folgende Themen behandeln:

- Nennung eines/r Beauftragten
- Festlegung der Aufgaben
- Festlegung der Kompetenzen
- Wann er/sie einzuschalten ist
- Vertrauensperson für das Opfer
- Ansprechpartner für den/die mutmaßliche/n Täter/in
- Welche Stellen wann zu informieren sind
- Wie das Opfer versorgt wird (therapeutisch, beraterisch, ggf. Prozessbegleitung, Rechtsanwalt)
- Was mit dem/der mutmaßlichen Täter/in geschieht (Suspendierung, juristische Implikationen)
- Welche Unterstützung das Kollegium/Team bekommt
- Welche Unterstützung die andern Kinder/Jugendlichen bekommen etc.

Alle Schritte sollten zuallererst dem Opferschutz verpflichtet sein!



Erweiterung der Kenntnisse zu „sexuellem Missbrauch“ des Kollegiums/
Teams

Eine sichere Einrichtung braucht Mitarbeiter, die Grundlagenkenntnis zum Thema „sexueller Missbrauch“ haben (Zahlen, Täterstrategien, Prävention). Darüber hinaus sollten mindestens zwei Ansprechpersonen fundierte Kenntnisse besitzen (Auswirkungen auf das Opfer, Gesprächsführung, sexualisierte Gewalt durch die Digitalen Medien). Neben qualifizierter, mehrtägiger Fortbildung, die auch Einheiten des emotionalen Lernens beinhalten sollte, braucht das Kollegium Unterstützung durch externe Supervision, in der in geschützter Atmosphäre über Themen wie „Distanz und Nähe“, Befürchtungen und eigene Grenzen im Umgang mit dem Thema gesprochen werden kann. Unabdingbar ist externe Supervision, wenn es zu Übergriffen durch einen Kollegen gekommen ist.

Es braucht eine klare, informierte,
mutige Leitung!

Um diese Schritte in der Institution zu verankern, braucht es eine Leitung, die dieses Thema aktiv setzt und fort-schreibt. Um zu verhindern, dass ein erarbeitetes Konzept in der Schublade landet, ist es wünschenswert, dass das Team/Kollegium, die Jugendlichen und auch die Eltern je nach Möglichkeit an der Entwicklung einer „sicheren Institu-tion“ mitarbeiten. Dies kann sich sogar auf die Verschönerung der Räumlich-keiten beziehen.

Sexualisierte Gewalt ist Teil unserer Gesellschaft, es wird sie immer geben. Je aktiver wir mit dem Thema umgehen, desto mehr tragen wir dazu bei, dass Kinder und Jugendliche informiert sind, sich möglichst zur Wehr setzen, sich Hilfe holen und diese auch bekommen und damit nicht Opfer von sexuellen Übergriffen werden.

»Um wachsen zu können,
sind Kinder darauf angewiesen,
dass ihr Wunsch nach
Sicherheit und Schutz
nicht enttäuscht wird.«

Annette Haardt-Becker

Aus dem Vatikan

Vatikan verschärft Strafen bei sexuellem Missbrauch

Der Vatikan hat die Kirchengesetze zur Ahndung sexuellen Missbrauchs durch Geistliche verschärft und erweitert. Die Anfang Juli veröffentlichten Normen der Glaubenskongregation, die seit 2001 für die Untersuchung von Missbrauchsfällen zuständig ist, ermöglichen eine umfassendere Verfolgung einschlägiger Straftaten innerhalb der katholischen Kirche. Die Verjährungsfrist für sexuellen Missbrauch, die bisher zehn Jahre nach Erreichen der Volljährigkeit des Opfers betrug, beträgt nun 20 Jahre. Eine vollständige Aufhebung der Frist ist auf Antrag weiterhin möglich. Auch Besitz und Verbreitung von Kinderpornografie und der sexuelle Missbrauch von geistig Behinderten fallen nun unter die neuen „Normae de gravioribus delictis“ (Normen über schwerwiegende Delikte). Für die Missbrauchsfälle sind beschleunigte Gerichtsverfahren vorgesehen. An Prozessen dieser Art können erstmals nicht-klerikale Richter beteiligt werden. Die Römische Glaubenskongregation wird durch die neuen Normen für viele Verfahren als oberster Kirchengengerichtshof mit erweiterten Zuständigkeiten formal bestätigt. Der päpstlichen Maßgabe nach Transparenz entspricht die erstmalige Publizierung der Vorschriften. Für die zügige Entlassung eines Priesters aus dem Klerikerstand schreiben die neuen Regeln die bisherige Praxis der Glaubenskongregation erstmals gesetzlich fest. Demnach kann die Vatikanbehörde

diese schwerste Strafe des Kirchenrechts auch ohne Gerichtsverfahren auf dem Verwaltungsweg verhängen. Zudem kann ein Missbrauchsfall auch direkt dem Papst vorgelegt werden, der einen Priester ebenfalls ohne Gerichtsverfahren von dessen Vollmachten entheben kann. Die neuen Normen beziehen sich nicht nur auf Missbrauchsfälle, sondern betreffen auch schwerwiegende Straftaten gegen Glaube und Sakramente. Für Verstöße waren seinerzeit schon die schwersten kirchlichen Disziplinarstrafen vorgesehen. Im November 2002 erteilte Johannes Paul II. die Vollmacht, in begründeten Einzelfällen von der Verjährungsfrist abzusehen, um auch länger zurückliegende Fälle behandeln zu können. Im April dieses Jahres veröffentlichte der Vatikan zudem eine „Verständnishilfe“ zur Vorgehensweise der Glaubenskongregation bei Fällen sexuellen Missbrauchs. (kna)

Redemptorist ist neuer Sekretär der Religiosenkongregation

P. Joseph William Tobin CSsR ist Anfang August zum neuen Sekretär der für Orden und Säkularinstitute zuständigen Religiosenkongregation ernannt worden. Der US-amerikanische Redemptorist trat die Nachfolge des italienischen Franziskaner-Minoriten Gianfranco Agosto Gardin OFM Conv. an, der im Dezember 2009 zum Erzbischof der norditalienischen Erzdiözese Treviso ernannt worden war. Mit der Ernennung zum Kongregationssekretär

erhielt Tobin den Rang eines Erzbischofs. Der 1952 in Detroit geborene Redemptorist ist seit 1991 in Rom tätig, wo er zunächst als Konsultor des Generaloberen seines Ordens wirkte. Von 1997 bis 2009 war Tobin Generaloberer des Redemptoristenordens und gehörte in dieser Eigenschaft auch einem Rat für die Beziehungen zwischen der Religiösenkongregation und der Internationalen Union der Generaloberen (USG) an. Im Juni dieses Jahres hat der Heilige Vater P. Tobin gemeinsam mit P. Gero McLoughlin SJ mit der Apostolischen Visitation der Männerorden Irlands in Zusammenhang mit Vorwürfen sexuellen Missbrauchs betraut. Präfekt der Religiösenkongregation ist der slowenische Kardinal Franc Rodé. Er vollendet im September 2010 das 76. Lebensjahr und hat damit die Pensionsgrenze von 75 Jahren bereits überschritten.

Benedikt XVI. beruft Ordensgeistliche in vatikanische Leitungsgremien

Mit der Ende Juni 2010 erfolgten Ernennung von Kardinal Marc Ouellet PSS zum neuen Präfekten der Bischofskongregation und Enricos dal Covolo SDB zum neuen Präsidenten der Lateran-Universität hat Papst Benedikt XVI. zwei Ordensgeistliche in hohe Positionen des Vatikans berufen. Der Kanadier Ouellet ist Mitglied im Sulpizianerorden und war zuvor Erzbischof von Québec. In der Leitung der Bischofskongregation löst er den italienischen Kardinal Giovanni Battista Re ab, der aus Altersgründen sein Amt abgab. Dal Covolo ist Salesianer Don Boscós und war zuvor Professor für griechische

Literatur der Alten Kirche an der ordenseigenen Hochschule in Rom. In diesem Jahr war er mit der Durchführung der Fastenexerzitien für Papst Benedikt betraut. Die Katholische Nachrichtenagentur bewertet die Ernennungen als konsequente Fortführung der Personalpolitik Benedikts, der „auffallend häufig“ Ordensleute in Führungsgremien berufe, da er ihnen offensichtlich große Wertschätzung entgegenbringe.

Rat für Neuevangelisierung nimmt erste Formen an

Die Ende Juni von Papst Benedikt XVI. angekündigte Errichtung eines Rates für die Neuevangelisierung der westlichen Welt schreitet voran. Als Leiter wurde der italienische Erzbischof Rino Fisichella bestimmt, der zuvor das Amt des Rektors der päpstlichen Lateran-Universität bekleidete und zudem als Vorsitzender die päpstliche Akademie für das Leben leitete. Das neue vatikanische Ministerium soll sich um Neuaufbrüche des Glaubens in Ländern mit alter christlicher Kultur, die von einem Prozess fortschreitender Säkularisierung betroffen sind, bemühen: Dazu zählen in erster Linie Europa, aber auch Nordamerika und die ehemaligen Gebiete des Ostblocks. Benedikt XVI. begründete diesen Schritt im Anschluss an seine Pastoralreise nach Tschechien mit dem Hunger der Menschen nach Gott: Obgleich Gott vielen Menschen in diesen Erdteilen mittlerweile fremd erscheine, spürten sie eine Sehnsucht nach Gott, die entfaltet werden müsse. Der neue päpstliche Rat wird in enger Kooperation mit dem vatikanischen Kulturrat agieren: Diese Behörde ist 1993 mit dem Zweck des Dialogs und

der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der zeitgenössischen post-modernen Kultur errichtet worden. Eine ihrer Vorgängerinstitutionen war das „Sekretariat für die Nichtglaubenden“.

(dok/kna)

De Paolis vatikanischer Delegat für Legionäre Christi

Mit der geistlichen und organisatorischen Neuausrichtung der Gemeinschaft der Legionäre Christi hat Papst Benedikt XVI. den italienischen Erzbischof Velasio de Paolis CS betraut. Der derzeitige Präfekt der vatikanischen Güterverwaltung wurde Anfang Juli 2010 zum Sonderdelegaten ernannt. De Paolis, Jahrgang 1935, stammt aus der südlich von Rom gelegenen Provinz Latina und trat 1958 dem Orden der Missionare vom heiligen Karl Borromäus (Congregatio Scalabrina) bei. Seit 1971 ist der Kirchenrechtler als Professor in Rom tätig, u. a. an den päpstlichen Universitäten Gregoriana und Urbiana. Nach Abschluss des Revisionsprozesses, der keine zeitliche Begrenzung vorsieht, werde ein Generalkapitel des Ordens einzuberufen sein, teilte der Heilige Stuhl mit. Die Legionäre Christi reagierten mit Zustimmung auf die Ernennung de Paolis.

(dok/kipa/lc)

Papst Benedikt XVI. bezeichnet Mission als allgemeine Aufgabe

In seiner vorab veröffentlichten Botschaft zum Weltmissionssonntag am 24. Oktober bezeichnet Papst Benedikt XVI. die Mission als Aufgabe eines jeden Christen. Mission sei nicht wenigen Getauften vorbehalten, sondern individuelles Zeichen für die Lebendigkeit

der Kirche. Benedikt warnt zugleich vor einer Vereinsamung gewisser Gruppen in der heutigen multiethnischen Gesellschaft: Für die soziale Einheit müssten sich alle Gläubigen aktiv einsetzen. Dies gelinge, indem die Botschaft Jesu innerhalb der kirchlichen Lehre den jeweiligen Gegebenheiten einer Kultur angepasst werde. Allen aktiv in der Mission Tätigen dankte der Papst für ihre wertvolle Arbeit.

(dok/kna)

Benedikt XVI. betrachtet das Priesteramt zum Abschluss des „Annus Sacerdotalis“

Über 9.000 Priester aus 91 Ländern feierten Anfang Juni den Abschluss des von Benedikt XVI. ausgerufenen Priesterjahres („Annus Sacerdotalis“). Der Papst nutzte diese Gelegenheit, um die drei priesterlichen Hauptaufgaben - lehren, heiligen und leiten - zu entfalten. Er erinnerte in einer Generalaudienz, die er Ende Juni zum selben Thema hielt, neben dem Patron des Priesterjahres, dem heiligen Pfarrer von Ars, an den heiligen Giuseppe Cafasso. Dieser war über 25 Jahre lang Beichtvater und geistlicher Begleiter Don Boscos. Der Ordensgründer selbst habe betont, dass er bei Cafasso gelernt habe, was es heißt, Priester zu sein. Papst Benedikt hob in seiner Betrachtung insbesondere den gelebten Glauben Cafassos hervor. Dieser habe keinen nur intellektuellen Zugang zum Glauben gehabt, sondern sich in tiefem Gottesvertrauen in den kleinen Dingen des Alltags geheiligt.

(dok/rv)



Aus der Weltkirche

Internationales

Vom 7. bis 11. Mai 2010 kamen in Rom 800 Generaloberinnen zur Vollversammlung der Internationalen Union der Generaloberinnen (UISG) zusammen. Im Anschluss an das Plenum wählte der Rat der Delegierten ein neues Leitungsgremium. Präsidentin für die Wahlperiode 2010-2013 ist *Sr. Mary Lou Wirtz FCJM* aus den USA. In den Vorstand wurde auch die aus Deutschland stammende Generaloberin der Steyler Missionarinnen, *Sr. Maria Theresia Hörnemann SSsP* (Rom), gewählt. Delegatin für Deutschland ist *Sr. Dr. Anneliese Herzig MSsR*.

Vom 14. bis 19. Mai fand in Rom die Vollversammlung der „Dominican Sisters International“ (DSI) statt. Etwa 120 Schwestern aus der ganzen Welt beschäftigten sich mit dem Thema „Die Zukunft gestalten mit Realismus, Mut und Hoffnung“. Die Versammlung beschloss, als DSI bei den Vereinten Nationen vertreten sein zu wollen. Anlass hierfür waren die Berichte verschiedener Schwestern aus Krisengebieten (Nord-Nigeria, Pakistan, Zimbabwe, Irak, Kongo, Indien, Haiti). Aus jedem Kontinent war im Rahmen der Tagung eine junge Schwester eingeladen, die Sichtweise der Jüngeren ihres Kontinentes zum Tagungsthema vorzustellen. Die jungen Schwestern beeindruckten durch ihren Realismus, aber auch ihren Optimismus. Die Zahl der Berufungen nimmt, mit wenigen

Ausnahmen, in der ganzen Welt ab. Das führte die Tagungsteilnehmerinnen zu der Frage, „ob wir in unserem Zeugnis noch überzeugend sind. Wie leben wir die ‚vier Säulen‘ des dominikanischen Lebens: Kontemplation, Gemeinschaft, Studium und Verkündigung?“ Koordinatorin des DSI für Europa ist die Provinzoberin der Dominikanerinnen von Bethanien, *Sr. Sara Böhmer OP*. Sie wurde für eine weitere Amtszeit wiedergewählt. (Mit Material aus Sichtwechsel 2/2010)

Irland

Die irische Regierung fordert 18 Ordensgemeinschaften auf, weitere 200 Millionen Euro aufzubringen. Mit dem Geld sollen kirchliche Missbrauchsoffer entschädigt werden, erklärte Ministerpräsident Brian Cowen am 23. Juni 2010. Ebensoviele Geld will auch die Regierung selbst für Entschädigungen bereitstellen. Insgesamt sollen 14.500 Iren entschädigt werden, die als Kinder oder Jugendliche an einer kirchlichen Einrichtung zum Opfer von Missbrauch, Gewalt oder Schikanen wurden. 2002 hatten sich die Ordensgemeinschaften bereiterklärt, 128 Millionen Euro für Entschädigungen aufzubringen; Anfang 2010 kamen fast 350 Millionen Euro von ihrer Seite hinzu. (rv/apic)

Schweiz

Die Generalversammlung der Ordensoberinnen der deutschsprachigen

Schweiz und Liechtensteins (VONOS) hat am 19. April 2010 einen neuen Vorstand bestimmt. Für eine Amtszeit von drei Jahren wurden *Sr. Eugenia Jörger OP* als Präsidentin und *Sr. Marie-Ruth Ziegler* (Schwestern von der Göttlichen Vorsehung) als Vizepräsidentin gewählt. Neue Generalsekretärin ist *Sr. Armina Maissen OP*.

Der Londoner Architekt Sir Norman Foster baut das ehemalige Kapuzinerkloster Stans im Kanton Nidwalden um. Der Kapuzinerorden hatte das Kloster im Jahr 2004 nach 422 Jahren aufgeben müssen. Nun beauftragte das Pharmaunternehmen Mondobiotech Foster, der unter anderem die Kuppel des Berliner Reichstags errichtete, mit einer Anpassung der klösterlichen Räume an die neuen Bedürfnisse. Behutsam will der englische Architekt die Baustruktur erhalten: Die Bibliothek, das Refektorium und die Klosterzellen sollen ihre ursprüngliche Erscheinung bewahren. Einen Einblick in seine Arbeiten gewährt Foster am Europäischen Tag des Denkmals, der in diesem Jahr am 11. September begangen wird. (dok/nzz)

Das Kloster Einsiedeln fürchtet nach einem schweren Unwetter am 22. Juli Schäden in Höhe von mehreren hunderttausend Euro. Es seien unter anderem Figuren und Kreuze auf dem Dach der Klosterkirche sowie die Kupferhelme auf den beiden Kirchtürmen beschädigt worden, sagte Klostersprecher Alois Kurmann Ende Juli auf Anfrage der Katholischen Nachrichtenagentur. Auch seien 270 Fenster zerschlagen worden, was alleine mit mehr als 600.000 Franken (umgerechnet knapp 440.000 Euro) zu Buche schlage. Verschont seien

hingegen die wertvollen Kirchenfenster geblieben, die durch Gitter geschützt sind. Eine genaue Bezifferung der Schäden ist laut Kurmann derzeit noch nicht möglich. Die Kosten dürften jedoch von der Versicherung übernommen werden. (kna)

Österreich

Nach umfangreichen Sanierungsarbeiten, die Ende Juni 2010 abgeschlossen wurden, präsentiert sich das Studienhaus St. Benedikt der Benediktiner in Salzburg in neuem Glanz. In dem mitten in der Altstadt gelegenen Bildungszentrum wohnen traditionell monastisch lebende Ordensleute aus dem deutschen Sprachraum und darüber hinaus, die an den Salzburger Universitäten studieren. Das Haus beherbergt zurzeit 19 Studenten. Aus Deutschland stammten neben Rektor P. Paulus Koci OSB im vergangenen Studienjahr vier Benediktiner. Im Rahmen der Renovierung des 1926 im Bauhausstil errichteten Gebäudes ist ein Gästehaus entstanden, das Besuchern modernste Unterkunftsmöglichkeiten bietet. (osb)

Am 7. Juni 2010 hat das Präsidium der Vereinigung der Frauenorden Österreichs (VFÖ) *Sr. Cordis Feuerstein OP*, Dominikanerin des Klosters Marienberg in Bregenz, zur neuen Generalsekretärin bestimmt. Nachdem die Position ein Jahr lang unbesetzt war, soll *Sr. Cordis* zum 1. September 2010 ihr neues Amt antreten.

P. Christian Feuerstein O.Cist., Gründungsprior des Zisterzienserklosters in Bochum-Stiepel und bislang Prior des Stiftes Heiligenkreuz, ist neuer Abt des Zisterzienserstiftes Rein in der Steier-



mark. Der Konvent des 1129 gegründeten Stiftes wählte den gebürtigen Vorarlberger Anfang Juni 2010 zu seinem neuen Vorsteher. P. Christian, geboren 1958, wurde 1988 seitens des Stiftes Heiligenkreuz zur Filiationsgründung nach Bochum entsandt, wo er als Novizenmeister und Prior tätig war. 2004 kehrte er nach Heiligenkreuz zurück. Mit seiner Wahl wird er Abt der ältesten noch bestehenden Zisterzienserabtei, da das Gründungskloster Citeaux 1791 vom französischen Revolutionsregime enteignet wurde.

Belgien

Die Gemeinschaft der Schwestern Unserer Lieben Frau von Namur hat kostbare Goldschmiedearbeiten aus dem 13. Jahrhundert an die halböffentliche König-Baudouin-Stiftung übergeben. Bei den Kunstwerken handelt es sich um den so genannten „Schatz von Oignies“, 32 hauptsächlich liturgische Objekte aus dem 13. Jahrhundert. Das Werk zählt zu den „Sieben Wunderwerken Belgiens“, die 1978 erstmals zusammengestellt wurden. Es stammt größtenteils aus der Werkstatt des Mönches Hugo von Oignies, der in der gleichnamigen französischen Abtei tätig war. Nachdem die Abtei in den Übergriffen der Französischen Revolution zerstört worden war, gelangten die Kunstwerke 1818 in die Obhut der Ordensschwwestern in Namur. Da die Gemeinschaft die Pflege des „Schatzes von Oignies“ aus eigener Kraft nicht mehr bewältigen kann, entschied sich die Leitung zur Übergabe an die König-Baudouin-Stiftung. Diese verpflichtete sich zur Ausstellung der Werke im Museum für Alte Kunst in Namur. (kna)

Frankreich

Rund 70 ehemalige französische Priester und Ordensfrauen klagen laut Medienberichten gegen kirchliche Einrichtungen, um höhere Renten zu erzielen. Dabei gehe es vor allem um Geistliche, die vor dem Beitritt der Kirche zur Rentenversicherung schon beschäftigt worden seien, berichteten Zeitungen Anfang Juli 2010. Sie erhielten teilweise Renten zwischen 250 und 600 Euro. In fünf Fällen hätten Gerichte den Klägern bereits Recht gegeben. Im Dezember hatte eine Ordensfrau vor Gericht Schadensersatz in Höhe von 20.000 Euro erstritten. Die Französische Bischofskonferenz wurde mit den Worten zitiert, die Kritik sei ungerecht. Die Renten hingen nicht vom Wohlwollen der Diözesen oder Ordensgemeinschaften ab, sondern würden gemäß den Regeln der Sozialversicherung ermittelt.

(kna)

Deutschland/Italien/Indien

Eine lange verschollene Sanskrit-Grammatik aus dem 18. Jahrhundert ist bei einem Forschungsprojekt der Universität Potsdam wiederentdeckt worden. Der belgische Sprachwissenschaftler Toon Van Hal entdeckte die „Grammatica Grandonica“ der altindischen Sprache im italienischen Karmelitenkloster von Montecomprati, wie die Universität am 21. Juni 2010 bekannt gab. Das Lehrbuch stammt vom Jesuitenmissionar Johann Ernst Hanxleben. Bei seiner Missionstätigkeit im indischen Kerala hatte er Sanskrit erlernt. Sein Manuskript ist einer der frühesten sprachwissenschaftlichen Texte zum Sanskrit, einem der ältesten Zweige der indogermanischen Sprachfamilie. Es

dient Wissenschaftlern als Grundlage sprachhistorischer Untersuchungen der europäischen Sprachen. (kna)

Italien

Eine italienische Ordensfrau rückt in die Reihe der Finanzmagnaten ihres Landes ein. Sr. Giuliana Galli aus der Gemeinschaft des heiligen Giuseppe Cottolengo ist Ende Juni zur neuen Vizepräsidentin der Stiftung Compagnia di San Paolo ernannt worden. Die Stiftung ist größte Einzelaktionärin der Mailänder Bank Intesa San Paolo. Entsandt wurde die Ordensschwester von der Stadt Turin, die 2008 die Arbeit Gallis in der Betreuung von Flüchtlingen mit ihrer Berufung in den Aufsichtsrat der Stiftung honorierte. (kna)

Dänemark

Die Vorwürfe gegen die Äbtissin des Zisterzienserinnenklosters Sostrup, sie habe eine demente Mitschwester erfrieren lassen, sollen einer kircheninternen Untersuchung unterzogen werden. Anfang Juni 2010 berichteten dänische Zeitungen, Äbtissin Theresia Brenninkmeijer O.Cist., habe im Winter 1993 eine demente Mitschwester in den Klostergarten gesperrt, wo diese kurz danach erfroren sei. Wenige Wochen später gab die dänische Polizei die Einstellung der Ermittlungen bekannt: Die Vorwürfe hätten keine strafrechtliche Relevanz. Innerkirchlich wurden weiteren Untersuchungen angekündigt. Äbtissin Theresia stammt aus Deutschland; sie steht neben der Mutterabtei Sostrup Filialklöstern in Düsseldorf und Peru vor. (dok/kna)

Polen

Das historisch belastete Bild des Deutschen Ordens in Polen wandelt sich zum Positiven. Diese Einschätzung äußerte der Hochmeister des Deutschen Ordens, Bruno Platter, in einem Interview mit der polnischen katholischen Nachrichtenagentur KAI anlässlich des 600. Jahrestages der Schlacht von Grunwald, im deutschen Sprachraum auch Schlacht von Tannenberg genannt. Platter stelle zunehmend fest, dass der alte auf deutscher wie auf polnischer Seite konträr kultivierte und auf Missgunst aufgebaute Tannenberg-Mythos des 19. und 20. Jahrhunderts inzwischen „weitestgehend verblasst, ja größtenteils verschwunden“ sei. Der politische Missbrauch des Ordens – auf deutscher wie auf polnischer Seite – gehöre weitgehend der Vergangenheit an, betonte der Hochmeister. Bei der Auseinandersetzung am 15. Juli 1410 wurde dem damaligen Reich des Deutschen Ordens im ostpreußischen und baltischen Raum vom polnisch-litauischen Heer unter König Wladyslaw II. Jagiello eine entscheidende Niederlage zugefügt. (kap)

Ungarn

Zu einer Gedenkveranstaltung unter dem Motto „der abgehauene Baum grünt wieder“ haben die Vorsitzenden der ungarischen Ordensoberenkonferenzen Sr. Ágnes Sztrilich SSS und P. Dr. Asztrik Várszegi OSB am 12. Juni 2010 in die Emmerich Kirche in Budapest eingeladen. Ebenso wie in den kommunistischen Nachbarländern war es auch in Ungarn vor 60 Jahren zur Zerschlagung des Ordenslebens unter kommunistischer Herrschaft



gekommen. Im Sommer 1950 wurden rund 1.750 Ordensleute verhaftet und alle Orden aufgelöst. Nur 9 Klöster mit insgesamt 180 Ordensmännern und 60 Ordensfrauen durften weiterbestehen. Mehr als 12.000 Ordensleute verloren damals ihr Zuhause und ihre Gemeinschaften. In der Gedenkfeier, zu der rund 400 Ordensleute und Gläubige gekommen waren, erinnerten Repräsentanten verschiedener Ordensgemeinschaften, darunter auch selbst Betroffene, an die Ereignisse vor 60 Jahren. So berichtete eine Klausurschwester davon, wie es ihnen möglich war, während der 40 Jahre des Verbotes ohne Unterbrechung das gemeinsame Morgengebet im Verborgenen weiterzuführen. Eine andere Schwester sprach davon, dass in der Erfahrung der damaligen gegenseitigen Hilfe im Verborgenen eine Grundlage für das jetzige Gemeinschaftsleben liege. Jüngere Ordensleute drückten ihren Dank für die Treue und das vorbildliche Zeugnis ihrer Mitbrüder und -schwestern aus. Ihr Vorbild trage dazu bei, heute ebenso treu und beständig Jesus nachzufolgen. Dank wurde auch denen gegenüber geäußert, die nach der Wende 1989 aus dem Ausland zurückgekehrt seien, um beim Wiederaufbau der Orden ihre Erfahrungen einzubringen. Der Primas von Ungarn und Erzbischof von Esztergom-Budapest, Kardinal Péter Erdő, stand dem Festgottesdienst vor, mit der die Veranstaltung abschloss.

(zenit)

Russland / Deutschland

Die katholischen Bischöfe in Russland raten ihren Amtsbrüdern in Westeuropa, für die Präsenz von Kreuzen in den

Schulen zu kämpfen. „Wir verstehen natürlich die Lage der Religionsfreiheit und des Pluralismus in Europa“, schreibt der Vorsitzende der russischen Bischofskonferenz, Joseph Werth SJ, in einer Erklärung, über die Radio Vatikan am 21. Juni 2010 berichtet hat. „Aber religiöse Symbole wie das Kreuz sind nun einmal nicht nur Zeichen der christlichen Religion, sondern auch eines der wichtigsten Elemente der europäischen Identität.“ Aus der Zeit der kommunistischen Sowjetunion wüssten die Christen in Russland noch sehr gut, „was es bedeutet, wenn man traditionelle religiöse Symbole öffentlich zeigen kann“. Pluralismus könne doch nicht bedeuten, dass denjenigen Restriktionen auferlegt werden, „die im Einklang mit dem geistlichen und kulturellen Erbe unseres Kontinents leben wollen“, so der deutschstämmige Jesuit und Bischof im sibirischen Nowosibirsk. (sir)

Ukraine

Eine orthodoxe Ordensfrau ist Ende Juli 2010 in der Ukraine bei einem Anschlag getötet worden. Sie starb an den Folgen eines Sprengstoffattentats auf eine Kathedrale in der Ortschaft Saporoschje im Südosten der Ukraine. Bei dem Anschlag auf das Gotteshaus sind mindestens neun weitere Menschen verletzt worden.

Der Sprengsatz detonierte gegen 16.30 Uhr Ortszeit in einer Ecke der Kirche. Das berichtet der ukrainische TV-Sender „1+1“. Die Hintergründe des Anschlags waren bei Redaktionsschluss noch unklar. Die Kathedrale gehört zum Moskauer Patriarchat der russisch-orthodoxen Kirche. Als sich die Tat ereig-

nete, war der Moskauer Patriarch Kyrill I. gerade zu Besuch in Kiew. Der blutige Zwischenfall ereignete sich am letzten Reisetag des Moskauer Patriarchen. Der Besuch war heftig umstritten. Zuletzt war aber nicht klar, ob der Anschlag mit Kyrills Besuch im Zusammenhang steht. (kipa/pm/ria novosti/rv)

Turkmenistan

Die katholische Kirche Turkmenistans ist vom Staat offiziell anerkannt worden. Das berichtete Radio Vatikan am 16. Juli 2010. Für die kleine katholische Gemeinde des zentralasiatischen Staates mit etwa 100 Gläubigen ist diese offizielle Anerkennung „ein entscheidender Schritt in der Geschichte der Kirche in diesem Land“ erklärte der Obere der Missio sui iuris in Turkmenistan, P. Andrzej Madej OMI, gegenüber dem fides-Dienst. Er erhielt bereits im März dieses Jahres eine erste entsprechende Mitteilung des turkmenischen Justizministeriums und des staatlichen „Rates für die Religionen“. Mit der offiziellen Anerkennung sei der katholische Kirche nun eine „öffentliche Präsenz“ erlaubt mit allen damit verbundenen rechtlichen und pastoralen Zugeständnissen. Ab dem 17. Juli waren ein Besuch des Apostolischen Nuntius in der Türkei, Erzbischof Antonio Lucibello, sowie Gespräche mit Vertretern des Justizministeriums geplant. (fides/rv)

Türkei

Am 4. Juli 2010 hat der erste Jesuit türkischer Herkunft in Ankara seine Primiz gefeiert. P. Antuan Ilgit SJ (38) ist in Deutschland geboren; nach seiner Rückkehr in die Türkei ließ er sich

katholisch taufen. P. Ilgit würdigte bei einer Messe nach seiner Priesterweihe in Rom den ermordeten Bischof Luigi Padovese. Dieser habe ihn immer in seiner Berufung unterstützt. – Der Jesuit ist Fachmann für Bioethik und beschäftigt sich mit dem Vergleich zwischen katholischen Positionen und islamischen „Fatwas“ zu aktuellen ethischen Fragestellungen. (asianews)

Algerien

Zum ersten Mal in der Geschichte des Ordens ist ein Augustiner am Ort des ehemaligen Bischofssitzes des heiligen Augustinus zum Priester geweiht worden. Der gebürtige Peruaner José Manuel Vizcarra Gamero wurde im algerischen Annaba, ehemals Hippo, Mitte Juni in den Priesterstand erhoben. Geweiht wurde er durch den aus Frankreich stammenden Bischof von Constantine und Hippo, Paul Desfarges SJ. Die Diözese des Jesuiten hat ihren Sitz in Constantine im Nordosten Algeriens. Im Zuständigkeitsbereich des peruanischen Augustiners liegt die Betreuung ordenseigener Studenten im Afrika südlich der Sahara. (rv)

Israel

Ein Fresko aus einem Benediktinerkloster der Kreuzfahrerzeit ist seit Ende Juli im Jerusalemer Israel-Museum zu besichtigen. Nach Auskunft der israelischen Antikenbehörde wurde die Wandmalerei 1999 in Jerusalem bei Ausgrabungen im Garten des orthodoxen Marienklosters neben dem Garten Gethsemane entdeckt. Nach umfangreicher Restaurierung solle das Fresko aus dem zwölften Jahrhundert



nun der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Das Fundstück wurde in die archäologische Sammlung im Hauptgebäude des Israel-Museums aufgenommen, das nach dreijähriger Renovierung und Umstrukturierung am 26. Juli wieder öffnet. Mit 9 Metern Länge und 2,70 Metern Höhe handelt es sich nach Angaben der Antikenbehörde um das bislang größte Fresko, das auf von Israel kontrolliertem Gebiet ausgegraben wurde. Das Werk schmückte nach Meinung von Ausgrabungsleiter John Seligman einst vermutlich das Refektorium der Benediktinerabtei, die bei der Eroberung Jerusalems 1187 durch die muslimischen Truppen unter Saladin zerstört wurde. Darauf deutete eine gut erhaltene lateinische Inschrift hin, die lautet: „Wer den Namen eines abwesenden Freundes verletzt, mag an diesem Tisch nicht Platz nehmen.“ Die Überreste der Malereien ließen darauf schließen, dass über der Inschrift Jesus mit Maria und Johannes dem Täufer im bekannten ikonographischen Motiv der Anflehung dargestellt gewesen seien.

(kna)

Irak

Die Synode der chaldäischen Bischöfe hat den Redemptoristen P. Bashar Warda CSsR zum neuen Erzbischof von Arbil im kurdischen Nordirak gewählt. Papst Benedikt XVI. bestätigte Ende Mai 2010 das Votum der mit Rom unierten chaldäisch-katholischen Kirche. P. Bashar gehört der Redemptoristenprovinz St. Clemens an, die neben dem Norden und Westen Deutschlands, Belgien, der Schweiz und den Niederlanden auch die Missionen im Libanon und im Irak umfasst.

(cssr)

Demokratische Republik Kongo

In der Nacht vom 19. auf den 20. Juni 2010 wurde das Theologiekolleg St. Johannes vom Kreuz der Unbeschulten Karmeliten in Bukavu von bewaffneten Räubern überfallen. Der Überfall fand um ein Uhr früh statt, als eine Gruppe uniformierter und bewaffneter Männer in das Theologiekolleg eindrang. Sie fesselten die Wachmänner und trieben die Brüder zusammen. Zwei von ihnen wurden leicht verletzt, ein dritter hatte schwerere Verletzungen und musste im Krankenhaus versorgt werden. Durch Sprünge aus dem Fenster konnten sich der Obere und der Ökonom retten. Die Diebe stahlen Handys, Computer und Geld. Es war nicht der erste Übergriff auf das Studienhaus in Bukavu. Im Oktober 2009 war der Obere bereits einmal mit knapper Not bei der Heimkehr einer Räuberbande entkommen. Nur durch die Geistesgegenwart des Wachmannes, der sofort das Tor schloss, konnte damals größerer Schaden abgewendet werden.

(communicationes)

Philippinen

Br. Armin Luistro FSC, Mitglied des Ordens der Schulbrüder, ist Ende Juni zum neuen Bildungsminister der Philippinen ernannt worden. Der Ordensmann tritt damit in das Kabinett des neu gewählten Präsidenten Benigno Aquino ein. Zuvor amtierte Luistro als Präsident der De-la-Salle-Universität in Manila. Bereits im Präsidentschaftswahlkampf des Frühjahrs zeigte Luistro rege politische Aktivitäten: Er war maßgeblich mitbeteiligt am Amtsenthebungsver-

fahren gegen die Vorgängerin Aquinos, Gloria Arroyo, der vorgeworfen wird, die Wahlen von 2004 manipuliert zu haben. Seine neue Aufgabe hat der Schulbruder nach Absprachen mit seinen Mitbrüdern und der Bischofskonferenz des südpazifischen Staates angenommen. (kna)

Die Ordensobernkonzferenz der Philippinen fordert ein Schutzprogramm für Zeugen, die vor der neu errichteten Wahrheitskommission des Landes aussagen. In einer am 3. September 2010 veröffentlichten Erklärung bietet sie dem Justiz- und Verteidigungsministerium an, wie schon in der Vergangenheit aussagewilligen Zeugen Schutz und Zuflucht zu gewähren. Die Co-Vorsitzende der Konferenz und Priorin der Missionsbenediktinerinnen von Tutzing auf den Philippinen, Sr. Mary John Mananzan OSB, sagte, die Ministerien hätten die Pflicht, für die Sicherheit von Zeugen Sorge zu tragen. Der neue philippinische Präsident Benigno Aquino hatte zuvor eine Wahrheitskommission zur Untersuchung der Korruptions- und Wahlfälschungsvorwürfe gegen seine Vorgängerin Gloria Arroyo eingesetzt. Eine Reihe von Armeeingehörigen hatten erklärt, zu den Vorwürfen gegen Arroyo aussagen zu wollen. Bereits in den Jahren 2008 und 2009 hatte die Ordensobernkonzferenz der Philippinen einem Regierungsmitarbeiter Schutz gewährt, der Korruptionsvorwürfe gegen Arroyos Ehemann erhoben hatte.

(kna/dok)

Kolumbien

Internet-Piraten haben eine katholische Ordensgemeinschaft in Kolumbien um

umgerechnet 100.000 Euro erleichtert. Wie die Tageszeitung „El Tiempo“ Ende Juli 2010 berichtet, speisten die Täter einen Virus in das Computersystem der Dominikanerinnen ein. Da die Ordensfrauen sämtliche Zahlungen online abwickelten, konnten die Hacker die Konten der Gemeinschaft plündern. Nachdem die Schwestern den Verlust des Geldes bemerkten, schalteten sie die Polizei ein. Diese nahm dem Bericht zufolge zwölf Verdächtige fest. Von dem Geld fehle allerdings jede Spur. (kna)

USA

Weil sie einer Abtreibung zustimmte, ist eine Ordensschwester in der us-amerikanischen Stadt Phoenix exkommuniziert worden. Das hat der Bischof von Phoenix, Thomas J. Olmsted, bestätigt, wie die Nachrichtenagentur Apic Ende Mai 2010 mitteilte. Die Ordensfrau hatte als Mitglied einer Krankenhaus-Ethikkommission eine Abtreibung gutgeheißen, bei der die Schwangere schwer krank war. „Der Mord an einem ungeborenen Kind ist unter allen Umständen unmoralisch“, sagte der Bischof. Eine Institution, die sich authentisch katholisch nenne, dürfe einer solchen Vorgehensweise nicht zustimmen. „Das Leben eines ungeborenen Kindes ist genauso heilig, wie das seiner Mutter, kein Leben darf über dem anderen stehen.“ Die Ordensfrau, die den Barmherzigen Schwestern angehört, kommentierte die Vorfälle nicht.

(rv/apic)



Aus der Deutschen Ordensobernkonferenz

Personelles

Neuer Vorstand der Deutschen Ordensobernkonferenz

Im Rahmen ihrer diesjährigen Mitgliederversammlung in Vallendar hat die Deutsche Ordensobernkonferenz (DOK) am 14. Juni 2010, den bisherigen stellvertretenden Vorsitzenden Abt Hermann-Josef Kugler O.Praem. mit großer Mehrheit zu ihrem neuen Vorsitzenden gewählt. Er folgt in diesem Amt Generaloberin Schwester Aloisia Höing SMMP nach. Sie hatte den Vorsitz der DOK seit deren Gründung im Jahr 2006 inne. Neue stellvertretende Vorsitzende ist die Provinzoberin der Steyler Missionarinnen, Schwester Miriam Altenhofen SSpS. Sie gehörte bislang dem erweiterten Vorstand an. Beide bilden gemeinsam mit Generalsekretärin Sr. Walburga Scheibel OSF den geschäftsführenden Vorstand.

Hermann-Josef Kugler O.Praem. ist Abt der Prämonstratenserklöster Windberg und Roggenburg und steht zudem der Abtei Speinshart vor. Der 43-Jährige stammt aus Lauingen und ist seit 1985 Ordensmann. Sr. Miriam Altenhofen (48) stammt aus der Nähe von Trier. Sie ist Psychologin und Psychotherapeutin und arbeitet neben dem Amt als Provinzoberin in der Priesterausbildung. Zu Mitgliedern des erweiterten Vorstands der DOK wurden gewählt:

- Sr. M. Bernadette Bargel OSC, Äbtissin des Klarissenklosters Kevelaer
- Br. Peter Berg FMMA, Generaloberer der Barmherzigen Brüder von Mariahilf

- Sr. M. Scholastika Jurt OP, Generalpriorin der Arenberger Dominikanerinnen
- Sr. Dr. M. Anna Franziska Kindermann OSF, Generaloberin der Franziskanerinnen von Sießen,
- P. Dr. Thomas Klosterkamp OMI, Provinzoberer der Hünfelder Oblaten
- P. Dr. Bernd Werle SVD, Provinzial der Steyler Missionare

Weitere Personalmeldungen

Im Rahmen der Konventwahlen im Karmel St. Michael in Dorsten-Lembeck am 21. Juli 2010 wurde *Sr. Teresa Benedicta Rothkord OCD* zur neuen *Priorin* gewählt. Sie hatte das Amt bereits von 1992-2004 und übernimmt es nun von Sr. Elisabeth Freudig OCD.

Der Präfekt der Religiosenkongregation, Kardinal Franc Rodé, hat am 8. Juli 2010 der Benediktinerabtei Ettal als Ergebnis der vor dem Hintergrund von Vorwürfen sexuellen Missbrauchs durchgeführten Apostolischen Visitation mitgeteilt, aus Sicht der Visitationen habe Abt Barnabas in diesem Zusammenhang alles getan, was von der Sache her geboten war. Einer Neuwahl seiner Person stehe seitens des Dikasteriums nichts entgegen. Die Kongregation ordnete eine Abtswahl in Ettal bis zum 31. Juli 2010 an. Diese wurde am 11. Juli 2010, Hochfest des hl. Benedikt, unter dem Vorsitz von Abt Marianus

Bieber OSB durchgeführt. Der Konvent von Ettal hat den emeritierten *Abt Barnabas Bögle OSB* mit überwältigender Mehrheit erneut zum *Abt* postuliert. Der Apostolische Stuhl hat die Postulation zugelassen. *Abt Barnabas* hat das Amt wieder übernommen.

Mit Vollendung seines 70. Lebensjahres hat *Abt Gregor Zippel OSB* gemäß den Satzungen der Bayerischen Benediktinerkongregation bereits am 24. November 2009 seinen Rücktritt als *Abt* der Benediktinerabtei Rohr eingereicht. Zum 3. Juli 2010 hat die Kongregationsleitung den Rücktritt angenommen. Die Mönche des Klosters Rohr haben nun den *Abt* der Benediktinerabtei Scheyern, *Markus Eller OSB*, zum *Abt-Administrator* der Abtei Rohr postuliert. *Abt Markus* leitet damit nun sowohl die Abtei Scheyern wie auch die Abtei Rohr.

Am 2. Juli 2010 hat der Konvent der Benediktinerinnen vom hlst. Sakrament in Köln *Sr. Dr. Emmanuela Kohlhaas OSB* zur neuen *Priorin* gewählt. Die 1961 geborene studierte Musikwissenschaftlerin trat 1985 in den Benediktinerorden ein. Mit ihrer Wahl ist sie zur Nachfolgerin von *Sr. Johanna Domek OSB* bestimmt worden.

Zur am 1. Juli 2010 erfolgten Vereinigung der bisherigen vier deutschen Franziskanerprovinzen ist *P. Norbert Plogmann OFM* von der Generalleitung des Ordens zum *Provinzial* der Deutschen Franziskanerprovinz mit Sitz in München ernannt worden. Der 55-jährige Franziskaner war seit 2001 *Provinzial* der Sächsischen Provinz des Ordens. Zuvor war er in der Seelsorge in Hagen, Berlin und Paderborn tätig.

Neue *Äbtissin* des Klarissenklosters Eremitage in Wilnsdorf bei Siegen ist *Sr. Magdalena Kappen OSC*. Der Konvent wählte sie am 1. Juli 2010 unter Vorsitz des Erzbischofs von Paderborn, Hans-Josef Becker, als Nachfolgerin von *Sr. Laurentia Pauls OSC*, die 27 Jahre lang als *Äbtissin* amtierte.

P. Richard Olin CSSp, Superior des neu geschaffenen europäischen Bezirks der Spiritaner, hat *P. Chidi Emezi CSSp* nach Wahl durch die deutschen Ordensbrüder zu seinem *Vertreter* für Deutschland bestimmt. Er trat das Amt am 29. Juni 2010 mit der Integration der Provinz der deutschen Spiritaner als Region in den Ordensbezirk Europa an. Der 1970 in Nigeria geborene Ordensmann wurde 1998 zum Priester geweiht und war danach in der Pfarrseelsorge in seinem Heimatland sowie in Papua-Neuguinea und Kalifornien tätig. Seit 2006 lebt *Emezi* in Deutschland, wo er bislang als Schulseelsorger in Würselen bei Aachen sowie in der Seelsorge für die Englisch sprechenden Afrikaner des Bistums tätig war.

Die Generalversammlung der Missionarinnen Christi hat am 20. Juni 2010 *Sr. Hildegard Schreier MC* zur neuen *Generalleiterin* der Gemeinschaft gewählt. Sie tritt das Amt in der Nachfolge von *Sr. Barbara Kiener* am 5. September an.

Sr. M. Veronika Maaßen CMBV ist zur neuen *Oberin* des Michaelsklosters der Augustiner Chorfrauen in Paderborn gewählt worden. Der Konvent bestimmte sie am 7. Juni 2010 zur Nachfolgerin von *Sr. M. Ancilla Ernstberger CBMV*. *Sr. M. Veronika* war zuvor Lehrerin am ordenseigenen Gymnasium in Paderborn.



Provinzialminister der neu geschaffenen Deutschen Kapuzinerprovinz ist *P. Christophorus Goedereis OFM Cap.* Der Generalminister des Kapuzinerordens, *P. Mauro Jöhri OFM Cap.*, ernannte ihn am 25. Mai 2010. Die neue Provinz vereinigt die bisherige Bayerische und die Rheinisch-Westfälische Provinz. *P. Christophorus* wurde 1965 im niedersächsischen Nordhorn geboren und trat 1984 in den Kapuzinerorden ein. Er studierte in Münster und Rom Philosophie und Theologie. Nach seiner Priesterweihe 1991 war er in der Pfarrseelsorge eingesetzt, bevor er 2004 zum Provinzial der Rheinisch-Westfälischen Kapuzinerprovinz gewählt wurde. *P. Christophorus* ist Vorsitzender der Konferenz der deutschsprachigen franziskanischen Männerorden (DEUFRA).

P. Stefan Wolf CMF ist Ende Mai 2010 als Nachfolger von *P. Armin Sixt CMF* zum neuen *Provinzial* der Claretiner gewählt worden. Der 1971 im schwäbischen Ichenhausen geborene Ordensmann trat nach seinem Studium der Religionspädagogik und kirchlichen Bildungsarbeit in Eichstätt 1994 dem Claretinerorden bei. Nach seiner Priesterweihe im Jahr 2001 war er zunächst in der Gemeindegeseelsorge im brandenburgischen Mühlberg an der Elbe tätig. Von 2004 bis zu seiner Wahl zum Provinzial war *P. Wolf* Leiter der Jugendbegegnungsstätte im schwäbischen Weißenhorn.

Nach seiner Wahl durch das Provinzkapitel hat *P. Siegmund Malinowski OSC* am 24. Mai 2010 das Amt als *Provinzial* der Kamillianer in Deutschland angetreten. Er folgt auf *P. Dietmar Weber OSC*, der das Amt 12 Jahre lang innehatte.

Im Rahmen einer kanonischen Visitation hat *Abt Raphael Bahrs OSB*, *Abt* der Benediktinerabtei Siegburg laut Pressemitteilung vom 16. Mai 2010 seinen Rücktritt angeboten. Der Präses der Kongregation von Subiaco, *Abt Bruno Marin OSB* nahm das Angebot an und leitet die Abtei bis zum formalen Abschluss der Visitation voraussichtlich im Jahr 2011. Als seinen Delegierten mit allen Vollmachten hat er *P. Albert Altenähr OSB* bestimmt. Zum Hausoberen, der für die normalen Tagesaufgaben des Klosters verantwortlich ist, wurde *P. Christian Dieckmann OSB* ernannt.

Die Franziskanerinnen von Ingolstadt haben im Rahmen ihres Generalkapitels im Mutterhaus in Ingolstadt am 21. Juli *Sr. Paula Krindges OSF* in ihrem Amt als *Generaloberin* für weitere sechs Jahre bestätigt.

Sr. Carola Kahler OSU ist vom Konvent der Ursulinen zu Breslau in Bielefeld am 17. Juli für eine weitere Amtszeit als *Oberin* bestimmt worden.

Für eine weitere Amtszeit von vier Jahren ist *Sr. Michaela Kohler OP, Priorin* der Dominikanerinnen von Landsberg am Lech, wiedergewählt worden.

Das Provinzkapitel der Franziskanerinnen von der Ewigen Anbetung zu Olpe hat am 14. Juni 2010 *Sr. Alexa Weismüller OSF* für weitere vier Jahre in ihrem Amt als *Provinzoberin* bestätigt.

Sr. Mirjam Müller ist im Rahmen des Wahlkapitels der Deutschordensschwwestern am 28. Mai 2010 als *Provinzoberin* für eine weitere Amtsperiode wiedergewählt worden.

Der Konvent der Salesianerinnen / Schwestern von der Heimsuchung Mariä in Zangberg (Oberbayern) hat am 20. Mai 2010 *Sr. Claudia Maria Seitz OVM* in ihrem Amt als *Oberin* bestätigt.

Am 10. Mai 2010 wurde bei den Solanusschwestern (Landshut) im Rahmen des Generalkapitels eine neue Generalleitung gewählt. *Sr. M. Hedwig Scharnagl*, die seit drei Jahren die Kongregation leitet, wurde für weitere sechs Jahre als *Generaloberin* wiedergewählt.

Das Generalkapitel der Franziskanerinnen vom hl. Martyrer Georg zu Thuine, das bereits vom 16. April bis 01. Mai im Mutterhaus in Thuine tagte, hat *Sr. Margarethe Maria Brand OSF* in ihrem Amt als *Generaloberin* für weitere sechs Jahre bestätigt.

P. Stefan Dartmann SJ neuer Renovabis-Hauptgeschäftsführer

P. Stefan Dartmann SJ ist Mitte Juni 2010 vom Ständigen Rat der Deutschen Bischofskonferenz zum neuen Hauptgeschäftsführer des Osteuropa-Hilfswerkes Renovabis ernannt worden. Dartmann, der bis zum 1. September noch Provinzial der Deutschen Jesuitenprovinz ist, wird sein neues Amt zum 1. November antreten. Er folgt auf P. Dietger Demuth CSsR, der neun Jahr dem Hilfswerk vorstand und zuvor unter anderem Vorsitzender der Vereinigung Deutscher Ordensobern (VDO) war. Seit 1978 ist der aus dem Ruhrgebiet stammende Dartmann Jesuit. Nach seinem Studium in Münster, München, Frankfurt, Jerusalem und Uppsala wurde er 1986 in Stockholm zum Priester geweiht. Mehreren Jahren der Seelsorge in der

schwedischen Hauptstadt folgte 2004 seine Ernennung zum ersten Provinzial der gesamtdeutschen Jesuitenprovinz.

Vorsitzender der diözesanen Ordensreferentenkonferenz zum Weihbischof ernannt

Papst Benedikt XVI. hat den bisherigen Ordensreferenten des Bistums Münster, Domkapitular Dr. Christoph Hegge, zu einem von drei neuen Weihbischöfen der westfälischen Diözese ernannt. Der 1988 zum Priester geweihte promovierte Kirchenrechtler ist seit 1999 Leiter der Fachstelle Orden, Säkularinstitute und geistliche Gemeinschaften. Hegge war Vorsitzender der Konferenz der diözesanen Ordensreferenten. Für den 29. August ist die Bischofsweihe in Münster geplant.

Prämonstratenserpriorat Fritzlär wird nach bestätigten Vorwürfen sexuellen Missbrauchs aufgelöst

Das im Bistum Fulda gelegene Priorat Fritzlär der Prämonstratenser ist zum 1. Juli 2010 aufgelöst worden. Hintergrund dieses Schrittes ist die wenige Wochen zuvor erfolgte Festnahme eines Prämonstratensers wegen sexuellen Missbrauchs minderjähriger Jungen. Der Ordensmann hat die Vorwürfe, die sich auf den Zeitraum 1994 bis 2001 beziehen, bestätigt. Zur Vermeidung eines drohenden Vertrauensverlustes hat sich die Mutterabtei Geras in Niederösterreich im Einvernehmen mit der Diözese Fulda zur Auflösung der sechsköpfigen Kommunität entschlossen. Das Bistum will sich nun um eine Fortführung der Seelsorge mit Diözesanpriestern bemühen.



Fünfte Auflage des deutschen Martyrologiums erinnert an 16 bisher nicht aufgeführte Ordensleute

Eine neue Auflage des deutschen Martyrologium des 20. Jahrhunderts ist um 76 neue Glaubenszeugen erweitert worden, unter denen sich 16 Ordensleute befinden. Das Martyrium erlitten sie als Opfer von Nationalsozialismus oder Kommunismus sowie in der Missions-tätigkeit. Das Martyrologium erscheint unter dem Titel „Zeugen für Christus“ in fünfter, erweiterter und aktualisierter Auflage. Die offizielle Präsentation des Werkes durch Erzbischof Joachim Kardinal Meisner in Köln war für den 2. September geplant. Autor ist als Beauftragter der Deutschen Bischofskonferenz für das Martyrologium Prälat Helmut Moll. In zwei Bänden werden auf rund 1.600 Seiten die Kurzbiographien katholischer Märtyrer des 20. Jahrhunderts und ihre Todesumstände präsentiert.

Märtyrer des NS-Regimes sind die Benediktiner P. Bruno Baltus OSB und Fr. Paulus Bernheim OSB sowie Br. Wunibald Brümmer FMM und Br. Hyazinth Vey FMM von der Gemeinschaft der Barmherzigen Brüder von Montabaur. Unter der kommunistischen Gewaltherrschaft in Albanien, Rumänien, Polen sowie im Sudetenland sind ermordet worden: P. Alfons Tracki, zunächst im Orden der Schulbrüder, dann Diözesanpriester, der Trappist P. Maurus Seine OCSO, die Benediktiner P. Dr. Alban Prause OSB, P. Ansgar Schmitt OSB und Abt Michael von Witowski OSB sowie der Kapuziner P. Maximilian Hilbert OFM Cap. Zu den so genannten neuen Missionsblutzeugen zählen der

Franziskaner P. Leo Heinrichs OFM, der Salesianer P. Johann Fuchs SDB sowie der Steyler Missionar P. Gerhard Prinz SVD. Auch zwei Ordensfrauen, die getötet wurden, weil sie sich gegen eine Vergewaltigung wehrten, wurden neu ins Martyrologium aufgenommen: Sr. Caeliane Klaminge SSpS und Sr. Deotilla Gouverne SSpS entstammen der Gemeinschaft der Steyler Missions-schwester.

DOK und AGMP planen Errichtung einer Missionskonferenz der Orden

Die DOK und die Arbeitsgemeinschaft der Missionsprokuratoren (AGMP) planen den Aufbau eines gemeinsamen Gremiums, das die Interessen der Orden in allen Fragen um Mission, Entwicklung und Frieden wahrnehmen und den Dialog mit den anderen weltkirchlichen Akteuren in Deutschland pflegen soll. Dies ist das Ergebnis einer Konsultation der missionierenden Orden am Rande der diesjährigen DKMR-Mitgliederversammlung. Im Rahmen einer Tagung am 10. August in Sankt Augustin wurden die Pläne beratschlagt und in Beschlussfassungen gebracht. Geplant ist, das neue Gremium ohne rechtliche Eigenständigkeit der DOK anzugliedern. Es tritt an die Stelle der früheren Kommission Weltkirche der VDO sowie des bisherigen Forums „Eine Welt“ der DOK.

Institut der Orden (IMS) wird 2012 an die DOK angebunden

Die Mitgliederversammlung des Instituts der Orden für missionarische Seelsorge und Spiritualität (IMS) hat in ihren Sitzungen vom April und De-

zember 2009 beschlossen, den IMS e.V. aufzulösen und das IMS als Abteilung ab dem 1. Januar 2012 in den DOK e.V. einzubinden. Gründe für diesen Schritt sind die Zusammenführung der drei früheren deutschen Ordensobern-Vereinigungen zur DOK, die Ausrichtung und Förderung der Ordensentwicklung der österreichischen Obernkongregationen am Kardinal-König-Haus in Wien und die Perspektive der Obernvereinigungen der Schweiz für eine Nutzung der Angebote in allen drei Ländern durch ihre schon jetzt klein gewordene Anzahl von Ordensleuten. Die vier Schwerpunkte der IMS-Arbeit haben sich aus Sicht des DOK-Generalsekretariats bewährt: Exerzitien und Geistliche Begleitung, Leitung und Prozessbegleitung, Ordensausbildung und Spiritualität. Die Zeit bis 2012 soll zu einem inhaltlichen Atem holen und einer strukturellen Weiterentwicklung des IMS genutzt werden.

Orden fördern Studierende mit über 400.000 Euro

Ordensgemeinschaften in Deutschland haben im Jahr 2009 Studierende mit über 400.000 Euro gefördert. Dies geht aus einer Studie des Katholischen Akademischen Austauschdienstes (KAAD), des zentralen katholischen Förderungswerks für ausländische Studenten und Graduierte, hervor. Fördernde Gemeinschaften waren die Jesuiten, die Salesianer, die Missionsbenediktiner, die Dominikaner sowie die Steyler Missionare. Knapp 65 Prozent der genannten Summe haben allein die Steyler Missionare mit ihrer Förderung von chinesischen Theologiestudenten investiert. Im Jahr 2009 hat gemäß der Studie die

katholische Kirche in Deutschland insgesamt rund sechs Millionen Euro für ausländische Studenten und Graduierte ausgegeben, die einen Studienaufenthalt in der Bundesrepublik absolvieren. Aufgebracht wurde die Summe neben den erwähnten Ordensgemeinschaften vom KAAD, den Hilfswerken und den Katholischen Hochschulgemeinden. Die Gesamtstudie steht auf den Internetseiten www.dbk.de zum Download zur Verfügung.

DOK TV & Media GmbH gegründet

Am 8. Juni 2010 ist in München die DOK TV & Media GmbH registriert worden. Als Multimedia-Produktionsgesellschaft katholischer Ordensgemeinschaften in Deutschland soll sie von München und Berlin aus Film-, Fernsehen- und weitere Medienformate produzieren. Schwerpunkt ist die Entwicklung eines regelmäßigen TV-Magazins, mit dem die Orden ihre Lebens- und Glaubenserfahrung einem breiten Publikum zugänglich machen wollen. Gesellschafter sind

- die Congregatio Jesu Mitteleurop. Provinz,
- die Deutsche Provinz der Jesuiten,
- die Kongregation der Barmherzigen Schwestern v. hl. Vinzenz von Paul,
- die jesuitische Filmproduktionsgesellschaft Loyola Productions Munich GmbH,
- die Mitteleuropäische Provinz der Oblatenmissionare,
- die Deutsche Kapuzinerprovinz,
- die Sießener Franziskanerinnen,
- die Steyler Missionsschwestern
- die Steyler Missionare.

Zu Aufsichtsräten bestellen die Ge-



sellschafter P. Christophorus Goedereis OFM Cap., Ulrich Fischer (Katholische Fernseharbeit, Frankfurt/M.) und Jürgen Knieps (Geschäftsführer Steyler Bank). Geschäftsführer der GmbH sind Dr. Anton Deutschmann und P. Christof Wolf SJ. Sie bilden zusammen mit P. Paulus Terwite OFM Cap. das Leitungsteam zum Aufbau der Gesellschaft. Ergänzend fand am 25. Juni die Gründung eines Fördervereins „Sendung e.V.“ statt. Den Vorsitz teilen sich Br. Paulus Terwite und Stefan Pies von der Firma Steyler Druckerzeugnisse. Momentan werden Sendeformate entwickelt und sollen demnächst Fernsehveranstaltungen angeboten werden.

Ottmaringer Tage für Ordenschristen

Aus 26 verschiedenen Gemeinschaften des gottgeweihten Lebens kamen vom 5. bis 9. Juli 2010 vierzig Ordenschristen zu einer ‚Hoffnungswerkstatt‘ in das von der Fokolarbewegung getragene Ökumenische Lebenszentrum nach Ottmaring. Thema der Woche war: „Zeugen seiner Herrlichkeit“. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer stellten sich Fragen wie: „Was macht Ordenschristen zu Zeugen?“ „Wie erfahren wir Gottes Gegenwart?“ „Wo bricht in unserem Leben das Verwandende durch?“ „Und welche Rolle spielen dabei die Charismen in ihrem Zu- und Miteinander?“ Die katholische Verantwortliche Renata Simon zeigte auf, welche Schönheit die Ordenscharismen in ihrem Miteinander darstellen und dadurch der Kirche Glanz verleihen. P. Hans Schalk CSsR schlüsselte auf, „wie wir im Sinne Jesu miteinander leben können“. Eine gemeinsame Bibelarbeit des Benediktiners

P. Berthold Kirchlechner aus St. Ottilien und von Sr. Claudia-Maria Mühlherr OSF, Franziskanerin aus Sießen, stand ebenso auf dem Programm wie ein Bericht über das Zusammenspiel der Crescentia-Schwester und der ‚Familie der Hoffnung‘ bei der Gründung des ‚Hofes der Hoffnung‘ für Drogenabhängige in Bickenried bei Kaufbeuren. Bruder Günther Rattey von der evangelischen Kreuzbruderschaft erzählte, wie er das Charisma der Einheit in der Fokolar-Bewegung entdeckt habe, und der Fokolar-Verantwortliche Herbert Lauenroth, was ihm das Charisma der Einheit der Bruderschaft bedeutet. Die nächsten Ottmaringer Tage für Ordenschristen werden in der Zeit vom 4. bis 8. Juli 2011 stattfinden. (schalk)

Gewährleistungsentscheidung im Rahmen der Rentenversicherungsfreiheit bleibt nach Ortswechsel bestehen

Um für die eigenen satzungsmäßigen Ordensmitglieder Versicherungsfreiheit in der Deutschen Rentenversicherung zu erlangen, müssen Ordensgemeinschaften eine Gewährleistungsbescheinigung bei der obersten Verwaltungsbehörde des Landes beantragen, mit welcher festgestellt wird, dass sie den eigenen satzungsmäßigen Mitgliedern eine Anwartschaft auf die gemeinschaftsübliche Versorgung bei verminderter Erwerbsfähigkeit und im Alter gewährleisten und die Erfüllung der Gewährleistung sicherstellen. Soweit die Ordensgemeinschaft Mitglied im Solidarwerk ist, wird ihr diese Feststellung seitens der Landesbehörde regelmäßig unbefristet erteilt. Bei einer Gemeinschaft, die ihren Sitz

von einem in ein anderes Bundesland verlegt hat, stellte sich die Frage, ob die Bescheinigung wegen des damit verbundenen Zuständigkeitswechsels der Landesbehörden weiterhin Gültigkeit habe. Die Deutsche Rentenversicherung Bund hat auf Anfrage des rheinland-pfälzischen Ministeriums für Bildung, Wissenschaft, Jugend und Kultur nun bestätigt, dass eine unbefristet erteilte Gewährleistungsentscheidung auch bei einem Wechsel des Bundeslandes weiterhin wirksam ist und keiner erneuten Beantragung bei der obersten Landesbehörde des neuen Bundeslandes bedarf. Begründet wird dies damit, dass es sich bei der Gewährleistung um eine Feststellung handelt, die Wirkung für die Zukunft erlangt. Mit Wechsel des Sitzes der Ordensgemeinschaft treten keine Änderungen in der Versorgung ein, so dass es einer erneuten Entscheidung nicht bedarf. Die Deutsche Rentenversicherung weist jedoch darauf hin, dass sie sich nicht in der Position sieht, über diese Frage verbindlich zu entscheiden. Daher bleibt eine endgültige Klärung dieser Rechtsfrage weiterhin den Gerichten vorbehalten.

Mittelweitergabe an andere gemeinnützige Einrichtungen

Grundsätzlich sind steuerbegünstigte (gemeinnützige) Körperschaften verpflichtet, sämtliche Mittel für ihre steuerbegünstigten satzungsmäßigen Zwecke zu verwenden. In bestimmten Fällen kann aber auch eine andere Mittelverwendung steuerlich unschädlich sein. So können beispielsweise Mittel an eine andere steuerbegünstigte (gemeinnützige) Körperschaft nach § 58 Nr. 2 AO weitergereicht werden (z.B. in

Solidarität zu anderen Gemeinschaften, die ähnliche satzungsmäßige Ziele verwirklichen), sofern die Mittel dort auch ausschließlich für steuerbegünstigte (gemeinnützige) Zwecke genutzt werden. Dabei darf allerdings nicht der überwiegende Teil (= mehr als 50 %) der Mittel weitergereicht werden. Hierbei dürfen aber in die Berechnung der Mittel sämtliche Vermögenswerte des Vereins einbezogen werden. Es muss sich nicht um im jeweiligen Jahr zufließende Mittel handeln. Nicht von § 58 Nr. 2 AO gedeckt ist bisher jedoch die Weitergabe von Mitteln an ausländische Körperschaften. Ob diese Beschränkung auch für das EU-Ausland gilt, ist allerdings fraglich. Fördervereine, die Mittel für die Verwirklichung der Zwecke einer anderen bestimmten steuerbegünstigten Körperschaft beschaffen, können – soweit durch die Satzung gedeckt – ihre gesamten Mittel an diese Körperschaft weiterreichen (vgl. § 58 Nr. 1 AO). Die 50%-Grenze gilt hier nicht. Eine Mittelweitergabe an andere gemeinnützige Einrichtungen ist bei Fördervereinen unter den oben benannten Voraussetzungen des § 58 Nr. 2 AO jedoch nur möglich, soweit die Satzung des Fördervereins dies erlaubt. (OFD Magdeburg, 20.04.2005, S 0170-44-St 217)

Neues zum DOK-Großkundenvertrag mit der Deutschen Bahn

Bei der Buchung von Bahnfahrkarten im Internet mit DOK-Großkundenrabatt gibt es eine wichtige Vereinfachung: Für die Identifizierung der Reisenden in der Bahn kann ab sofort der Personalausweis verwendet werden. Dazu wird beim Buchen der Fahrkarte die Personalausweisnummer auf dem Fahrschein



angegeben. Bislang war dazu eine persönliche BahnCard, EC- oder Kreditkarte oder aber eine sogenannte „BonusCard Business“ notwendig, die eigens bei der Bahn bestellt werden musste. Dies ist nun nicht mehr nötig.

Die Buchung von Ländertickets wie etwa des Bayern-Tickets ist über das Geschäftskundenportal der Deutschen Bahn momentan nicht möglich. Hier gibt es offenbar Unstimmigkeiten zwischen der Bahn und den Bundesländern; die Bahn versucht das Problem nach eigener Aussage zu lösen. Eine online-Buchung solcher Länder-Tickets ist derzeit nur für Privatkunden online möglich.

Verkauf eines ehemaligen Krankenhauses der Cellitinnen scheitert an Abtreibungsfrage

Das katholische St. Brigida-Krankenhaus in Simmerath (Eifel) findet vorerst keinen neuen Eigentümer, da sich der Kaufinteressent weigert, das vom Erzbischof von Köln verlangte Verbot von Abtreibungen umzusetzen. Die einst in Trägerschaft des Cellitinnenordens befindliche Krankenpflegeeinrichtung gehört mittlerweile dem Malteser-Hilfsdienst. Bei der damaligen Veräußerung hatte sich das Erzbischof das Recht ausbedungen, dass im Falle eines eventuellen Verkaufs die katholischen Prinzipien des Krankenhauses aufrechterhalten würden. Dies schliesse Abtreibungen ebenso wie die Vergabe von Medikamenten mit abtreibungs-ähnlicher Wirkung aus. Unter dieser Bedingung nahm die Städteregion Aachen ihr Kaufangebot jedoch zurück. Nun wird nach Medienberichten nach möglichen anderen kirchlichen Trägern gesucht. (kna/rv)

Tornado beschädigt Klosterkirche im brandenburgischen Mühlberg

Die Kirche des Klosters Marienstern in Mühlberg im südlichen Brandenburg ist infolge eines Wirbelsturmes, der Ende Mai 2010 die Elbstadt heimsuchte, schwer beschädigt worden. Der Dachreiter der Kirche stürzte 25 Meter in die Tiefe, Dachziegel und Teile des Westgiebels fielen dem Tornado zum Opfer. 1228 wurde Kloster Mühlberg als Zisterzienserinnenkonvent gegründet, im Zuge der Reformation erfolgte 1540 die Auflösung. Die geistliche Wiederbelebung des Klosters wurde seitens des Bistums Magdeburg den Claretinern anvertraut. Zum Wiederaufbau bittet der seit 2000 in Mühlberg ansässige Konvent der Gemeinschaft um Spenden.

Oper über Ordensgründer der Vinzentinerinnen findet großen Anklang

Ein voller Erfolg war die deutsche Uraufführung der Oper „Vinzenz und Luise“ über die Ordensgründer der Vinzentinerinnen, die Ende Juni im Pflègeheim St. Michael der Barmherzigen Schwestern im Münchner Stadtteil Berg am Laim stattfand. Die Oper erzählt in zwei Akten die Geschichte der heiligen Vinzenz von Paul und Luise von Marillac, deren 350. Todestag in diesem Jahr begangen wird. Beide waren in der Armenpflege im Paris des 17. Jahrhunderts tätig. Premiere feierte das Werk des Südtirolers Richard Josef Sigmund Ende Mai in Paris, im Laufe des Jahres wird „Vinzenz und Luise“ noch in vier Ländern in vinzentinischen Einrichtungen gezeigt werden.

Neue Fenster in Kölner Dominikanerkirche St. Andreas

Ende Juni hat Erzbischof Joachim Kardinal Meisner die neuen Chorfenster in der Kölner Dominikanerkirche St. Andreas geweiht. Die neue Ausstattung des Sakralbaus, in unmittelbarer Nähe zum Dom gelegen, ist ein Werk des Künstlers Markus Lüpertz, der bereits vor zwei Jahren die Fenster im so genannten Makkabäerchor der Kirche gestaltet hat. Die Fenster zeigen neben einer Darstellung des Erzengels Michael mit dem Satan eine bildliche Demonstration der Neun-Punkte-Lehre des Kirchenlehrers Albertus Magnus. Der lange Jahre in Köln tätige dominikanische Heilige ist in der Krypta der Kirche begraben. Er formulierte diese Punkte zur Führung eines gottgefälligen Lebens.

Regensburger Bischof: „Einige Orden zu defensiv“

Angesichts steigender Austrittszahlen von Katholiken und Nachwuchssorgen bei Ordensgemeinschaften hat der Regensburger Bischof Gerhard Ludwig Müller die Orden kritisiert. In einem Interview mit der Süddeutschen Zeitung vom 3. August 2010 stellte Müller fest: „Die Kirche ist Gottes Werk. Wir Menschen stehen in seinem Dienst. Mir sind einige Orden zu defensiv. Wer sich zurückzieht, wirkt nicht anziehend.“ Dennoch, so Müller, sehe er die Situation nicht negativ. „Wir haben gute Leute in den Priesterseminaren und auch ein hervorragendes Engagement von Laien. Die Herde wird kleiner aber nicht verzagter.“

Erzbischof Zollitsch in Andechs: „Lebensbekenntnis statt Lippenbekenntnis“

Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Erzbischof Dr. Robert Zollitsch, hat zu einem mutigen Glaubensbekenntnis der Christen in der Gesellschaft aufgerufen. Anlässlich der seit dem frühen 14. Jahrhundert in Kloster Andechs stattfindenden Dreihostienwallfahrt sagte Zollitsch am 20. Juni 2010 vor mehreren hundert Wallfahrern: „Unsere Antwort auf das Glaubensbekenntnis kann nicht nur gesprochene Antwort sein; sie will gelebte Antwort sein. Denn unser Glaube ist kein Lippenbekenntnis, er ist ein Lebensbekenntnis. Christ sein drückt sich in der Art des Umgangs miteinander aus, im konkreten Reden und Tun.“ Damit stehe und falle die Strahlkraft des Christentums. Zollitsch forderte dazu auf, die Herausforderung und Chance anzunehmen, die darin liege, „Menschen neu für die Frage zu sensibilisieren: Für wen haltet ihr Jesus Christus?“ Es gehe vor allem darum, dass die Kirche den Glauben verständlich machen müsse. Deshalb sei es wichtig, „dass wir heute immer mehr lernen, auch mit kirchlich Distanzierten und auf den ersten Blick Uninteressierten gut umzugehen, sie in unseren Gemeinden willkommen zu heißen“. Dieser Weg sei nicht immer leicht. „Nicht selten bläst uns gesellschaftlicher Gegenwind ins Gesicht oder werden gar innerkirchlich Gräben aufgerissen und Mauern errichtet, wo es doch so notwendig wäre, Brücken zu bauen. Reichen wir einander die Hand zur Versöhnung. Jesus will Gemeinschaft, keine Ansammlung von Individualisten und Einzelkämpfern. Wir sind gemeinsam auf dem Weg“, so Erzbischof Zollitsch. (pm)



...Neue Bücher

Katharina Schridde

...und plötzlich Nonne

Freiburg i.Br.: Herder, 2009. – 178 S.

„Es muss doch irgendwo sein / Etwas, was trägt und hält“. – diese Zeilen aus einem Gedicht von Marie Luise Kaschnitz zitiert Katharina Schridde im Vorwort ihres autobiographischen Buches „... und plötzlich Nonne“ (S.9). Es ist gleichsam das Leitmotiv, das sich durch die bisher knapp 45 Jahre ihres Lebens zieht: Ein Leben, das von Sehnsucht geprägt ist, von der Suche nach dem, was trägt und hält, in einer Welt, die oft genug grausam und kalt ist. In „... und plötzlich Nonne“ erzählt Sr. Katharina von ihrer sehnsuchtsvollen Suchbewegung nach sich selbst, nach dem Leben, nach Gott. Ihr Alltag als „Nonne“ in der Gemeinschaft der evangelischen Benediktinerinnen der Communität Casteller Ring nimmt dabei nur wenig Raum ein. Das Bedeutsame ist vielmehr, was sich hinter den drei Punkten des Buchtitels verbirgt: der Heilungsweg einer sensiblen, hochbegabten jungen Frau, deren Seele zerbricht an ihren Erfahrungen mit der Welt und den Menschen, die sich selbst verliert und erst in einem langen, schmerzhaften Prozess zu Gott und schließlich zu sich selbst findet.

Ihr Berufungsweg ist alles andere als geradlinig und erst im Rückblick könnte man ihn als ein stetiges Annähern an die Gegenwart Gottes in ihrem Leben deuten. Ihre Suche nach dem wirklich Tragenden in dieser Welt führt sie über die Auseinandersetzung mit Kunst, Philosophie, Mythologie und Geschichte zunächst zum Judentum. Zutiefst betroffen vom Schicksal der jüdischen Bevölkerung während des Holocaust fragt sich die junge Frau, was es damals war, was die Betroffenen in ihrem entsetzlichen Schicksal hat überleben lassen. Sie sucht nach dem Beweis, dass „zuletzt und zuerst das Leben siegt (...) Etwas zu haben, zu kennen, zu leben, das stärker, lebendiger und machtvoller ist als das alles verschlingende Nichts.“ (S. 35) Es scheint eine Eigenart von Barbara, wie sie damals noch hieß, zu sein, sich dem Leben und dem, was es in sich birgt, radikal, also bis an die Wurzeln, stellen zu wollen und so geht sie all dem, was sie beschäftigt, wirklich auf den Grund. In der



ISBN 978-3-451-30186-5

EUR 14.90

Zeit ihrer Annäherung an das Judentum fährt sie daher bis nach Israel, lernt Hebräisch, lebt sich ein und scheint sich gar zu beheimaten – bis Missbrauchserfahrungen ihr knospendes Glück zerstören und sich ihr Geist und ihr Körper im Kampf um das seelische Überleben innerlich voneinander trennen. Ihre anschließende, immer stärker werdende Magersucht erscheint daher fast als natürliche Konsequenz dieser Erfahrungen. Immer tiefer gerät sie in den Strudel der Krankheit, die sie bis an die Grenze des Lebens bringt. Der Tod einer Freundin, die an ihrer Magersucht verstirbt, durchdringt schließlich den Panzer ihrer Seele und sie macht sich wieder auf die Suche: nach dem Sinn des Lebens, nach einem, der sie hört. Sie stößt auf japanische Tuschezeichnungen und ist tief berührt von deren Botschaft. „Wie eine Antwort auf Verzweiflung und Klage, auf zu viele Worte und zu laute Bilder klang die Stille auf diesen Bildern... Eine Stille, die weltlang atmete, beruhigte und weitete und den Sinn in sich selbst barg, lange bevor er sich im ersten Wort aussprach und zu bezweifeln war.“(S.104) Die Begegnung mit diesen Bildern weckt die Sehnsucht in ihr und lässt sie erneut aufbrechen aus dem, was sie gefangen hält. Auch wenn Barbara in ihrer Hinwendung zum Buddhismus wiederum noch keine endgültige Antwort auf ihre Fragen findet, so bringt sie der Wunsch, nach Sri Lanka zu reisen, wenigstens dazu, wieder etwas zu essen. Und das Essen bzw. die Wahrnehmung, dass sie zu diesem nicht mehr fähig ist, bringt sie wieder in Kontakt mit ihren Gefühlen. Aber bis zu ihrer Heilung ist es noch ein weiter Weg. Nach einem körperlichen Zusammenbruch beginnt Barbara Schritt für Schritt ein neues Leben: sie absolviert die Ausbildung zur Kinderkrankenschwester und arbeitet auf der Kinderkrebstation – auch wieder ein Sein an der Grenze des Lebens. Während ihrer Ausbildung verbringt sie immer wieder Zeit mit ihrer Großmutter, und mit ihr kommt sie auf die Idee, den weiblichen „Familiennamen“ Katharina, den nur sie nicht trägt, anzunehmen. Doch das Einwohnermeldeamt weigert sich, die Namensänderung ohne zwingenden Grund einzutragen – ein solcher Grund wäre allenfalls eine Geschlechtsumwandlung oder: die Taufe. Was mit diesem banalen Hintergrund beginnt, soll schließlich der Weg werden, auf dem Barbara zu Katharina wird und mit Hilfe einer evangelischen Pastorin und später der Communität Casteller Ring endgültig zu Gott und zu sich selbst findet.

Die Autorin nennt als Zielgruppe ihres Buches „Menschen, die an Grenzen leben, vor Übergängen stehen, Abgründe aushalten müssen und inmitten solcher Grenzerfahrungen wieder lernen wollen zu leben.“ (S.7) Solche Menschen werden sich verbunden fühlen mit Sr. Katharina, deren eigenes Leben über Jahrzehnte hinweg ein Leben der Extreme, ein Leben an der Grenze war: eine Gratwanderung zwischen problematischem Elternhaus, Leistungssport, brutalen sexuellen Erfahrungen und einer Magersucht, die bis heute Nachwirkungen zeigt. Traumatisierende Erfahrungen lassen vieles in Sr. Katharina, damals noch „Barbara“, absterben: ihr Vertrauen zu anderen Menschen, ihr Bezug zu ihrem eigenen Körper, ihre Fähigkeit zu fühlen. Aber: es ist ein Weg „durch den Tod ins Leben“ (S.8) und dieses Buch will eine Ermutigung sein, an den Grenzen und Abgründen nicht zu verzweifeln, sondern weiterzugehen „in der tollkühnen und zuweilen völlig absurden Gewissheit, dass auch dieser Weg zum Leben führt“ (S.9).

Katharina Schridde erzählt ihr erschütterndes Bekenntnis in einer mitunter fast poetischen Sprache, der es gelingt, sowohl das Zarte und Verletzliche in Worte zu fassen als auch die oft brutale Realität. Wer sich neue Einblicke „hinter Klostermauern“ erwartet, wird enttäuscht werden. Wer sich aber mitnehmen lässt auf die spannende Berg- und Talfahrt dieser Lebensgeschichte, gewinnt einen berührenden Einblick in eine „noch ganz unvollendete Geschichte – als Ort eines gegenwärtigen Gottes, der ein Gott auch dieser Geschichte ist“ (S.13).

Barbara Flad SCVP

Bruno Norbert Hannover

Die Säkularisation der Zisterzienserinnenklöster in Westfalen 1803-1810

Paderborn: Schöningh, 2010. - 373 S. - Paderborner Theologische Studien, Bd. 50.

Zu den norddeutschen Gebieten, in denen das zisterziensische Ordensleben deutliche Spuren hinterlassen hat, gehört auch Westfalen. Um nur eines der bekannteren Männerklöster zu nennen: In Hardehausen (Warburg), wo 1947 der BDKJ gegründet worden ist, lebten und wirkten Mönche aus dem benediktinischen Reformzweig. Zahlenmäßig bedeutsamer als die Zisterzienser wurden in Westfalen allerdings die Zisterzienserinnen. „Mit mehr als zwanzig Klöstern stellten die Zisterzienserinnen in Westfalen eine Fülle von Frauenkonventen, die nach ihnen kein anderer Orden zustande brachte. Die Fülle dieser im 13. Jahrhundert entstandenen Frauenkonvente kontrastiert mit der geringen Zahl der hier im Hochmittelalter entstandenen Zisterzienserklöster.“ (S. 26)

Insgesamt 24 zisterziensische Frauenkonvente wurden im Hochmittelalter in Westfalen gegründet. Einige von ihnen wurden vor oder während der Reformationszeit aufgehoben bzw. in Benediktinerinnenklöster oder (z.T. evangelische) Damenstifte umgewandelt, so dass am Vorabend der Säkularisation noch zehn dieser Konvente existierten: Marienborn (Coesfeld), Drolshagen, Himmelpforten (Ense), Benninghausen (Lippstadt), Kentrop (Hamm), Gravenhorst (Hörstel), Welver, Rengering (Ostbevern), Holthausen (Büren) und Wormeln (Warburg). In den Jahren 1803 bis 1810 lösten die jeweiligen Landesherrschaften (Graf-



ISBN 978-3-506-76773-8
EUR 39.90

schaft Salm-Horstmar, Landgrafschaft Hessen-Darmstadt, Großherzogtum Berg und Königreich Westphalen) all diese Klöster auf. Nach der politischen Neuordnung durch den Wiener Kongress im Jahre 1815 wurde das in der Arbeit behandelte Gebiet preußisch; infolgedessen ist ein Großteil der staatlichen Akten, die die Klosteraufhebungen betreffen, in das Staatsarchiv Münster gelangt.

Die vorliegende Arbeit von Bruno Norbert Hannover, Zisterzienser des Stiftes Heiligenkreuz (Niederösterreich), ist im Sommersemester 2008 von der Theologischen Fakultät Paderborn als Doktordissertation angenommen worden (Betreuer: Prof. Dr. Karl Hengst). Der Autor möchte sich weniger mit dem „kulturellen, ökonomischen oder wirtschaftlichen Aspekt“ der Säkularisation der genannten Klöster beschäftigen, sondern sich der „Aufarbeitung des persönlichen Schicksals der Zisterzienserinnen“ widmen: „Wie erging es Ordensleuten, denen durch staatliche Gewalt ihre klösterliche Lebensentscheidung genommen oder gravierend beeinflusst wurde?“ (S. 11)

Zum Aufbau des Buches: Auf das Inhaltsverzeichnis (S. 5–9), das Vorwort (S. 11–13) und die Einleitung (S. 15–41) folgen im Rahmen des Hauptteils insgesamt drei Kapitel („Die Zisterzienserinnenklöster am Vorabend der Säkularisation im sozialen und gesellschaftlichen Kontext“ [S. 43–128]; „Die Säkularisation und ihre Auswirkung in den einzelnen Klöstern“ [S. 129–311]; „Das Schicksal der Zisterzienserinnen in Westfalen“ [S. 312–352]). Am Schluss der Arbeit findet sich das Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 353–373). Abkürzungsverzeichnis und Register sind nicht vorhanden. Die Unterkapitel zur Säkularisation der zehn genannten Klöster enthalten jeweils Zusammenfassungen von etwa zwei bis drei Seiten Umfang. Die Funktion einer Zusammenfassung der gesamten Arbeit übernimmt das letzte Unterkapitel des dritten Hauptkapitels („Die Zisterzienserinnenklöster als Opfer des sozialen und gesellschaftlichen Umbruches der damaligen Zeit“ [S. 348–352]).

Die Einleitung des zu besprechenden Werkes ist eigentlich keine Einleitung im klassischen Sinne. Normalerweise würde man im Rahmen einer historischen Dissertation an dieser Stelle Informationen über den Forschungsstand, die Quellenlage, die Methode und den Aufbau der Arbeit erwarten (kurze Informationen zum Aufbau der Arbeit finden sich immerhin schon im Vorwort [S. 12]). Stattdessen bietet Hannover einen Überblick über die Geschichte der zisterziensischen Reformbewegung, der zisterziensischen Frauenklöster sowie der Zisterzienser und Zisterzienserinnen in Westfalen.

Das erste Hauptkapitel ist der Situation der westfälischen Zisterzienserinnenklöster in der Zeit unmittelbar vor der Säkularisation gewidmet. In einem ersten Abschnitt geht es um die personelle Zusammensetzung der Klöster: 90 Konventualinnen, 19 Laienschwestern und 10 Novizinnen lebten um 1803 in den untersuchten Klöstern, wobei sich die Größe der Konvente zwischen sechs und 21 bewegte (S. 43f). Diese Angaben sowie Angaben zur Altersstruktur der Konvente sowie zur regionalen und sozialen Herkunft der Schwestern entnimmt der Autor vor allem den Personalverzeichnissen, die er im Staatsarchiv Münster gefunden hat (S. 44–63). Ein Abschnitt, der die „Motivationen zum Klostereintritt“ zum Thema hat (S. 64–72), enthält nur wenige Informationen darüber, warum junge Frauen seinerzeit in ein strenges

Kloster eintreten. „Über die Gründe und Motivationen, die die Klosterfrauen im 18. Jahrhundert bewogen ins Kloster zu gehen, wird in den Bestandsaufnahmen der preußischen Administration und den Aufhebungsakten fast nichts gesagt. Dies ist nicht sehr verwunderlich, da der Eintritt in ein Kloster damals wie heute eine persönliche Glaubensentscheidung ist.“ (S. 70f) Ein weiterer Abschnitt thematisiert „Das Leben in den klösterlichen Gemeinschaften“ (S. 72–90), wobei es um die Disziplin, den Tagesablauf und die Tätigkeitsbereiche der Schwestern geht. Wichtige Quellen sind hier u. a. Visitationsakten. Ein Abschnitt über „Die Beziehungen der Klöster“ (S. 91–117) nimmt die Beziehungen zu Bischof und Klerus, zur Bevölkerung, aber auch (verwandtschaftliche) Beziehungen innerhalb der Klöster in den Blick. Schließlich wird in einem letzten Abschnitt des ersten Kapitels („Klosteraufhebungen und Sanktionen gegen Klöster und Orden in Westfalen seit dem 18. Jahrhundert“ [S. 118–128]) die klosterkritische Zeit behandelt, die der Säkularisation von 1803 voranging.

Das zweite Hauptkapitel ist das eigentliche Kernstück der Arbeit. Nach einem allgemeinen Überblick über die Säkularisation in Westfalen (S. 129–131) untersucht Hannover die Aufhebung der einzelnen Zisterzienserinnenklöster. Dabei orientiert er sich an den jeweiligen Landesherrschaften (Salm-Horstmar [S. 132–136], Hessen-Darmstadt [S. 137–195], Berg [S. 196–267], Westphalen [S. 268–311]) wie auch an der Chronologie. In der Regel geht der Autor so vor, dass er den Zustand eines Klosters im 18. Jahrhundert beschreibt, dann die Säkularisationsereignisse in diesem Kloster schildert und anschließend eine kurze Zusammenfassung bietet. Bei Klöstern, die 1802 (oder 1804) zunächst preußisch wurden und im Zuge der napoleonischen Kriege einer anderen Landesherrschaft unterstellt wurden, findet sich jeweils ein Abschnitt über die preußische Herrschaft und ihre Auswirkungen auf das Kloster (Kentrop, Gravenhorst, Rengering, Holthausen, Wormeln). Den Zusammenfassungen ist zu entnehmen, dass einige wenige Klöster zum Zeitpunkt der Säkularisation nicht mehr lebensfähig waren, andere sich hingegen in einem sehr guten Zustand befanden.

Im dritten Hauptkapitel geht es um das Schicksal der westfälischen Zisterzienserinnen und ihrer Klöster nach der Säkularisation. Laut Ankündigung im Vorwort der Arbeit wollte der Autor ein Hauptaugenmerk auf diesen Aspekt legen, der allerdings relativ kurz abgehandelt wird. In diesem Zusammenhang hat sich Hannover sowohl mit den Schwesterngemeinschaften bzw. einzelnen Schwestern (S. 315–328) und mit den Klostergebäuden (S. 329–343) als auch mit Versuchen von Neubesiedlungen (S. 344–347) befasst. Was die Schwestern anbetrifft, so konstatiert er, dass einige Konvente zusammen im Kloster bleiben bzw. weiterhin in Gemeinschaft leben konnten (Marienborn, Benninghausen, Gravenhorst), dass mancherorts einzelne Schwestern im Kloster verblieben (Drolshagen, Wormeln), dass manche Konvente ihr Kloster vollständig verließen (Himmelpforten, Kentrop, Rengering, Holthausen) und dass teilweise einzelne Schwestern nach der Aufhebung außerhalb ihres Klosters zusammenlebten (Drolshagen, Welper). Was die Gebäude und Ländereien der aufgehobenen Klöster anbetrifft, so erwähnt Hannover landwirtschaftliche, soziale, schulische und seelsorgliche Nutzungen. Zu einer Wiederbesiedlung eines der Klöster durch

Zisterzienserinnen oder Angehörige anderer Orden ist es nicht mehr gekommen. In der Zusammenfassung seiner Arbeit, die seltsamerweise in das dritte Hauptkapitel integriert ist, verweist der Autor darauf, dass die allermeisten der westfälischen Zisterzienserinnenklöster hinsichtlich des Ordensnachwuchses, der Altersstruktur und der wirtschaftlichen Situation überlebensfähig gewesen wären. Die Hauptgründe für die Klostersaufhebungen seien demnach in den veränderten Zeiten zu suchen: „Die Zisterzienserinnen in Westfalen zur Zeit der Säkularisation waren nicht nur Zeugen, sondern auch Leidtragende einer sich zutiefst wandelnden Gesellschaft, in der jahrhundertealte Institutionen untergingen. Diesem gesellschaftlichen Umbruch konnten sie nichts Wirksames entgegensetzen, sondern letztlich nur tatenlos zusehen.“ (S. 352)

Hinsichtlich des Quellen- und Literaturverzeichnisses der zu besprechenden Arbeit sind mehrere Beobachtungen zu nennen. So bleibt unklar, warum zu Beginn dieses Verzeichnisses „Einführende Quellen und Literaturverzeichnisse“ aufgeführt werden (S. 353). Ungewöhnlich erscheint es auch, dass die Findbücher der konsultierten Archive aufgelistet sind (ebd.). Die benutzten Archivquellen entstammen zwei Archiven: dem Staatsarchiv Münster und dem Erzbischöflichen Archiv Paderborn (S. 354–362). Das Verzeichnis der gedruckten Quellen und der Literatur fällt relativ schlank aus (S. 363–373). An neuerer Literatur zur Säkularisation und zur behandelten Zeit hätten vielleicht noch erwähnt werden können: Rolf Decot (Hg.), Säkularisation der Reichskirche 1803. Aspekte kirchlichen Umbruchs, Mainz 2002; Peter Claus Hartmann, Kulturgeschichte des Heiligen Römischen Reiches 1648 bis 1806. Verfassung, Religion und Kultur, Wien 2001; Alois Schmid (Hg.), Die Säkularisation in Bayern 1803. Kulturbruch oder Modernisierung?, München 2003.

Auf dem Hintergrund des bisher Gesagten wird deutlich, dass die vorliegende Arbeit einige Mängel aufzuweisen hat. Da die Arbeit keine eigentliche Einleitung enthält, wird nirgends begründet, warum lediglich zwei Archive konsultiert worden sind. Ein Blick in das von Hannövers Doktorvater Karl Hengst herausgegebene Westfälische Klosterbuch (3 Bde., Münster 1992–2003) zeigt, dass durchaus andere Archivquellen zu den behandelten Klöstern existieren. Hier hätte zumindest überprüft werden müssen, ob sich in den dort genannten Archiven Material zur Säkularisationsgeschichte findet. Aufgrund der wechselhaften Geschichte Westfalens in den Anfangsjahren des 19. Jahrhundert dürfte es sich jedenfalls als sinnvoll erweisen, auch Anfragen an die Diözesanarchive in Münster und Köln, an die Staatsarchive in Detmold, Düsseldorf und Marburg sowie an die jeweiligen Pfarrarchive und ggf. an einzelne Familienarchive zu richten. Des Weiteren fällt auf, dass Literatur aus der Zeit der Säkularisation nicht berücksichtigt worden ist. Ein Resultat der sehr schmalen Quellenbasis ist es, dass Hannover mehrfach konstatieren muss, dass sich eine Frage nicht beantworten lasse bzw. dass die Quellenlage zu dieser Frage schlecht sei.

Insgesamt ist die Arbeit gut lesbar und bietet viele neue Informationen. Allerdings bleibt auch der Eindruck, dass der Autor nicht alle ihm möglichen Anstrengungen unternommen hat, um das Thema adäquat zu bearbeiten.

Norbert Wolff SDB

Antonia Leugers

Jesuiten in Hitlers Wehrmacht

Kriegslegitimation und Kriegserfahrung

Paderborn u.a.: Schöningh, 2009. - 224 S. - Krieg in der Geschichte, Bd. 53.

Das hier vorzustellende Buch erregte bereits zu einem Zeitpunkt Aufsehen, als es die Druckerpresse noch längst nicht verlassen hatte. Am 23. Januar 2009 wurde im Deutschlandfunk ein Interview gesendet, das Hajo Goertz mit der Verfasserin des Buches, Dr. Antonia Leugers, geführt hatte. Unabhängig von der Tatsache, dass es problematisch ist, über ein Buch zu sprechen und zu berichten, das noch gar nicht erschienen ist, Dritten also zur unabhängigen Bewertung noch nicht vorliegt, wies das Interview verschiedene „Kurzschlüsse“ auf, die nicht (nur) mit „journalistischer Zuspitzung“ zu erklären sind. Das gilt vor allem für die Schlusspassage des Interviews, in welcher der Autor resümiert, die Jesuiten hätten nun endlich – „wenngleich auch spät“ – damit begonnen, sich nicht nur ihrer Widerstandsgeschichte (genannt wird hier der am 2. 2. 1944 in Berlin-Plötzensee hingerichtete Pater Alfred Delp SJ), sondern „selbstkritisch auch ihrer Beteiligungsgeschichte zu stellen“. Dass ältere Mitbrüder wenig „amüsiert“ waren, mit einem solchen – bestenfalls leichtfertig formulierten – Satz praktisch zum Mitläufer, wenn nicht gar zum Mittäter des NS-Regimes gestempelt zu werden, ist nur allzu verständlich. Dass historische Vorgänge im Kontext ihrer Zeit zu bewerten sind und nicht moderne Wertmaßstäbe unkritisch auf vergangene Epochen zurückprojiziert werden dürfen, lernt jeder Student spätestens im Proseminar. Für eine Zeit, da der (gerechte) Krieg noch allgemeine Anerkennung als ultima ratio der Politik erfuhr, muss somit die Frage erlaubt sein, ob nicht dem Jesuitensoldaten, der in der (aus heutiger Sicht fatalen) Überzeugung in den Krieg zog, die unterdrückten Völker des Ostens (die überwiegende Mehrheit der Jesuitensoldaten kam im Osten zum Einsatz) vom „gottlosen Bolschewismus“ befreien zu helfen, nicht eine ebenso große Opferbereitschaft zugebilligt werden kann oder gar muss, wie einem Alfred Delp, der sich im Übrigen – bevor er zum Widerstandskämpfer avancierte – lange und hartnäckig darum bemüht hatte, als Feldgeistlicher an der Front eingesetzt zu werden. (Wehrpflichtige) Jesuitensoldaten lediglich auf Grund ihres Soldatseins einfachhin zu Mittätern zu erklären, wie es das bezeichnenderweise unter dem Titel „Das Unternehmen Barbarossa“ der Jesuiten ausgestrahlte Deutschlandfunk-Interview nahelegt, muss als ei-



ISBN 978-3-506-76805-6

EUR 34.90

nigermaßen abwegig, zumindest jedoch als wenig differenziert angesehen werden. Zu einer sachlichen Auseinandersetzung mit der Thematik trägt das im Herbst 2009 erschienene Buch von Antonia Leugers bei. Es ist entstanden innerhalb des Projektbereichs *Religion und Kriegserfahrungen* im Sonderforschungsbereich *Kriegserfahrungen. Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit* an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen. Ziel der Untersuchung war es, herauszuarbeiten, wie eine – soziologisch gesehen – homogene Gruppe wie die Jesuiten, die zumindest seit dem Ordenseintritt vergleichbare Biographien bis hin zu nahezu identischen Ausbildungsverläufen vorzuweisen hatten, den Krieg (für sich persönlich, aber auch innerhalb der Gruppe) legitimierten, welche Deutungsmuster sie benutzten, wie sie (sich) ihr (engagiertes) Mittun erklärten und welche Erfahrungen sie hernach mit dem Kriegsgeschehen machten, welche Rolle diese Erfahrungen für die Bewertung des Geschehens spielten usw. Dafür hat Antonia Leugers im *Archiv der Deutschen Provinz der Jesuiten* in München seit September 2007 neben verschiedenen anderen Quellen vor allem rund 2600 Feldpostbriefe von Mitgliedern der deutschen Jesuitenprovinzen ausgewertet. Anders als es das oben genannte Interview, manche Rezensenten und auch die Verlagsankündigung glauben machen wollen und die Verfasserin selbst missverständlich angibt („Das Projekt stützt sich auf bislang gesperrte Bestände des Archivs der Deutschen Provinz der Societas Jesu in München ...“, S. 22), handelte es sich dabei keineswegs um bisher verborgene, „weggeschlossene“ (weil möglicherweise peinliche) Archivbestände. Allerdings waren zum Zeitpunkt der Untersuchung noch nicht alle Absender der bewahrten Feldpostbriefe jene 30 oder mehr Jahren verstorben, die das geltende Archivrecht als Sperrfrist für personenbezogenes Schriftgut vorsieht. Dementsprechend wurde der Autorin durch den Provinzial der Deutschen Provinz der Jesuiten auf ihren Antrag hin die nach § 9 der *Anordnung über die Sicherung und Nutzung der Archive der Ordensinstitute, Säkularinstitute und Gesellschaften des gottgeweihten Lebens in der Katholischen Kirche der Bundesrepublik Deutschland* vorgesehene *Sondergenehmigung zur Nutzung von Archivgut erteilt, das noch einer Sperre unterliegt*. Die für die Auswertung der Bestände irrelevanten Namen der durch die Autorin allesamt teils aufwendig identifizierten Absender wurden aus personenschutzrechtlichen Gründen anonymisiert. Jedenfalls kann also keine Rede davon sein, der Orden hätte sich bisher der Aufarbeitung jener Epoche widersetzt und erst jetzt seine Archive geöffnet, um auch Einblick in seine „Beteiligungsgeschichte“ zu geben. Jeder andere Benutzer hätte dieselbe Sondergenehmigung – auch schon Jahre früher – beantragen (und vermutlich erhalten) können. Richtig aber ist, dass Antonia Leugers das große Verdienst gebührt, erstmals Forschungsergebnisse, die aus der Untersuchung dieser Briefbestände resultieren, der Öffentlichkeit präsentiert zu haben.

Nach der einleitenden Beschreibung von Forschungsstand und Quellenlage sowie einigen methodischen Überlegungen (S. 11–26) stellt die Verfasserin zunächst ihre Untersuchungsgruppe der Jesuitensoldaten aus den Jahren zwischen 1939 und 1945 vor (S. 27–34). Anschließend werden die Formen der Kommunikation zwischen den Jesuiten im Felde und der heimatlichen Provinzleitung näher betrachtet, die vor allem durch die genannten Feldpostbriefe seitens der Soldaten und durch Rund-

briefe von Seiten der Provinz erfolgte (S. 35–42). In einem Kapitel über „Besondere Strukturbedingungen“ (S. 43–50) arbeitet die Verfasserin heraus, dass die Jesuiten „... insbesondere für den Zweiten Weltkrieg charakteristische, für die Interpretation ihrer Einstellungen und Haltungen nicht zu vernachlässigende vorstrukturierende Bedingungen“ aufwiesen (S. 43), dass sie etwa einer „spezifischen Gruppenkultur mit strengen sittlich-religiösen Normen“ verpflichtet waren und so eben „nicht alles ‚mitmachen‘ durften, was in anderen Männerbünden üblich war“ und deshalb beispielsweise zwischen Mitbrüdern und Kameraden unterschieden, dass sie für ein „besseres Deutschland“, nicht jedoch für das so genannte Dritte Reich und das NS-Regime kämpften („Alles für Deutschland, Deutschland für Christus!“) und man in ihren Briefen dementsprechend das Thema *Führer* und *Eid* oder den sonst bei den Soldaten dominierenden Hitler-Mythos vergeblich sucht und dass sie schließlich „geradezu zum Prinzip erhoben, dass man, „wenn man die Sache übernatürlich betrachtet“ oder danach „handelt“, zu einer ganz anderen Deutung und „Erfahrung“ und zu einem anderen Sinn vorstößt“ (S. 48 f.).

Den breitesten Raum des Buches nimmt jener Abschnitt ein, der mit „Der eigene katholische Krieg im Krieg Hitlers“ (S. 51–116) überschrieben ist. Hier stellt die Verfasserin Überlegungen zur soldatischen Identität des Jesuiten (kämpfender Soldat oder helfender Sanitäter) vor und untersucht die vor allem bei den jungen *Fratres* dominierende und in der Sprache der Jugendbewegung der 1920er und 1930er Jahre gründende *performative Kampfmetaphorik*. Sie weist auf die tradierten gesellschaftlichen und kirchlichen *Wissensbestände* hin, die der Soldatengeneration meist über die Erzieher- und Lehrergeneration vermittelt worden waren und die nun der Kriegslegitimation dienten (positives Russlandbild und Hoffnung auf Kirchenvereinigung und Missionierung; negatives Russlandbild: Abwehr des Bolschewismus und Befreiung Russlands; positives – idealistisches – handlungsleitendes Deutschlandbild).

Den Analyse kategorien des Sonderforschungsbereiches, in dem die Arbeit entstand, folgend, untersucht die Verfasserin in der Folge Kriegslegitimation, Kriegsziel (Kampf für das Reich Gottes in Russland und religiöse Wiedergeburt des deutschen Vaterlandes) und das sich von negativen, moralischen und weltanschaulichen Urteilen über konkrete Kameraden absetzende, idealisierte Selbstbild des deutschen Soldaten, das der Realität in der Regel nicht standhalten konnte. Ferner kommen die Haltung der Jesuiten zu Praktiken der Kriegsführung zur Sprache sowie das die Härte der Kriegsführung bestimmende Feindbild, ehe näher auf die religiöse Kriegsdeutung und die spezielle religiöse Kriegserfahrung eingegangen wird. Die spezielle Art der religiösen Deutung fand ihren Ausdruck schließlich auch im Umgang mit dem Tod im Felde und der Erfahrung des sinnlosen mörderischen Krieges, wenn die Jesuiten den Soldatentod eben nicht als „Heldentod“ für „Führer, Volk und Vaterland“, sondern vielmehr als Tod für Christus, für ihren Orden, für die Kirche, für ein neues, besseres Deutschland und zur größeren Ehre Gottes verstanden wissen wollten und den *höheren Sinn* ins Spiel brachten, wenn der Krieg „menschlich gesehen ... für jene, die ihn erleben u[nd] erleiden müssen, das größte Übel u[nd] der größte Fluch, der die Erde treffen kann“, zu sein schien.

Die Abhandlung schließt mit einem Blick auf die Reaktionen der Jesuiten angesichts ihrer Entlassung aus dem aktiven Wehrdienst auf Grund eines von Hitler veranlassten Geheimbefehls vom 31. Mai 1941, die von den meisten Jesuiten keineswegs – wie heute zu erwarten – als Ruhmesblatt, sondern als schwerer Makel empfunden wurde, als Ausschluss vom „Ehrendienst am deutschen Volke“, als „schwere Verletzung der Mannes- und Soldatenehre“ usw.

Dem 120 Seiten umfassenden Darstellungsteil sind noch einmal 100 Seiten mit 62 exemplarisch abgedruckten Quellentexten, mit zehn Tabellen, die das untersuchte Material statistisch auswerten (u. a. Anzahl der deutschen Jesuitensoldaten im Zweiten Weltkrieg nach Provinzen, zahlenmäßige Verteilung der Feldpostbriefe und der Rundschreiben in den Kriegsjahren etc.), sowie ein Abkürzungs- und ein Quellen- und Literaturverzeichnis beigegeben. Erschlossen wird der Band durch ein Personen- und Ortsregister.

Das Buch von Antonia Leugers hat bereits ein vielfältiges Echo und allgemeine Anerkennung gefunden, auch wenn natürlich im Detail der eine oder andere Kritikpunkt nicht ausbleibt, etwa angesichts des Versuchs der Autorin, die bis heute in breiter Front noch missverständene Entfernung der Jesuiten aus dem aktiven Wehrdienst auf Grund des Geheimbefehls von 1941 in der Kurzformel „Entlassung aus der Wehrmacht n.z.v. [nicht zu verwenden]“ (S. 109 u. ö.) auszudrücken. Tatsächlich ist jedoch nicht ein einziger Jesuit aus der Wehrmacht *entlassen* worden, wie Erwin Bücken SJ 2004 erschöpfend dargelegt hat.¹ Gleichwohl wurden die (als Jesuiten bekannten) Mitbrüder sehr wohl aus jesuitenfeindlichen Motiven aus dem *aktiven* Wehrdienst entfernt und in den Beurlaubtenstand (je nach Alter zur Landwehr II bzw. zur Ersatzreserve II) überwiesen. Herauszustellen ist aber vor allem das große Verdienst der Autorin, sich auf breiter Quellenbasis dieses heikelsten Kapitels neuerer deutscher Jesuitengeschichte angenommen zu haben. Heikel vor allem deshalb – wie der Frankfurter Jesuit und Kirchenhistoriker Klaus Schatz bei der Präsentation des Buches im Oktober 2009 in München betonte –, „weil es hier, jenseits billiger Schuldzuweisungen und Entschuldigungen, um das historische Verständnis von Einstellungen und Sichtweisen geht, die heute in keiner Weise mehr in unsere Wertewelt vermittelbar sind.“² Schatz, der die Feldpostbriefe im Münchener Provinzarchiv für sein Großprojekt einer Geschichte der deutschen Jesuitenprovinz(en) seit 1814 ebenfalls studiert hat, bestätigt aus Sicht des Ordenshistorikers im Großen und Ganzen die Ergebnisse von Leugers, die für die besondere Deutung des Kriegsdienstes der Jesuiten Ursachen in der Mentalität der katholischen Jugendbewegung, besonders im „Bund Neudeutschland“ (ND), ausmacht, deren „Ideale in Verbindung mit der überkommenen biblischen und dann jesuitischen Kampfmetaphorik, mit einem spezifisch jesuitischen Männlichkeitsideal und mit dem Legitimationsbedürfnis gegenüber der Generation des Ersten Weltkriegs dazu führen, dass die bisherige „Samariter“-Rolle im Krieg aufgegeben und bei Wahlmöglichkeit in einzelnen Fällen der Kriegsdienst mit der Waffe vorgezogen wurde.“³ Dass es dabei aber nicht darum ging, Krieg für das nationalsozialistische Deutschland zu führen, zeigen die von Leugers ausgewerteten Feldpostbriefe, in denen jeder Bezug auf das NS-System fehlt, eindeutig. Dass die Ideale der Jugendbewegung mit anhaltendem Krieg wie

auch die Vorstellungen vom „Heiligen Krieg“ und dem „Kreuzzug gegen den Bolschewismus“ zunehmend der grausamen Realität jedes Kriegsgeschehens gewichen sind, gehört wohl zur besonderen Tragik der Jesuitensoldaten.

Schatz fügt aber über Leugers hinaus ergänzende und kritische Aspekte an. Er weist darauf hin, dass der Jesuitenorden – wie der Katholizismus insgesamt, aber doch in besonderer Weise – darum bemüht gewesen ist, nicht als „un-deutsch“ oder weniger „national“ zu gelten. Hier hat sicher die Kulturkampf Erfahrung eine große Rolle gespielt. Diese Einstellung hielt sich auch bis in die NS-Zeit durch und setzte sich in besonderer Weise in der Wehrmacht fort. Andererseits fragt Schatz aber gegen die Auffassung von Leugers auch, ob nicht bei den Jesuitensoldaten – bei aller anfänglicher Euphorie im Kampf gegen den Bolschewismus – nicht letztlich doch die klassische Rolle des „Samariter- oder Seelsorgerideals“ die bestimmende geblieben ist. Die Briefe zumindest aus den späteren Kriegsjahren legen eine solche Auffassung nahe und auch in Leugers Dokumentenanhang gibt es dafür Beispiele. Grundsätzlich seien die Briefe genauer nach ihren Entstehungsjahren zu unterscheiden. Mit zunehmender Kriegsdauer bieten die Briefe deutliche Anzeichen dafür, dass der anfängliche Idealismus bald der Erfahrung von Absurdität und Grauen des Krieges gewichen war. Auch die Bedeutung der Briefzensur dürfe nicht zu gering angesetzt werden, zeigen sich doch deutliche Unterschiede in den Aussagen jener Briefe, die auf sichere Weise – etwa von Kameraden auf Heimaturlaub – überbracht wurden, und jenen, die den offiziellen Postweg nahmen. Und schließlich weist Schatz darauf hin, dass „religiöse Kriegserfahrung“, die Leugers thematisiert, oft mit Sinndeutung oder gar Legitimation des Krieges nichts zu tun habe, sondern als „Antwort des Glaubens auf jede an sich menschlich ‚sinnlose‘ Situation“ zu qualifizieren sei.

Antonia Leugers hat mit Ihrem Buch über die Jesuitensoldaten eine spannende Diskussion eröffnet, die viel differenzierter zu führen sein wird, als es im eingangs geschilderten Interview geschehen ist. Über den Jesuitenorden hinaus wäre es interessant, wie in anderen Ordensgemeinschaften mit Kriegserfahrung und Kriegslegitimation umgegangen wurde. Offenkundig ist, dass es einerseits Gemeinschaften gab, die ihre Mitglieder in Missionsgebiete versetzten, um sie der tödlichen Gefahr des Kriegsdienstes zu entziehen, und andere, die sich ähnlich wie die Jesuiten ihrer Verpflichtung gegenüber dem Vaterland keinesfalls versagen wollten. Für beide Haltungen werden sich gute Gründe anführen lassen. Jedenfalls öffnet sich hier ein weites Feld künftiger Forschung. Der „Stein des Anstoßes“ ist durch Antonia Leugers gelegt (siehe auch: OK 47 (2006), S. 237).

Clemens Brodkorb

.....
1 ERWIN BÜCKEN, „Wehrwürdigkeit“ der Jesuiten im Zweiten Weltkrieg. Eine zeitgeschichtlich bedeutsame Legende, in: Militärseelsorge 42 (2004) S. 165–183.

2 KLAUS SCHATZ, Jesuiten in der Wehrmacht, in: Stimmen der Zeit 228 (2010) H. 4, S. 282–286, hier S. 283.

3 Ebd. S. 284.

Ignatianische Impulse

Bd. 41: Christoph Benke: Gott ist nicht kleinlich. Über das christliche Maß. - Würzburg: Echter. 2009.

Bd. 37: Gabriela Grunden: Wer glaubt, fragt. - Würzburg: Echter. 2010.

Längst ist in der Gattung der geistlichen Literatur die von den beiden Jesuiten Stefan Kiechle und Willi Lambert herausgegebene Reihe „Ignatianische Impulse“ in ihrem praktischen und handlichen Format an die Seite der „Münsterschwarzacher Kleinschriften“ getreten. Wie diese, so sucht auch sie das wertvolle Erbe der geistlichen Tradition für das heutige christliche Leben fruchtbar zu machen. Ist die Münsterschwarzacher Reihe primär an der Aktualisierung der mönchischen Tradition interessiert, so fokussieren die „Ignatianischen Impulse“ in Ergänzung dazu naturgemäß die Vermittlung der reichen geistlichen Erfahrungen, die durch den hl. Ignatius von Loyola eröffnet wurden. Dies gilt auch für die beiden jüngsten Schriften dieser inzwischen recht erfolgreichen Reihe.

Schon der bewusst paradox anmutende Titel der erstgenannten vorzustellenden Publikation lässt aufhorchen. Er macht deutlich, dass es in ihr um die zu den vier klassischen Kardinaltugenden zählende Tugend des Maßes geht. Der Autor ist Wiener Diözesanprie-ster und als Studentenseelsorger tätig. Dass sich ein in der Jugendpastoral Tätiger mit einer so Manchem als „verstaubt“ erscheinenden Tugend auseinandersetzt, mag überraschen. Doch in seinen insgesamt acht Kapiteln sucht Benke die Tugend des Maßhaltens als eine sehr aktuelle Antwort auf die heutigen Herausforderungen vorzustellen. Unter dem Appell „Mehr Maß!“ stellt der Verfasser im ersten Kapitel (S. 7-12) aktuelle Fragen vor, die sich dem reflektiert lebenden Menschen heute stellen: z.B. die ökologische Krise oder die krankmachenden Formen des Lebens in einer (Un-)Kultur fortwährenden Zuviels und der Sucht nach Extremerfahrungen. Der Mensch braucht Maß und Mitte, um auf dieser Welt überleben und um in seinem persönlichen Leben glücklich werden zu können. Aufgrund verfehlter und einseitiger Vorstel-



ISBN 978-3429-03195-4
EUR 6.90



ISBN 978-3-429-03170-1
EUR 8.90

neue Bücher – spiritualität

lungen von Askese in früheren Zeiten muss die Tugend des Maßes freilich in ihrem eigentlichen Sinn frei gelegt werden. Dies tut der Autor auf der Basis des biblischen Zeugnisses von einem Gott, der der Schöpfung ihre maßvolle Ordnung gegeben hat, sich zugleich in seiner Liebe maßlos freigebig erwiesen hat (2. Kapitel) und der uns in Jesus Christus das Maß eines Menschseins geschenkt hat, an dem wir uns orientieren können (3. und 4. Kapitel). Eine knappe Skizze des Verständnisses der Tugend des Maßes in der christlichen Tradition (insbesondere des Mönchtums und des hl. Ignatius) macht deutlich, wie lebendig die Alten die Tugend verstanden und gelebt haben (5. Kapitel). Als Ziel des geistlichen Lebens betrachtet der Vf. es, zu einer fruchtbaren Balance zwischen den verschiedenen Polaritäten zu finden, die das menschliche Leben ausmachen. Dies nennt er die „Eutonie gläubigen Lebens“. Hierzu plädiert er dafür, in Jesus Christus die eigene Mitte zu finden, das ganz persönliche Maß zu taxieren und sich nicht der Versuchung des ständigen „Sich-Vergleichens“ zu ergeben (Kap. 6). Wie jede Tugend, so ist auch die Tugend des Maßes letztlich auf gesunde und menschenfreundliche Weise nur lebbar, wenn sie der Liebe entspringt. Liebe aber ist nie kleinlich, wie der Vf. wiederholt betont (Kap. 7). Das Buch schließt mit 10 Wegweisungen, die Orientierung geben, wie es gelingen kann, sich in die Grundhaltung des Maßhaltens im Geist der Hl. Schrift und der christlichen Tradition einzuüben. Mit seiner gut verständlichen Sprache, seinen eingängigen Beispielen und seinen aktuellen Bezügen stellen diese „Ignatianischen Impulse“ ein wertvolles und beachtenswertes Plädoyer für eine erneuerte Kultur maßvollen Lebens im Geist des Evangeliums dar. Nicht zuletzt die eingängig formulierten 10 Wegweisungen am Schluss sind bedenkenswert und stellen eine hilfreiche Orientierung für die alltägliche Lebenspraxis dar. Sie sind, wie alle Aussagen des Buches, maßvoll und ausgewogen. Und sie zeigen, dass die Tugend des Maßes – wie jede andere Tugend auch – eines lebenslangen Übungsweges bedarf.

Dass der Glaube Wegcharakter hat, davon zeugt auch die zweite hier vorzustellende Schrift. Sie stellt ein Plädoyer für das Fragen dar. Anders, als wir landläufig meinen, ist das Fragen nicht Ausdruck von „Dummheit“ oder mangelnder Reife („Fragealter“). Vielmehr ist ein Mensch, der zu fragen verlernt hat oder nicht mehr zu fragen wagt, in seinem Leben in der Gefahr, stehen zu bleiben. Das gilt auch für den Glaubenden. Die Basisthese, von der die Schrift ausgeht, ist ein überraschendes Wort, welches von Karl Rahner überliefert wird: „Hartes, nüchternes, bohrendes Fragen ist schon ein Akt der Frömmigkeit.“ Der wahre Glaubende kommt also ohne Fragen gar nicht aus. Im Titel des Buches bringt die Autorin diese Einsicht auf den Punkt: „Wer glaubt, fragt“. Die Wahrheit dieser These zeigt schon ein Blick in die Hl. Schrift, die sich als „ein Buch voller Fragen“ (S. 11) erweist, in dem Gott selbst durch seine Fragen und Anfragen immer wieder den Menschen zu neuen Einsichten führt und in dem der Mensch seinerseits sich trauen darf, Gott zu fragen.

In ihrer seelsorglichen Arbeit im Rahmen der „Glaubensorientierung in St. Michael“ in München erfährt die Autorin tagtäglich, wie suchende Menschen mit ihren Fragen sich an Gott, an den Glauben und an die Kirche herantasten. Wer noch den Mut hat Fragen zu stellen und sich selbst in Frage stellen zu lassen, der kann wachsen und dem können sich überraschende Einsichten erschließen. Solchen Fragen, die ihr von

suchenden und von mehr oder weniger kirchenfernen Menschen gestellt wurden, geht die Autorin in dem Büchlein nach und sucht sie in insgesamt 15 Betrachtungen aus dem christlichen Glauben heraus zu beantworten, so z.B. die Frage, wie Gott erfahren werden kann (S. 20-26), die Frage nach dem Stellenwert der christlichen Tradition (S. 27-35) oder die Frage, ob man auch ohne Jesus Christus ein guter Christ sein könne (S.36-40) usw. Ihre Einsichten sind dabei sowohl anregend für Menschen, die sich auf den Weg gemacht haben, den christlichen Glauben kennen zu lernen, als auch für diejenigen, die schon länger dem christlichen Weg gefolgt sind.

„Das Buch möchte den Vielen, die ungehört bleiben, eine Stimme leihen; es möchte dazu anregen, selbst weiter zu fragen und weiter zu suchen.“ Damit lädt es dazu ein, im Glauben nichts als selbstverständlich zu betrachten. „Fragen ist kein Selbstzweck, sondern eine Weise, das eigene Denken, das Nachforschen und Nachsinnen, den eigenen Glauben ernst zu nehmen“ (S. 9). Dazu möchte das Buch Impulse geben. In einer Zeit, in der so viel frag-los und unkritisch übernommen wird, ohne sich selbst ein Urteil zu bilden, ein beachtenswertes Plädoyer! Und es kann der Verfasserin nur zugestimmt werden, wenn sie am Ende ihrer Betrachtungen unser Christsein in einer säkularen Gesellschaft so umschreibt: „Die Aufgabe unseres Lebens ist, so scheint es mir: die Frage nach Gott offen zu halten“ (S. 81). Was das bedeutet, dafür gibt das Buch manche wertvollen Hinweise.

Reinhard Gesing SDB

Petra Altmann / Odilo Lechner OSB

Leben nach Maß

Die Regel des heiligen Benedikt für Menschen von heute
Freiburg i. Br.: Herder, 2009. - 223 S.

Seit geraumer Zeit gibt es immer wieder Versuche, klösterliche Regeln und Texte für das geistliche Leben heute fruchtbar zu machen. Dazu gehört auch vorliegender Band aus dem Herder-Verlag, der in Abt Odilo Lechner und der Journalistin Petra Altmann ein interessantes Autoren-Duo gefunden hat. Das Inhaltsverzeichnis gibt die Grundlinien vor, nach denen die Ordensregel ausgelegt werden soll. Es wird nach dem rechten Maß gefragt, ebenso nach Grundhaltungen dem Leben gegenüber, nach dem Zusammenleben mit anderen und den dazu gehörigen Störungen. Ein eigenes Kapitel beschäftigt sich mit Fragen zu Führungsaufgaben, und wie es gelingen kann, in Freude und Gelassenheit einfach zu leben. Abt Odilo stellt dabei jeweils den klösterlichen Hintergrund der einzelnen Kapitel des heiligen Benedikt dar, während



ISBN 978-3-451-32186-3
EUR 19.95

Petra Altmann versucht, die Grundgedanken in hilfreiche, wesentliche Impulse für heutige „Weltmenschen“ zu übersetzen. Persönliche Erfahrungen von Ordensfrauen und Ordensmännern ergänzen die Ausführungen. Auf diese Weise eröffnet sich der reiche Schatz eines sehr alten Textes.

Benedikt begreift gewisse Grundhaltungen des Lebens, wie etwa das Hören, das Schweigen, die Demut, das Maßhalten als Lernwege des Menschseins überhaupt. Die sich darin anschließenden Gedanken und Fragen, die Petra Altmann dem modernen Leser vorstellt, sind hilfreich, sowohl für die persönliche Auseinandersetzung als auch für Gruppen und Gemeinschaften. Es zeigt sich, dass die Regel des heiligen Benedikt alles andere als ein verstaubter, überholter Text ist. Im Gegenteil: es berührt, wie viel Kenntnis der Ordensgründer von den inneren Bewegungen des Menschen, von seinem Suchen und seinen Versuchungen hat, auf seinem Weg zu Gott und in der Gemeinschaft.

Und hier scheint auch eine Grenze der Übertragbarkeit der Regel für den heutigen Menschen zu bestehen. Es stellt sich die Frage, ob es wirklich möglich ist, die Regel als eine Art Ratgeberliteratur zu lesen, im Hinblick auf Leitungs- und Managementaufgaben oder für die Regelung materieller und seelischer Bedürfnisse, „und zwar ganz unabhängig von Glaubensanschauungen und Religionszugehörigkeit“, wie es im Text der Presseinformation heißt. Am deutlichsten wird dies im Kapitel über das Gemeinschaftsleben, diesem Ernstfall klösterlichen Gelingens und Scheiterns. Es spricht viel Lebenswissen aus der Bemerkung von Abt Odilo, wenn er schreibt: „Beides (Kollektivismus und Individualismus) zusammenzuführen, wie es die Benediktregel versucht, ist wohl nur von einem transzendenten, die Einzelnen und die Gesellschaft übersteigenden Standpunkt möglich.“ (S. 111) An den Schwierigkeiten des konkreten Zusammenlebens wird immer wieder erfahrbar, dass Gemeinschaft nicht machbar ist (bei allen guten Bemühungen), sondern eine „dritte Dimension“ braucht, die für den heiligen Benedikt ohne Zweifel Gott ist. Dem Mönch geht es in erster Linie um das Verhältnis zu Gott und darin um das zu den Mitmenschen. In beidem gründet sein Versuch eines gelingenden und authentisch geistlichen Lebens.

So stellt sich beim Lesen der „Verheutigungen“ der einzelnen Kapitel immer wieder die Frage, ob Appelle und Imperative weiterführen (z. B. „Prüfen Sie sich gründlich, bevor Sie sich binden, ob privat oder im Beruf.“, „Stehen Sie zu Ihrer Entscheidung.“, „Behandeln Sie jedes Mitglied Ihrer Gemeinschaft als vollwertig.“ S. 116). Sie benennen die wichtige horizontale Ebene (Mensch – Mensch), blenden aber die Vertikale (Gott – Mensch) aus. Und manchmal bleibt man etwas ratlos zurück und fragt: ja, aber wie soll das gehen?

Insgesamt ist das Buch lesenswert und praxisorientiert; was besonders hervorzuheben ist, ist das Register am Ende des Buches, in dem die einzelnen Stellen der Benediktregel leicht wieder zu finden sind. Personenverzeichnis und Autorenviten ergänzen den reich bebilderten Band und machen ihn in gewisser Weise zu einem lohnenden Arbeitsbuch.

Elisabeth Thérèse Winter

Lorenz Wachinger

An dir, Du, berge ich mich

Worte, Schreie und Gebete aus den Psalmtexten von Martin Buber
Stuttgart: Katholisches Bibelwerk, 2010. - 152 S.

An guten wissenschaftlichen Psalmenkommentaren fehlt es uns derzeit eigentlich nicht. Auch brauchbare Arbeitsbücher und Artikel zum Verständnis des Psalteriums und von einzelnen Psalmen werden interessierten Lesern in ausreichendem Umfang angeboten. Diese Hilfsmittel zum Verstehen der Psalmen erfüllen eine unverzichtbare Aufgabe. Der eigentliche und wichtigste Sinn des Umgangs mit Psalmen ist jedoch die Hinführung zum Beten sowie das Auf-sich-selbst-Beziehen der Psalmen im eigenen Leben. Der bekannte Martin-Buber-Fachmann Lorenz Wachinger stellt nun in seinem Buch eine Methode vor, wie man die Psalmen ganzheitlich lesen und ihre Wirkkraft in das persönliche Leben einbringen kann. Dabei geht es nicht um eine wissenschaftliche Auslegung dieser alttestamentlichen Lieder, die in der Weltliteratur ihrsgleichen suchen, sondern um das Erspüren der spirituellen Aussagen der Psalmen, und zwar ausgehend von ausgewählten kleinsten Abschnitten. Dabei gilt es, deren Kraft für ein gelingendes Leben des Beters in all seinen vielgestaltigen Stimmungen und Erfahrungen zu entdecken. Wie das geht, zeigt der Verfasser in dem sehr persönlich gehaltenen Buch auf, in das die Erfahrungen seiner jahrzehntelangen existentiellen Lektüre des Psalteriums einfließen, und zwar dargestellt am Beispiel von 108 ausgewählten Versen und Halbversen. Dabei verwendet er den Text der 1935 entstandenen Psalmenübersetzung von Martin Buber. Er fügt dann jedem Vers/Halbvers eine meditative und aktualisierende Erklärung des gewählten Textes an, wie sie aus dem lebendigen Gespräch mit Gott erwachsen ist. Das Ganze, das pro Vers/ Halbvers den Umfang einer Seite nicht überschreitet, wird dann zum besseren Verständnis mit einer kurzen Beschreibung des ganzen Psalms abgeschlossen, dem der gewählte Ausschnitt entnommen ist.

Hierbei ist auch zu beachten, dass viele Psalmen als vorausgehende Ausgangspunkte ihrer Endgestalt als Kultlieder, kurze, spontane, an Gott gerichtete „ekstatische Rufe, Notschreie, Hilferufe, Flüche“ (S.14) des Beters haben. Auch erweisen sich die Psalmen als „ein Gespräch mit Gott, den wir nicht haben, sondern den wir suchen“ (S.20). Der Autor lädt dann die Leser ein, für sich selbst aus dem gebeteten Psalm einen solchen Kurztext, etwa nach Art von Lieblingsworten, auszuwählen, der gerade



ISBN 978-3-460-32089-5
EUR 16.90

zum Leben des Beters mit seinem Auf und Ab passt, ihn aufzuschreiben, um während des Tages dann immer wieder darauf zurückzukommen, und so an einem Punkt die vielfältigen verborgenen Schätze der Psalmstelle zu entdecken. Diese Texte, die „wie Blumen an einem trockenen Weg sind“ (S.12), sollen so für den Alltag fruchtbar gemacht werden. Als Ziel solchen Psalmenbetens nennt Lorenz Wachinger „dass wir die Psalmen wieder vital an die Situationen der menschlichen Existenz anschließen; sie müssen wieder durchsichtig auf die eigene Lebenserfahrung und das eigene Tun werden“ (ebd.). Ein solcher freier Umgang mit Psalmversen lässt sich auch in der jahrhundertealten Liturgie der Kirche feststellen, welche kurze Zitate in kühner Uminterpretation zur Illustration von christlichen Festgeheimnissen umformte.

Die im Folgenden gemachten methodischen Vorschläge zum Umgang mit den Psalmtexten sind wohl besonders hilfreich für Menschen, die zum Stundengebet und daher zum regelmäßigen Beten der Psalmen verpflichtet sind. Solche Beter erfahren es ja als unbefriedigend, dass man beim Rezitieren der Psalmen unmöglich alle Impulse und Bilder ganz bewusst aufnehmen und sie mit seinem Alltag in Verbindung bringen kann. Für sie verhindert der vom Verfasser beschriebene Weg, dass sie angesichts der zu betenden langen Texte einfach abschalten. Die hier empfohlene aktualisierende Betrachtung von Psalmtexten, nun aber beschränkt auf eine knappe Aussage, vermag ungeahnte Kräfte für das geistliche Leben im Alltag freizumachen.

Auf S.6f. wird die vorgestellte Methode des Psalmenbetens unter der Überschrift „Wie Sie das Buch gebrauchen können“ in sechs kleinen, leicht auszuführenden Schritten beschrieben. Daran schließt sich auf S.9-20 eine Einleitung mit folgenden Unterabschnitten an: „Wie ich Psalmen lesen gelernt habe“ (S.9-11); „Anders Psalmen sagen lernen“ (S.11f.); „Psalmen sind Gedichte“ (S.12-14); „Den Namen lernen“ (S.15-17); „Beten – was ist das?“ (S.17f.); „Psalmen beten lernen“ (S.18-20).

Auf S.21-141 folgt dann der Hauptteil des Buches. In sieben Kapiteln stellt Lorenz Wachinger nun seine ganz persönlichen Erfahrungen mit 104 Psalmstellen in verschiedenen Situationen und Stimmungen des alltäglichen Lebens vor. Jedem der sieben Kapitel geht eine kurze Einführung zu den behandelten Psalmstellen voraus. Diese Kapitel sind überschrieben: „Befreie, DU!“ (S.21-39); „Antworte mir!“ (S.41-56); „Steh auf, DU!“ (S.57-71); „Ich erhebe Dich, DU!“ (S.73-89); „Alle meine Wege sind vor Dir“ (S.91-105); „Hoffe IHM zu!“ (S. 107-121); „Alle meine Quellen sind in Dir“ (S.123-141).

Der Anhang bringt (S.143-145) eine Zeittafel zur Geschichte des Psalmenbuches von David (1010-970 v. Chr.) bis zur Übersetzung der Psalmen von Martin Buber im „Buch der Preisungen“ (1935). Das zweite Anhangkapitel stellt (S.146-150) „Stimmen zu den Psalmen“ von Athanasius im 4.Jahrhundert n. Chr. bis zu Dorothee Sölle im 20. Jahrhundert zusammen. Ein Register der 104 besprochenen Psalmversen (S.151f.) schließt das Buch ab.

Leser und Beter der Psalmen sind dem Verfasser für dieses Buch zu großem Dank verpflichtet. Das gilt zunächst im Blick auf die persönliche Lektüre von Psalmtexten. Wenn bei Exerzitien, Besinnungstagen und Biblischen Wochenenden mit Psalmen gearbeitet wird, kann die von dem Leiter vorgestellte Methode zu tieferem,

lebendigem Verständnis der Psalmen hinführen. So möge dieses wertvolle Buch eine große Verbreitung finden und dazu verhelfen, „dass das Wort des Herrn sich ausbreitet und verherrlicht wird“ (2 Thess 3,1).

Otto Wahl SDB

Franz Wehrl

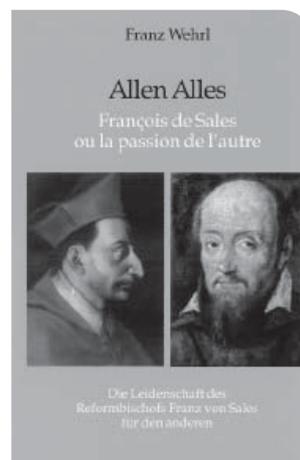
Allen alles

François de Sales ou la passion de l'autre - Die Leidenschaft des Reformbischofs Franz von Sales für den anderen
Eichstätt: Salesianisches Institut, 2010.

Der Ruf nach Erneuerung und Vertiefung des kirchlichen Lebens ist heute vielfältig. In diesem Zusammenhang lohnt es sich, auf eine Zeit zu schauen, die zwar schon 400 Jahre vorüber ist, gleichwohl aber immer noch wertvolle Antworten auf die Fragen nach kirchlicher Reform geben kann. Die Rede ist von der Zeit nach dem Trienter Konzil (1545 – 1562), der sogenannten „katholischen Reform“. Als bedeutende Bischöfe dieses Zeitalters gelten die Heiligen Karl Borromäus, der im oberen Italien wirkte, und Franz von Sales, der in Annecy residierende Bischof von Genf, der sich mit dem Calvinismus auseinandersetzen musste.

Franz von Sales steht im Mittelpunkt des vorliegenden Buches „Allen Alles“, das Franz Wehrl, Leiter des Salesianischen Instituts in Eichstätt und Mitglied des Ordens der Oblaten des heiligen Franz von Sales, verfasst hat. Der Titel des Buches, das anlässlich des 400-Jahr-Jubiläums des von Franz von Sales und Johanna von Chantal gegründeten Ordens der Heimsuchung Mariä im Juni 2010 veröffentlicht wurde, weist auf die wichtigste Tugend hin, die Franz von Sales von seinen Priestern verlangte: die Nächstenliebe und Hingabe -, ganz im Sinne des paulinischen Wortes: „Ich bin allen alles geworden“.

Das vorliegende Buch lenkt den Blick auf das Reformwerk und beleuchtet auch die Beziehung von Franz von Sales zu Karl Borromäus, von dem er in späteren Jahren, als er selbst Bischof geworden war, ganz ergriffen war. Nicht von ungefähr unternahm er im Jahre 1612 eine Pilgerfahrt nach Mailand, wo es zu der „symbolischen Begegnung“ zwischen dem Bischof von Genf und dem inzwischen zur Ehre der Altäre erhobenen Karl Borromäus im Dom zu Mailand gekommen war. Und in seiner



EUR 35.00

neue Bücher – spiritualität

„Philothea“ wie auch in seinem „Theotimus“ empfahl Franz von Sales, von tiefer Ehrfurcht zum Erzbischof von Mailand geprägt. immer wieder die Lektüre seiner Biographie.

Die biographische Studie „Allen, Alles“ führt den Leser in spirituelle salesianische Bereiche ein, die in bisherigen Biographien des Heiligen noch nicht behandelt worden sind. Die Reform der Kirche im Sinne des Tridentinum sollte zu allererst Reform des Priestertums sein. Mit Blick auf das Vorbild des Franz von Sales wird dieser Schwerpunkt ausführlich herausgestellt. Die Priester waren mit dem Heiligen organisch verbunden, wie er selbst einmal sagte; sie waren seine Brüder und teilten sein Handeln und seine Verantwortung. Nach seinen eigenen Worten gehören sie ganz Gott, der Kirche und dem Amt.

Hinweis: Das Werk ist zu bestellen beim Salesianischen Institut Eichstätt, Rosental 1, 85072 Eichstätt, Tel. 0049 8421 93489-0, Fax: 0049 8421 93489-35, E-mail: salesianum@osfs.eu.

Joachim Kardinal Meisner

Kreuzweg

Einsiedeln u.a.: Johannes, 2009. - 70 S. - Beten heute 18. – ISBN 978-3-89411-406-0. – EUR 10.00.

Die niedergelegten Betrachtungen sind Frucht der Mitbeteiligung am Kreuzweg Christi. Wenn die erste Bezeichnung der Christen durch Nichtchristen „Anhänger des neuen Weges“ heißt, dann ist das Gehen und Beten des Kreuzweges die beste Weise, als Christen im 21. Jahrhundert in Form zu bleiben, nämlich in der Forma Christi.

Max Huber

Das Credo

Vom Kern und Stern unseres Glaubens

Leipzig: St. Benno. - 119 S. - Grundkurs Christentum - ISBN 978-3-7462-2653-8. – EUR 5.00.

Über Jahrhunderte hinweg hat das Glaubensbekenntnis das Christentum geprägt und war richtungsweisend für den christlichen Glauben. Fakten und Hintergründe zum Credo, zu dessen Geschichte und Bedeutung, informative Querverweise und korrespondierende Bibelstellen, seine Rolle im Gottesdienst und in der Ökumene – Max Huber erklärt in diesem Buch kenntnisreich, informativ und unterhaltsam, was man wissen muss, wenn man Näheres wissen will über den Kern und Stern christlichen Glaubens, das Apostolische Glaubensbekenntnis.

Ivo auf der Maur (Hrsg.)

Columban von Luxeuil: Mönchsregeln

St. Ottilien: EOS, 2007. – 93 S. – ISBN 3-8306-7276-4. – EUR 9.80.

Aus dem Vorwort: „Mit der vorliegenden Übersetzung ist eine Lücke geschlossen in der Wirkungsgeschichte auch der Benediktusregel. Die wichtige Zeit der Mischregel-epoche wird fassbar durch die Möglichkeit, die Columbanregel nun auf Deutsch zu lesen. Damit wird zum einen die Kenntnis der Spiritualität des irischen Mönchtums und seiner z. T. rigorosen asketischen Vorstellungen greifbar, seine Möglichkeiten des Einwirkens auf die Reform der fränkischen Kirche wie auch ebenso die Gründe für ihre Ablehnung. Zum anderen wird am Schrifttum des Columban ablesbar, was die damaligen Mönche in Luxeuil bewogen haben mag, die Regel ihres Gründers mit der Benediktusregel zu verbinden. Es ist wohl kein Zufall und auch nicht nur dem kirchenpolitischen Kalkül der karolingischen Zeit geschuldet, wenn der Columbanregel kein langfristiger Einfluss beschieden war, sondern die Regel Benedikts sich in einem langsamen Prozess durchsetzte. Bonifatius führte auf der ersten austrasischen Synode, dem sogenannten *Concilium Germanicum*, 742 die Benediktusregel für alle Mönchs- und Nonnenklöster ein, auch wenn das erst der Anfang einer Entwicklung war, in der die Regel Benedikts zur alleinigen Mönchsregel in Europa für die kommenden Jahrhunderte wurde.“

Franz Georg Friemel u. a.

Taschen-Lexikon Religion : über 150 Begriffe

verständlich erklärt

Leipzig : St. Benno, 2007. – 120 S. – ISBN:978-3-7462-2280-6. – EUR 5.00.

In diesem Taschenlexikon wird das Wichtigste zum Christentum kurz und übersichtlich in über 150 Stichworten zusammengefasst. Die Autoren dieses Buches bieten so einen schnellen Überblick über die Religion, die unsere Gesellschaft bis heute prägt. Behandelt werden die zentralen Aspekte aus Geschichte und Gegenwart der Kirche, aus Bibel, Kirchenjahr, dem Glaubensleben von Christen und der christlichen Ethik. Ein kompetentes Nachschlagewerk für Christen und Nichtchristen, die sich erstmalig oder vertiefend informieren wollen.

Peter Ring

Die Dillinger Franziskanerinnen in Kemmern

Ein Konvent im Wandel

Bonn : nova & vetera, 2008. – 292 S. – Dissertationes theologicae 3. – ISBN 978-3-936741-57-5. – EUR 29.00.

Aus der Einführung des Autors: „Die vorliegende Arbeit stellt die Veröffentlichung des Hauptteils meiner Dissertation dar. Diese befasste sich neben dem Wirken der Dillinger Franziskanerinnen in der Gemeinde Kemmern zusätzlich mit dem Begriff des „katholischen Milieus“ und lieferte neben einer ausführlichen Darstellung der allgemeinen Milieustudie eine eingehende Milieuanalyse der oberfränkischen Gemeinde Kemmern. Dabei wurde auch die Zivilgemeinde in die Analyse eingeschlossen. Von der vollständigen Publikation habe ich allerdings abgesehen, um den Blick konzentrierter auf das erfolgreiche Wirken katholischer Ordensschwester im Allgemeinen und der Dillinger Franziskanerinnen in Kemmern im Besonderen zu richten. Nachdem ich mich nun nahezu ein Jahrzehnt mit dem Wirken jener Schwestern beschäftigt habe und ihnen auch meine unveröffentlichte Diplomarbeit widmete, soll nun die Frucht dieser Forschung der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.“

Petrus-Adrian Lerchenmüller

„Allen bin ich alles geworden, um auf jeden Fall einige zu retten.“ (1 Kor 9,22)

Norbert von Xanten und die Geschichte des Prämonstratenserordens
Windberg: Poppe, 2009. – 110 S. – ISBN 978-3-932931-07-9. – EUR 8.00.

Aus dem Geleitwort von Franz Xaver Bischof: „Die hier vorgelegte Schrift über Norbert von Xanten entwirft in verständlicher Sprache ein differenziertes Lebensbild Norberts aus den Quellen und ermöglicht eine neue Begegnung mit dieser starken Persönlichkeit einer uns fernen Epoche. Sie verdankt ihre Entstehung der intensiven Auseinandersetzung des Verfassers mit der Stifterpersönlichkeit und den Ursprüngen des Ordens, dem er selbst angehört. P. Petrus-Adrian Lerchenmüller hat sie 2005 als Diplomarbeit im Fach Kirchengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität München eingereicht. Ich freue mich, dass die Darstellung jetzt als Band 7 der Schriftenreihe der Prämonstratenser-Abtei Windberg erscheinen kann.“

Herbert Schneider

Einzigkeit und Liebe

Zum 700. Todestag des seligen Johannes Duns Scotus (08. November 1308 - 2008)

Mönchengladbach: Johannes-Duns-Skotus-Akademie für franziskanische Geistesgeschichte und Spiritualität, 2008. - 43 S. - Rhenania Franciscana: Beiheft 23.

Aus dem Vorwort des Verfassers: „Die ständige Frage des Menschen nach sich selbst, gerade angesichts der Erfahrung von Vereinzelung, wird in der Beschäftigung mit Johannes Duns Scotus aufgegriffen mit unserem Thema „Einzigkeit und Liebe“. Es geht um den Einzelnen, der aber nicht zu vereinzeln braucht, sondern seine Einzigkeit entdecken darf, gerade auch als Chance, unter und mit den vielen einzelnen Menschen sein Selbst und seine Beziehung aus seiner Einzigkeit heraus zu leben.“

Klaus Weyers

Das Vaterunser

Leipzig: St. Benno. - 96 S. - Grundkurs Christentum. - ISBN 978-3-7462-2654-5. - EUR 5.00.

Seit Jahrhunderten beten Christen auf der ganzen Welt das Gebet, das Jesus seine Jünger zu beten gelehrt hat. Auf kenntnisreiche und unterhaltsame Weise erläutert der bekannte und erfolgreiche Autor und Seelsorger Klaus Weyers das wichtigste Gebet der Christen. Kurzweilig, kompakt und kompetent wird jede einzelne Bitte unter die Lupe genommen und leicht verständlich erklärt. Eine unverzichtbare Einführung in das Gebet des Alltags.

Stefan Blanz u.a. (Hrsg.)

Beuroner Forum - Edition 2010

Münster u.a. : LIT, 2010. - 256 S. - ISBN 978-3-643-10652-0. - EUR 19.90.

Mit dem vorliegenden Band erscheint das *Beuroner Forum* zu zweiten Mal. Das jährlich von Stefan Blanz, Peter Häger und Jakobus Kaffanke OSB herausgegebene Periodikum will in ausgewählten Schriften das kulturelle, monastische und liturgische Leben im Umfeld der Erzabtei während eines Kalenderjahres abbilden. Erneut werden in den vier Abteilungen – Zeitzeugnis, Beiträge, Betrachtungen und Dokumentation - bisher unveröffentlichte Texte und Bilder aus Klosterarchiven, Vorträgen, Tagungen, Jubiläumsveranstaltungen, Gottesdiensten und weiteren geistlichen Anlässen präsentiert und bilden die lebendige Vielfalt des Benediktinerklosters im Oberen Donautal ab.

Feuerbach, Mario

Das Zisterzienserkloster Ossegg

Baugeschichte und Baugestalt von der Gründung 1196 bis in das Jahr 1691

Mainz: Bernardus, 2009. – 326 S. – ISBN 978-3-8107-9306-5. – EUR 34.90.

Diese kunsthistorische Dissertation dokumentiert erstmalig die Baugeschichte der Zisterze Ossegg (Osek) in Nordböhmen, von Mönchen aus dem oberpfälzischen Kloster Waldsassen im Jahre 1196 gegründet und in gut einem Jahrhundert mit allen notwendigen Bauten vollendet.

In der Einleitung beschreibt der Autor die wechselvolle Geschichte der Zisterze: Gründung und erste Blütezeit, wirtschaftliche und religiöse Gefährdung und Stagnation, Plünderung, Aufhebung, mit Mühe verhinderte Säkularisierung, schließlich religiöses und kulturelles Zentrum Nordböhmens. Nach dem 2. Weltkrieg erneute Aufhebung des Konvents, Wiederbegründung im Jahr 1991 unter dem 48. Abt Bernhard Thebes OCist aus Langwaden im Rheinland.

Im Hauptteil dokumentiert der junge Forscher als Hintergrund dazu das Schicksal des Baubestandes aus sechs Bauphasen – vom Beginn in der Romanik bis zum barocken Umbau: Zerstörung durch Feuer, Plünderung, Wiederaufbau, Umbau, mangelhafte Pflege der Bausubstanz in wirtschaftlichen Notzeiten: Eine minutiöse Nutzung edierter und nichtedierter Quellen, plausible Auswertung abgeschlossener und eigener Bauuntersuchungen, Hinweise auf einschlägige Desiderate, wohlthuende Zurückhaltung bei Vermutungen – So wird der ordensgeschichtlich, aber auch allgemein kulturell und historisch interessierte Leser Zeuge einer beeindruckenden kulturellen Entwicklung. Bestätigt findet er die Gültigkeit des Wappenspruchs im gleichfalls neu erstandenen benediktinischen Mutterkloster auf dem Monte Casino: *Succisa virescit – ein gefällter Baum treibt wieder aus*. Einem weiten Publikum vermittelt der Autor ausführliches Hintergrundwissen für diesen Vorgang, in sowohl wissenschaftlich exakter Darlegung als auch in verständlicher Diktion für interessierte Laien, die zusätzlich vielfachen Nutzen aus zahlreichen Abbildungen, Farbtafeln und Graphiken gewinnen.

51. Jahrgang 2010, Heft 4

2010/Heft 4

ok

ordens
korrespondenz

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens

ordenskorrespondenz

Geist und Welt
Emmanuel D'Alzon
zum 200. Geburtstag

Ordensleben in
Indonesien

DKMR: Aufruf für
eine prophetische
Kirche

ok

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens,
Organ der Deutschen Ordensobernkonzferenz



ISSN: 1867-4291

51. Jahrgang 2010, Heft 4

Herausgeber: Deutsche Ordensobernkonzferenz e.V. (DOK), Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn.

Schriftleitung: Sr. Walburga Scheibel OSF, Generalsekretärin der Deutschen Ordensobernkonzferenz.

Redaktionsbeirat: P. Konrad Flatau SCJ, P. Dr. Cyrill Schäfer OSB, Sr. M. Hildegard Schültingkemper SMMP.

Redaktion: Arnulf Salmen, Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Telefon (02 28) 6 84 49-30, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: pressestelle@orden.de.

Rezensionen: Rezensionsexemplare senden Sie bitte an den Koordinator der OK-Rezensionen, Bibliotheksleiter Dr. Philipp Gahn, Don-Bosco-Straße 1, 83671 Benediktbeuern, E-Mail: gahn.pth@ksfh.de. Unverlangt eingesandte Bücher werden nicht zurückgeschickt. Die Rezension erfolgt nach Ermessen der Schriftleitung.

Bestellungen sind zu richten an: Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Telefon (02 28) 6 84 49-0, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: info@orden.de.

Bezugsbedingungen: Die Ordenskorrespondenz erscheint viermal im Jahr. Jahresabonnement inkl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 40,00 Euro, im Ausland 41,20 Euro (Schweiz: 38,50 Euro). Einzelheft incl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 10,00 Euro, in Europa 11,00 Euro. Abbestellungen nur zum Jahresende möglich mit dreimonatiger Kündigungsfrist.

Herstellung und Auslieferung: Don Bosco Grafischer Betrieb, Hauptstr. 2, 92266 Ens Dorf, Telefon (09624) 92 01-0, www.dbg.donbosco.de.

Alle Verlagsrechte vorbehalten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung von Herausgebern und Redaktion wieder.

Als Manuskript gedruckt.

Vorwort



Auch wenn dem Projekt in der Öffentlichkeit derzeit keine großen Chancen eingeräumt werden – die Deutsche Bundesregierung setzt sich auf internationaler und europäischer Ebene für die Einführung einer Finanztransaktionssteuer ein. Sie tut dies nach langem Zögern auf politischer Ebene und entgegen einer Ablehnungsfront die von der Regierung der USA bis zur EU-Kommission reicht. Sie macht sich damit eine Forderung einer Kampagne „Steuer gegen Armut“ zu eigen, die im Oktober 2009 begann und innerhalb kürzester Zeit von über 60.000 Bürgerinnen und Bürgern mitgetragen wurde. Maßgeblich an der Kampagne beteiligt ist der Jesuit P. Jörg Alt. In dieser Ausgabe der Ordenskorrespondenz berichtet er über die Entwicklung und Ziele der Kampagne. Das Engagement des Jesuiten und vieler weiterer Menschen und Einrichtungen in der Kirche – etwa der Kommission *Justitia et Pax* – ist Ausdruck christlichen gesellschaftlich-politischen Engagements.

Eine im Mai 2010 vorgestellte Initiative von Vertretern katholischer Orden, Diözesen, Hilfswerke, Verbände und Privatpersonen ist der Aufruf „Leben in Fülle für Alle – Aufruf für eine prophetische Kirche“, der ebensolches Engagement aus dem Glauben heraus einfordert. Angeregt durch eine Initiative am Rande der Mitgliederversammlung 2009 des Deutschen Katholischen Missionsrates (DKMR), fanden die Überlegungen des Aufrufs weitere Reflexion und Fortführung im Studienteil der Mitgliederversammlung 2010. Die Ordenskorrespondenz dokumentiert neben dem Aufruf selbst einen geistlichen Impulsvortrag im Rahmen der Tagung von P. Helmut Schlegel OFM sowie drei Workshops, die Beispiele eines gelebten Aufbruchs beleuchten.

Daneben geht es in der vorliegenden Ordenskorrespondenz in weiteren Beiträgen grundlegend um die Frage, wie Ordensleben gesellschaftliche Relevanz gewinnt: Christian Göbel, Dozent an einem College des Assumptionistenordens in den USA, erinnert in einem Beitrag zum 200. Geburtstag des Ordensgründers Emmanuel D’Alzon an dessen Engagement für eine christliche Transformation der Gesellschaft. José Christo Rey García Paredes CMF entfaltet im zweiten Teil seines Vortrags „Die Hoffnung als unsere Sendung“ (Teil I dokumentiert in OK 2/2010) die Frage, wie christliche Hoffnung im europäischen Kontext in die Gesellschaft hinein weitergegeben werden kann. In einer Zeit tiefgreifenden Wandels bedürfe die Gesellschaft solcher, die ihr neue sinntragende Geschichten erzählen könnten. Paredes: „Wir Ordensleute wissen solche alternativen Geschichten, die träumen lassen, zu berichten.“

Arnulf Salmen

Inhalt

.....

Arnulf Salmen Vorwort	385
--------------------------	-----

● Ordensleben

Christian Göbel Geist und Welt - Bildung und Philosophie	389
Christian M. Rutishauser SJ Von der Notwendigkeit qualifizierter Spiritualität	404
Adolf Heuken SJ Deutsche Ordensleute in Indonesien	409
Ulrich Füller Asien auf dem Prüfstand	413

● Dokumentation

Leben in Fülle für Alle! - Aufruf für eine prophetische Kirche	418
Deutscher Katholischer Missionsrat Mitgliederversammlung 2010	
Helmut Schlegel OFM Zu was sind wir als Gemeinschaft(en) in der Nachfolge Jesu heute berufen?	421
Bettina Rupp SSpS Der TaK (Treffpunkt am Kapellchen)	427
Dietmar Müßig Von Taubenhändlern und Geldwechslern	430
Johannes Bielefeld Sozial- und umweltverträgliches Wirtschaften	439

● Dokumentation

Jörg Alt SJ
Woher Geld zur Armutsbekämpfung
nehmen? - Fragen Sie uns! 445

José Cristo Rey García Paredes CMF
Die Hoffnung als unsere Sendung
im europäischen Kontext
(Fortsetzung) 452

Ordnung für eine „Koordinierungskonfe-
renz zwischen Deutscher
Bischofskonferenz und Deutscher
Ordensobernkonzferenz“ 470

● Nachrichten

Aus dem Vatikan 472

Aus der Weltkirche 475

Aus der Deutschen
Ordensobernkonzferenz 482

● Neue Bücher

Buchbesprechungen

Ordensgeschichte 490

Theologie 497

Kurzanzeigen 506

Christian Göbel

Prof. Dr. Christian Göbel wurde 1973 in Bochum geboren. Nach dem Studium der Philosophie und Theologie in Paderborn, Cambridge, Rom und Leiden führten ihn Lehraufträge nach Rom, Boston und Sonada (Indien). Seit 2008 ist er Dozent für Philosophie am Assumption College in der US-amerikanischen Stadt Worcester (Massachusetts).



Christian Göbel

Geist und Welt - Bildung und Philosophie

Zum 200. Geburtstag des Ordensgründers
Emmanuel D'Alzon

Einleitung

Am 30. August jährte sich zum 200. Mal der Geburtstag von Emmanuel D'Alzon (1810-1880), dem 1991 von Papst Johannes Paul II. als „venerabile“ geehrten Gründer der „Augustiner-Assumptionisten“, einer Ordensgemeinschaft im Geist und nach der Regel des hl. Augustinus („Augustiniani ab Assumptione“), benannt nach dem Gründungsort, der Schule „Collège de l'Assomption“ in Nîmes, Frankreich¹. Der Jahrestag war Anlass ausgedehnter Feierlichkeiten in der großen Familie der entweder direkt oder indirekt auf D'Alzon zurückgehenden oder mit den Assumptionisten verbundenen Ordensgemeinschaften: Dazu zählen u.a. die von D'Alzons Weggefährtin und geistlichen Schülerin, der hl. Marie-Eugénie

de Jésus, gegründeten *Religieuses de l'Assomption* (R.A.), die *Oblates missionnaires de l'Assomption* (O.A.) und die *Petites Soeurs de l'Assomption*. Allein die Augustiner-Assumptionisten (A.A.) sind heute, obwohl mit etwa 850 Mitgliedern ein recht kleiner Orden, in 30 Ländern präsent, neben dem Stammland Frankreich v.a. in Afrika und Lateinamerika, aber auch Osteuropa, Nordamerika und Asien. Teil der Feierlichkeiten waren und sind Vorträge, Symposien und liturgische Feiern (u.a. in Paris unter Vorsitz von Erzbischof Kardinal Vingt-Trois), aber auch Pilgerreisen auf den Spuren von Père D'Alzon. Ihm selbst war die Förderung des Pilgerns als Demonstration christlichen Glaubens in einer zunehmend nichtchristlichen Gesellschaft ein großes Anliegen², und in diesem Geist bereisen

Ordensleute und Freunde die wichtigsten Orte im Leben D'Alzons: Paris, Nîmes und Rom. Aufgrund der schwachen Präsenz des Ordens in Deutschland ist hier die Aufmerksamkeit eher gering³. Dennoch ist das Jubiläum lohnender Anlass, den Ordensgründer in Erinnerung zu rufen, der v.a. auf den Gebieten der Bildung und der gesellschaftlichen Erneuerung aus christlichem Geist, der Ökumene, der Osteuropamission sowie des katholischen Journalismus und Publikationswesens Spuren hinterlassen hat. Seine Vision von Kontemplation und Aktion, eines Ordens, der in engem Kontakt zu Laiengemeinschaften, durch Bildung und Caritas, die Gesellschaft transformiert und ihr eine neue, christliche Ordnung gibt, als Christsein *in der Welt*, ist von bleibender Größe. Freilich werden sich darin auch die Mitglieder vieler anderer Ordensgemeinschaften wiederfinden; insbesondere sind die Parallelen zu den oft mit ähnlichen Zielen im 19. Jahrhundert neu gegründeten Kongregationen unübersehbar.

Die folgenden Reflexionen erheben nicht den Anspruch, Leben und Werk D'Alzons und der Assumptionisten historisch-systematisch umfassend darzustellen, sondern beschränken sich auf einen ersten Überblick. Im Zentrum meines Interesses an D'Alzons Lebenswerk steht die Wiederentdeckung der ‚philosophischen‘ – und damit auch für die säkulare Welt bleibend relevanten – Dimension des Ordenslebens, hier fokussiert auf einen neuzeitlichen Missions- und Bildungsorden. D'Alzon ist „Philosoph“ nicht nur in dem zuweilen von Augustinus – von dem seine Theologie inspiriert ist – gemeinten Sinn, wonach Philosophie als „Liebe zur Weisheit“ identisch ist mit dem

Christentum, das Liebe zu Gott ist bzw. zur inkarnierten Weisheit in Christus, so dass in *De vera religione* (5,8) die „wahre Philosophie“ zur „wahren Religion“ wird, nämlich der christlichen. Damit aber läuft die Philosophie Gefahr, von der Religion überformt zu werden und ihre methodische und sachliche Eigenständigkeit zu verlieren, die Augustinus wie D'Alzon andernorts zumindest zu einem gewissen Grad und im Horizont der Harmonie von Glaube und Vernunft anerkennen⁴. D'Alzon ist durchaus bemüht, philosophisches Gedankengut aufzunehmen; als Autoritäten akzeptiert er Platon, Cicero, Augustinus, Thomas, Leibniz u.a.; er ist darüber hinaus an neueren Denkern interessiert, wenn er auch einigen – v.a. Voltaire – dezidiert ablehnend gegenübersteht. Vor allem aber ist er wahrer ‚Philosoph‘ in seinem Interesse an *Bildung*. Das mag überraschen, doch ursprünglich hatte Philosophie nichts von dem, was man heute oft mit ihr verbindet: den Charakter einer abstrakt-spekulativen Disziplin, die selbst in ihren ‚praktischen‘ Zweigen (wie Ethik) oft sehr ‚theoretisch‘ bleibt. Der Blick auf D'Alzon kann Anregung zur Reflexion über den stets aktuellen Missions- und Bildungsauftrag des Christentums sein, und es wird sich zeigen, dass der französische Ordensgründer in zuweilen überraschender Nähe nicht nur zu antiken Philosophen, sondern auch zu vermeintlich unkatholischen oder gar ‚antichristlichen‘ Denkern der Neuzeit wie I. Kant oder F. Nietzsche steht. Für D'Alzon und die Familie der assumptionistischen Gemeinschaften ist Bildung jedenfalls wesentliches Element ihres Geistes und Dienstes, so dass sie heute weltweit über 100 Bil-

dungsinstitutionen wie Schulen und Hochschulen betreiben. – Die folgenden Überlegungen folgen grob den Lebensphasen D’Alzons, die sich geographisch an den o.g. Zentralorten seines Lebens festmachen lassen (Paris, Rom, Nimes). Sie dienen hier zugleich symbolisch als Bezugspunkte für wesentliche Motive seines Denkens und Wirkens.

Jugendzeit in Frankreich: christliche Transformation der Gesellschaft

Emmanuel D’Alzon wurde 1810 in Le Vigan in Südfrankreich geboren. Prägende Kindheitsjahre verbrachte er auf Schloss Lavagnac, dem „Versailles des Languedoc“, Wohnsitz der Familie von 1816-1823, ehe sie für die politische Karriere des Vaters als Abgeordneter 1823 nach Paris zog. Dort besuchte Emmanuel das Gymnasium und begann ein Jurastudium (1828-1830). Südfrankreich und Paris stehen zunächst für den bemerkenswerten familiären Hintergrund: Der spätere Ordensgründer wurde in eine begüterte adlige Familie hineingeboren, die sich über Generationen im Staatsdienst hervorgetan hatte. D’Alzons Mutter war als überzeugte Christin wohl­tätig aktiv. So entwickelte der junge Emmanuel früh ein Interesse an Politik und sozialen Fragen. Diese Leidenschaft sollte er über Jahre weiter pflegen; sie wurde zur Triebfeder seines kirchlich-gesellschaftlichen Engagements, das sich allerdings anders gestaltete, als es die Eltern erwartet hatten. In Paris besuchte D’Alzon zahlreiche literarische und soziale Kreise und kam in Kontakt mit herausragenden katholischen Denkern seiner Zeit, die – z.T. recht progressiv – Wege für

eine Neugestaltung der Rolle des Christentums in einer zunehmend demokratischen Gesellschaft suchten, darunter v.a. F. de Lamennais (1782-1835), der D’Alzon zum geistlichen Mentor wurde. Nachdem der junge Adlige zunächst mit einer soldatischen Karriere geliebäugelt hatte, schien er mit Beginn des Jurastudiums den Erwartungen der Familie an den ältesten Sohn gerecht zu werden. Bereits 1830 entschied er allerdings (gegen den anfänglichen Widerstand der Eltern), der tief empfunden gesellschaftlichen Verpflichtung nicht als Soldat, Politiker oder Beamter, sondern als Priester zu entsprechen. Die Wahl

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

des Priesterberufs ist für D’Alzon also keineswegs Rückzug aus der Gesellschaft, sondern im Gegenteil politischer Akt, Dienst an der ‚Welt‘. In einem Brief schreibt er: „Ich glaube fest, dass die Welt durch und durch mit christlichem Geist durchdrungen werden muss; andernfalls wird sie auseinanderfallen. Und die Welt wird diesen Geist nur von Individuen empfangen, die ganz und gar von ihm erfasst sind und ihn in allen denkbaren Formen zu verkünden bereit sind. Einige sagen, die Welt ist böse, und es mag sein, dass falsche Leidenschaften sie vom Guten abhalten; ich glaube aber vor allem, dass die Welt unwissend ist. Deshalb müssen wir sie bilden, und zwar in Worten, die

sie verstehen kann“⁵. Der junge Seminarist fühlt in sich eine Berufung, die er als „tiefes Sehnen, sein Leben der Verteidigung der Religion zu weihen“ beschreibt⁶.

Die Sorge für die Zukunft der Gesellschaft, die D’Alzon umtreibt, rückt ihn durchaus in eine, vielleicht überraschende, Nähe zu seinem jüngeren Zeitgenossen F. Nietzsche (1844-1900), der nicht nur selbstproklamierter „Antichrist“ ist, sondern vielleicht auch „heimlicher Gottsucher“ (E. Biser) und jedenfalls voller Respekt für die kulturellen Leistungen des christlichen Abendlands und seiner Orden, insbesondere deren Verdienst um die Bewahrung des abendländischen Kulturerbes. Nietzsche macht das – bei aller grundsätzlichen Kritik am institutionalisierten Christentum – immer wieder deutlich, v.a. wenn er in Briefen christliche Stätten wie Klöster beschreibt, die er auf Reisen besucht; zudem liest er mit Begeisterung das Werk eines Mitglieds des Lamennais-Kreises: *Les Moines d’Occident* von C. de Montalembert⁷. Vor allem aber ist er ähnlich irritiert von den sozialen Umwälzungen des 19. Jahrhunderts. Für D’Alzon sind das v.a. die bürgerlich-sozialistischen Revolutionen (1789, 1830, 1848, 1871) und die damit einhergehende Säkularisation; der junge Nietzsche leidet v.a. unter dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71, zu dem er sich zwar von Basel aus (wo er eine Professur für Altphilologie angetreten hatte) als Freiwilliger für den Sanitätsdienst meldet, auf den er aber nicht nur als Patriot und Kriegsgegner blickt. Von der übernationalen Warte des gebildeten Europäers sieht er ihn mit großer Sorge um die bedrohte Kultur des Abendlandes. Natürlich

sind die Wege verschieden, auf denen D’Alzon und Nietzsche diesen Gefahren zu begegnen hoffen: ersterer will die Gesellschaft durch Re-Christianisierung heilen, letzterer träumt davon, die Krise durch eine neue Philosophie und rein weltliche ‚Religion‘ zu überwinden⁸. Die Strategien aber sind ähnlich: D’Alzons Ideal, die „Gesellschaft mit christlichem Geist zu durchwirken“, und die Gründung seiner Ordensgemeinschaften, die mit einer starken Betonung des Laienengagements (noch heute wirksam in der von den Assumptionisten gepflegten „Lay-Religious Alliance“) gepaart ist, steht bei Nietzsche der – heute kaum beachtete – Ausruf gegenüber: „Wir werden wieder Klöster brauchen, und wir werden die ersten *fratres* sein“ (KSB 3, 130). Die konkreten Inhalte sind unterschiedlich (bei Nietzsche wird der Klostergedanke bald umgeformt in den Traum einer „Neuen Akademie“), gemeinsam ist aber der Wunsch nach Re- und Transformation der Gesellschaft und ihrer Kultur durch die Strahlkraft von spirituell-intellektuellen Gemeinschaften, die aus dem Streben nach Weisheit leben, doch mitten ‚in der Welt‘ agieren und die Massen *bilden*. Nietzsche hat diesen Traum freilich nie verwirklichen können, D’Alzon schon: die Assumptionisten sollen – so die erste Regel des Ordens – „Männer der Welt“ sein. Darüber hinaus gründet oder unterstützt er, unter Einsatz erheblicher persönlicher Mittel, zahlreiche wohltätige Zirkel und Einrichtungen, in denen sich eine christliche Prägung der Gesellschaft erfüllen soll: die „Dames de la Miséricorde“ (ein Zusammenschluss begüterter Frauen zum Zweck der Unterstützung der Armen), St. Aloysius-Gemeinschaft und St. Stanislas-

Gemeinschaft (1847 zum „Jugendapostolat“ vereint), ein Mädchenasyl (1836), ein Waisenhaus für Jungen (1840), Jugend- und Sozialvereine, öffentliche Bibliotheken und Einrichtungen der Erwachsenenbildung für Arbeiter, Hausangestellte und Soldaten. Sein Ziel ist ein „Ausströmen des Geistes unter das Volk“. Zu diesem Zweck bemüht er sich schließlich auch um ein Feld, auf dem die Assumptionisten Pioniere werden und dem noch immer ihre große Aufmerksamkeit gehört: das „Apostolat der Presse“ und katholische Publikationswesen; beispielhaft hierfür steht die 1880 begonnene Zeitung *La Croix* sowie das 1870 gegründete und inzwischen weltweit tätige, größte katholische Verlagshaus *Bayard Presse*, das u.a. Dutzende von Zeitschriften verlegt und mit der Zeitschrift „Lenz“ (heute „plus Magazin“) und durch die Übernahme einiger Weltbild-Titel seit einigen Jahren auch in Deutschland präsent ist. Ziel ist es, die christliche Botschaft mit geeigneten Veröffentlichungen zu unterstützen und so den christlichen Geist der Gesellschaft zu stärken.⁹ Der wohl wichtigste Aspekt des missionarischen Charismas der geistlichen Erneuerungsbemühungen D’Alzons ist bereits berührt: Bildung in ihrem weitesten Sinn, weder als rein christlich-religiöse Erziehung noch als bloß schulische Bildung. Ausgangspunkt und über Jahre Zentrum der Bildungsarbeit D’Alzons und der Assumptionisten ist Nîmes (Kap. 3). Zuvor aber ist ein anderer, für das Verständnis D’Alzons und seiner Ziele als Ordensgründer wesentlicher Aspekt in den Blick zu nehmen, der sich geographisch (und als Lebensphase D’Alzons) an Rom, dem Herz und Zentrum der Weltkirche, festmachen lässt.

Rom: Romzentrismus und Ökumene

Im Zuge der politischen Unruhen kehrt die Familie 1830 nach Lavagnac zurück, wo sich D’Alzons Wunsch verfestigt, Priester zu werden. 1832 tritt er ins nahegelegene Seminar von Montpellier ein, ist aber bald von der Qualität der Ausbildung enttäuscht und setzt ab 1833 seine Studien in Rom fort¹⁰. Rom bleibt auch später wichtig für D’Alzon, der oft hierher zurückkehrt, u.a. weil Pius IX. Interesse an seiner Ordensgemeinschaft und deren missionarischen Aktivitäten zeigt (römische Kreise bringen D’Alzon dazu, das orthodoxe Osteuropa in den Blick zu nehmen, anstatt den ursprünglichen Plan der Arbeit im Nahen Osten weiterzuverfolgen. Zur Unterstützung der Missionsarbeit werden 1865 die „Oblatinnen“ gegründet. Assumptionisten bleiben auch während des Kommunismus aktiv: Drei 1952 in Bulgarien als Märtyrer gestorbene Patres wurden 2002 seliggesprochen). Zudem ist D’Alzon Konzilstheologe während des Ersten Vatikanums, Berater und Vertreter seines Bischofs Plantier (in dieser Funktion hat er Anteil an der Kommissionsarbeit zum Unfehlbarkeitsdogma) und Organisator des internationalen Pressebüros.

Im Leben D’Alzons steht Rom für die Erfahrung der Universalität der Kirche. Seine strikte Ausrichtung auf Rom und Papst, unter deren Druck der Weikandidat 1834 (nach persönlichem Ringen) auch die Abkehr von Lamennais vollzieht¹¹, führt aber auch zu den aus heutiger Sicht eher irritierenden Aspekten seines Denkens. Denn seine Vision von Ökumene, konkret motiviert durch die Begegnung mit den Hugenotten

Südfrankreichs, zielt oft auf ein bloßes Bekehren und Heimholen in den Schoß der römischen Kirche. Das Papstamt ist ihm der einzig denkbare Schirm, unter dem das Ziel der Wiederherstellung der Einheit der Weltkirche erreicht werden kann. Allerdings finden sich auch Stellen wahrhaft ökumenischer Offenheit und Respekt für die „Meinungen anderer“. So sagt D'Alzon in einer Rede an die Protestanten in Nîmes: „Wir wollen volle Freiheit für alle; wir werden Katholiken bleiben, Ihr Protestanten.“ Hier sieht er die christlichen Konfessionen vereint im Kampf gegen den Unglauben und für eine „gesellschaftliche Umformung“ (TEA, 149f.).

Damit ist freilich ein nächstes Problem angesprochen: Neben dem Verhältnis zwischen den Konfessionen birgt das Verhältnis zwischen Kirche und Staat enormes Spannungspotential. D'Alzon sieht sich im Kampf für die „Rechte Gottes und der Kirche“, die den Rechten des Staates und der Menschen gegenübergestellt werden. Der strenge Romzentrismus, Ultramontanismus und Antimodernismus, dem der junge Priester bald bedingungslos anhängt, weil er ihn als einzigen Weg aus der Krise sieht, polarisiert zwischen Kirche und Gesellschaft auf eine Weise, die die Präsenz Gottes in der vermeintlich säkularen „Welt“ leicht verkennen kann. D'Alzon benutzt die martialische Sprache der Kulturkämpfer des 19. Jahrhunderts; die „säkulare Gesellschaft“ sei im „Kampf gegen Gott“ (TEA, 106); er plant eine Gegenoffensive zur Reevangelisierung der Welt: Den Papst sieht er dabei als „General an der Spitze einer gewaltigen Armee“ (TEA, 77). Natürlich ist das aus der Zeit zu verstehen, gerade im postrevolutionären Frankreich ist es v.a. Re-

aktion auf die offenen Angriffe auf die Kirche, angesichts derer Christen sich in ihrer Existenz selbst bedroht sehen mussten. Dabei mag der pfingstliche Mut, auf den D'Alzon wiederholt Bezug nimmt, der Wunsch, für den Glauben zu kämpfen und die Kirche zu verteidigen, stets aktuell bleiben. D'Alzon wurde dafür „Soldat Christi und wahrer Ritter der Kirche“ genannt.¹² Einige der damit einhergehenden Ideen aber sind aus der Sicht heutiger Theologie überholt. Den Nachfolgern D'Alzons ist das wohl bewusst. Assumptionisten des 20. und 21. Jahrhunderts leisten Großes auf dem Gebiet wahrer Ökumene (z.B. G. Tavard), und P. J.-M. Brochec A.A. schreibt: „Die Kirche hat heute Demokratie und die Unabhängigkeit des Staates akzeptiert, kulturelle Autonomie, Dialog mit nichtchristlichen Religionen, liturgische Erneuerung und eine realistische, wohlwollende Sicht auf die Welt.“ Nach dem Ordensmotto „Adveniat Regnum Tuum“ ist es das Ziel aller Kongregationen der Assumptionisten-Familie, „das Reich Gottes voranzubringen“: Das „aber bedeutet heute nicht mehr nur, Menschen in den Schoß der Kirche zu bringen“.¹³ Es *war* selbst im 19. Jahrhundert falsch, vermeintlich säkulare Denker und Philosophen (z.B. I. Kant) pauschal zu verurteilen.¹⁴ D'Alzon *war* zu ängstlich, wenn er Bücher, die „weder Gott noch die Jungfrau Maria noch die Heiligen erwähnen ... unmoralische Literatur und giftigen Dreck“ nannte, wenn er Voltaire verdammt und die staatlichen Universitäten zugunsten katholischer Bildungseinrichtungen „zerstören“ wollte (TEA, 101). Christen steht mehr Glaube und Zuversicht an: das ganze Sein und die ganze Vielfalt der Wissenschaften und Erkenntnisformen – alle

Formen, in denen sich Geist manifestiert – sind göttliche Schöpfung und Gaben, die genutzt werden wollen. Es gibt allerdings genug Stellen in D'Alzons Schriften, die ein Grundbewusstsein davon bezeugen, etwa wenn er mit Nachdruck betont, dass die Prinzipien der Französischen Revolution – Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit – im Grunde christliche Werte seien, oder in seiner Offenheit im Blick auf eine umfassende Bildung, die sich aus „Respekt vor der Wahrheit“ nährt, so dass D'Alzon den ‚theologischen‘ Wert aller akademischen Disziplinen betont (TEA, 26, 136). Wir können – im Geiste des hl. Ignatius, aber auch zahlreicher frühneuzeitlicher Naturforscher (z.B. W. Paley, I. Newton) – ergänzen, dass letztlich auch die heute oft fälschlich als antagonistisch gesehenen Naturwissenschaften Theo-Logie sein können: Wenn Gott der Allschöpfer ist, dann lässt sich „Gott in allen Dingen finden“, dann trägt alle Wissenschaft als Erforschung der Schöpfung zur „größeren Ehre Gottes“ bei.¹⁵ D'Alzon selbst verwendet diesen Gedanken in der ersten Verfassung seiner Kongregation von 1855¹⁶, und er besteht darauf, dass Philosophie an seinen Schulen gelehrt werde, „denn wir brauchen Verständigkeit“ (TEA, 93). Leider verwendet er das unglückliche scholastische Bild, das die Philosophie der Theologie nur als *ancilla* beordnet (TEA, 134). Kants Version trifft es besser: Philosophie mag „Magd“ der Theologie sein, aber diese Magd trägt der Theologie „die Fackel vor“, gibt der theologischen Reflexion also die Leuchtkraft der Vernunft¹⁷: Sie kann instrumental sein, nicht aber als bloß dienstbarer Untertan, sondern in voller Autonomie. Diese Verhält-

nisbestimmung zwischen den beiden Disziplinen vertritt inzwischen auch das katholische Lehramt, z.B. in *Fides et Ratio*, Nr. 76. Denn, so die einleitenden Worte der Enzyklika, „Glaube und Vernunft sind wie die beiden Flügel, mit denen sich der menschliche Geist zur Betrachtung der Wahrheit erhebt“.

Nîmes: Bildung „im weitesten Sinn des Begriffs“

Am 26.12.1834 wird Emmanuel D'Alzon in der Privatkappelle von Kardinal Odeschalchi für das Bistum Nîmes, wo ein Onkel Domherr ist, zum Priester geweiht. In Nîmes ist er über vier Jahrzehnte und unter vier Bischöfen (Titular-)Genalvikar. Hier gründet er 1845 seine erste Schule (er übernimmt das kurz zuvor gegründete „Collège de l'Assomption“) und im selben Jahr, zur Unterstützung der Bildungsarbeit, die Kongregation der Augustiner-Assumptionisten.¹⁸ Von Anfang an ist es ihm aber wichtig, auch Laien als Lehrer einzustellen. D'Alzon leitet das Collège während der ersten zwölf Jahre selbst und lebt in Nîmes bis zu seinem Tod am 21.11.1880.

D'Alzon initiiert und unterstützt nicht nur, wie in Kap. 1 skizziert, zahlreiche Werke tätiger Nächstenliebe, sondern er sieht auch Bildung selbst als „Akt der Nächstenliebe“. In seiner Ordensverfassung wird sie als erstes der „Werke, durch die wir das Gottesreich zu erweitern suchen“ genannt. „Das Lehren, verstanden im weitesten Sinn des Begriffs“ – also nicht nur als formale Bildung in Schule und Hochschule – wird somit zur sozialen und missionarischen Aufgabe (TEA, 29). In all dem ist die geistige Verwandtschaft D'Alzons

zu anderen katholischen Schul- und Missionsorden und Bewegungen offensichtlich, besonders zu den zahlreichen Neugründungen des 19. Jahrhunderts, deren Hauptcharisma und apostolischer Dienst oft die Bildungsarbeit ist. Darüber hinaus stehen die Kongregationen und Gesellschaften D'Alzons in enger Verwandtschaft mit den geistlichen Ritterorden, Laiengemeinschaften und auch den Säkularinstituten neueren Datums, deren „Apostolat die Welt ist“, wie es z.B. die *Brüderregel* des Deutschen Ordens fasst (Nr. 1).

D'Alzons unermüdlicher Einsatz für die Bildung der Gesellschaft umfasst verschiedene Bereiche:

- Schulen (während er zunächst im traditionellen Sinn an Schulen für die Kinder der gesellschaftliche Eliten dachte, galt seine Aufmerksamkeit bald den weniger begüterten, bildungsfernen Schichten)
- die sog. ‚Aluminate‘, eine Art kleiner Seminare, an denen am Priesterberuf interessierte Jungen finanziell günstig die Hochschulreife erwerben konnten, ohne dass sie sich je einem besonderen Druck ausgesetzt sahen, Assumptionisten zu werden (diese Freiheit wurde D'Alzon hoch angerechnet, und da zahlreiche Alumnen anderen Orden beitraten oder Diözesanpriester wurden, sagte man von D'Alzon, er habe die „französische Kirche gebildet“)
- Formen der Erwachsenenbildung (z.B. für Arbeiter und Soldaten; dazu zählt auch die Gründung von Bibliotheken sowie der Türverkauf von „guten Büchern“, den Kollegschüler und Ordenskandidaten übernahmen).

Bei all dem lässt sich D'Alzon von Augustins Gedanken inspirieren, dass „Nächstenliebe lebendiger Ausdruck von Glaube und Hoffnung ist“ und dass sich „Liebe in Taten beweist“ (TEA 114, 87). D'Alzon lebt diesen Zusammenhang der theologischen Tugenden; Zeitgenossen sind voller Respekt, dass er „wirklich seinen Glauben durch seine Werke zeigte“. Von früher Jugend an übt der junge Adlige Verzicht auf die Annehmlichkeiten des Reichtums und Standesprivilegien.¹⁹ Als Priester begeistert er die Massen – wegen seines leidenschaftlichen persönlichen Einsatzes wird er „Paulus von Südfrankreich“ genannt²⁰ –, und bald wird ihm das Bischofsamt angetragen. Doch erneut siegen Demut und Bescheidenheit; D'Alzon gibt nicht nur ein beträchtliches Privatvermögen für sein missionarisches Werk, sondern er verzichtet wiederholt auch auf höhere kirchliche Ehren.²¹ Private Gelübde, die D'Alzon 1844 in Turin und 1845 in der Pariser Kirche Notre Dame des Victoires ablegt, bekräftigen diese Entscheidung für evangelische Einfachheit.

D'Alzons Bildungsanstrengungen sind von Prinzipien getragen, von denen viele inspirierend – und zugleich wahrhaft ‚philosophisch‘ – sind. Denn Philosophie ist keine abstrakte Wissenschaft, sondern seit ihren Anfängen in der griechisch-römischen Kultur, von den Vorsokratikern bis zu den hellenistischen Schulen, praktisch-existentielle Lebensform (*ars vitae*), eine integrative Art und Weise, das wahre Potenzial des Menschseins zu entwickeln und ein „geprüftes Leben“ (Sokrates) zu führen: in Disziplin, Verantwortlichkeit, Vernünftigkeit, die Balance zwischen sapientialer Kontemplation und



asketisch-ethischer Praxis während, sinnerschöpfend, auf der Suche nach Seelenfrieden und wahrhaft menschlicher Glückseligkeit. Sokrates und seine Schüler nehmen die delphisch-pythischen Leitsprüche „Erkenne Dich selbst!“, „Werde, was Du bist“ und „Alles in Maßen!“ zum Anlass ihres Philosophierens, und sie werden nicht müde, die integrale Rolle von Bildung und Erziehung als wahre Menschwerdung zu betonen. Darin folgen ihnen spätere Philosophen, ob in oder außerhalb der katholischen Tradition (bis zu Kant, Nietzsche sowie zahlreichen Pädagogen in Neuzeit und Gegenwart).²² Die Griechen leben dies in ihren Schulgemeinschaften, die der Suche nach Wahrheit und Weisheit gewidmet sind; christliche Mönche setzen es in einem neuen Kontext fort, so dass etwa für Augustinus und Benedikt das Kloster zur *schola Christi* wird (RB, Prolog). Das wirkt gerade in Klosterschulen und, v.a. im nordamerikanischen Raum, auch an den katholischen *liberal arts colleges* und ihren Gemeinschaften von Professoren (z.T. Ordensleuten) und Studenten bis in die heutige Zeit hinein – darunter das *Assumption College* in Worcester (Massachusetts), mit dessen Gründung die Assumptionisten 1904 D’Alzons Traum der Errichtung einer „freien“, katholischen Universität erfüllen.

Einige der pädagogischen Prinzipien D’Alzons seien im Folgenden skizziert²³. Grundlegend ist der Gedanke, dass Bildung nicht nur Information, sondern Transformation der ganzen Person in ihrer leib-seelisch-geistigen Ganzheit ist, also „Charakterbildung“. D’Alzon verwendet das platonische Bild des Lehrers, der wie ein Bildhauer agiert – der seine Schüler also formt, nicht aber

im Sinn bloßen, fremdbestimmenden Modellierens, sondern vielmehr als Freilegung dessen, was als Potenzial bereits verborgen in ihnen angelegt ist (vgl. *Politeia* 377a/b). Und D’Alzon ergänzt dieses Bild um eine biblische Dimension: Unterrichten sieht er als (mit) schöpferischen Akt (TEA, 84). Gegen die heute oft übliche Fokussierung von Schul- und Hochschulbildung auf den Arbeitsmarkt, auf dem Mitarbeiter zu „human resources“ werden und selbst die nur außerkurrikular zu vermittelnden „Schlüsselqualifikationen“ (wie Sozialfähigkeit usw.) im Horizont besserer Karrierechancen bestimmt werden, kämpft D’Alzon für die Überzeugung, dass Bildung nicht auf bloßes „Kalkül“ zu reduzieren ist (TEA, 98). Sie hat Grund und Ziel fern solch beschränkter Verzweckung. Sie ist nicht nur „ein Weg, bestimmte Fähigkeiten zu erwerben, die man für die Karriere braucht; wir müssen ihr ein höheres Ziel geben: moralische Formung auf der Grundlage klarer Prinzipien, die auf einer religiösen Wahrheit ruhen und uns Würde geben“.²⁴ „Wir müssen unsere jungen Menschen mit Nachdruck zu Gott führen, sie von allem befreien, was falsch ist, sie zur Wahrheit erheben, auf dass sie zu Gefäßen der Wahrheit werden, sie überzeugen, dass nichts als die Wahrheit wirklich und gut ist“ (TEA, 94). D’Alzon geht es um umfassendes Wissen, das in Weisheit mündet, also praktisch-ethisch wird. In diesem Sinn ist z.B. eines der Bildungsziele des Assumption College, Studenten zu kritischen und engagierten Bürgern und verantwortungsvollen Menschen auszubilden, die „compassionate service“ und „thoughtful citizenship“ leisten. D’Alzon selbst ermunterte seine Schüler, sich karitativ zu betätigen

(z.B. in den Vinzenzgesellschaften), und noch heute absolvieren Schüler und Studenten assumptionistischer Einrichtungen jährlich Tausende Stunden gemeinnütziger Tätigkeiten.

Das Ziel umfassender Bildung unter besonderer Beachtung der moralischen Erziehung und Charakterformung ist Urelement philosophischer Bildungsentwürfe von der Antike bis zur Gegenwart und wird in letzter Zeit auch in seiner theologisch-religiösen Dimension wiederentdeckt. Es gilt noch immer, was D'Alzon 1871 feststellt: „Wir haben tragischerweise im Namen der Toleranz das Lehren herabgewürdigt und um seinen sublimen und missionarischen Charakter gebracht; unter dem Mantel religiöser Toleranz wurde aller Glaube beiseite geschafft“ (TEA, 100). Bildung ist ihrer religiösen Gehalte entleert worden; dass der Mensch seiner Natur nach *homo religiosus* ist, gerät in Vergessenheit, und auch die metaphysische Dimension des Seins insgesamt spielt in vielen Bildungsentwürfen keine Rolle mehr. Damit läuft Bildung Gefahr, ihren Grund, Orientierungshorizont und eigentlichen Kern zu verlieren. Freilich ist das Problem mittlerweile erkannt²⁵, und es gibt Nischen, in denen eine umfassende Bildung bewahrt wurde, insbesondere in der christlichen Tradition – und an den *liberal arts colleges* der USA auch im Universitätsbereich; dort hat jeder Student (meist in den ersten zwei Studienjahren) ein humanistisches „core curriculum“ zu absolvieren, das der „general education“ dient und mit einer Mischung aus gymnasialer Oberstufe und „studium generale“ zu vergleichen ist.

Nun bleibt zu beachten, dass eine holistisch-humanistische Bildungs-*Trans-*

formation der Geistseele des Menschen eben doch nicht ohne *Information* auskommt, d.h. eine solide Grundlage des Lernens und diszipliniert-engagierten Studierens. „Unterrichten ist das vorzügliche Instrument, um Schüler zu formen“, sagt D'Alzon und stimmt dabei ganz mit Sokrates überein; denn ein sokratischer Dialog ist eben nicht nur Austausch un-gebildeter Meinungen, in dem das bloße Diskutieren als Selbstzweck anstelle des Lernens träte. Sokrates, dessen Methode oft als Urbild eines offenen Bildungsdialogs und ‚herrschaftsfreien Diskurses‘ (J. Habermas) gesehen wird, besteht darauf, dass Lernen und Lehren nicht ohne klare Struktur und „Seelenführung“ (*Phaidros* 271c) auskommen und dass ihre erste Voraussetzung *Wissen* ist (*Alkibiades I*, 107).

Die gegenwärtig weltweit zu beobachtende – und oft sehr politische – Diskussion über die katholische Identität kirchlicher Bildungseinrichtungen, in denen sich konservative und liberale Kräfte in- und außerhalb des kirchlichen Spektrums gegenüberstehen, konzentriert sich in den USA nicht nur auf (vermeintliche) Einschränkungen akademischer Freiheit, sondern offenbart auch ein tiefgehendes Missverständnis dessen, was „liberal arts education“ eigentlich meint. Es wird oft auf eine „liberal education“ im Sinn einer bestimmten politischen Agenda reduziert, auf absolute, unstrukturierte Freiheit der Studenten in ihrer Fächerwahl. Dabei übersieht man, dass junge Menschen nur dann einen „kritischen Geist“ entwickeln können – das erklärte Bildungsziel aller Beteiligten –, wenn sie eine solide Wissensgrundlage haben. Zugleich wird oft ein modischer



Pluralismus postuliert, der leicht über das Ziel weltweiter, kulturverbindender Toleranz hinauschießt, indem er die eigene, westliche Tradition und deren intellektuell-spirituellen Reichtum herabwürdigt. Dabei wird übersehen, dass „liberal arts education“ aus den *artes liberales* des lateinischen Mittelalters (und der griechischen Philosophenschulen) hervorgegangen ist und jene Disziplinen meint, die eines ‚freien Menschen‘ würdig sind und eine geistige Transformation im Horizont des „Wahren, Guten, Schönen“ ermöglichen. Aus diesem platonischen Gedanken versteht auch D’Alzon den Gründungsauftrag seiner Schule (TEA, 90).

Auf der anderen Seite kann wahrer „Katholizismus“ (schon dem Wortsinn nach) nichts mit geistiger Enge und beschränkter akademischer Freiheit zu tun haben. Die christliche Schöpfungs- und Heilstheologie sowie der Jesuanische Sendungsauftrag zielen auf furchtlos-universelle und wahrhaft ökumenische Offenheit gegenüber jeder Denkrichtung, die Wahrheit und Weisheit sucht. Auch deshalb ist die Sorge um das „kritische Denken“ und „intellektuelle Vermögen“ seiner Schüler ein Hauptanliegen D’Alzons. Teil des missionarischen Charismas kirchlicher Bildungsbemühungen muss es deshalb sein, eine Wertschätzung für die katholische *intellektuelle* Tradition und ihren (auch sozial-) kritischen Geist zu wecken. Gerade in der religiösen Vielfalt der akademischen Landschaft der USA ist dies unabdingbar – aber auch erfolgversprechend.

Bemerkenswert bleibt jedenfalls, wie sich zwischen D’Alzons und unserer Zeit das Verständnis akademischer Freiheit gewandelt hat: der Priester des

19. Jahrhunderts musste für die Bildungsfreiheit der katholischen Schulen gegen den postrevolutionären französischen Staat kämpfen, der neue Absolutismen installiert hatte, während sich zuvor – und heute wieder – Staat und Gesellschaft als Garanten freier, nicht-doktrinärer Bildung sehen; dass in dem Kontext die Kirche zum Gegner werden kann, ist nur möglich, wo sie (wie zur Zeit der französischen Revolution) als Alliierte traditionalistisch-oppressiver Kräfte wahrgenommen wird, nicht aber, wo sie wahre christliche Menschenbildung betreibt. D’Alzons persönlicher Einsatz für Bildung erfuhr freilich auch staatliche Würdigung: Er wurde 1850 in die Bildungskommission berufen (schied allerdings im Streit um die Publikationsfreiheit der Lehrer wenig später wieder aus), und noch 1880 waren der Respekt für ihn und der Einfluss seiner Freunde groß genug, dass die Regierung – die im Zuge der verschärften Säkularisierungstendenzen (die schließlich 1905 in der endgültigen Trennung von Staat und Kirche gipfelten) religiöse Schulen und Häuser auch der Assumptionisten schloss – zumindest in Nîmes solange wartete, bis der Todkranke verstorben war. Und D’Alzon selbst betont, dass es ihm nie darum ging, Schülern bestimmte Lehr- oder Glaubenssätze aufzudrängen (außer sie für Gottes- und Wahrheitsliebe zu begeistern). So bezeugt auch einer seiner Schüler, er habe eine „Kongregation von Originalen“ gegründet.²⁶ Immer liegt D’Alzons Augenmerk auf geistiger Offenheit, „Toleranz“ und der Formung starker Individuen oder „Charaktere“.

Es ist aber der besondere Einsatz jedes Einzelnen gefordert, die eigene Würde zu gewinnen. Auch dies ist ein Aspekt

philosophischer Bildungstheorien, der im Gedanken der Sündhaftigkeit des Menschen theologisiert wird. Bildung wird D'Alzon zur „Teilhabe an der Rettung der Menschen“, denn „der Mensch ist nach dem Bilde Gottes geschaffen, aber die Sünde verformt seine Züge“.²⁷ Im Anklang an des neutestamentliche Motiv der Selbst- und Gotteserkenntnis (vgl. 2 Kor 13,5) sollen D'Alzons Schüler „die von Gott angebotenen geistlichen Ressourcen schätzen lernen, ihre Schwachheit ablegen und ihre Würde wiederherstellen“ (TEA, 92). Menschen *haben* also nicht nur Würde – weil sie nach Gen 1,26 im Bilde Gottes geschaffen und alle gleichermaßen Gottes Geschöpfe sind bzw. weil sie (nach der rein philosophischen Begründung der Menschenwürde, die auch D'Alzon teilt: TEA, 123) eine Vernunftseele besitzen –, sondern sie müssen auch beweisen, dass sie ihrer wahrhaft würdig sind, indem sie ernsthaft nach der Wahrheit streben und entsprechend leben und handeln. Dieser „modalanthropologische“ (E. Biser) Gedanke, dass das Menschsein unfertig ist und dass die Menschenwürde Rechte und Pflichten beinhaltet, liegt zahlreichen theologischen wie philosophischen Anthropologien und Ethiken (z.B. Kant) zugrunde. Um aristotelisch zu sprechen: Es ist ein Potenzial, das es mit Hilfe von Bildung und Erziehung zu entwickeln und habituell einzuüben bzw. zu realisieren gilt.²⁸

Bemerkenswert an D'Alzons pädagogischer Praxis ist schließlich sein Bild des idealen Erziehers. In den Ratschlägen, die er den Lehrern seiner Schule in Nîmes gibt, betont er u.a. die Notwendigkeit von „intellektueller Kultur“, „Originalität“, steter eigener Weiterbildung sowie des *Charismas* der

Bildung. Lehre kann nur glücken, wenn sich die Lehrpersonen zu ihrer Aufgabe berufen fühlen. Es ist nichts, was man des Geldes wegen tut, als Bildungsöldner oder „Mietlinge“²⁹. Im Einklang mit Vorbildern in der philosophischen wie biblisch-christlichen Tradition und nach dem alten Grundsatz, den die Weiheliturgie der Diakone in die Worte fasst: „Was Du verkündest, erfülle im Leben“, betont D'Alzon, dass gerade moralische Bildung nur durch persönliches Beispiel nachhaltig wirken kann (TEA, 114f.). „Bildung ist keine Theorie, sondern zuallererst eine besondere Art, Dinge zu tun.“ (TEA, 83)

Lehrer müssen von liebender Sorge für die ihnen anvertrauten Schüler erfüllt sein und auch ihnen Vertrauen entgegenbringen (TEA, 106). D'Alzon weiß allerdings, wie schwer das werden kann: Die Arbeit selbst der bestmöglichen Pädagogen kann umsonst sein, wenn sie auf unfruchtbaren Boden fällt. Intelligenz und Eifer, Offenheit und Bildungswillen sind (oft übersehene) Voraussetzungen gelingender Bildung auf Seiten der Zu-Bildenden. Ihr Mangel kann nur zum Teil durch die Autorität und Motivationskunst der Lehrenden wettgemacht werden. Dieser Realismus D'Alzons, der seinen pädagogischen Idealismus ein wenig abfedert, scheint von persönlichen Erfahrungen inspiriert zu sein. So spricht er von „zahlreichen, in den Jugendlichen liegenden Hindernissen“ gelingender Bildung und – in Momenten offenkundiger Verzweiflung – sogar von der „Unwilligkeit und Bösartigkeit“ und „dem Einfluss der Mächte des Bösen“ bei seinen Schülern (TEA, 93).

Nun ist die pädagogische Liebe erneut ein philosophisches Motiv; sie muss

allerdings nicht als der oft bemühte platonische Eros gedeutet werden. Dieser ist gegenwärtig gerade dadurch in Verruf geraten, dass er zu übergroßer persönlichen Nähe führen kann, die sich offenbar allzuleicht in Distanzverlust, Abhängigkeit und Missbrauch verirrt (im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses stehen derzeit v.a. Fälle an kirchlichen, aber auch an privaten, der Reformpädagogik verpflichteten Schulen, denen, eigentlich wünschenswerte, enge Beziehungen zwischen Schülern und Lehrpersonal besonderes Anliegen sind³⁰). Wahre pädagogische ‚Liebe‘ ist aber ohnehin weniger *eros*, als vielmehr Beispiel christlicher *caritas*: eine nach biblischem Vorbild unbedingte Sorge und der Wille, etwas (Wissen) mit anderen zu teilen, ohne dafür anderes zurückzuerwarten. Das pädagogische Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern *belegt* damit das Vermögen des Menschen, unbedingte, nichtgegenseitige (d.h. biblische) Liebe zu praktizieren – ein Vermögen, dessen Existenz Skeptiker unter den philosophischen Ethikern (z.B. J. Rawls) bezweifeln. Abschließend kann das Ziel aller christlichen Bildung mit den Worten des hl. Paulus zusammengefasst werden, die D’Alzon zum Motto seines pädagogischen Wirkens gemacht hat: „bis dass Christus in Euch Gestalt gewinne“ (Gal 4,19). Der ‚bildungstheoretischen‘ Bedeutung des Paulusworts können wir uns annähern über ein Motiv des mittelalterlichen Mystikers, Theologen und Philosophen Meister Eckhart (ca. 1260-1327), in dem es Widerhall findet: die „Eingeburt Christi in der Seele“ des Menschen. Das beschreibt nicht nur eine mystische Erfahrung, sondern gewinnt auch in epistemologischer und

ethischer Hinsicht existentielle Tiefe; es zeigt zweierlei an: 1.) ethische Selbstvervollkommnung nach dem Beispiel Christi als inkarniertes Modell höchster Menschlichkeit; 2.) das Vernunftwesen, dessen sich der Mensch inne wird und das er zu äußern bereit ist; Christus ist inkarnierter Logos, Wort Gottes und Vernunftgesetz der Welt und somit auch Aufforderung, Vernunftfähigkeit zu entwickeln und zu nutzen, sich ein- und umzuformen (bzw. sich formen zu lassen) zu einem „Gefäß der Wahrheit“, wie D’Alzon es nennt. Denn der Gedanke, dass Gott die Wahrheit, die Wahrheit göttlich ist, ist etwas, das – nach Nietzsche (*Fröhliche Wissenschaft*, 344) – antike Philosophie und Christentum teilen. Diese Gleichsetzung mag im Licht philosophischer Wahrheitstheorien problematisch erscheinen, doch geht es hier um eine bestimmte, personalisierte und inspirierte Wahrheit – die höchste Wahrheit, Gott –, die wiederum inspirierend wirken kann: gerade in einem Gott geweihten Ordensleben, von dem aus sie dann prägend auf die ganze Gesellschaft ausstrahlen kann – besonders wenn Bildungsarbeit das spezielle Charisma der religiösen Existenz ist.

.....

1 Die Schule trug bereits den Namen, als D’Alzon sie übernahm. Der Name ist also nicht explizit Ausdruck besonderer Marienfrömmigkeit; andererseits konnte sich D’Alzon sehr gut mit der Verehrung der „Maria Assumpta“ identifizieren, auf die auch die Schwesternkongregation der *Religieuses de l’Assomption* Bezug nahm, deren Gründerin D’Alzon darin bestärkte,

- eine eigene Gemeinschaft zu formen. Er sagte deshalb über den Namen seiner Kongregation: „Wir haben Maria nicht gewählt, sie hat uns gewählt“. Auch die im Fest Mariä Himmelfahrt mitbezeugte Sehnsucht nach einem über das rein Geistliche hinausgreifenden Verständnis von Auferstehung hat D'Alzon tief verinnerlicht. – Der Seligsprechungsprozess D'Alzons läuft derzeit.
- 2 Die Assumptionisten initiierten die Pilgerfahrten nach Lourdes und belebten Pilgerreisen ins Heilige Land neu.
 - 3 Nach recht kurzlebigen Versuchen, in Deutschland Fuß zu fassen (v.a. in Scheidegg im Bistum Augsburg in den 30er Jahren und mit dem Internat in Mayen in den 60er- bis 80er Jahren), ist derzeit nur noch ein – zur niederländischen Ordensprovinz gehörender – Pater als Pfarrer im Erzbistum Köln tätig. D'Alzon selbst betrieb in seiner Jugend Deutschstudien. Sein Vorhaben, Deutsch richtig zu lernen, konnte er aber nie verwirklichen.
 - 4 Vgl. dazu meinen Beitrag „Fides und Ratio bei Augustinus und Anselm“, in: N. Fischer (Hg.): *Augustinus – Spuren und Spiegelungen seines Denkens*. Bd. 1. Hamburg 2009, 37-69.
 - 5 *Lettres XIV*, 64. – Es gibt verschiedene Editionen der zahlreichen überkommenen Briefe D'Alzons; hier verwendet wird die vom Generalat der Assumptionisten in Rom seit 1978 herausgegebene Fassung in bisher 15 Bänden. Hilfreich sind auch die von J.-P. Périer-Muzet erstellte zweibändige Anthologie von Briefauszügen und anderen Dokumenten, deren englische Version 2003 und 2010 bei Bayard erschien, eine Ausgabe seiner geistlichen Schriften (*Écrits spirituels*. Rom 1956; engl. *The Essential d'Alzon*, im Druck) sowie besonders der vom gegenwärtigen Generaloberen R. Lamoureux herausgegebene Band *Emmanuel D'Alzon to Educators at Assumption*. New London 2009, der u.a. Passagen aus Ansprachen D'Alzons zusammenstellt (im Folgenden im Text als „TEA“ zitiert). Darüber hinaus sind zahlreiche Briefe und Dokumente sowie weiterführende Literatur auf der Webseite der französischen Provinz unter www.assumption.org zugänglich (ebenfalls Werk des Ordensarchivars J.-P. Périer-Muzet). – Alle deutschen Übersetzungen sind meine.
 - 6 Zit. nach R. Richards: *D'Alzon – Fighter for God*. New York 1981, 6.
 - 7 F. Nietzsche: *Sämtliche Briefe. Kritische Studienausgabe*. München 1986 (= KSB), Bd. 8, 28.
 - 8 Dafür mag hier nur sein Werk *Also sprach Zarathustra* stehen, das Nietzsche als „fünftes Evangelium“ bezeichnet und in dem er zum Propheten nicht nur einer neuen Philosophie, sondern auch einer neuen ‚Religion‘ wird, die von der Absage an alles Metaphysische gekennzeichnet ist, dem sie pure Diesseitigkeit und den Wert des Leiblichen gegenüberstellt. Freilich bleibt Nietzsche noch in seiner ‚Anti-Moral‘ auch für Christen lesenswert, s. dazu z.B. meinen Beitrag „Antike Selbsterkenntnis und ökumenische Philosophie. Auf dem Weg zum christlichen Übermenschen“, in: C. Göbel: *Antike und Gegenwart. Griechische Anmerkungen zu ethischen Fragen unserer Tage*. Hildesheim 2007, 195-248.
 - 9 Unglücklicherweise verbindet sich mit *La Croix* auch ein dunkles Kapitel der assumptionistischen Historie, das zugleich zu einem bitteren Zynismus der Geschichte wurde: die säkularisierenden Tendenzen in der Gesellschaft Frankreichs, gegen die D'Alzon so ankämpfte, wurden letztlich noch verstärkt durch den Antisemitismus der katholischen Presse in der sog. „Dreyfus-Affäre“ (1894), die bald auf die Kirche zurückfiel und mit zur Durchsetzung des Laizismus beitrug.
 - 10 Ihm missfällt, was er als Mischung aus mangelnder Intelligenz und Aufsässigkeit empfindet. Weder Studenten noch Professoren konzentrierten sich auf die „wichtigen Fragen“ des Glaubens. Freilich wird D'Alzon auch Rom schnell langweilig, so dass er bald vorwiegend ein Privatstudium betreibt.

- 11 Um zur Weihe zugelassen zu werden, hat D'Alzon die Enzyklika *Singulari nos* von Gregor XVI. zu unterzeichnen, die Lammenais und seine Gedanken zur Vereinbarkeit von Katholizismus und Liberalismus und zur Trennung von Kirche und Staat verdammt.
- 12 Zitat eines zeitgenössischen Bischofs nach Richards, 51. D'Alzon selbst beschreibt seine Bildungsarbeit und deren Ziele ähnlich, vgl. z.B. TEA, 100. Das Ritter-Motiv ist in der Sekundärliteratur wiederholt aufgenommen worden, z.B. in der Lebensdarstellungen von M.-P. Sève: *Emmanuel D'Alzon*. Nîmes (o.J.) und T.M. Foy: *Emmanuel D'Alzon – Une vie chevaleresque*. Nîmes 2000.
- 13 J.-M. Brohec: *Teaching and Education in the Spirit of Assumption*. Strasbourg 2008, 18.
- 14 Oft mangels Verständnis, vgl. dazu meinen Beitrag „Kants Gift. Wie die *Kritik der reinen Vernunft* auf den ‚Index librorum prohibitorum‘ kam“, in: N. Fischer (Hg.): *Kant und der Katholizismus. Stationen einer wechselhaften Geschichte*. Freiburg 2005, 91–137.
- 15 Freilich nur in einem indirekten Sinn, nicht als Kreationismus und simplifizierter Teleologismus, der im *intelligent design* einen direkten wissenschaftlichen Beleg für die Existenz des Transempirischen finden will und biblische Texte für wissenschaftliche Traktate hält.
- 16 TEA, 27, zur Harmonie von Glaube und Vernunft in D'Alzons Bildungsprogramm s.a. Brohec, 10. Allerdings bleibt es bei Kurzsichtigkeiten, z.B. wenn er in einer Ansprache an die Lehrer des Collège mahnt: „Nichts soll gelehrt werden, das nicht auf Gott zurückgeht oder seinen Seinsgrund in Gott hat“ (TEA, 106). Dass dies im Grunde gar nicht möglich ist, scheint D'Alzon nicht zu sehen.
- 17 Vgl. Kant, *Werke*, Akademie-Ausgabe, Bd. 7, 28 und 8, 369.
- 18 Anerkennung durch Rom 1857 und endgültig 1864.
- 19 Dafür finden sich zahlreiche Belege in den Briefen, Zeugnissen und Biographien. So schickt z.B. die besorgte Mutter 1833 einen Wagen mit Kleidung nach Rom, während Emmanuel das Schiff von Marseille aus nimmt; als er aber in Rom ankommt, verteilt er die Kleidung an Bedürftige und sendet den Wagen nach Frankreich zurück.
- 20 Zitiert nach J. Franck: „A Dalzonian Sketch“, Vortrag am Assumption College am 19.11.2009.
- 21 Vgl. Richards, 18 und 24.
- 22 Vgl. dazu C. Göbel: *Griechische Selbsterkenntnis. Platon – Parmenides – Stoa – Aristipp*. Stuttgart 2002 sowie „Bildung und Intelligenz. Antike Schlaglichter auf Herausforderungen der Pädagogik im Kontext von Ethik und Anthropologie“, in: Göbel 2007, 265–384.
- 23 Nicht belegte Zitate nach Brohec, 6ff.
- 24 So schreibt er in der von ihm 1851 gegründeten *Revue de l'Enseignement Chrétien*, 92.
- 25 Selbst die Sorge des kirchlichen Lehramts um den Verlust des Metaphysischen (vgl. *Fides et Ratio*) ist nicht nur theologisch, sondern explizit auch philosophisch motiviert.
- 26 *Notes et Documents*. Paris 1910, Bd. 3, 165. Die für die Zeit bemerkenswerte Freiheit am Collège in Nîmes zeigt sich auch darin, dass niemand zum Gottesdienstbesuch verpflichtet wurde.
- 27 *Écrits Spirituels*, 239 mit Brohec, 16.
- 28 Vgl. hierzu meinen Aufsatz „Werde, was Du bist: Sein-Sollen und Sollen-Sein des Menschen: Praktisch-interkulturelle Überlegungen zu Moral und Bildung“, in: C. Böttigheimer; N. Fischer; M. Gerwing (Hg.): *Sein und Sollen des Menschen. Vom göttlich-freien Konzept des Menschen*. Münster 2008, 109–129.
- 29 *Écrits Spirituels*, 239.
- 30 Vgl. dazu F.W. Graf: „Klöster antimoderner Ganzheitlichkeit“, in *FAZ* vom 18.3.2010, 8.

Christian M. Rutishauser SJ

Der Jesuit P. Dr. Christian M. Rutishauser SJ, geboren 1965, ist Bildungsleiter des ordenseigenen Lassalle-Hauses in Bad Schönbrunn im schweizerischen Kanton Zug. Nach seinem Studium in Fribourg und Lyon trat er 1992 in den Jesuitenorden ein. Der promovierte Theologe ist zudem Lehrbeauftragter für jüdische Studien in München und Rom.



Christian M. Rutishauser SJ

Von der Notwendigkeit qualifizierter Spiritualität

Einem Modewort auf der Spur

Spiritualität ist ein Modewort geworden, ein Containerbegriff. Längst hat sich auch außerhalb von Kirche und Christentum eine spirituelle Szene ausgebreitet, der Strömung eines gewissen Zeitgeists folgend, versuchen doch viele Zeitgenossen, die moderne Welt, die sich in die Immanenz und Diesseitigkeit eingeschlossen hat, geistig zu öffnen und aufzusprennen. Das zweckrationale und naturwissenschaftliche Weltbild erscheint ihnen mehr und mehr zu positivistisch, und sie beginnen, Wege zum Transzendenten zu suchen. Da jedoch die traditionelle Sprache des Christentums für das Religiöse heutigen Menschen kaum noch zugänglich ist, sind den spirituellen Suchern mystische und philosophische Konzepte Asiens zu Wegweisern geworden. Indien mit seinem toleranten religiösen Pluralismus

zieht viele an, und der Zen-Buddhismus mit seinem Fokus auf die psychische Transformation kommt persönlichem Suchen und Üben-Wollen entgegen. Die Spiritualität zeigt sich hier meistens interreligiös und transreligiös. Sie nährt sich aus den klassischen Traditionen, übersteigt sie aber auch, indem sie verschiedenste Elemente auswählt und frei kombiniert, so dass sie das religiöse Bedürfnis des Augenblicks stillt. Dieser Aufbruch in der westlich-bürgerlichen Gesellschaft ist aus christlicher Sicht ernst zu nehmen, wenn er auch oft im anthropozentrischen Weltbild des modernen-postmodernen *homo faber* stecken bleibt. Wohl erweitert er die Wahrnehmung über das objektiv Messbare hinaus, aber das individuelle Ich bleibt Ausgangspunkt und Zentrum. Zuweilen gleitet dieses spirituelle Suchen auch in die Esoterik ab, eine Bewegung, die zeigt, wie hilflos die eu-

ropäische Gesellschaft im Umgang mit dem Phänomen Religion ist. Es fehlt an Sprache und Strukturen, die das Wissen um die religiöse Anthropologie weiterzugeben fähig wären. So kann weder das Christentum seine Lebensrelevanz in die spirituelle Szene einbringen noch der humanwissenschaftliche Zugang zur Wirklichkeit vermittelt werden, da auch er immer stärker durch das Paradigma der Naturwissenschaft verdrängt wurde. Ebenso fehlt ein Bezug zur Gesellschaftsgestaltung, und ein Anspruch auf Allgemeingültigkeit wird aufgegeben oder erst gar nicht erhoben. Auch diesbezüglich ist die aktuelle spirituelle Szene ein Spiegel der globalisierten Postmoderne. Eine weitere Charakteristik dieses spirituellen Suchens besteht darin, dass es dabei stark um psychologische Lebenshilfe geht. Erfahrungswissen ist wieder gefragt, wie auch die Neuauflagen älterer Ratgeber zu Tugend und Lebensführung zeigen. Hier lebt eine weisheitliche Tradition auf, die angesichts eines deregulierten Alltagslebens nach einer wohltuenden Neuordnung sucht.

Traditionsbruch in der kirchlichen Spiritualität

Die spirituelle Suchbewegung der Gesamtgesellschaft als ernst zu nehmendes Phänomen nährt sich vor allem aus einer angelsächsischen, naturwissenschaftlich-empirischen Mystiktradition, wie sie sich seit der Romantik jenseits der Kirchen herausgebildet hat.

Die spirituelle Erfahrung des Individuums unabhängig von struktureller oder traditioneller Einbindung steht im Zentrum. Diesem Trend steht die große christlich-monastische Spiritualitäts-

tradition gegenüber, die im katholischen und speziell im frankophonen Raum ihr Nährgebiet hat. Sie ist geschichtlicher

Spiritualität studieren

Das Lassalle-Haus in Bad Schönbühl im Kanton Zug (Schweiz), dessen Bildungsleiter P. Rutishauser ist, bietet zwei Lehrgänge zur christlichen Spiritualität an, die innerhalb von zwei Jahren mit dem Diplom oder Master abgeschlossen werden können. Zielsetzung des einen Studiengangs ist es, die Geschichte der christlichen Spiritualität unter wissenschaftlichen Aspekten zu ergründen und zugleich Methoden zur Intensivierung der eigenen Spiritualität einzuüben. Ab Frühjahr 2011 wird er zum zweiten Mal in Kooperation mit der Universität Fribourg in Form von zwölf Wochenendmodulen durchgeführt. Der zweite Studiengang „Spirituelle Theologie im interreligiösen Prozess“ setzt seinen Schwerpunkt in der Auseinandersetzung christlicher Spiritualität mit den Traditionen der anderen großen Weltreligionen. Über die Hälfte der insgesamt 19 Seminareinheiten widmen sich Formen gelebter Religiosität in nicht-christlichen Religionen. Das in Zusammenarbeit mit der Universität Salzburg und dem Oscar-Romero-Haus Luzern durchgeführte Studienangebot beginnt ab Herbst 2011. Weitere Informationen finden sich auf den Internetseiten des Lassalle-Hauses: www.lassalle-haus.org.

geprägt, verortet den Menschen auch spirituell in der Gemeinschaft und versteht sich als geistliche Innenseite von Kirche und Christentum.

Die verschiedenen Ordensgemeinschaften, seien sie monastisch oder kontemplativ, apostolisch oder karitativ, haben diese Tradition besonders verkörpert und getragen. Im Säkularisierungsschub nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil hat sie jedoch einen großen Einbruch erlitten. Sowohl ihre theologische Reflexion im Rahmen des neuscholastischen Fachs *Mystik und Aszetik* wie auch die liturgische Bewegung als geistlicher Aufbruch waren

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

davon betroffen. Die geistlichen Aufbruchbewegungen der *Movimenti* seit dem Konzil setzen neu an und greifen oft kaum oder sehr eklektisch auf die Spiritualitätstradition zurück.

Die beiden „Kirchenväter“ des 20. Jahrhunderts jedoch, Hans Urs von Balthasar und Karl Rahner, so verschieden sie in ihren theologischen Ansätzen auch sind, erkannten beide, dass eine erneuerte Spiritualität für die Kirche überlebenswichtig sein wird. Ersterem verdanken wir nicht nur das Wort *Spiritualität*, das er in den vierziger Jahren zum ersten Mal in der katholischen Theologie verwendet, sondern auch eine ganze theologische Summe, die man mit Recht spirituell nennen darf. Dem Zweiten verdanken

wir den Erfahrungsansatz, den er über die Transzendentalmethode theologisch fruchtbar macht. Rahners prophetische Aussage, der Christ der Zukunft werde ein Mystiker sein oder er werde nicht mehr sein, ist längst zum geflügelten Wort geworden. In der Zwischenzeit sind erste Entwürfe für das theologische Fach Spiritualität entstanden.

Das dreibändige Handbuch zur Spiritualität des Karmeliter Kees Waajman aus Nijmegen z. B. beginnt mit der Phänomenologie unterschiedlicher Sozialformen der Spiritualität: Laienspiritualität, Schulen der Spiritualität und Gegenbewegungen. Es folgen die methodologische und inhaltliche Grundlegung der Disziplin und die Beschreibung der Forschungszugänge: deskriptiv, hermeneutisch, systematisch und mystagogisch. Auch Einführungen in die christliche Spiritualität sowie Gesamtdarstellungen haben auf den Buchmarkt gefunden. Als Beispiele seien die Einführung in die Theologie der Spiritualität von Simon Peng-Keller, das Kompendium von Corinna Dahlgrün oder die Geschichte der Mystik im Abendland von Bernhard McGinn genannt.

Schließlich hat die neu erwachte Spiritualitätsforschung in den letzten Jahrzehnten zahlreiche Quellen ediert und viele Monographien hervorgebracht – Zugänge literarischer oder theologischer, historischer oder kunstgeschichtlicher Art. Einer breiteren Rezeption harren diese Arbeiten noch, vor allem weil die theologischen Disziplinen noch zu wenig interdisziplinär arbeiten und in der kirchlichen Fort- und Weiterbildung die Gefäße dafür oft fehlen.



Durch den Heiligen Geist gewirkte Lebenstüchtigkeit

Für viele Zeitgenossen auch in der Kirche sind Theologie und geistliches Leben auseinander gebrochen – beiden Seiten zum Schaden. Denn Spiritualität und Mystik könnten die Theologie erneut lehren, vor dem Geheimnis Gottes und auf der Grenze der Sprache zu sprechen, auch Schweigen und Hören einzubeziehen und vor allem der Logik des Herzens zu dienen. Die Theologie wiederum hätte vermehrt die Aufgabe, die persönliche, geistliche Erfahrung in den Horizont der Glaubensgeschichte und in den Dialog mit dem kritisch prüfenden Verstand zu stellen. Theologie verhilft Spiritualität auch zu einer Sprache, die über Insiderkreise hinausreicht und stellt sie in den Dienst der Gemeinschaft. Theologisch verstandene Spiritualität weiß, dass sich das religiöse Leben dem Wirken des Spiritus Sanctus verdankt und dass sie wie die Ekklesiology letztlich zur Pneumatologie gehört. Geistliches Leben ist Teilhabe am Leben des dreieinigen Gottes und führt die Heilsgeschichte fort. Spirituelles Leben wird als ein Leben sichtbar, das sich bewusst durch das Wirken des Heiligen Geistes formen lässt. Es stellt eine Lebenstüchtigkeit und Weisheit dar, die im Umgang mit Gott und Menschen erworben worden ist. Die Rückbindung der Spiritualität an die Trinität lässt auch klar ihre Ausrichtung erkennen, nämlich Person- und Menschwerdung zu fördern, wie dies Jesus Christus vorgelebt hat. Eine „Vertiefung der personalen Akte“ nennt Karl Rahner einmal das Ziel des geistlichen Wachstums. Es geht um innere Freiheit, die in den Dienst der Nachfolge gestellt wird.

Alle außerordentlichen Phänomene und Erfahrungen auf dem spirituellen Weg werden darauf ausgerichtet. Neben der Orientierung an Christus und seiner Verkündigung des Reiches Gottes ist in der Spiritualität aber gerade der pneumatologische Aspekt wichtig. Die mystagogische Führung ins Geheimnis Gottes gelingt nur im aufmerksamen Hören und Schweigen. In der Stille wirkt der Geist und reinigt die Sinne, auf dass Christus als Wort Gottes auch heute wahrgenommen und die Frohbotschaft verkündet werden kann. In der Spiritualitätsbewegung geht es um Frömmigkeitsformen der Kirche, die zeitgemäß sind. Sprache und Ästhetik des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, wie auch die allzu situationsbedingten Ausdrucksformen der siebziger Jahre, tragen heute oft nicht mehr. Die Klöster, Orden, Säkularinstitute und *Movimenti* sind daher besonders gefragt, die kirchliche Spiritualitätstradition in einer zeitgemäßen Form weiterzutragen. Oft ist in der Geschichte die Erneuerung von ihnen ausgegangen. Auch in unseren Tagen liegt die Verantwortung besonders auf ihrer Schulter, das nächste Glied in der Kette der Tradition zu prägen. Kontinuität und Innovation aus dem Geist des Evangeliums geben sich dabei die Hand, und die spirituelle Erneuerung wird von den Orden aus die gesamte Kirche beleben.

Christsein in einer offenen Gesellschaft

Die christliche Spiritualitätstradition gerät in den letzten Jahren zunehmend in eine doppelte Isolation: Einerseits steht sie oft abseits der post-modernen, religiösen Suchbewegung und kann

ihre relevanten Themen und Fragen nur unbeholfen aufnehmen. Spirituelle Institutionen der Kirche schwanken dann zwischen Abschottung und Anbietung, ohne ein eigenes, offenes Profil. Andererseits verliert sie gesellschaftliche Relevanz, da die Repräsentanten der Öffentlichkeit nicht mehr auf die Kirche, sondern auf Vertreter der transreligiösen Szene zugehen. Die nicht-christliche Spiritualität scheint kompatibler mit einer multikulturellen Gesellschaft. So hat es sich das Lassalle-Haus im schweizerischen Bad Schönbrunn schon seit bald zwei Jahrzehnten zur Aufgabe gemacht, die Brücke zwischen den beiden Spiritualitätsszenen zu schlagen, der postmodern-transreligiösen und der christlich-kirchlichen. Auch Entscheidungsträger in der Gesellschaft werden mit eigenen Programmen angesprochen. Durch die interreligiösen Tagungen, die Seminare zu den Weltreligionen und ihren Traditionen und mittels Exerzitien, Kontemplation und Zen-Kursen konnte das Lassalle-Haus unzählige Menschen in einem fruchtbaren Lernprozess begleiten. Damit dieser Dialog mit Qualität auch in Zukunft weitergeführt werden kann, ist eine Vertiefung in die christliche Spiritualitätsgeschichte notwendig. Nur so ist die Begegnung mit anderen Religionen ohne Berührungängste möglich und nur so werden den spirituell Suchenden nicht-synkretistische Lehren und Methoden angeboten. Nur allzu oft erleiden die Sinnsucher in ihrer Sensibilität und Offenheit durch unqualifizierte

Spiritualitätsvermittlung seelischen und geistlichen Schaden. Kenntnis der vielfältigen und breiten Spiritualitätstradition ist aber auch für Amtsträger und Ordensleute unerlässlich. Sie bewahrt vor dem Erstarren in der Routine, der viel beklagten Beamten- und Managermentalität in der Kirche und hilft, den eigenen spirituellen Weg organisch mit andern Formen zu verknüpfen und so fruchtbar zu machen. Für eine Kirche, die sich als katholisch versteht, ist die Einbindung der verschiedenen spirituellen Strömungen gerade ein Markenzeichen.

Dass Klöster und Orden die Kirche nicht nur ad intra reformiert haben, sondern auch entscheidende geistliche Dialogpartner ad extra darstellen, ist ebenso kein neues Phänomen in der Kirchengeschichte. Sie haben in der Mission seit dem 16. Jahrhundert eine entscheidende Rolle gespielt und immer wieder kulturvermittelnd gewirkt. Herausragend sind sicher die Beispiele eines Franz von Assisi, der die Begegnung mit dem Sultan in Ägypten suchte und seines Ordens, der seit seinen Ursprungszeiten im Heiligen Land die römisch-katholische Kirche vertritt. Die Jesuiten wiederum sind aus der Kulturbegegnung in China oder in Südamerika nicht wegzudenken. Und die klassisch monastische Form des Christentums ist so zeitlos, dass sie in den Epochen aller Kulturen und Religionen verstanden und als Dialogpartner geschätzt wird. Diese Tradition der Orden ruft nach Fortführung im 21. Jahrhundert.

Adolf Heuken SJ

Der Jesuit P. Adolf Heuken, geboren 1929 in Coesfeld, ist seit 1963 in der Mission in Indonesien tätig. Er hat eine Vielzahl von Publikationen zur indonesischen Geschichte und zur Lage der Kirche in dem südostasiatischen Land verfasst. Zudem ist er Autor des deutsch-indonesischen Standardwörterbuchs. Für seine Verdienste wurde der Ordensmann 2008 mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet.



Adolf Heuken SJ

Deutsche Ordensleute in Indonesien

Wie in fast allen asiatischen Ländern waren auch in Indonesien Ordensleute die ersten Glaubensboten. Nachdem sich erste Gruppen von Christen gebildet hatten, haben sie weitgehend die kirchliche Organisation aufgebaut und gefestigt. Diese Vorarbeiten haben lange Zeit gedauert, großen Einsatz und viele Opfer gefordert.

Franziskus Xaverius besuchte die in den Molukken versprengt lebenden Christen (1545/46), festigte sie und sandte von Goa (Indien) aus junge Jesuiten, die unter schwierigen Verhältnissen (kaum Kenntnisse der Sprachen und Landessitten) auf verschiedenen Inseln blühende Gemeinden aufbauten und leiteten. Die portugiesischen Militärs und Verwaltungsbeamte waren eine große Belastung, da für sie Geschäfte wichtiger waren als der Schutz einheimischer Christen. Der katholischen Mission machte die aufkommende

Blick über den Horizont

Die Ordenskorrespondenz wirft in einer lockeren Reihe den Blick über den Horizont Deutschlands und Europas hinaus. Die weltweiten Netzwerke der Orden können als Paradigma und Vorreiter der Globalisierung gelten. Die Ordenskorrespondenz fragt nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden zwischen dem Leben als Ordensfrau/Ordensmann in Deutschland und anderen Ländern und Kontinenten. Dazu bitten wir Ordensleute, denen das Leben in einem Orden in Deutschland vertraut ist, die aber auch die ganz andere Kultur kennen, um Beiträge. So wird ein kritischer Blick auf die Ausprägungen des Ordenslebens in den unterschiedlichen Kontexten ermöglicht.

Vereenigde Oost-Indische Compagnie ein Ende (1605-1667), da sie jede Ausübung des katholischen Bekenntnisses verbot. Besser als der Molukkenmission der Jesuiten erging es der von indischen Dominikanern begonnenen Solormission (1552). Auf den östlichsten Kleinen Sundainseln hielten sich solierte Gemeinden jahrzehnte ohne Missionare, bis 1862 holländische Geistliche sich wieder um sie kümmern konnten.

Als der Bruder Kaiser Napoleons, Ludwig, König von Holland wurde, verkündete er freie Religionsausübung auch in den Kolonien. Von 1806 bis 1859 betrieben Weltpriester die Seelsorge unter den katholischen Holländern. Dafür wurde sie vom Staat besoldet. Missionsarbeit unter den einheimischen Bevölkerung konnten sie nicht leisten. Dem Apostolischen Vikar, Mgr. Vrancken, gelang es zwei Jesuitenpatres zu gewinnen, um zunächst die Pfarrei Surabaya in Ostjava, zu der ganz Ost-Indonesien gehörte, zu übernehmen.

Als 1859 Ostflores, wo verschiedene Gemeinden der Dominikanermission eine lange priesterlose Zeit Dank der Rosenkranz-Bruderschaften durch gehalten hatten, unter niederländische Verwaltung kam, begannen 1864 Jesuitenpatres zunächst die Altchristen zu sammeln, Aberglauben und heidnische Sitten, die sich eingeschlichen hatten, zu bekämpfen und nach und nach den Glauben auf der ganze Insel Flores und West-Timor einzupflanzen. Es zeigte sich, daß die Kräfte der Jesuiten, das ganze Gebiet des heutigen Indonesiens mit Seelsorgern und Missionaren zu versorgen, nicht reichten. Auf Druck von Rom und auf Andringen neu entstandener (Missions-)Orden übertrugen die Jesuiten ein Gebiet nach

dem andern verschiedene Orden. Die Floresmission, die die Steyler Patres übernahmen, zählte (1912/19) 53.000 Christen. Die Molukken und Neuguinea wurden an die Herz-Jesu-Missionare (MSC; 1904) übertragen und die beiden großen Inseln Borneo und Sumatra an die Kapuziner (1906, bzw. 1912). Durch neues Missionspersonal und weitere Aufteilung der immer noch großen Gebiete an andere Ordensgesellschaften (z.B. Scheutisten, Dehonianer, Xaverianer, Passionisten) gelang es, aus ein paar Gemeinden und winzigen Missionsposten gut organisierte Vikariate zu bilden. Krankenhäuser und Schulen, vor allem von Ordensschwestern (u.a.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Ursulinen 1854, Fransiskanerinnen von Heythuizen, Steyler Schwestern) gegründet und geleitet, überwanden nach und nach Vorurteile der Einheimischen und Beschränkungen von Seiten der Kolonialregierung.

Als die Jesuiten sich auf Java niedergelassen hatten, erforderte die rasch wachsende, von P. Fr. van Lith begründete Javamission (1904), die Aufteilung dieser Hauptinsel unter den Lazaristen (1923), Karmeliten (1927), Herz-Jesu-Missionaren (1932), Kreuzherren (1927) und Franziskanern (1929). Die Jesuiten konzentrierten sich auf Mitteljava, begannen ein Vornoviziat (1911), ein Kleinseminar (1913) und kurz vor dem Zweiten Weltkrieg ein Priesterseminar

(1936). Etwas später begannen die Steylermissionare mit der Ausbildung einheimischer Priester. Die Ursulinen und die Franziskanerinnen begannen schon 1920 bzw. 1926 mit der Aufnahme von Novizinnen. Rein einheimische Schwesternkongregationen wurden auf Flores (*Congregatio Imitationis Jesu* (CIJ), 1923), Java (*Dienerinnen Christi* (AC), 1938) und in den Molukken (*Schwestern Maria Mediatrix*) gegründet, um beiden Seiten das Leben 'leichter' zu machen. Europäische Schwestern übernahmen zunächst die Einführung in das Ordensleben. Heute haben die genannten CIJ-Schwestern auf Flores 344 Mitglieder und die Dienerinnen Christi 146 Mitglieder, um nur die größten zu nennen.

Die japanische Besetzung im Zweiten Weltkrieg (1942-1945) und der anschließende Befreiungskrieg (1945-1949) brachten den Orden große Verluste. Die Steyler Patres verloren beim Untergang des Transportschiffes zwölf deutsche Missionare in die Internierung nach Indien.¹ 160 Schwestern, 74 Patres und 47 Brüder starben in den japanischen Internierungslagern. Obwohl nach dem Krieg die niederländischen Ordensprovinzen zahlreiche neue Mi-

sionare/innen aussandten, genügte es nicht, um die Verluste auszugleichen. Die neue Situation in der ehemaligen Kolonie verlangte eine Internationalisierung. So kam nach dem Krieg eine große Anzahl nicht holländischer Missionare/innen in das neue Indonesien, unter ihnen auch viele Deutsche, Österreicher und Schweizer.

Um die schnell wachsende Kirche auf Flores und Timor und die neuen Missionen auf den anderen Kleinen Sundainseln zu verstärken, kamen viele Steyler Patres, Brüder und Schwestern und auch Redemptoristen (1956) aus Deutschland und Österreich. Aus Rotchina ausgewiesene österreichische Jesuiten und deutsche Kapuziner übernahmen die Chinesenseelsorge und die Präfektur Sibolga mit der Insel Nias. Deutsche Jesuiten, die eigentlich für Indien destiniert waren, ersetzten die Holländer, die die Franzosen im Libanon ersetzten. Fast alle Ordensgemeinschaften wurden internationalisiert, während gleichzeitig der Anteil indonesischer Ordensleute kräftig anstieg. Heute bilden die ausländischen Missionare in alle Orden eine schnell schrumpfende Minderheit.

Außer deutschen Mitgliedern in verschiedenen von den Niederländern in

Ordenspräsenz in Indonesien 1900-2000

Jahr	Priesterorden	Brüderorden	Schwesternorden	Patres	Brüder	Schwestern	Gläubige
1900	1	1	4	46	40	290	50.238
1920	4	1	8	93	63	k.A.	107.079
1940	14	7	37	570	520	1.841	566.302
1960	18	12	48	1.059	575	2.647	1.302.700
1980	27	9	58	1.428	449	4.306	4.355.500
2000	27	9	61	1.572	1.080	6.414	5.825.000

Indonesien gegründeten Niederlassungen, von denen sich viele zu Ordensprovinzen entwickelt haben (u.a. die Ursulinen, die Schwestern Unserer Lieben Frau aus Coesfeld, Thüner Schwestern, Herz-Jesu-Missionare aus Hilstrup, Steyler Patres und Schwestern), haben nach der Unabhängigkeit auch ein paar deutsche Ordensgemeinschaften direkt in Indonesien Zweige gegründet, so u.a. die Franziskanerinnen von Reute (1964) und die Klarissen aus Senden (1976).

Da die indonesische Kirche weitgehend von den verschiedensten Orden aufgebaut wurde, ist es natürlich, dass die meisten Bischöfe (noch) Ordensleute sind. Ähnliche starke Präsenz zeigen sie in den Bildungs- und Erziehungsinstituten, z.B. in den Priesterseminaren, Schulen und Universitäten, Exerzitien- und Fortbildungskursen für Geistliche und Laien. Seit den 1970er Jahren nimmt die Anzahl der Diözesanpriester zu, und Rom bemüht sich, aus ihren Reihen mehr und mehr Bischöfe zu finden. Noch tun sich die Ordensleute leichter in der pastoralen Arbeit, da sie einen starken Rückhalt in ihren Kommunitäten haben. Eine geregelte Versorgung und Absicherung der Weltpriester ist je nach Diözese verschieden.

In der Kirche und der Gesellschaft wird vor allem das erzieherische, krankengpfliegerische und soziale Engagement der Ordensleute sehr geschätzt und von allen Schichten der Bevölkerung genutzt. Allerdings machen ähnliche Institute, die kommerziell arbeiten, mehr und mehr Konkurrenz und schöpfen die kapitalkräftige Oberschicht ab, was die Versorgung der Armen erschwert.

Durchschnittlich wachsen fast alle Orden in Indonesien: Nur wenige Gesellschaften haben sich ganz zurück-

gezogen und nie Novizen/innen angenommen.

Ein leichter Rückgang macht sich seit Ende des letzten Jahrhunderts bemerkbar, z.B. bei den Ursulinen und Jesuiten. Einige Ordensgemeinschaften senden ihren Mitglieder gezielt als Missionare in andere Gebiete des Landes und ins Ausland, z.B. die Steyler und Scheutisten. Die indonesische Provinz der Jesuiten hat die Verantwortung für verschiedene Institute in Thailand, Kambodscha und Burma übernommen. Ordensnachwuchs aus diesen Ländern und aus Malaysia studiert in Indonesien. Bedingt durch die Geschichte der Kirche Indonesiens und auch wohl durch den Einfluss der Globalisierung, entwickelten sich bislang kaum typisch indonesische Formen der Spiritualität und des Ordenslebens. Das heißt aber nicht, dass die übernommen Traditionen nicht weitgehend indonesisch gelebt werden, was Vor- und Nachteile zeigt.

.....

1 Über den Untergang der 'Von Imhoff' (1941) siehe A. Heuken SJ, "... dahin wo der Pfeffer wächst - Deutsche in Indonesien", Jakarta 2010.

Ulrich Füber

Dr. Ulrich Füber ist seit 1991 für das bischöfliche Hilfswerk Misereor tätig, davon sechs Jahre lang als Indienreferent. Seit 2001 ist der promovierte Politikwissenschaftler Abteilungsleiter für Asien. In dieser Funktion war er unter anderem für die Hilfskoordinierung im Zuge der Flutkatastrophe in Pakistan zuständig.



Ulrich Füber

Asien auf dem Prüfstand

Annäherungen und Entwicklungstrends

Der folgende Beitrag basiert auf Erfahrungen und Beobachtungen des Autors. Die Beobachtungen sind durchaus subjektiv und erheben nicht den Anspruch, ganz Asien zu portraituren. Vielleicht werden der eine Leser und die andere Leserin nach der Lektüre sagen, dass er und sie manches anders sehen und werten. Dies würde eine Grundthese des Beitrages unterstreichen, die lautet, dass Asien nicht „auf einen Nenner“ zu bringen ist.

Ein Erfahrungswert unter Ethnologen, den ich in abgeänderter Weise mit Verweis auf Indien kennen gelernt habe, lautet ungefähr wie folgt: Wer zum ersten Mal in Indien war, schreibt anschließend ein Buch. Nach der zweiten Reise schreibt er einen kürzeren Bericht – und während der dritten Reise schickt er eine Postkarte nach Hause.

Das gilt auch für Asien: je mehr man von Asien erlebt, sieht, fühlt, riecht und

schmeckt, desto mehr kann sich (wenn man nicht länger dort lebt) ein Gefühl einstellen, immer weniger „wirklich“ zu verstehen. So reicht dann nach der dritten Reise der Platz auf einer Postkarte aus, um das festzuhalten, was man meint, verstanden zu haben.

Dieser Erkenntnis schließe ich mich an, auch wenn Asien bei uns „in“ ist. So erleben wir Asien in den deutschen Medien im Vergleich zu den beiden anderen Südkontinenten als besonders präsent. Wer z.B. bei FAZ.net das Stichwort „Asien“ eingibt (seit Jahresbeginn bis zum 13. Oktober 2010 – nur die Rubriken Politik und Wirtschaft) erhält 1.001 Treffer. Afrika kommt auf 469 und Lateinamerika auf nur 258 Treffer. Eine konkurrenzlose Spitzenposition nimmt Asien in der Rubrik „Wirtschaft“ ein (861 – 216 – 162).

Dieser auffällige Blick auf „Wirtschaft in Asien“ lenkt vielleicht von einer

Erfahrung ab, die m.E. für die Annäherung an Asien eine erste Orientierung geben kann: Asien ist vielfältig und heterogen! Dies klingt lapidar, aber es scheint eine kluge Einstellung zu sein, sich diesem riesigen Kontinent, dieser anderen Welt und den dortigen Menschen mit Respekt zu nähern. Asien ist eine andere Welt, die sich wiederum aus vielen unterschiedlichen Welten zusammensetzt.

Einige Charakteristika

In Asien liegt der Ursprung der großen Weltreligionen - Buddhismus, Hinduismus, Islam und Christentum sind hier zu Hause. Ihre Verbreitung ist sehr unterschiedlich. Das Christentum und besonders der katholische Glaube ist außer in den Philippinen (*das* „katholische Land“ Asiens), Vietnam, Südkorea und Ost-Timor zumindest im Vergleich zur Gesamtbevölkerung nur wenig verbreitet. In Asien (und Ozeanien) leben rund vier Milliarden Menschen. Die katholische Kirche ist wie angezeigt fast überall eine Minderheitenkirche. Rund 121 Millionen Katholiken leben in Asien.

Die Vielzahl von Religionen, Ethnien und unterschiedlichen Traditionen führt dazu, dass Asien keine gemeinsame Kultur hat. Vor allem ist Asien nicht europäisch, auch wenn die Skylines von Shanghai und Bangkok auf den ersten Blick diesen Eindruck vermitteln.

60% der gesamten Weltbevölkerung lebt in Asien, dem flächenmäßig größten Kontinent. Vielleicht ist er auch deshalb der Kontinent der Massenarmut – eine von drei Problemsituationen bzw. Entwicklungstrends, die im Folgenden schlaglichtartig beleuchtet werden sollen.

Massenarmut und zunehmende Katastrophen

Zwei Drittel der weltweit Hungernden leben in Asien. Im bevölkerungsreichsten Kontinent müssen nach Schätzungen der Asiatischen Entwicklungsbank rund 1,9 Milliarden Menschen mit weniger als zwei Dollar pro Tag auskommen. Auch die kirchliche Entwicklungshilfe muss sich daher mit der Herausforderung der Massenarmut auseinandersetzen. Die Zahlen alleine erschrecken: Wer kann sich schon 400 Millionen Arme vorstellen (fast fünfmal so viele Menschen, wie in Deutschland leben!), die alleine in Indien ein oft trostloses Dasein fristen. Mit anderen Worten, wir müssen uns angesichts dieser Zahlen ein Gefühl bewahren, dass dahinter die individuellen Schicksale von Menschen und Familien stehen.

Eine andere Zahl: Täglich wandern durchschnittlich 2.400 Menschen notgedrungen aus den Philippinen aus. Rund acht Millionen Filipinas und Filipinos haben auf der Suche nach Arbeit im Ausland ihre Familien zurück gelassen. Eine Unzahl sozialer Probleme im Land und in den betroffenen Familien ist die Folge.

Doch trotz der vielen positiven Nachrichten über einen wirtschaftlichen Aufschwung in vielen Ländern (insbesondere China und Indien) muss leider festgestellt werden, dass die Schere zwischen Arm und Reich in Asien kontinentalübergreifend kaum geringer wird. In Bangladesch hat sich z.B. die Einkommensdisparität in den letzten Jahren vergrößert und in Indien ist im Jahr 2008 die Zahl der absolut Armen gestiegen. Die soziale Situation verschlechtert sich auch durch eine zunehmende Zahl von Naturkatastrophen,

die Asien in den letzten Jahren heim- gesucht und auch dieses Jahr wieder große Verwüstungen angerichtet haben. Der Tsunami zu Weihnachten 2004 war sicherlich die größte Naturkatastrophe. Die Liste „der anderen“ Katastrophen ist lang: Erdbeben im westindischen Bundesstaat Gujarat und im Kaschmir; im Jahr 2008 folgten starke Überflutungen in Ostindien, Winterhunger in Afghanistan, der Zyklon „Nargis“ in Myanmar und wiederum starke Erdbeben in China und auf Sumatra (Indonesien). Zuletzt die schleichende (und noch immer akute) Katastrophe der Überflutung großer Teile Pakistans.

Klimawandel

Asien ist und wird vom Klimawandel besonders betroffen sein. Schon heute sind die Menschen in Indien und Bangladesch in verschiedenen Regionen von der Änderung der Monsunzeiten, häufigeren Dürren, Stürmen und Überschwemmungen betroffen. Der Intergovernmental Panel on Climate Change (IPCC – UN-Ausschuss zur Untersuchung von Klimaveränderungen) geht von einer starken Zunahme der Überflutungen durch das Abschmelzen der Himalaya-Gletscher aus.

Eine Abnahme der Nahrungsmittelproduktion um bis zu 30% (!) bis Mitte des 21. Jahrhunderts sei daher zu erwarten. Auch der bisher vorhergesagte Anstieg des Meeresspiegels wird verheerende Auswirkungen haben und vor allem die Deltaregionen in Asien, aber auch Großstädte wie Karachi betreffen. Weitere Folgen werden sich in der Ausbreitung von Krankheiten zeigen, da sich Wassermangel und erhöhte Temperaturen negativ auf die ohnehin schon prekären hygienischen Verhältnisse,

in denen viele Arme leben, auswirken. Millionen Menschen werden ihre Heimat verlassen müssen. Sie werden zu Klimaflüchtlingen, vor allem in Bangladesch, wo 25 Millionen Menschen in „coastal regions“ leben.

Verstädterung

Urbanisierung ist kein asiatisches Phänomen – auch die anderen Kontinente sind davon betroffen. Mehr als die Hälfte der Menschheit lebt bereits in Städten und das Wachstum der Menschheit wird in den großen städtischen Elendsvierteln und Slumgebieten stattfinden. Dabei wird der Bevölkerungszuwachs in

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Asien vor allem auf endogenes Wachstum (aus den Städten „heraus“, d.h. ohne besondere Migrationsströme aus ländlichen Regionen) zurückzuführen sein. Extrem schlechte Wohnbedingungen, oftmals fehlendes (regelmäßiges) Einkommen, mangelnder Zugang zu elementaren Infrastrukturen (z.B. Wasser- und Stromversorgung), aber auch fehlende Bleiberechte und damit Angst vor Vertreibungen sind Merkmale, die das Leben der Menschen in den (asiatischen) Slums prägen.

Bereits heute leben über 50% der Filipinos in Städten, in Neu Delhi ist die Bevölkerung zwischen 1950 und 2005 um das 11-fache auf ca. 15 Millionen, in Dhaka, der Hauptstadt Bangladeschs, ist die Bevölkerung im selben Zeitraum

sogar um das 30-fache auf 12 Millionen gewachsen. Experten gehen davon aus, dass im Jahr 2015 in Zentral-, Süd-, Südost- und Ostasien 681 Millionen Menschen in städtischen Elends- bzw. sogenannten Spontansiedlungen leben werden. Auch hier begegnen wir wieder Zahlen, die wir uns kaum vorstellen können. Genau so wie die Einwohnerzahl der westindischen Metropole Bombay, wo heute bereits ungefähr so viele Menschen leben wie in den Niederlanden.

Asien: soziale Dynamik und die Arbeit der Ortskirchen

Leider ist es relativ leicht, auf all die Schattenseiten und Probleme hinzuweisen, die das Leben vieler Menschen in Asien prägen. Mindestens genau so wichtig, vor allem aber auch ermutigender, ist der Blick auf das Engagement derer, die sich der Ausbeutung und der Verletzung der Menschenwürde und Menschenrechte entgegenstellen. Die Kirche in Asien spielt hierbei eine bemerkenswert große Rolle. Das Engagement der Kirche in Asien zeichnet sich vor allem durch drei Faktoren aus:

- ihre Nähe zu den Menschen und ihrer Lebenssituation – Kirche arbeitet oft mit den an den Rand gedrängten Menschen (z.B. Menschen mit Behinderungen) zusammen, auf die sonst kaum jemand achtet.
- eine Sozial- und Entwicklungsarbeit, die (je nach Land oder Region anders akzentuiert) gut organisiert ist, ethnische und soziale Grenzen überwindet und bewusst Angehörige anderer Religionen einschließt.
- ihr Ziel, die gesellschaftliche Verantwortung für soziale Belange zu fördern.

Die Kirche in Asien hat erkannt, dass „den Armen“ eine zentrale Rolle in den verschiedenen Entwicklungsprozessen zukommt. Sie korrigiert damit das Bild, das vielleicht noch in einigen Köpfen in Europa vorherrscht – nämlich, dass die Armen in Asien Empfänger von Hilfe sind. Dies stimmt zwar in vielen Fällen, ihr eigentliches Charakteristikum ist aber ihre Fähigkeit, mutig und selbstbestimmt ihr Schicksal in die Hand zu nehmen – wenn sie eine Chance dafür bekommen. „Hilfe zur Selbsthilfe“ wird dies oft genannt oder: Die Armen sind die Akteure des sozialen Wandels!

Besonderes Augenmerk erfahren in der kirchlichen Arbeit die vielen „traditionellen“ Armen- und Minderheitengruppen wie z.B. Ureinwohner, ethnische Minderheiten oder auch die Kastenlosen (Dalits - auch wenn man selbstkritisch hinzufügen muss, dass die indische Kirche in ihrem Binnenleben leider das Kastendenken nicht überwunden hat). Angesichts der teils rasanten wirtschaftlichen Entwicklung in vielen Ländern Asiens, die aber wiederum neue Armut erzeugt, besitzt diese Hinwendung zu den „Ausgegrenzten“ bzw. den Verlierern der wirtschaftlichen Entwicklung eine besondere Aktualität. Das umfassende Engagement der Kirche im Kontext des ersten hier skizzierten Entwicklungstrends ist somit sehr zu begrüßen und auch entsprechend zu würdigen. Das Engagement der Kirche im Kontext Klimawandel ist sicherlich wachsend, es verdiente aber wie im Bereich zunehmende Verstädterung einen weiteren Ausbau. Wie angezeigt, ist eine elementare Voraussetzung dafür gegeben: Die Kirche vor Ort ist mit den Lebensverhältnissen der Armen vertraut und kann damit nicht für die Menschen

planen, sondern in besonderer Weise mit den Menschen. Die Fähigkeit, den Armen zuzuhören, sie ernst zu nehmen und auf die Erfahrungen, Weisheiten, Ideen und Fähigkeiten der Armen zu vertrauen, ist ein unverzichtbares Gut („moderner“ ausgedrückt: Ansatz) für eine erfolgreiche Sozial- und Entwicklungsarbeit.

Beachtenswert ist, dass sich das soziale Engagement der asiatischen Kirche auch in schwierigen gesellschaftlich-politischen Kontexten wie z.B. in der VR China und in Pakistan entfaltet. Ein wenig bekanntes Beispiel hierfür ist die Menschenrechtsarbeit der 1985 ins Leben gerufenen Catholic Commission for Justice and Peace in Pakistan. Sie leistet damit auch einen wichtigen Beitrag zum Abbau von gegenseitigen Vorurteilen zwischen unterschiedlichen religiösen und gesellschaftlichen Gruppen im Land und damit für eine friedliche Entwicklung hin zu einer Gesellschaft, die Konflikte im friedlichen Dialog löst. Für beide Länder gilt gleichzeitig, dass eine weitere Qualifizierung des kirchlichen Personals eine wichtige Weichenstellung für eine erfolgreiche zukünftige Arbeit ist.

Abschließen möchte ich diese Annäherung an Asien mit einer Herausforderung ganz anderer Art, der ich eine besondere Bedeutung zumesse, wenn der Mensch im Mittelpunkt der Entwicklungsarbeit stehen soll.

Eine zentrale Aufgabe für uns: das Asienbild in Deutschland mitzeichnen

Auch wenn die deutschen Medien viel über die Länder Asiens berichten, bleibt es eine wichtige Aufgabe der kirchlichen Entwicklungsarbeit, ihre Erfahrungen anderen zugänglich zu machen

und Bilder in den Köpfen zu hinterfragen. Dies berührt vor allem die Kenntnis über das Leben der Armen, die nicht als passive Hilfeempfänger „abgestempelt“ werden dürfen, sondern als das, was sie, wie beschrieben, oftmals sind: zentrale Akteure des sozialen Wandels in ihren Ländern. Sie dürfen auch nicht mit den Klischees behaftet werden, die wie ein Schatten auf manchen asiatischen Ländern liegen. Wer z.B. nach Pakistan reist, begegnet sowohl einer aktiven und mutigen Zivilgesellschaft, als auch einer übergroßen Mehrheit von Menschen, die dem Reisenden mit Toleranz, Offenheit und Respekt begegnen. Pakistan, hier beispielhaft genannt, ist aber leider ein Land, dessen Wahrnehmung „im Westen“ vor allem von Gewalt und Korruption geprägt ist.

Das deutsche Asienbild mit zu zeichnen, ist aber auch notwendig, um Verständnis und Offenheit in Deutschland für kirchliche Entwicklungsarbeit zu bewahren oder weiter zu wecken. Die Menschen in Asien, vor allem die vom Wirtschaftswachstum Ausgegrenzten, haben diese Unterstützung verdient. Sie steht ihnen zu, darf sie nicht von externer Hilfe abhängig machen, sondern ihre Fähigkeiten freisetzen. Dafür müssen wir die gesellschaftlichen Entwicklungen in Asien begleiten und weiter verstehen lernen.

Leben in Fülle für Alle!

Aufruf für eine prophetische Kirche

Wir erleben unsere Welt in immer krasserem Widerspruch zu der Botschaft des Evangeliums: „Ich bin gekommen, damit sie das Leben haben und es in Fülle haben.“ (Joh 10,10) Wir erleben die Zerstörung unseres Planeten, wir sehen das Elend von einer Milliarde hungernder Menschen, die Hoffnungslosigkeit einer Jugend ohne Zukunftsperspektive. Dazu können wir als Christen und Christinnen und Kirchen nicht schweigen. Unsere Glaubwürdigkeit steht auf dem Spiel. Die Zeit ist reif für ein grundlegendes Umdenken: „Kehrt um!“ (Mk 1,15)

Unsere Wirklichkeit

Wir leben in einer Zeit, in der das Überleben der Menschheit auf unserem Planeten bedroht ist. Überall sind die Zeichen des Klimawandels sichtbar, der die Existenzgrundlage von Millionen von Menschen zerstört. Öffentliche Güter wie Wasser und Energie, Bildung und Krankenversorgung, ja die Natur selbst werden durch Privatisierungen dem Gesetz des Profits unterworfen. Übermächtige Finanzinstitute haben die weltweite Finanzkrise verursacht und die Gesellschaft in Geiselschaft genommen. Sie haben die Politik unter Druck gesetzt, ihre Spekulationsverluste kommenden Generationen aufgebürdet und gesellschaftliche Verantwortung

verweigert. Die wachsende soziale Kluft zwischen den Wenigen, die sinnlosen Reichtum anhäufen, und den Zahllosen, denen das Existenzminimum vorenthalten wird, führt unweigerlich zu gewaltsamen Konflikten zwischen Bürgern und zwischen Völkern. Eine Wirt-

Leben in Fülle für Alle

„Leben in Fülle für Alle - Aufruf für eine prophetische Kirche“ ist eine im Mai 2010 vorgestellte Initiative von Vertretern katholischer Orden, Diözesen, Hilfswerken, Verbänden und Privatpersonen.

Angeregt wurde die Initiative am Rande der Mitgliederversammlung 2009 des Deutschen Katholischen Missionsrates durch einige Mitglieder, denen sich weitere in der weltkirchlichen und entwicklungspolitischen Arbeit Engagierte angeschlossen haben. Den Aufruf haben inzwischen zahlreiche namhafte Persönlichkeiten und Institutionen unterschrieben. Er war Grundlage für den Studienteil der diesjährigen Mitgliederversammlung, aus dem die Ordenskorrespondenz einige Beiträge nachfolgend dokumentiert.

schaftsweise, die Geld zu einem Götzen macht, zerstört langsam wie ein Krebsgeschwür die Würde und die Rechte der Person, den Sinn für Solidarität in der Gesellschaft und schließlich die spirituelle Offenheit für alles Göttliche. Dieser Tanz um das goldene Kalb wird zum Totentanz für Mensch und Natur.

Unsere Hoffnung

Dieser fatalen Verkehrung der Werte müssen Christen und Christinnen und die Kirche insgesamt vehement widersprechen und eine biblisch-christliche Vision einer anderen Welt- und Wertordnung entgegensetzen: eine Welt, in der die Menschen in Respekt und Verantwortung mit der Natur und ihren Mitgeschöpfen leben, die begrenzten Ressourcen genügsam und nachhaltig nutzen und die Schönheit der Erde für kommende Generationen bewahren; eine Welt, in der die Politik sowohl demokratische Rechte, persönliche Freiheit und Verantwortung des einzelnen verteidigt als auch das Allgemeinwohl fördert und die öffentlichen Güter schützt; eine Welt, in der Geld ein Mittel des Austauschs ist, Eigentum unter einer sozialen Verpflichtung steht und Ressourcen, Macht und Wissen dem Wohl der Gesellschaft dienen; eine Welt, in der das Leben und die Zukunft jedes Menschen solidarisch gesichert sind, Verantwortung, Achtung und Mitgefühl das Zusammenleben bestimmen und nicht Besitz, sondern Weisheit und Engagement für andere als die wahren Werte geschätzt werden; eine Welt, in der die Wirtschaft dem Menschen dient, und Wachstum ein »Mehr« an Leben, ein »Mehr« an Freiheit und Vertrauen, ein »Mehr« an Hoffnung und Liebe bedeutet.

Unsere Verantwortung

Diese Hoffnung auf ein Leben in Fülle für alle drängt uns, Fatalismus und Resignation zu widerstehen und der die Welt verändernden Kraft des Glaubens zu vertrauen. Wir wollen nicht müde werden, das Unrecht an Menschen, an der Gemeinschaft, an der Schöpfung offen und deutlich zu benennen und allen Versuchen energisch zu widersprechen, die die »Strukturen der Sünde« (Johannes Paul II.) rechtfertigen oder als alternativlos hinstellen. Es gibt keine einfachen Antworten für die drängenden Fragen. Nur ein tiefgreifender und langfristiger Prozess des gemeinsamen Nachdenkens und mutiges kreatives Handeln können zu einer überlebensfähigen Neuordnung führen. Folgende Fragen könnten uns zum Nachdenken und Diskutieren anregen: Wie können wir aus einer Schöpfungsspiritualität heraus leben und durch einen genügsamen Lebensstil und nachhaltige Ressourcennutzung unseren »ökologischen Fußabdruck« verringern? Wie sind die Privatisierung der öffentlichen Güter und die Patentierung der Natur zu stoppen? Wie können eine soziale Grundversicherung und der Zugang zu Nahrung, Bildung und Gesundheitsversorgung für alle schrittweise erreicht werden? Wie gehen wir in der Kirche mit Geld um? Was sind unsere Kriterien für Kapitalanlagen und unsere Prioritäten bei Finanzentscheidungen? Wie leben wir Solidarität bei unumgänglichen Sparmaßnahmen? Wenn wir als Jünger Jesu eine »Option für die Armen« haben, was wären die Konsequenzen in einer Situation wachsender Armut? Wie können die Prinzipien der christlichen Sozialethik uns helfen, Grundlagen für eine



solidarische Wirtschaftsordnung zu entwickeln und in kleinen, konkreten Schritten zu verwirklichen?

Aufruf für eine prophetische Kirche

Wir bekennen, dass die Situation unserer Welt uns heute verpflichtet, nach Lösungen globaler Gerechtigkeit zu su-

chen. Wir verpflichten uns, in unserem Beten, Denken und Handeln das Ziel eines Lebens in Fülle für alle voranzubringen. Wir halten es für unerlässlich, in der katholischen Kirche in Deutschland auf allen Ebenen einen breit angelegten Prozess des gemeinsamen Nachdenkens über Schritte verantwortlichen Handelns in der Kirche einzuleiten und in die Gesellschaft hineinzutragen.

»Nur ein tiefgreifender und langfristiger Prozess des gemeinsamen Nachdenkens und mutiges kreatives Handeln können zu einer überlebensfähigen Neuordnung führen.«

Aufruf „Leben in Fülle für Alle!“

Helmut Schlegel OFM

Geboren 1943 in Riedlingen an der Donau, trat P. Helmut Schlegel OFM 1963 in den Franziskanerorden ein. Von 1998 bis 2007 leitete er als Provinzial die Thüringische Franziskanerprovinz. Seit August 2007 ist er leitender Priester der Profilkirche „Heilig Kreuz - Zentrum für christliche Meditation und Spiritualität“ in Frankfurt am Main.



Helmut Schlegel OFM

Zu was sind wir als Gemeinschaft(en) in der Nachfolge Jesu heute berufen?

Spirituelle Impuls zur Grundlegung prophetischen Handelns in der Kirche

Der Prophet Jesus

Wenn ich von der Berufung in der Nachfolge Jesu sprechen soll, dann möchte ich zunächst von Jesus selbst sprechen. Von seiner Berufung. Jesus versteht sich als Messias, Rufer, Heiler, Provokateur, Retter, Menschensohn, Gottessohn, Friedensstifter. Vor allem aber versteht er sich als Prophet. Prophetes heißt das griechische Wort, zu Deutsch Für-Sprecher. Der Prophet ist einer, der dazwischen steht, der vermittelt, der den Dienst Anwaltschaft wahrnimmt.

Jesus ist ein Prophet Gottes, er spricht für Gott. So wie auch die Prophetinnen und Propheten des ersten Bundes. Ihre Rede beginnen sie meist mit „So spricht der Herr...“ Sie sind keine Theologen und auch Jesus ist kein Theologe. Er spricht selten über Gott, er spricht für

DKMR-Tagung 2010

Unter dem Titel „Krisenzeiten - Hoffnungszeichen: Aufbrüche für eine prophetische Kirche“ fand die Jahresversammlung des Deutschen Katholischen Missionsrats (DKMR) vom 16. bis 18. Juni in Vallendar statt. Die Ordenskorrespondenz dokumentiert den geistlichen Impulsvortrag von P. Helmut Schlegel OFM sowie drei Workshops, die Beispiele eines gelebten Aufbruchs beleuchten.

Gott und zu Gott. Er spricht vom Reich Gottes, das bedeutet, er spricht davon, wie sich Gott immer mehr einwurzelt in die Wirklichkeit der Welt und der Menschen. Und davon, dass wir in diesen

Wachstumsprozess mit eingebunden sind, in dem wir uns im Namen Gottes zum Anwalt des Lebens machen.

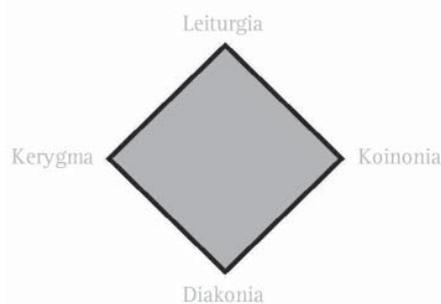
Jesus ist genauso ein Prophet der Menschen. Und weitergefasst ein Prophet der Geschöpfe. Als Inkarnation Gottes ist er ein Für-Sprecher der Menschen und der Schöpfung. Er positioniert sich eindeutig auf die Seite des Lebens: „Ich bin gekommen dass „sie das Leben haben und es in Fülle haben“ (Joh 10,10). Zu Beginn seines öffentlichen Auftretens sagt Jesus von sich: „Der Geist des Herrn ruht auf mir, denn der Herr hat mich gesalbt. Er hat mich gesandt, damit ich den Armen eine gute Nachricht bringe; damit ich den Gefangenen die Entlassung verkünde und den Blinden das Augenlicht; damit ich die Zerschlagenen in Freiheit setze und ein Gnadenjahr des Herrn ausrufe.“ (Lk 4, 18f.)

Er ist der Prophet der Kleinen, der Kranken, der Frauen, der Kinder, der Gefallenen, der Ausgegrenzten, der Prostituierten, der Schuldiggewordenen. Er tröstet sie nicht. Er kämpft für ihre Rechte, für ihre Würde und ihr Ansehen. In Treue und Solidarität geht er selbst den Weg der erniedrigten Menschen und der geschundenen Schöpfung. „Hingegeben für euch“ ist das Wort, das er als Überschrift über das Abschiedsmahl und auch über seinen Tod am Kreuz stellt.

Menschen des Weges

Was bedeutet die prophetische Existenz Jesu nun für unsere persönliche Berufung und für die Berufung der Kirche? Die Kurzform der Berufung sind jene drei Worte, die Jesus zu seinen Jüngerinnen und Jüngern sagt: Auf! Mir nach! Christliche Berufung ist die Fortsetzung

der Existenz Jesu. Und dies ist eine prophetische Existenz. In der Nachfolge Jesu lassen sich Christinnen und Christen ein auf seinen prophetischen Dienst. Es ist der Dienst der Anwaltschaft im Namen Gottes mit dem Ziel der umfassenden Befreiung der Menschen und der Schöpfung. Nachfolge Jesu ist nicht der Weg privater Religiosität. Nicht der Weg moralischer Vollkommenheit. Nicht der Weg reiner Spiritualität. Nachfolge Jesu ist die konkrete Umsetzung der Vater-unser-Bitte „Dein Reich komme – wie im Himmel so auf der Erde“. Das heißt: Anwalt sein für Gott bei den Menschen, Anwalt sein für die Menschen bei Gott, Anwalt sein für die Welt in der Welt. Christinnen und Christen werden in der Apostelgeschichte „Menschen des Weges“ genannt. Das ist ihre gemeinsame Berufung. Dieser Titel meint zum einen, dass sie nicht zuerst „Menschen des Tempels“ sind. Ihre Berufung ist nicht in erster Linie der Kult, sondern die Bewegung, die Veränderung, die Gestaltung des Lebens und der Welt im Geist Jesu. In der Urgemeinde entfaltet sich die gemeinsame Berufung aller in vier Diensten: Kerygma (Zeugnis / Mission), Diakonia (Nächstenliebe / sozialer Dienst), Koinonia (Gemeinschaft / Kommunikation), Leiturgia (Gottesdienst / Kult). *Was Christinnen und Christen durch Wort und Leben*



bezeugen und in der Nächstenliebe zur Tat werden lassen, das findet in der Gemeinschaft seinen Ausdruck und wird im Gottesdienst gefeiert. Jeder dieser Dienste braucht die anderen und nur in der Ganzheit ist die christliche Berufung eine Berufung des Weges im Sinn der Nachfolge Jesu. Es ist Aufgabe der Gemeinde, zu gewährleisten, dass sich alle vier Dienste gleichwertig und gleichgewichtig gegenüberstehen und gegenseitig ergänzen. Liturgie ist (nur) dann im wahren Sinn Gottesdienst, wenn sie im alltäglichen Leben durch die Diakonie, den Dienst am Menschen und an der Schöpfung gedeckt ist. In der Gegenrichtung ist der diakonische Dienst nicht bloße Gemeinwohlarbeit beziehungsweise Sorge um das ökologische Gleichgewicht, sondern er ist der „Gottesdienst des Alltags“ und ist von der Inspiration des Geistes getragen. Gemeinde hat (nur) ihre Daseinsberechtigung, insofern sie sich ihrer Mission stellt. Es ist ihre Sendung, die Frohe Botschaft vom menschen- und schöpfungsfreundlichen Gott und von der Sinnhaftigkeit des Lebens zu bezeugen. *Das tut sie nicht im Bewusstsein der Besserwisser, sondern in offener und demütiger Auseinandersetzung und in Respekt vor anderen Weltanschauungen.* In der Gegenrichtung ist das Zeugnis des Glaubens nicht das Bekenntnis und das Tun von einzelnen, es bezieht seine Glaubwürdigkeit aus der gelebten Gemeinschaft.

Das II. Vatikanische Konzil definiert die Aufgabe der Christinnen und Christen so: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi.“

(Gaudium et spes 1). Das Evangelium bezieht sich nicht auf das Abstrakte, Überzeitliche und Allgemeine, sondern auf das Konkrete und Aktuelle. Jesus hat immer ganz in der Gegenwart gelebt, er hat sich den Menschen zugewandt, die ihm gerade begegneten, er hat sich der Situation gestellt, die sich im Hier und Jetzt zeigte, er hat Gott gesucht und gefunden in den Fragen und Herausforderung des Heute. In der Nachfolge Jesu denken, reden und leben Christinnen und Christen ganz im Hier und Heute. Ruhend in der Gegenwart Gottes (Kontemplation) lassen sie sich ein auf die konkrete Gegenwart mit ihrer gesellschaftlichen, kulturellen, religiösen und ökologischen Realität.

Prophetische Kirche

Es ergibt sich von selbst, dass wir auf diesem Hintergrund als Christinnen und Christen sowie als Kirche eine prophetische Berufung haben. Der prophetische Dienst ist ein konkreter, aktueller und kritischer Dienst. Ein Dienst, der sich bewusst den Krisen stellt und der sich in Krisen kritisch positioniert. Dabei geht es nicht nur um unsere persönlichen Lebenskrisen und um die Kirchenkrisen, es geht um die existentiellen Krisen der Menschheit und der gesamten Schöpfung. Klimakrise, Finanzkrise, Armutskrise, Hungerkrise, Gewaltkrise – dies sind unsere Themen und die Liste lässt sich fortsetzen. Als Kirche leben wir nicht Welt-enthoben, sondern Welt-verwoben. Wir sind untrennbar mit dem säkularen Leben, mit seinen Chancen und Krisen verzahnt. *Krise ist immer Entscheidung und das ist ihre Chance. An den Wegkreuzungen des Lebens kann und muss entschieden wer-*

den, in welche Richtung es weitergeht. Geschichte und Gegenwart der Kirche zeigen, dass Krisen immer auch Versuche für uns sind:

- Die Versuchung, die Situation zu verharmlosen. – Dann nehmen wir die Wirklichkeit nicht ernst.
- Die Versuchung, die Veränderung den Experten zu überlassen. – Dann nehmen wir Gott nicht ernst. Dann das Reich Gottes braucht Menschen, die sich glaubend, hoffend und liebend einbinden lassen in seinen Wachstumsprozess.
- Die Versuchung, die Veränderung Gott zu überlassen. Dann nehmen wir uns selbst nicht ernst. Dann erwarten wir von Gott, dass er wunderbar eingreift anstatt uns selbst in die Pflicht zu nehmen. Ein solcher Glaube ist nicht der Glaube Jesu. Er rechnet nicht mit Wunder und Magie, sondern mit der Umkehr.

Die „Menschen des Weges“ – wie die Apostelgeschichte die Christinnen und Christen nennt –, stellen sich an den Wegkreuzungen des Lebens kontemplativ dem Wort und der Herausforderung Gottes. Sie schöpfen im Gebet Mut und Kraft, um sich in bewusster Verantwortung für den Weg zu entscheiden, der dem Leben und zwar dem Leben in Fülle dient.

Der prophetische Dienst ist kirchenkritisch, zeugniskritisch, kultkritisch und sozialkritisch. Im Sinn der Glaubwürdigkeit fordert er die Übereinstimmung von Gemeinschaft, Kult, Bekenntnis und gesellschaftlicher Praxis ein. Seine Kritik richtet sich gleichermaßen nach innen (gegenüber Gemeinde und Kirche) als auch nach außen (gegenüber den Machtfaktoren der Gesellschaft). Schon im ersten Testament wird die

kritische Funktion der Propheten deutlich. Ein eindrückliches Beispiel liefert Amos. Er kritisiert Jerobeam, den König von Israel, und mit ihm die Mächtigen des Landes, „weil sie den Unschuldigen für Geld verkaufen und den Armen für ein Paar Sandalen, weil sie die Kleinen in den Staub treten und das Recht der Schwachen beugen“. (Amos 2, 6f)

Für sein kritisches Wort wird Amos vom Oberpriester ausgewiesen. Nachzulesen im Buch Amos 7, 10-15: „Amazja, der Priester von Bet-El, ließ Jerobeam, dem König von Israel, melden: Mitten im

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Haus Israel ruft Amos zum Aufruhr gegen dich auf; seine Worte sind unerträglich für das Land. Denn so sagt Amos: Jerobeam stirbt durch das Schwert und Israel muss sein Land verlassen und in die Verbannung ziehen. Zu Amos aber sagte Amazja: Geh, Seher, flüchte ins Land Juda! Iss dort dein Brot und tritt dort als Prophet auf! In Bet-El darfst du nicht mehr als Prophet reden; denn das hier ist ein Heiligtum des Königs und ein Reichstempel. Amos antwortete Amazja: Ich bin kein Prophet und kein Prophetenschüler, sondern ich bin ein Viehzüchter und ich ziehe Maulbeerfeigen. Aber der Herr hat mich von meiner Herde weggeholt und zu mir gesagt: Geh und rede als Prophet zu meinem Volk Israel!“ (Amos 7, 10-15)

Prophetisch heißt kirchenkritisch

Zumindest anfanghaft soll in der Gemeinde Jesu etwas aufleuchten von dem, was die Vision vom Reich Gottes meint, und was Jesus als das „Leben in Fülle“ verkündet hat. Hier kann ich nur Stichworte nennen: In den letzten Monaten ist uns erneut deutlich geworden, dass zu dieser Vision von Kirche auch Mut zur Selbstkritik und zur Umkehr gehört. Das bedeutet ehrliches Eingeständnis eigener Schuld, rückhaltlose Aufdeckung von Fehlverhalten, Schutz der Opfer. Das bedeutet auch, dass Kirche die Kritik von außen als prophetischen Dienst annimmt. Dabei geht es nicht nur um das Thema Missbrauch. Als Kirche müssen wir uns auch an die Brust klopfen, wenn es um die Achtung der Menschenwürde, um gerechte Arbeitsbedingungen, um die Sorge für die Armen, um Anspruchslosigkeit und um Vertrauen auf Gottes Vorsehung, um den nachhaltigen Umgang mit den Ressourcen und um die Bereitschaft zur Vergebung geht. Die Krise der Kirche, die in den letzten Monaten deutlich geworden ist, hat auch ihre Chance: Christinnen und Christen sind im positiven Sinn kirchenkritischer geworden. Sie fordern Transparenz und Partizipation in Entscheidungsprozessen, bessere Informationswege und Kommunikationsformen, überschaubare Organismen, Reduktion der Verwaltung, Stärkung der Beziehungen, Demut und Wahrhaftigkeit.

Prophetisch heißt zeugniskritisch

Kirche ist nicht um ihrer selbst willen da. Sie ist missionarische Kirche oder

sie ist nicht die Kirche Jesu. Mission meint nicht, dass sie alle, die anders denken, vereinnahmen will oder ihnen gar das Heil Gottes streitig macht.

Mission im Sinn Jesu ist offen, lernbereit und demütig. Mission ist kritisch und konfrontativ, wo wesentliche Werte verletzt werden, wo Menschenwürde mit Füßen getreten wird, wo die Welt falschen Göttern nachläuft. Jüngerinnen und Jünger Jesu setzen sich offen mit aktuellen Fragen in Forschung, Wissenschaft und Kultur auseinander. Sie distanzieren sich von einer abgehobenen und weltfremden Kirchensprache und sie grenzen sich gegen fundamentalistische Standpunkte ab. Sie nehmen in ihrer Verkündigung die modernen Fragestellungen der Gesellschaft ernst. Sie pflegen den interkonfessionellen und interreligiösen Dialog und suchen das Gespräch mit Andersdenkenden. Sie arbeiten zusammen mit allen Menschen guten Willens am Projekt einer zukunftsfähigen, gerechten Welt.

Prophetisch heißt kultkritisch

Dorothee Sölle schreibt einmal: Richtiger als zu beten: „Verleih uns Frieden gnädiglich“ ist es, zu beten: „Herr, mach mich zum Werkzeug deines Friedens“. Es zeugt von einem magischen Denken, wenn wir Gott für das soziale Wohl, für die Zukunft dieser Erde und den Frieden in der Welt verantwortlich machen und meinen, ihn mit unseren Gebeten und moralischem Wohlverhalten beeinflussen zu können. Im Vaterunser erbitten wir, dass sein Wille im Himmel und auf der Erde geschehe. Im Gebet richtet sich Gottes Wort und Gebot an uns. Wir werden Hörende und stellen uns seinem Anspruch. Gebet und Gottesdienst sind



stimmig, wenn sie korrespondieren mit dem diakonischen Dienst, mit der Parteinahme für die Entrechteten, mit der Aufforderung und Befähigung der Gemeinde zur eigenen und kritischen Meinungsbildung, mit dem Protest gegen totalitäre Macht und ungezügelter Profitgier, aber auch mit dem Eingeständnis schuldhaften Verhaltens im Sinn von Verharmlosung, Schweigen, Opportunismus. Im eben zitierten Aufsatz von Dorothee Sölle schreibt sie auch diese Sätze: „Ein christliches Gebet sollte ein Stück Auferstehung realisieren und nicht in einem Zustand vor Ostern verharren. Wir erwarten nicht mehr Wunder von außen (...), weil wir selber in das Wunder der Veränderung einbezogen sind und im Gebet unsere Zukunft vorweg nehmend formulieren.“ (Dorothee Sölle: Das entprivatisierte Gebet) Prophetische Kultkritik hat auch die Aufgabe, das in der Gesellschaft und im Mainstream „Kultige“ in Frage zu stellen, ganz gleich, ob es sich um Personenkult, und die Vergötzung von Idolen, Jugendlichkeit, Geld, Image, Wachstum, Militär oder Statussymbolen handelt. Falsche Götter zu entlarven und in der säkularen Gesellschaft ein Prophet des Gottes zu sein, der kein Scheinleben verspricht, sondern die Fülle des Lebens schenkt, dies gehört zur Berufung der Christinnen und Christen und unserer Gemeinschaften heute.

Prophetisch ist sozialkritisch

Diakonie im Sinn Jesu ist mehr als Mildtätigkeit. Es geht nicht nur darum, stillschweigend oder erkennbar Gutes zu tun und die soziale Schieflage durch Nächstenhilfe ein Stück weit auszubügeln. Das ist gewiss gut, aber

es ist zu wenig. Prophetinnen und Propheten geben jenen ihre Stimme, die keine Stimme haben oder deren Stimme nicht gehört wird – den Sprachlosen, Mundtoten, Kleingemachten. Das Pro der Prophetie ist auch das Pro des Protestes. In der Nachfolge Jesu müssen Christinnen und Christen sozial- und gesellschaftskritisch sein. Sie müssen sich umfassend informieren in gesellschaftlichen Fragen, müssen ihre vielfältigen Kommunikationswege nutzen, um die Anliegen der Sprachlosen geltend zu machen. Sie können und müssen eine Politik der Nachhaltigkeit praktizieren und gesellschaftlich einfordern. Denn was Paulus einst schrieb, hat heute eine erschreckende Aktualität erreicht: „Die ganze Schöpfung seufzt und liegt in Wehen, bis zum heutigen Tag“ (Röm 8.22). Die Schöpfung seufzt, weil sie vom Geschöpf homo sapiens beschädigt, gequält und misshandelt wird. Mit den Worten jenes alten Textes, das angesichts eines Kruzifixus ohne Hände geschrieben wurde, möchte ich schließen:

Christus hat keine Hände, nur unsere Hände, um seine Arbeit zu tun.
Er hat keine Füße, nur unsere Füße, um Menschen auf seinen Weg zu führen.
Christus hat keine Lippen, nur unsere Lippen, um Menschen von ihm zu erzählen.
Er hat keine Hilfe, nur unsere Hilfe, um Menschen an seine Seite zu bringen.
Wir sind die einzige Bibel, die die Öffentlichkeit noch liest. Wir sind Gottes letzte Botschaft, in Taten und Worten geschrieben...

Bettina Rupp SSpS

Sr. Bettina Rupp SSpS, geboren 1966 in Saarlouis, trat 1991 den Steyler Missionsschwestern bei. Die studierte Sozialarbeiterin ist Koordinatorin des Programms „Missionar auf Zeit“ ihrer Gemeinschaft und ist zudem seit zehn Jahren in der Betreuung und Fortbildung von Langzeitarbeitslosen in Mönchengladbach tätig.



Bettina Rupp SSpS

Der TaK (Treffpunkt am Kapellchen)

Ein ganz besonderer Ort an einem ganz besonderen Ort

So begann es

Vor einigen Jahren entstand in der Betriebsstätte des „Volksvereins Mönchengladbach“ (Arbeitslosengesellschaft, mit dem Ziel der Reintegration von Langzeitarbeitslosen) die Idee, neben den Programmen mit „Beschäftigung, Bildung und Beratung“ den geistlichen Angeboten mehr „Raum“ zu geben. Es sollte ein Begegnungsort entstehen, wo spirituelle, kulturelle und viele andere Angebote möglich sind. Zielgruppe sind die MitarbeiterInnen des Volksvereins, die Wohnungslosen des Anna-Schiller-Hauses (stationäre Einrichtung für Wohnungslose) und des Bruno-Lelieveld-Treffs (Wohnungslosentreff). Der Begegnungsort sollte von genau diesen Menschen mit Unterstützung der Steyler Missionarinnen selbst gestaltet werden können. Das neue Haus sollte offen für alle Suchenden und vor allem für Menschen am Rande unserer Gesellschaft sein. Dieser Traum begann sich im Herbst des Jahres 2005 zu ver-

wirklichen, als die Stiftung Volksverein an historischer Stätte neue Mieterin des Aloysiusstiftes in Mönchengladbach wurde. Zum Aloysiusstift gehört die Brandts-Kapelle. Der Erbauer der Kapelle, der Fabrikant Franz Brandts, war erster und langjähriger Vorsitzender des Volksvereins für das katholische Deutschland. Franz Brandts hat als einer der Ersten gemeinsam mit dem Sozialreformer, dem Priester Franz Hitze, eine Partnerschaft von Arbeitnehmern und Arbeitgebern angedacht und eine für die damalige Zeit richtungweisende „Fabrikordnung“ geschaffen. Er gründete einen Kindergarten und eine Nähschule im Stift und führte die Krankenversicherung und die Sterbeversicherung für seine Mitarbeiter in der Textilfabrik ein. Der damalige Volksverein war wegweisend in der sozialen Frage für das katholische Deutschland. Mit der Fabrikordnung des Franz Brandts und des Sozialreformers Franz Hitze wurde ein Zeichen gegen die Verelendung

der ArbeiterInnen und ihrer Familien gesetzt. 1933 wurde der Volksverein unter den Nazis aufgelöst. Der „neue“ Volksverein, wenn auch viel kleiner, wurde 1983 wieder gegründet. Die Stiftung Volksverein und der „Volksverein Mönchengladbach“ stellen sich der neuen sozialen Frage: der Verelendung ganzer Bevölkerungsschichten durch Armut und Arbeitslosigkeit. So wurde in Mönchengladbach eine gute „alte Tradition“ von der Stiftung Volksverein, dem Volksverein Mönchengladbach und den Steyler Missionarinnen wieder aufgegriffen. Es geht darum, die Nöte der Zeit zu erkennen und sie mit den Menschen gemeinsam zu bewältigen. Gemeinsam suchen wir „in neuer Solidarität“ nach Wegen, Gesellschaft und Kirche für alle Menschen und vor allem für die Bevorzugten des Evangeliums, die Armen, zugänglich zu machen.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Und so die Visionen

Das TaK bietet einen Ort für Gemeinschaft und Austausch. Es ist ein Treffpunkt, der auch der Suche nach Gott einen Raum gibt. Es geht um:

- die gemeinsame Suche nach Antworten in Zukunfts- und Lebensfragen,
- die Frage nach Gott, nach dem „Mehr“ – dem Sinn im Leben
- die Wiederentdeckung und Weiterentwicklung von eigenen Stärken, Ressourcen und Möglichkeiten
- die Teilnahme an Gesellschaft und Kirche
- das Engagement in Gesellschaft und Kirche
- das Dazu-Gehören in Gesellschaft und Kirche

Und so lebt es – seine Angebote

- Mittwochstreff: offener Abend, mit gemeinsamen Abendessen, Möglichkeit der Teilnahme am Abendgebet, kulturelle Abendgestaltung
- Kreativnachmittage: Hier werden je nach Talenten und Wünschen wahre Kunstwerke hergestellt. Die Bandbreite geht von Acrylbildern über Perlenketten, Schals und Serviettenteknik bis hin zu neuen Ideen, die die TeilnehmerInnen selbst liefern können.
- Liturgiegruppe: Hier werden Themen über Gott und die Welt besprochen und Gottesdienste für das TaK vorbereitet. Es wird nach neuen liturgischen Formen gesucht, die dann auch ausprobiert werden.
- Kinderkochkurs: Für Grundschulkin- der aus dem Stadtteil findet in zwei Gruppen zu je zehn TeilnehmerInnen montags und dienstags ein Kinderkochkurs statt. Die Gerichte werden selbst zubereitet, der Tisch wird schön gedeckt, und in einer tollen Tischgemeinschaft wird die eigene Kochkunst miteinander geteilt.
- Ausflüge: In regelmäßigen Abständen startet das TaK Ausflüge: Nahe Ziele wie Schlösser in der Umgebung, aber auch entferntere Ziele wie die Museumsinsel Hombroich und das Kloster Steyl gehören dazu.
- Spirituelle Projektwoche: Einmal im

Jahr startet das TaK eine Projektwoche. Bibel und Leben werden ganz praktisch ins Gespräch und in die Praxis des Lebens gebracht.

- Gottesdienste: Sonntagsgottesdienste und das Abendgebet (am Mittwochs-treff) finden unter dem Thema „Kraft schöpfen – das Leben wagen“ statt.
- die Schönheit des Lebens feiern: Wir feiern gerne Feste und es ist uns wichtig, dass es schön und stilvoll ist; besondere Höhepunkte sind Weihnachten, Ostern und Pfingsten
- Projekte: Musikprojekt, Frauen- und Männerkochkurse

Und so könnte die Zukunft aussehen – Ausbau und Zukunft

Dieses Angebot soll ausgebaut werden. Wir Steyler Missionarinnen werden dort hinziehen, um vor Ort mit den Menschen selbst diesen Treffpunkt auszubauen. Geplant sind:

- TaKaS: Treff am Kapellchen am Sonntag, mit Internetcafé und Möglichkeit der Teilnahme am Gottesdienst
- Kulturzeit im TaK: „Kaminabende“, die aktuelle Themen aus Politik, Gesellschaft und Kirche in den Mittelpunkt stellen
- Kindergottesdienste
- Wöchentlich ein Tag für die Jugend – mit Kochkursen, Kinoabenden und vieles andere mehr
- Kinoabende
- Projekte: Theaterprojekte, Kunstprojekte etc.
- Straßenerziten
- Manager-Umgekehrt-Kurse: Manager und Führungskräfte sollen an die Wirklichkeit der Menschen am Rande

unserer Gesellschaft geführt werden; sie sollen sich mit dieser Wirklichkeit und dem Anspruch des Evangeliums sowie dem Lebensbeispiel von Franz Brandts auseinandersetzen und Impulse für ein christliches Unternehmertum gewinnen.

Diese Ideen sind bereits in den Köpfen und Herzen der Beteiligten. Weitere Ideen und Partizipation werden wir in einer geplanten Zukunftswerkstatt abfragen und gemeinsam umsetzen.

Noch ein Gedanke zum Schluss dieser Beschreibung: Das Besondere an diesem Treffpunkt sind nicht nur die Angebote und die Zielgruppe, es sind vielmehr die Akteure und MitgestalterInnen. Denn es sind die Betroffenen selbst, die diesen Treffpunkt gestalten und ihm ihr Gesicht geben. Hier sind sie nicht mehr HilfsempfängerInnen unserer karitativen Bemühungen oder sozialstaatlichen Transferleistungen. Sie sind Akteure und GestalterInnen von Kirche und Gesellschaft. „Nicht für, sondern mit“ – ist die Devise dieser Initiative, „mit“ den Menschen, deren Leben geprägt ist von Armut und Ausgrenzung. Wir wollen helfen, dass Menschen ihre Würde wieder entdecken. Armut ist kein Wesensmerkmal oder Seinsbeschreibung. Armut grenzt und schließt aus. So ist Armut ein Übel, das es zu bekämpfen gilt. Menschen sollen wieder teilnehmen können an Gesellschaft und Kirche. Schließlich sind sie Teil davon. Gemeinsam können wir wegweisend sein, ähnlich wie dies Franz Brandts mit seiner Fabrikordnung zu seiner Zeit war. Kirche und Gesellschaft sind für alle da, auch für die Menschen am Rande. Damit alle ein Leben haben, und es in Fülle haben.



Dietmar Müßig

Bis Oktober 2010 leitete Dietmar Müßig die Diözesanstelle Weltkirche im Bistum Hildesheim. Zur Zeit ist er als Dozent an der Ökumenisch-Theologischen Hochschule der Anden (ISEAT) in La Paz, Bolivien tätig.



Dietmar Müßig

Von Taubenhändlern und Geldwechslern

Ethisches Investment als Aufgabe der Kirche

„Durch die Umschichtung unseres Anlagevermögens werden wir in Zukunft fast 1% Rendite mehr erzielen!“ Mit diesen Worten erzählte mir vor kurzem ein Bekannter voller Begeisterung über die neue Anlagestrategie seiner Kirchengemeinde. Auf meine Erwiderung, ob denn die Gelder auch ethisch verantwortbar angelegt seien, wusste er keine Antwort. Er hatte – so mein Eindruck – meine Frage auch nicht wirklich verstanden. Für das Thema dieses Beitrags dürfte die geschilderte Begebenheit symptomatisch sein. Denn insgesamt werden die Möglichkeiten, Geld nach ethischen Gesichtspunkten anzulegen, in der Bevölkerung immer bekannter. So wussten laut einer Marktanalyse der *imug Beratungsgesellschaft* aus Hannover bereits 2001 ein Drittel der befragten Haushalte von der Möglichkeit, das Ersparte ökologisch oder sozial verantwortlich anlegen zu können und

fast die Hälfte bezeichneten diese Anlageform als attraktiv (33,9 %) oder sogar sehr attraktiv (10,7 %).¹ Und auch wenn der Marktanteil dieser Anlagen immer noch unter 1 % des Gesamtvolumens liegt, verzeichnet er doch hohe Wachstumsraten. So hat sich in der Europäischen Union das Volumen zwischen 2002 und 2005 verdreifacht und in den Jahren von 2005 bis 2007 immerhin noch verdoppelt.

Im Bereich der katholischen Kirche scheint dagegen das Verständnis für die ethische Dimension des Umgangs mit Geld noch wenig entwickelt. Selbst manche großen Hilfswerke, von denen man doch eigentlich ein geschärftes Bewusstsein für globale Zusammenhänge und den Umgang mit Geld erwarten würde, machen da keine Ausnahme. So beklagt denn auch das Zentralkomitee der deutschen Katholiken: „Das Thema des ethischen Investments hat in

Deutschland bei Weitem noch nicht den Stellenwert, der aus christlicher Verantwortung wünschenswert wäre.“²

Was Jesus am Tempel gesehen?

Dieser blinde Fleck hat vermutlich auch mit der Lehre von den zwei Gewalten bzw. Reichen zu tun, für die es durchaus Anknüpfungspunkte im Neuen Testament gibt. So ruft Paulus im 13. Kapitel des Römerbriefes zur Achtung der staatlichen Obrigkeit auf. Mit der Begründung, dass sie von Gott gewollt sei, ermuntert er auch zur Zahlung von Steuern und Zöllen.³ Ob Jesus in dieser Thematik eine ähnliche Sicht an den Tag legt, wie unter Verweis auf Mk 12,13-17 und die Parallelstellen immer wieder behauptet wird, darf bezweifelt werden. In diesem Streitgespräch lässt er sich von seinen Widersachern einen Denar zeigen. Auf der einen Seite dieser Münze war damals das Konterfei des römischen Kaisers zu sehen; auf der anderen eine Abbildung der römischen Friedensgöttin. Beides widersprach dem jüdischen Bilderverbot. Und das Ansinnen der römischen Kaiser, sich als Gott verehren zu lassen, war mit dem israelitischen Monotheismus schon gar nicht zu vereinbaren. Vielleicht also wollte Jesus mit seiner Rückfrage die Ansprüche dieses Staates gerade relativieren und die Steuererhebung durch die Römer in Frage stellen. Für diese Interpretation spricht, dass sich im unmittelbaren Umfeld dieser Perikope zwei weitere Textstellen finden, an denen Jesus ebenfalls sehr kritisch auf den zu seiner Zeit üblichen Umgang mit Geld reagiert. Da ist zum einen die sogenannte Tempelreinigung in Mk 11, 15f. Die Begebenheit wird sich kaum in

der geschilderten Form abgespielt haben. Dafür sorgten schon die römischen Soldaten, die zum bevorstehenden Pesach-Fest auf den Säulenhallen des Tempels postiert waren und die jedes auffällige Verhalten sofort im Keim erstickt hätten. Trotzdem darf man von einer symbolischen Aktion Jesu gegen die Geldwechsler und Taubenhändler im Tempel ausgehen. Aber warum werden gerade diese Berufsgruppen von ihm angegangen? Tauben dienten laut dem levitischen Gesetz vor allem den Armen als Opfertiere für den Tempel, während die Reichen sich repräsentativere Opfergaben leisten konnten. Die Geldwechsler wiederum tauschten lokale Währung in tyrische Halbschekel um. Denn in dieser Silber-Währung, sozusagen dem US-Dollar im östlichen Mittelmeerraum der damaligen Zeit, war die Tempelsteuer vom Volk zu entrichten. Und auch diese Vorschrift machte den Armen mehr zu schaffen als den Wohlhabenden. Jesus erkennt diesen Zusammenhang von religiöser Gesetzgebung und ökonomischer Ausbeutung klar und protestiert dagegen.⁴ Ein ähnlicher Befund ergibt sich am Ende des 12. Kapitels. Dort wird davon berichtet, wie Jesus eine Witwe beobachtet, die ihre letzten Ersparnisse in den Opferkasten am Tempel wirft. Obwohl Witwen im Altertum aufgrund ihrer sozialen Stellung schutzlos und damit in der Regel auch arm waren, redet der Text betont zwei Mal von der „armen“ Witwe. Dabei schwingt in Jesu Lob für diese Frau auch die Kritik an den Reichen beziehungsweise an der gesellschaftlichen Ungleichheit mit, die von der Tempelgesetzgebung nicht berücksichtigt wird. In beiden Szenen geht es um Geld. Und beide spielen am Tempel. Dies ist kein Zufall. Der Tempel



war nicht nur Ort religiöser Verehrung, sondern zugleich auch die Bank von Israel. In seinen Kellergewölben lagerten riesige Devisenreserven. Der Tempel war mithin Kristallisationspunkt der Verflechtung von wirtschaftlicher, politischer und religiöser Macht. Denn die Priesterkaste der Sadduzäer lebte gut vom Opferbetrieb am Tempel. Ein Teil der Abgaben ging an die römischen Statthalter weiter, die an Stabilität im besetzten Gebiet interessiert waren und dafür wiederum die Herrschaft der Sadduzäer militärisch absicherten. Schließlich lebte auch ein Großteil der Jerusalemer Bevölkerung von Dienstleistungen am und für den Tempel. Die Leidtragenden dieses kultisch-politischen Komplexes waren dagegen die Angehörigen der verarmten Landbevölkerung.

Was ist eigentlich „ethisches Investment“?

Diesen Zusammenhang hat Jesus durchschaut – und offen kritisiert. Der historische Grund für seine Kreuzigung lag höchstwahrscheinlich in seiner Kritik am Tempelbetrieb. Deshalb hatte er sowohl die priesterliche Aristokratie als auch den römischen Präfekten gegen sich. Beide waren am Erhalt der eigenen Macht interessiert. Und mussten deshalb das bestehende System stützen. Jesus lenkte den Blick darauf, wie dieses religiöse und politische System sich auf die Armen auswirkte. Und bezahlte dafür einen hohen Preis. Er wich dem absehbaren Weg ans Kreuz nicht aus – sondern starb genau dort. Doch Gott hat ihn auferweckt. Deshalb liegt es auch heute in der Verantwortung von Christinnen und Christen, ökonomische und

besonders finanztechnische Strukturen immer wieder auf ihre Auswirkungen auf die Ärmsten hin zu überprüfen. Und mit dem eigenen Geld entsprechend umzugehen. Genau darum geht es beim „ethischen Investment“⁵. Denn während sich die herkömmlichen Ziele einer Kapitalanlage vor allem auf die Faktoren Rendite, Sicherheit und Liquidität beziehen, werden im Fall des ethischen Investments auch moralische Ziele bei der Geldanlage verfolgt. So möchten manche Menschen verhindern, dass ihre Ersparnisse für Aktivitäten genutzt werden, die sie selbst als ethisch zweifelhaft oder nicht verantwortbar ablehnen. Bereits Anfang des 20. Jahrhunderts haben die Quäker in den Vereinigten Staaten von Amerika damit begonnen, Aktien von Unternehmen zu meiden, die Rüstungsgüter oder Alkohol herstellten oder in der Glücksspielbranche tätig waren. Heute ist es manchen Menschen wichtig, nicht in Kernenergie oder Gentechnik zu investieren, indem sie Unternehmen ihr Geld zur Verfügung stellen, die in den genannten Bereichen tätig sind. Darüber hinaus ist es vielen Anlegern auch ein Anliegen, Formen des Wirtschaftens zu unterstützen, die sich am Gemeinwohl orientieren statt an kurzfristiger Gewinnmaximierung oder überdurchschnittlichen Renditezielen. „Schließlich bedeutet eine langfristig deutlich höhere Rendite eine erhebliche Umverteilung der Einkommen zugunsten der Besitzer von Finanzvermögen.“⁶ Auch die Frage von Nachhaltigkeit gerät im Umgang mit Geld zunehmend in den Fokus der Aufmerksamkeit. So hat die Brundtland-Kommission bereits 1987 für eine Entwicklung plädiert, „die die Bedürfnisse der Gegenwart befrie-

digt, ohne zu riskieren, dass künftige Generationen ihre eigenen Bedürfnisse nicht befriedigen können“. Am Beispiel des Klimawandels hat diese Definition von Nachhaltigkeit eine erschreckend neue Aktualität gewonnen. Denn die Wirtschaftsweise und der damit verbundene Energieverbrauch, welche die Industrienationen und Schwellenländer heute an den Tag legen, zerstört die natürlichen Ressourcen wie auch die CO²-Aufnahmekapazität unseres Planeten in einer Weise, die für kommende Generationen ein Leben auf der Erde unmöglich machen wird. Deshalb investieren manche Menschen heute gezielt in Klimaschutzfonds, um ihrer Verantwortung gegenüber den Kindern und Kindeskindern gerecht zu werden. Diese Anlagenmodelle beinhalten Werte von Unternehmen, die einen aktiven Beitrag zur Reduzierung der Erderwärmung und ihrer Folgen leisten, indem sie beispielsweise die Gewinnung von regenerativen Energien vorantreiben, die Energieeffizienz steigern oder fragile Ökosysteme wie Regenwälder und Ozeane schonen.

Die erhöhte Nachfrage nach solchen Formen von ethischem Investment hat in der Folge zu einem Umdenken in den Unternehmen geführt. Wenn auch, wie bereits erwähnt, die Gesamtmenge des ethisch angelegten Geldes und damit der Einfluss der in diesem Sinne agierenden Anlegerinnen und Anleger noch eher gering ist, sollte man den Faktor des Unternehmens-Images in diesem Zusammenhang nicht unterschätzen. So stieß beispielsweise die im Jahre 2005 getroffene Entscheidung des norwegischen Pensionsfonds, immerhin des weltweit größten institutionellen Anlegers, seine Anteile am

Einzelhandelsunternehmen Wal-Mart abzustößen, weil dieses Menschen- und Arbeitnehmerrechte missachtet hatte, auf beachtliche Resonanz. Große Unternehmen, die um die Wichtigkeit ihres Rufes in der öffentlichen Wahrnehmung wissen, propagieren mittlerweile *Corporate Sustainability and Responsibility* als Element ihrer Unternehmensstrategie. Sie entwickeln eigene Standards oder übernehmen bestehende Verhaltenskodizes wie die OECD-Leitsätze für multinationale Unternehmen oder die Kernarbeitsnormen der Internationalen Arbeitsorganisation ILO, die zum Beispiel das Recht auf Vereinigungsfreiheit vorschreiben. Ethik-Beiräte werden mit dem Auftrag installiert, die Einhaltung der eingegangenen Selbstverpflichtungen zu überwachen. Im konkreten Einzelfall bleibt es allerdings durchaus ein anstrengendes Geschäft, von außen zu prüfen, ob die freiwilligen Selbstverpflichtungen von den Unternehmen auch eingehalten werden. Nicht nur private, sondern auch institutionelle Anleger sind damit auf die Dauer überfordert. Deshalb kann es sinnvoll sein, auf das Know-How von Rating-Agenturen zurück zu greifen, die sich auf die genannten Bereiche spezialisiert haben.

In wen kann investiert werden?

So arbeitet das Bistum Hildesheim mit der *imug Beratungsgesellschaft* aus Hannover zusammen. Diese Rating-Agentur ist Lizenznehmerin von EIRIS in London. Dieses Kürzel wiederum steht für *Experts in Responsible Investment Solutions* und bezeichnet eine bereits 1983 von Kirchen und



gemeinnützigen Organisationen in Großbritannien gegründete Organisation. Beide Agenturen beschäftigen fast 50 Analysten, die anhand von 250 Kriterien weltweit über 2.800 Unternehmen prüfen. Sie lesen zum Beispiel die Umwelt- und Nachhaltigkeitsberichte von Aktiengesellschaften und gleichen diese mit Pressemeldungen und anderen externen Nachrichten ab. Sie fragen Unternehmen gezielt an oder holen Informationen von Gewerkschaften oder Nichtregierungsorganisationen wie beispielsweise der „Kampagne für saubere Kleidung“ ein, welche die Einhaltung von Sozialstandards in den Zulieferbetrieben von großen Textilunternehmen überprüft. Oder sie halten sich über die Menschenrechtslage in bestimmten Ländern am laufenden, deren Staatsanleihen oder Rentenpapiere unter Umständen als Anlageobjekte in Frage kommen. Diese Informationen werden in umfangreichen Datenbanken gespeichert und ständig aktualisiert. Durch die Vergabe von Bonus- und Malus-Punkten für einzelne Bereiche wie das Umweltmanagement oder die Einhaltung von Menschenrechten entsteht dabei ein sehr detailliertes „ethisches Profil“ der einzelnen Unternehmen. Innerhalb einer Branche kann dann eine Rangliste erstellt werden, um die „Klassen-Besten“ zu ermitteln. Dieser sogenannte *Best-in Class*-Ansatz hat wesentliche Vorteile. Mit ihm wird verhindert, dass Unternehmen, die insgesamt sehr nachhaltig oder sozial verantwortlich handeln, nur deshalb als Anlageziele ausscheiden, weil sie zu einem geringen Grad in einem ethisch problematischen Bereich tätig oder finanziell beteiligt sind. Der Tatsache der weltweiten Verflechtung und ge-

gegenseitigen Beteiligung von Firmen wird so Rechnung getragen. Denn kaum ein Unternehmen kann heute von sich behaupten, zu 100 % nachhaltig oder ethisch zu wirtschaften. Deshalb ist es sinnvoll, hier eine Güterabwägung vorzunehmen. Bei der alleinigen Verwendung von Positiv- oder Negativ-Listen wäre genau dies nicht möglich.

Außer dem oben beschriebenen *Ethical Portfolio Manager* von imug/EIRIS gibt es weitere Kriterien-Kataloge für nachhaltige Geldanlagen. Der bekannteste darunter dürfte der sog. *Frankfurt-Hohenheimer Leitfaden* sein, der federführend von dem inzwischen emeritierten Frankfurter Sozialethiker Johannes Hoffmann in Zusammenarbeit mit Gerhard Scherhorn von der Universität Stuttgart-Hohenheim erarbeitet wurde. Mit der *Darmstädter Definition nachhaltiger Geldanlagen* von 2004 wurde dieser Ansatz in Kooperation mit dem Wuppertal Institut für Klima, Umwelt, Energie weiter entwickelt. Auf der Basis solch ethischer Richtlinien arbeitet beispielsweise auch die Münchener Rating-Agentur *oekom research*.

Wie hat das Bistum Hildesheim sein Geld angelegt?

Der im Jahr 2008 von Bischof Norbert Trelle gefällte Beschluss, bistumseigene Gelder künftig nach ethisch verantwortbaren Kriterien anzulegen, wurde 2009 durch eine entsprechende Umschichtung der Finanzen schrittweise umgesetzt. Inzwischen sind die frei verfügbaren Gelder zu 100 % nach ethischen Kriterien angelegt worden. Dabei handelt es sich im Falle unseres strukturschwachen Diasporabistums um eine Gesamtsumme von 150 Millionen

Euro. Dies mögen im Vergleich mit finanzkräftigeren deutschen Diözesen Peanuts sein. Gleichwohl scheint mir der Beschluss, die Gesamtheit der Geldanlagen des Bistums ethischen Kriterien zu unterwerfen, in dieser Konsequenz doch wegweisend zu sein.

Im Bezug auf das konkrete Verfahren hat sich der Finanzdirektor des Bistums für den oben erläuterten *Best-in-Class*-Ansatz entschieden. Von einer Arbeitsgruppe, der auch die diözesanen Beauftragten für Umwelt sowie weltkirchliche Aufgaben angehörten, wurde ein Katalog mit Kriterien definiert, die bei der Auswahl des Anlage-Portfolios zu beachten sind. Nicht investiert werden darf zum Beispiel in Unternehmen, die mit mehr als 5 % am Gesamtumsatz in der Produktion von Rüstungsgütern tätig sind oder solche, die Massentierhaltung oder Tierversuche betreiben. Auch Abtreibung oder die systematische Verletzung von Menschen- und Arbeitsrechtskonventionen gelten als Ausschlusskriterien. Stark negativ gewichtet werden im Rahmen des oben erläuterten Punkte-Systems unter anderem Geschäftstätigkeiten in der grünen Gentechnik. Denn allen anders lautenden Beteuerungen zum Trotz dient die kommerzielle gentechnische Veränderung von Pflanzen oder Tieren nicht der Bekämpfung von Krankheiten oder der Minderung des Hungers in der Welt. Vielmehr führt sie zu noch größerer Abhängigkeit der Kleinbauern in den Ländern des Südens von den großen Agro- und Life-Science-Konzernen dieser Welt. Natürlich ließe sich mit Investitionen in solche Unternehmen eine gute Rendite erzielen, aber das Bistum Hildesheim kann nicht im Rahmen seiner Bolivienpartnerschaft von Gerech-

tigkeit reden und gleichzeitig Konzerne unterstützen, die sich traditionelles Saatgut aus den Anden patentieren lassen, um es danach gegen Lizenzgebühr an die Bauern dort zu verkaufen. Im schlimmsten Fall dürfen diese nämlich dann die Kartoffelsorte, die ihre Vorfahren seit Jahrhunderten angebaut haben, nicht mehr verwenden. Auch die Entwicklung oder der Vertrieb von kerntechnischen Anlagen wurde mit einer hohen negativen Punktzahl be-

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

wertet. Denn die Atomkraft ist keine nachhaltige Energieform, da sie das Recht künftiger Generationen auf eine unversehrte Umwelt verletzt und damit gegen die Pflicht zur Achtung des Gemeinwohls verstößt.⁷ Anhand solcher und zahlreicher weiterer Kriterien filtert die Rating-Agentur *imug* nun die Unternehmen heraus, die nach den Vorstellungen der Arbeitsgruppe am nachhaltigsten wirtschaften. In diese kann dann der Fondsmanager, der vom Bistum mit der Verwaltung der Gelder beauftragt ist, entsprechend der aktuellen Marktlage investieren.

Ethisches Investment auch für kleine Anleger?

Mit *imug* sowie einer Investment-Gesellschaft, die den vom Bistum eigens aufgelegten Fonds verwaltet, kann Hildesheim auf professionelle Partner



zurück greifen. Private Kleinanleger werden dagegen in der Regel auf die Expertise ihrer Bank vertrauen müssen. Dabei ist zu beachten, dass normale Geschäftsbanken zwar mittlerweile in aller Regel auch „ethische“ Anlagemöglichkeiten bieten. Trotzdem wird man sich fragen müssen, ob man sich als Anleger/in mit solchen „Feigenblatt-Fonds“ zufrieden geben oder nicht durch einen grundsätzlichen Wechsel des Geldinstituts eine gerechtere Form des Wirtschaftens fördern möchte. So gibt es inzwischen eine ganze Reihe von Banken, welche ein grundsätzlich alternatives Geschäftsmodell zu praktizieren suchen. Auch kirchliche Banken wie beispielsweise die Bank für Kirche und Caritas in Paderborn bemühen sich, dem ethischen Investment sowohl in ihrer eigenen Anlagenpolitik als auch in ihren Angeboten für die Kunden größeres Gewicht einzuräumen.⁸ Schließlich haben auch einige Orden, wohl aufgrund ihrer besonderen Nähe zu den Armen beziehungsweise den Menschen in den Ländern des Südens, die von den negativen Folgen unserer Wirtschaftsweise am meisten betroffen sind, eigene Banken gegründet, um „Geldanlagen mit gutem Gewissen“ zu ermöglichen und „weltweit der Gerechtigkeit [zu] dienen“, wie es in einem Flyer der *Bank für Orden und Mission* heißt.⁹ Gute Informationen in übersichtlicher Form mit vielen Hinweisen auf weitere einschlägige Banken, Internetseiten und Rating-Agenturen enthält die bereits zitierte Handreichung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken.¹⁰ Außerdem existiert mit dem *Corporate Responsibility Interface Center (CRIC)*¹¹ mittlerweile auch ein eingetragener Verein für ethisch orien-

tierte Investoren, der seinen Mitgliedern außer Informationen auch den Raum für Austausch und Vernetzung bietet.

Ethische Geldanlagen mit weniger Gewinn?

Zu Rentabilität und Sicherheit ethisch orientierter Geldanlagen lässt sich zumindest sagen, dass sie keinesfalls geringer sind als bei herkömmlichen Anlageformen. Tendenziell weisen sie sogar eine etwas bessere Performance auf, wie nicht nur die Studie der Harvard-Wissenschaftler Margolis und Walsh zeigt¹², sondern auch das Beispiel des Deutschen Natur-Aktien-Index NAI. Er enthält 30 ökologisch vorbildliche Unternehmen und stieg in den vergangenen zehn Jahren von unter 2.000 auf aktuell mehr als 5.500 Punkte, was fast einer Verdreifachung seines Wertes entspricht. Der Deutsche Aktienindex, das Kursbarometer der großen Industriekonzerne, verzeichnete dagegen im selben Zeitraum ein Minus.¹³ Doch sollte dieser Befund nach dem bisher Gesagten nicht weiter verwundern, denn nachhaltiges Wirtschaften rechnet sich eben sowohl für die Unternehmen als auch für die Investoren und vor allem für die Lebensmöglichkeiten von Mensch und Umwelt. Aus diesem Grund sollte ethisch orientiertes Investment für die Kirchen und ihre Einrichtungen künftig eine Selbstverständlichkeit werden.

Noch ein Schritt weiter: aktives Aktionärstum

Die Option, mit den Geschäftsleitungen von Unternehmen über bestimmte Themen in einen Dialog zu treten, stellt

schließlich einen über das ethische Investment im engeren Sinne hinaus gehenden Schritt dar. In Deutschland am bekanntesten dürfte in diesem Zusammenhang der *Dachverband der kritischen Aktionäre* sein. Er koordiniert die Interessen von Kleinanlegern und bringt Themen wie ökologische und soziale Mitverantwortung von Unternehmen anhand von konkreten Beispielen auf den Hauptversammlungen börsennotierter Aktiengesellschaften zur Sprache. Durch eine entsprechende Pressearbeit begleitet, kann mit solchen Aktionen öffentlicher Druck auf die entsprechenden Firmen aufgebaut werden.

Manche Anleger halten gerade diese öffentlichen Auseinandersetzungen für kontraproduktiv und plädieren eher für einen Dialog hinter den Kulissen. Wirkungsvoll ist sicher auch eine intelligente Kombination beider Methoden. Solch „aktives Aktionärstum“¹⁴ wird umso wirkungsvoller sein, je größer das von ihm vertretene Anlagevolumen ist. Aus diesem Grund wäre es ein wesentlicher Fortschritt, wenn sich kirchliche und kirchennahe Institutionen in Deutschland zu einem Anleger-Verbund zusammen täten, um mit einer Stimme zu sprechen und die Interessen vor allem der Menschen in den wenig entwickelten Ländern sowie der bedrohten Schöpfung zu Gehör zu bringen. Das gesamte kirchliche Anlagevermögen in Deutschland zusammen gerechnet ergäbe sicher eine Summe und damit eine Interventionsmacht, die – würde sie gezielt eingesetzt – von den dann betroffenen Unternehmen nicht mehr ignoriert werden könnte. Und wenn man sich dann noch mit weiteren Organisationen der deutschen oder europä-

ischen Zivilgesellschaft zusammentäte, die ebenfalls für andere Formen des Wirtschaftens in unserer globalisierten Welt eintreten, dann könnte man für die Armen auf dieser Welt mehr erreichen als mit gut gemeinten Spendenaktionen und Hilfsprojekten.

Wollte die Kirche ihre Rolle als Anwalt der Armen sowie der bedrohten Schöpfung konsequent umsetzen, dann könnte sie schließlich auch auf die Veränderung von politischen Rahmenbedingungen hinwirken. So sollten die Einrichtungen der staatlich geförderten Altersvorsorge in Deutschland per Gesetz zu ethisch verantwortlichem Anlageverhalten verpflichtet werden, wie dies in einigen europäischen Ländern längst üblich ist. Auf europäischer Ebene könnten außerdem gesetzliche Standards für einen besseren Zugang zu qualitativen Unternehmensdaten geschaffen werden. Und weltweit müssten alle Finanzmärkte und -produkte konsequent reguliert werden. Nicht nur, um eine neue Finanz- und Wirtschaftskrise zu verhindern, sondern um der Menschen – aller Menschen – und Gottes Schöpfung willen!

.....

- 1 imug Beratungsgesellschaft mbH, Ethisches Investment in Deutschland – eine empirische Marktanalyse, Hannover 2001.
- 2 Zentralkomitee der deutschen Katholiken (Hg.), Ethisches Investment. Handreichung für private und kirchliche Anleger, Bonn 2007, S. 4.



- 3 Eine ganz andere Position nimmt dagegen der Verfasser der Johannes-Offenbarung ein. Er sieht im römischen Staat eine widergöttliche Macht, die gerade durch ihr prosperierendes, aber auf der Ausbeutung großer Bevölkerungsschichten basierendes Wirtschaftssystem Christen zur „Hurerei“ und das heißt zum Götzendienst verführt (vgl. die Charakterisierung des römischen Weltreiches als „Hure Babylon“ in den Kapiteln 17 und 18).
- 4 Diesen Interpretationsansatz verdanke ich der leider unveröffentlichten Diplomarbeit von Volker Ising zum Thema „Gemeinde und Tempelinstitution – Stationen eines Konfliktes“ (Würzburg, Lehrstuhl Prof. Dr. Hans-Josef Klauck, 1990).
- 5 Ich bleibe bei dem inzwischen allgemein gebräuchlichen Begriff des „ethischen Investments“, auch wenn Geldanlagen an sich nicht „ethisch“ sein können und man demzufolge besser von „ethikbezogenem“ Investment sprechen sollte; vgl. dazu Wissenschaftliche Arbeitsgruppe für weltkirchliche Aufgaben der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), Mit Geldanlagen die Welt verändern? Eine Orientierungshilfe zum ethikbezogenen Investment. Eine Studie der Sachverständigengruppe „Weltwirtschaft und Sozialethik“, Bonn 2010, S. 10. Im Englischen begegnet einem der zutreffendere Begriff „Socially Responsible Investment“, aber auch von „Sustainable and Responsible Investment“ ist die Rede (beides wird mit SRI abgekürzt).
- 6 Ebd., S. 33.
- 7 Zu diesem Ergebnis kommt ein vom Generalvikar beim Forschungsinstitut für Philosophie Hannover in Auftrag gegebenes Gutachten; vgl. Eike Bohlken / Volker Drell / Mandy Dröscher / Thomas Hoffmann / Ansgar Holzknecht / Jürgen Manemann (Hg.): Kirche - ? Kernenergie -? Klimawandel. Eine Stellungnahme mit Dokumenten, Berlin 2010.
- 8 Ob dies grundsätzlich auch für die anderen Kirchen-Banken gilt, wäre im jeweiligen Einzelfall zu überprüfen
- 9 Diese wurde auf Initiative der Missionszentrale der Franziskaner gegründet (www.ordensbank.de). Einen ähnlichen Ansatz verfolgt die Steyler Bank (www.steylerbank.de).
- 10 Wer mehr lesen möchte, findet dazu bei Thomas Kohrs, Anselm Grün, Ethisch Geld anlegen, Münsterschwarzach 2008 weitere Informationen sowohl aus Sicht eines Ökonomen wie eines Theologen.
- 11 Vgl. www.cric-online.org.
- 12 Vgl. ZdK-Handreichung, a.a.O., S. 12.
- 13 Vgl. Süddeutsche Zeitung vom 24.06.2010.
- 14 In Ermangelung eines einheitlichen Begriffs im deutschen Sprachgebrauch wird diese Bezeichnung von Silke Riedel und Antje Schneeweiß in der Machbarkeitsstudie „Chancen und Entwicklungsmöglichkeiten für ein Aktives Aktionärs-tum in Deutschland“, hg. von imug Beratungsgesellschaft für sozial-ökologische Innovation mgH und SÜDWIND e.V. – Institut für Ökonomie und Ökumene, vorgeschlagen (vgl. S. 11). Im Englischen ist von Engagement oder Shareholder Activism die Rede, ohne dass allerdings hierbei deutlich würde, welches Ziel eigentlich mit dem angestrebten Aktivismus erreicht werden soll.

Johannes Bielefeld

Geboren 1952 in Mülheim a.d. Ruhr, trat Johannes Bielefeld nach einem Lehramtsstudium in Tübingen und einer Zusatzausbildung zum Wirtschaftsjournalisten zunächst in den Schuldienst des Bistums Rottenburg-Stuttgart ein. Seit 1987 leitet er die Hauptabteilung Weltkirche der süddeutschen Diözese.



Johannes Bielefeld

Sozial- und umweltverträgliches Wirtschaften Beispiele aus der Diözese Rottenburg-Stuttgart

Im Mai 2010 wurde auf Initiative des Deutschen Katholischen Missionsrates (DKMR) der „Aufruf für eine prophetische Kirche“ veröffentlicht. Mit den Inhalten und Forderungen des Aufrufs, zu dessen Erstunterzeichnern der Achte Diözesanrat der Diözese Rottenburg-Stuttgart gehört, beschäftigte sich auch die Mitgliederversammlung des DKMR vom 16. bis 18. Juni 2010 in Vallendar. Im Rahmen der Vorstellung von „Beispielen gelebter Hoffnung“ war es an der Diözese Rottenburg-Stuttgart, solche des sozial- und umweltverträglichen Handelns zu präsentieren. Dabei muss einschränkend vorausgeschickt werden, dass die Mitglieder der Hauptabteilung „Weltkirche“ und des Diözesanratausschusses „Eine Welt“ der Diözese Rottenburg-Stuttgart, die dem DKMR angehören, selber nicht unmittelbar in Prozesse und Entscheidungen in der Diözese eingebunden sind, die sich mit dem weiten Themenfeld glaub-

würdigen und nachhaltigen Wirtschaftens befassen. Gefragt sind hier von der fachlichen Zuständigkeit vor allem Generalvikariat und Zentrale Verwaltung (Beschaffungswesen), Bauwesen und Finanzverwaltung, der bei der Hauptabteilung „Kirche und Gesellschaft“ angesiedelte Fachbereich „Gerechtigkeit, Friede, Bewahrung der Schöpfung“ sowie der Ausschuss „Nachhaltige Entwicklung“ des Diözesanrats in der Diözese Rottenburg-Stuttgart.

Ohne Zweifel stellen die globalen Ausmaße des Klimawandels auch die Kirchen in Deutschland vor eine große Verantwortung und gewaltige Herausforderungen. Bei einer Veranstaltung zum Fairen Beschaffungswesen von Kirchen und Kommunen anlässlich der Messe „Fair Handeln 2009“ in Stuttgart wurde das Einkaufsvolumen der Kirchen in Deutschland von Experten auf jährlich 70 Milliarden Euro geschätzt. Andererseits werden sich nach Schät-

zungen des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung in den nächsten 50 Jahren die Folgekosten des Klimawandels allein in Baden-Württemberg auf 129 Milliarden summieren - vorausgesetzt, es geschieht jetzt nichts Entscheidendes beim Klimaschutz. Diese Zahlen machen deutlich, dass die Kirchen als einer der größten Nachfrager von Waren und Dienstleistungen nicht allein eine Vorbildfunktion und Vorreiterrolle haben, sondern auch erheblich Einfluss nehmen können und müssen auf den Strukturwandel, der

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

erforderlich ist, um Deutschland insgesamt dem Globalziel klimafreundlichen Handelns näher zu bringen. Dies betrifft insbesondere den Energiebereich, den Bausektor, das Beschaffungswesen und das Thema Mobilität. Darauf sollen im Folgenden ein paar Schlaglichter geworfen werden, die deutlich machen, dass die Diözese Rottenburg-Stuttgart auf einem guten Weg ist, durch übergreifende strategische Zielabsprachen und Planungen sozial- und umweltverträgliches Handeln von der rühmlichen Ausnahme zum Regelfall werden zu lassen.

Energiebereich

Bereits seit 1998 hatten Kirchengemeinden und soziale Einrichtungen in Baden-Württemberg die Möglichkeit,

ihren Energiebedarf über einen Einkaufspool zu decken. 2009 gingen die Kirchen in Baden-Württemberg einen Schritt weiter, gründeten die KSE, die eigenständige, konzernunabhängige "Gesellschaft zur Energieversorgung der kirchlichen und sozialen Einrichtungen mbH" (<http://www.kse-energie.de>) und nahmen so ihre Energieversorgung selber in die Hand. Als Energieversorger der vier großen Kirchen Baden-Württembergs beliefert die KSE seitdem ausschließlich kirchliche und soziale Einrichtungen, also auch die des Caritasverbands und des Diakonischen Werks, in der Erzdiözese Freiburg, der Diözese Rottenburg-Stuttgart, der Evangelischen Landeskirche in Württemberg und der Evangelischen Landeskirche in Baden mit Energie, zunächst nur mit Erdgas, ab 2011 jedoch auch mit Strom aus regenerativen Energiequellen.

Da die KSE nicht gewinnorientiert arbeitet, sind sämtliche Tarife Selbstkostenpreise, die vom Aufsichtsrat, der sich wiederum aus Vertretern der kirchlichen Gesellschafter zusammensetzt, überwacht werden. Damit sind nicht nur Transparenz und Überprüfbarkeit gewährleistet, sondern auch die Einhaltung von Wertvorstellungen und Leitlinien der Kirchen zum Thema Nachhaltigkeit. In diesem Zusammenhang ist daran zu erinnern, dass Erdgas unter allen fossilen Energieträgern der die Umwelt am meisten schonende ist. Aufgrund des im Vergleich zu Kohle und Mineralölprodukten höheren Wasserstoff- und geringeren Kohlenwasserstoffanteils entstehen bekanntlich beim Verbrennen deutlich weniger Kohlenstoffoxide. Wenn ab 2011 die Stromversorgung aufgenommen wird, steht aus Verantwortung gegenüber der Schöp-

fung die Klima-Neutralität von allem Anfang an im Vordergrund. Geliefert wird zunächst ausschließlich Strom aus Wasserkraft, und zwar vom österreichischen Donaukraftwerk Greifenstein, zertifiziert als „Ökostrom“ vom TÜV Süd. Später sollen weitere regenerative Energiequellen hinzukommen, wobei das „Freiburger Öko-Institut“ die KSE hierbei wissenschaftlich begleiten wird. Mit dem Instrument des „KlimaCents“ bietet die KSE zusätzlich die Möglichkeit eines freiwilligen, effizienten Umweltschutzes. Dabei wird pro verbrauchter Kilowattstunde treuhänderisch ein Aufschlag von 0,5 Cent an die jeweilige Landeskirche weitergegeben, um damit zusätzliche kirchliche Klimaschutzprojekte vor Ort zu initiieren und zu unterstützen.

Klima-Initiative

Mit diesem eigenständigen Konzept einer umweltverträglichen Energieversorgung liegt die KSE voll auf der Linie der im Juli 2007 gegründeten umfassenden Klima-Initiative der Diözese Rottenburg-Stuttgart (<http://www.drs.de/index.php?id=9032>). Dabei gilt der verstärkten Nutzung erneuerbarer Energiequellen, sozusagen einem ausgewogenen Mix aus Sonnen-, Wind- und Wasserkraft sowie der Energieerzeugung mit Biomasse, ein besonderes Augenmerk, integriert freilich in ein ganzheitliches und vernetztes Konzept unterschiedlicher Maßnahmenbereiche. Dazu gehören insbesondere ein Bauprogramm der Diözese, das der ökologischen Bestandsentwicklung ihrer knapp 5.000 Gebäude dient und das Projekt „Kirchliches Umweltmanagement“, wodurch schöpfungsgerechtes

Handeln langfristig auf eine tragfähige Grundlage gestellt werden soll. Die Diözese Rottenburg-Stuttgart will mit ihrem eigenen Verhalten Gemeinden zu verstärkter Nutzung von Sonnenenergie ermutigen, um auf den Weg der Energieautarkie zu gelangen. Das erste Solardach auf einem Gebäude der Diözese entstand 1999. Heute verwandeln Solaranlagen an 157 Standorten Sonnenlicht in Strom mit einem Jahresertrag von drei Millionen Kilowattstunden. Dadurch reduziert sich der Ausstoß klimaschädlichen Kohlendioxids um 2.000 Tonnen jährlich.

Bausektor

Die Diözese Rottenburg-Stuttgart lässt sich die Motivation zur Umsetzung der Klima-Initiative einiges kosten. Ein „Solarfonds“ in Höhe von zehn Millionen Euro wurde für zinsvergünstigte Darlehen aufgelegt. Mit einem „Nachhaltigkeitsfonds“ in Höhe von 12,4 Millionen Euro werden klimaschonende Investitionen in Kirchengemeinden und kirchlichen Einrichtungen sowie in Gebäuden der Diözese gefördert. Als Ansporn für umweltgerechtes Handeln hat Bischof Gebhard Fürst den „Franziskuspreis“ ausgelobt, einen Nachhaltigkeitspreis für besonders beispielhafte Initiativen. Für diesen Preis hat die baden-württembergische Umweltministerin Tanja Gönner die Schirmherrschaft übernommen. Er ist mit 10.000 Euro dotiert und wird alle zwei Jahre verliehen.

Neben der verstärkten Nutzung von Solartechnik ist die zweite Säule der Klima-Initiative die so genannte ökologische Bestandsentwicklung im Gebäudebestand der Diözese. Die rund 5.000



Immobilien werden systematisch erfasst und mit einem Gebäudepass ausgestattet. Im Zeitraum von 2007 bis 2012 wird durch eine vollständige Analyse von Nutzungsbedarf, Gebäudequalität, Energieverbrauch und Energiebedarf die Grundlage für die weiteren Investitionen und Nutzungskonzepte erarbeitet und in einem Standortentwicklungssystem dokumentiert. Dazu gehört auch die umfassende Prüfung von Haus- und Kirchendächern auf ihre Eignung für Photovoltaik-Technik.

Kirchliches Umweltmanagement

Ein drittes wesentliches Moment ist die Verhaltensmotivation der Mitarbeitenden sowie ein „Nachhaltigkeitsmanagement“ mit abschließender Zertifizierung in Kirchen und kirchlichen Einrichtungen. Dazu werden Multiplikatoren geschult, die ihr Wissen weitergeben. Sie werden eigens zu so genannten kirchlichen Umwelt-Auditoren ausgebildet. Begleitet werden all diese Initiativen vom Fachbereich Gerechtigkeit, Frieden, Bewahrung der Schöpfung (s. o.). Das Projekt „Kirchliches Umweltmanagement“ begann in der Diözese Rottenburg 2001 mit der Teilnahme des Jugend- und Bildungshauses St. Norbert in Rot an der Rot am bundesweiten ökumenischen „Pilotprojekt Kirchliches Umweltmanagement“. Im Haus St. Norbert wurde das Umweltmanagement nach EMAS bestätigt. Kirchliche Tagungshäuser, andere kirchliche Häuser und Kirchengemeinden folgten dem Beispiel. Ehrenamtliche Multiplikatoren unterstützen den Prozess in den Gemeinden. „Kirchliches Umweltmanagement“ ist ein langfristiger, verbindlicher

und auf Partizipation angelegter Prozess zur Verbesserung des Umweltschutzes in kirchlichen Einrichtungen oder Kirchengemeinden. Zu den Voraussetzungen für das EMAS-Siegel gehören der effiziente Umgang mit Energie ebenso wie die Müllentsorgung, die Schonung knapper werdender Rohstoffe wie Wasser und Papier und die ökologisch und wirtschaftlich nachhaltige Beschaffung von Handelsgütern, die für den Betrieb der Häuser benötigt werden.

Zum effizienten Umgang mit Energie gehört auch die „Aktion Sparflamme“ in der Diözese Rottenburg-Stuttgart, bei der systematisch kirchliche Räume auf Energieverschwendung untersucht werden sollen. Ziel des Projekts ist es, in den Kirchengemeinden schrittweise 5 bis 10 Prozent an Energie einzusparen. Sogenannte Energiebeauftragte machen eine Bestandsaufnahme des Energieverbrauchs in kirchlichen Räumen.

Dabei geht es zunächst um einfache Möglichkeiten zum Einsparen bei Wärme, Strom und Wasser. Kostspielige bauliche Maßnahmen sollen zurückgestellt werden; die Sensibilisierung der Nutzer kirchlicher Gebäude und der Gebäudeverantwortlichen steht im Vordergrund. Im zweiten Schritt folgen aufwändigere Maßnahmen: die Optimierung der Heizungssteuerung, verbesserte Heizungsventile, abschaltbare Steckdosen zur Vermeidung von Stand-by-Verlusten, der Einsatz energiesparender Elektrogeräte und vieles andere mehr. Der dritte Schritt ist die monatliche Erfassung der Verbrauchsdaten durch die Energiebeauftragten. So können Schwachstellen und auftretende Defekte erkannt und beseitigt werden.

„Zukunft einkaufen – glaubwürdig wirtschaften in Kirchen“

Wie alle großen Kirchen in Deutschland will auch die Diözese Rottenburg-Stuttgart ihr Einkaufsverhalten noch stärker an Umweltschutz, fairem Handel und sozialen Standards orientieren. Sie hat daher von März 2008 bis Dezember 2009 an dem bundesweiten Projekt „Zukunft einkaufen – glaubwürdig wirtschaften in Kirchen“ als Testeinrichtung teilgenommen und bereits Schritte zur Umsetzung von mehr „ökofairer Beschaffung“ in die Praxis umgesetzt. Dazu gehören vor allem gemeinsame Ausschreibungen mit Kommunen und Landratsämtern in der Region, gemeinsame Produktkataloge und der Austausch über das Thema nachhaltige Beschaffung mit diözesanen Einrichtungen, Kommunen und Landratsämtern.

Bei der zentralen Beschaffung durch die Zentrale Verwaltung als Dienstleister für die Diözesankurie bzw. die Diözese geht es um eine Balance zwischen vielen durchaus miteinander konkurrierenden Kriterien. Die dynamische Entwicklung von Märkten und Technik, interne Kundenzufriedenheit und Kostenminimierung heißt es ebenso zu berücksichtigen wie Nachhaltigkeit und soziale Standards. Dies kann dazu führen, dass auch Produkte mit höheren Preisen als wirtschaftlich anzusehen sind. Unverzichtbar ist z. B. bei der Auswahl der Lieferanten, dass die Unternehmen den notwendigen Nachweis ihrer umweltspezifischen Eignung nach EMAS oder anderen Umweltmanagementsystemen geführt haben. Ebenso muss in besonderen Vertragsbedingun-

gen der Nachweis erbracht werden, dass die Produkte nicht durch ausbeuterische Kinderarbeit gefertigt wurden. Die Einhaltung vielfältiger Umweltauflagen wird beispielsweise von Lieferanten von allen möglichen Papiererzeugnissen verlangt. Um den sozialen, ökonomischen und ökologischen Anforderungen in Zukunft noch gerechter zu werden, beteiligt sich die Diözese Rottenburg-Stuttgart auch an dem Projekt der Deutschen Bundesstiftung Umwelt „Kirchen und kirchliche Einrichtungen als Promotoren nachhaltiger Beschaffung und zukunftsfähigen Konsums“. Dabei sind folgende Ziele vorgegeben:

- Essenzielle Beiträge zur Verbesserung der kirchlichen Beschaffung unter Nachhaltigkeitskriterien – konkrete Beiträge zur Umweltentlastung.
- Gesteigerte Nachfrage nach nachhaltigen/ökofairen Produkten soll den Markt beeinflussen/verändern.
- Glaubwürdiges Handeln und eine ansprechende Öffentlichkeitsarbeit machen Kirchengemeinden und kirchliche Einrichtungen zu Vorbildern für den privaten Konsum und die öffentliche Beschaffung.

Mobilität

Der Verkehr ist für etwas mehr als 20 % des CO₂-Ausstoßes in Deutschland verantwortlich, mit steigender Tendenz. Im Fuhrpark der Diözesankurie wurden daher die Dienstfahrzeuge soweit wie möglich reduziert. Mehr kostengünstige Internetangebote der Bahn könnten freilich ein umweltfreundliches Umdenken fördern. Der Fuhrpark bedarf einer ständigen Marktbeobachtung im Hinblick auf umweltfreundliche Technolo-



gien (Brennstoffzellenantrieb, Erdgas-, Flüssiggas- oder Stromantrieb), die sich allerdings bislang im harten Alltag im Vergleich zur Reichweite konventioneller Fahrzeuge nicht bewähren konnten. Zielvorgaben der Klima-Initiative der Diözese Rottenburg-Stuttgart sind eine kritische Überprüfung des Verkehrs- und Mobilitätsverhaltens und aktive Lobbyarbeit zur Verbesserung der Infrastruktur für den öffentlichen Verkehr. Bei kurzen Distanzen sollten

nach Möglichkeit private PKWs stehen bleiben und öffentliche Verkehrsmittel stärker genutzt werden. Bei Veranstaltungen sollte der Veranstalter den Veranstaltungsort und die Veranstaltungszeiten mit dem Fahrplan des ÖPNV abstimmen. Flugreisen sollten nur dann unternommen werden, wenn es keine Alternative gibt, und nach Möglichkeit sollte eine CO₂-Kompensation geleistet werden.

»Die Kirchen müssen
Einfluss nehmen auf den
Strukturwandel, der erforderlich ist,
um Deutschland dem Globalziel
klimafreundlichen Handelns
näher zu bringen.«

Johannes Bielefeld

Jörg Alt SJ

P. Dr. Jörg Alt SJ, Jahrgang 1961, trat mit 20 Jahren dem Jesuitenorden bei. Nach dem Studium in München und London wurde der gebürtige Saarbrückener 2003 im Fachbereich Soziologie an der HU Berlin promoviert. Seit 1986 war er in verschiedenen Funktionen in der Migrantenbetreuung tätig. Zurzeit ist er Hochschulseelsorger in Nürnberg und in der Jesuitenmission Leiter des Projekts „Steuer gegen Armut“.



Jörg Alt SJ

Woher Geld zur Armutsbekämpfung nehmen? Fragen Sie uns!

Zur Kampagne „Steuer gegen Armut“

Kirchliches Engagement in der Politik

„Ja, aber Herr Pater, ist Armut nicht aus Ihrer Sicht etwas Gutes? Dann sind die Menschen nicht durch Materielles abgelenkt, konzentrieren sich aufs Existenzielle und suchen Gott!“ So fragte mich ein Journalist einer sehr großen deutschen Tageszeitung kürzlich in einem Interview. Ich bin ja nicht oft sprachlos, aber da war's der Fall. Wer so fragt, weiß weder, wie Hunger sich anfühlt, noch wie es in einem Slum stinkt. Armut ist nichts Schönes. Es ist nichts, was man auf diese Weise spiritualisieren sollte. Es ist etwas, das bekämpft werden muss, auch und gerade im Hinblick auf all jene, die sich dieses Schicksal nicht ausgesucht, nicht freiwillig gewählt haben und die in der Regel nicht die Mittel haben, an ihrer

Situation aus eigener Kraft etwas zu ändern. Und hier haben Christen, die Kirchen und die Orden eine besondere Verantwortung.

Meine persönlichen Vorbilder im Engagement für eine gerechtere Weltfinanzordnung und mehr Geld für die Armen sind zunächst die Propheten, aktuell etwa Amos, dessen Anklage gegen Getreidehändler („Sogar den Abfall des Getreides machen wir zu Geld!“, Amos 8,6b) eins zu eins auf die heutige Spekulation mit Agrarrohstoffen (=Lebensmittel!) übertragen werden kann. Aber auch Jesus war nicht zimperlich, wenn er die Unvereinbarkeit der zwei Herren, Mammon und Gott, in den Raum stellte und die Geldwechsler aus dem Tempel jagte. Sicherlich gibt es auch gute Gründe, die man für die Existenz von Hedge-Fonds oder Derivaten anführen kann. Aber zunehmend hat sich im

weltweiten Finanzgefüge eine Eigendynamik entwickelt, und viel von dem, was uns heute Kopfschmerzen bereitet, hat mit den ursprünglichen Zwecken nichts mehr zu tun. Entsprechend ist es Zeit, Partei zu ergreifen für all jene, deren Leben und Lebensqualität dadurch bedroht wird.

Von daher freut es mich, einen Aufruf wie „Leben in Fülle für alle“ zu lesen, der in diesem Themenheft der Ordenskorrespondenz im Mittelpunkt steht. Ich wurde gebeten, ausgehend von diesem Aufruf etwas zum Engagement für eine gerechtere Finanzordnung und mehr Geld für Armutsbekämpfung zu sagen, was ich gerne tue. Bevor ich aber beginne, ein wichtiger Hinweis: Da es sich

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

ausdrücklich nicht um einen wissenschaftlichen Artikel handelt, enthalten diese Darlegungen weder Belege noch Referenzen oder Fußnoten. Wer sich also für derart ‚abgesicherte‘ Informationen interessiert, sei auf die Unterlagen verwiesen, die auf der Kampagnenwebsite www.steuer-gegen-armut.org eingestellt sind.

Was führte zur Kampagne „Steuer gegen Armut“?

Diese Kampagne hat bei mir gleich zwei „Sitze im Leben“: Zunächst arbeite ich für die Jesuitenmission, die ‚Entwick-

lungshilfeorganisation‘ der deutschen Jesuitenprovinz, und bin in dieser Rolle mit der Situation armer Länder befasst. Aber auch persönlich habe ich erfahren, was Spekulation anrichten kann: Als ich als Jugendpfarrer in Punta Gorda (Belize) 2008 das jährliche Jugendtreffen ausrichten wollte, gab es plötzlich kein Essen mehr zu kaufen, und das, was erhältlich war, war unbezahlbar. Trotz guter Ernten! Erst später erfuhr ich, dass die weltweite Spekulation mit Lebensmitteln, die andernorts zu Hungeraufständen geführt hat, Ursache dieser künstlichen Knappheit war. Das machte mich zornig.

Und noch mehr ärgerte ich mich, als ich im Frühjahr 2009 merkte, dass in all den politischen Überlegungen zu einer Re-Regulierung des globalen Finanzsektors nach dem Zusammenbruch von Lehman Brothers nirgendwo von einer Steuer auf Spekulationen die Rede war. Ich bin kein Finanzfachmann, erinnerte mich aber, dass die gute alte „Tobin Tax“ einst entwickelt wurde, um im globalen Kasino „Sand in das Getriebe“ überhöhter Spekulation mit Devisen zu streuen. Also initiierte die Jesuitenmission die Kampagne „Steuer gegen Armut“, die zwei Ziele verfolgt:

1. Die Einführung einer Steuer in Höhe von 0,05 % auf *alle* spekulationsrelevante Finanztransaktionen (also nicht nur auf Spekulation mit Devisen, sondern auch mit Derivaten, Aktien, Rohstoffen, Lebensmitteln...)
2. Die so eingenommenen Gelder sollen zur Bekämpfung von Armut und Klimawandel-Folgeschäden verwendet werden. Auch und gerade für die Millennium-Entwicklungsziele, auch und gerade, weil hier aufgrund der Weltwirtschaftskrise Rückschritte beim

bereits Erreichten zu verzeichnen sind: So überstieg beispielsweise 2009 die Zahl der hungernden Menschen, die eigentlich bis 2015 halbiert werden soll, die Milliardengrenze, bevor sie 2010 aufgrund einiger guter Ernten auf ‚nur‘ 925 Millionen sank.

Wieso aber soll das Geld den armen Ländern zu Gute kommen, wo doch deren Bankensystem gar nicht in das Weltfinanzsystem integriert war und deren Lage mit der Weltfinanzkrise direkt doch gar nichts zu tun hat? Das stimmt zwar in weiten Teilen, die indirekten Folgen der Weltfinanzkrise hat die Ärmsten der Armen aber dennoch hart getroffen, etwa durch:

- sinkende Möglichkeiten, sich z.B. über Bonds am internationalen Kapitalmarkt Geld zu besorgen
- sinkende ausländische Direktinvestitionen
- sinkende Einnahmen aus dem Export und Tourismus
- steigende Arbeitslosigkeit ohne soziales Netz (besonders hart, wenn Leute vom Land in die Stadt gezogen sind und kein verwandtschaftlich-landwirtschaftliches Netz mehr im Hintergrund haben)
- weniger Einnahmen für den Staat durch sinkende Steuereinnahmen und weniger Einnahmen für Familien durch sinkende Geldrücküberweisungen von im Ausland lebenden Angehörigen
- Probleme durch sinkende Zuflüsse von außen, etwa aus der Entwicklungshilfe oder an Spenden aus reichen Ländern
- steigende Ausgaben für Lebensmittelzukauf oder Subventionierung von Lebensmittelpreisen sowie den Schuldendienst.

Und zum Ausgleich all dieser Entwicklungen standen den armen Ländern keine Milliarden zur Verfügung. Sie müssen eine Gegenfinanzierung durch Einsparungen versuchen, etwa bei den Ausgaben im öffentlichen Sektor, beim Ausbau der Infrastruktur, im Bildungs- und Gesundheitsbereich. Dabei ist den Kampagnenträgern natürlich bewusst, dass die Finanztransaktionssteuer allein weder die vergangene Finanzkrise verhindert hätte noch die nächste Finanzkrise verhindern kann. Es muss natürlich noch viel mehr geschehen: Etwa müssten Leerverkäufe oder Spekulation mit Lebensmitteln komplett und wirksam verboten werden, der Handel mit allen Derivaten müsste transparent gemacht und wirksam reguliert werden, die Banken brauchen höhere Eigenkapitalrücklagen, es braucht ein Insolvenzrecht für unprofitable Banken usw.

Rechtfertigung bzw. Wirkung einer „Steuer gegen Armut“

Aber: Die Finanztransaktionssteuer hat einen hohen Symbolwert aus drei Gerechtigkeitsgründen:

1. Eine Finanztransaktionssteuer ist zunächst eine Forderung des Gleichbehandlungsgrundsatzes: Jeder zahlt Mehrwert-/Umsatzsteuer für den Erwerb von Gummibärchen, T-Shirts oder Autos, nur der Finanzsektor ist hier beim Handel mit seinen Produkten weitestgehend ausgenommen.
2. Sodann ist sie eine Forderung der Verantwortungsgerechtigkeit: Die Weltfinanzkrise wurde durch unverantwortliches und sozialschädliches Verhalten im Finanzsektor verursacht, also muss dort auch ein angemessener Anteil an den Krisenfolgekosten übernommen



werden. Es wird höchste Zeit, dass die Maxime „Gewinne werden privatisiert, Verluste sozialisiert“ beendet wird.

3. Darüber hinaus muss endlich die Maxime umgesetzt werden: „Starke Schultern müssen mehr zu den Gemeinschaftsaufgaben beitragen als schwache“. Weltfinanzkrise, Folgen des Klimawandels, illegale Migration, Auswirkungen atomarer Vorfälle, die globale Verbreitung von Krankheiten und Terror sind Ebenen, die klar zeigen, dass wir zunehmend zu einer globalen Schicksalsgemeinschaft angesichts von Phänomenen werden, die vor nationalen Grenzen nicht mehr Halt machen und nicht mehr aufgehalten werden können. Und hier ist die Tatsache nicht zu leugnen, dass niemand so sehr von der neoliberalen Globalisierung profitierte wie der Finanzsektor, und dass es entsprechend recht und billig ist, von ihm einen berechenbaren, langfristigen und fairen Anteil zur Bewältigung der globalen Gemeinschaftsaufgaben zu verlangen. Während Gerechtigkeitsgründe eins und zwei eher appellativ-ethischen Charakter haben, ist Punkt drei ein Argument, das empirisch unterlegt und belegt werden kann, an individuelles und nationales Eigeninteresse appelliert und entsprechend einen deutlich stärkeren, ‚weltanschauungsübergreifend motivierenden‘ Charakter haben sollte.

Eine „Steuer gegen Armut“ schlägt all diese Fliegen mit einer Klappe: Sie nimmt denen, die bereits jetzt mehr als genug haben, und verwendet es zur Unterstützung derer, die bislang unter dem Gang der neoliberalen Globalisierung eher auf der Verliererseite stehen. Dabei ist die Steuer so angelegt, dass sie sinnvolle und nötige Investitionen in die

Realwirtschaft ebenso wenig belastet wie die Anlagen und Transaktionen des „Kleinen Sparers“: Die Steuer in Höhe von 0,05% muss ja nur einmal bei Kauf und Verkauf gezahlt werden. Wenn es sich also bei der Transaktion um eine mittel- oder langfristige Investition handelt, fällt sie überhaupt nicht ins Gewicht angesichts der Kosten, die ohnehin schon von den Banken in solchen Fällen in Rechnung gestellt werden. Lediglich jene, die in Bruchteilen von Sekunden Millionen und Milliarden weltweit kaufen und verkaufen und dabei zunehmend von computergestützten Programmen abhängig sind, um minimale Vor- und Nachteile profitabel ausnützen zu können: Die wird es hart treffen. Durch Geschwindigkeit und Anzahl dieser hochspekulativen Wetten würden, trotz des lächerlich niedrigen Steuersatzes, viele Milliarden US\$ eingenommen werden – Schätzungen reichen von über 15 Milliarden Euro deutschlandweit über 90 Milliarden Euro EU-weit bis mehrere hundert Milliarden US\$ weltweit. Freilich: Geschwindigkeit und Anzahl dieser Transaktionen würde bei Einführung dieser Steuer abnehmen, da gewisse Handelsbewegungen nicht mehr lukrativ wären. Aber auch das ist angezielt: Die Märkte wären weniger volatil, sie würden stabiler und ein kleines Bausteinchen hin zu einer krisenresistenteren Finanzordnung wäre gelegt. Auch dies ein Vorteil, von dem alle profitieren werden.

Verlauf der Kampagne „Steuer gegen Armut“

Am 17.10.2009 begann die Kampagne mit einem Offenen Brief an die Bundesregierung, damals unterzeichnet von

32 Organisationen und acht Personen, heute sind es 64 Organisationen und 13 Personen. Eine Petition zu den Kampagnenforderungen wurde innerhalb kürzester Zeit von 66 000 Bürgerinnen und Bürgern mitgetragen, was zeigt, dass die Forderungen trotz der Komplexität der Materie auch dem ‚einfachen Bürger‘ eingängig und nachvollziehbar sind. Am 21.5.2010 erzielten wir den ersten Durchbruch: Die Bundesregierung machte sich die erste Kampagnenforderung, nämlich für die Einführung einer Finanztransaktionssteuer einzutreten, zu eigen. International ist mit einer solchen Steuer vorerst eher nicht zu rechnen, aber EU-weit oder innerhalb der Eurozone stehen die Chancen gar nicht schlecht. Sicher ist aber noch nichts, solange die Steuer nicht auch wirklich Gesetz ist.

Hinzu kommt, dass Minister Schäuble die Einnahmen aus dieser Steuer für seinen Bundeshaushalt verwenden will, während die Kampagne „Steuer gegen Armut“ die Verwendung der eingenommenen Mittel für die Armutsbekämpfung und Entwicklungszusammenarbeit fordert. Hier wird also noch besonders viel Arbeit geleistet werden müssen.

Chancen der Kirchen

Globalisierung ist ein nicht mehr aufzuhaltender und auch nicht umzukehrender Prozess. Aber solange es keine im Weltmaßstab bessere und funktionierende Alternativen gibt, ist eine Diskussion hier auch müßig. Mit Sicherheit braucht es aber eine andere Globalisierung als bisher. Wohin eine ungezügelte neoliberale, marktgläubige Globalisierung führen kann, hat die Weltfinanzkrise gezeigt. Es braucht also

(wieder!) transparente, durchsetzbare Regeln, um die Marktmechanismen gestalten und kontrollieren zu können, etwas, das die Katholische Soziallehre seit ihren Anfängen fordert. Da gerade die katholische Kirche einer der ältesten, erfahrensten und weltweit mitgliederstärksten Global Player ist, muss sie sich für eine andere, gerechtere Globalisierung engagieren. Denn wer in der heutigen Zeit nichts tut, macht sich mitverantwortlich und – früher oder später – mitschuldig.

Ich möchte an dieser Stelle ausdrücklich auf den Impulsvortrag „Weltweite Solidarität – Modewort oder Wirklichkeit?“ verweisen, den ich zum 60. Geburtstag von Erzbischof Prof. Schick am 9.10.2009 gehalten habe und der auf meiner persönlichen Website www.joergalt.de eingestellt ist. Dort arbeite ich für die „kirchliche Kernkompetenz“ vier Handlungsebenen heraus, die für die kirchliche Glaubwürdigkeit alle gleich wichtig und möglich sind und dabei nicht gegeneinander ausgespielt werden dürfen. Es handelt sich um die Ebenen

- der caritativen direkten Hilfe für die Armen (1),
- der Reform, Diplomatie und „Anwaltschaft“ (2),
- des prophetisch-utopisch-spirituellen (3) und
- des ‚alternativ-subsidiär-subversiven‘ Engagements (4).

Ebenen eins und zwei versuchen, hier und da innerhalb der bestehenden Weltordnung und ihrer Institutionen durch Reformen „das System“ gerechter auszugestalten. Handlungsebenen drei und vier hingegen versuchen, Alternativen zur bestehenden Ordnung in kleinen, überschaubaren Räumen zu



entwickeln und auszuprobieren. Das Engagement für eine „Steuer gegen Armut“ ist ein Beispiel für Engagement auf der zweiten Ebene, der von Reform und Anwaltschaft. Die Kirchen und ihre Teilorganisationen sind für diese Aufgabe der Anwaltschaft aus drei Gründen besonders gut aufgestellt:

- Da eine solche Steuer mindestens in der Eurozone eingeführt werden muss, um ihre Wirkung bestmöglich zu entfalten, muss auch in anderen Ländern für diese Steuer bei den Regierungen eingetreten werden. Nicht überall gibt es eine effiziente zivilgesellschaftliche Kampagne wie in Deutschland!
- Die Kirchen haben vielfältige Verbindungen zu den armen Ländern und können über ihre Hilfswerke und direkte Kontakte zu den Ortskirchen deshalb in der Öffentlichkeit anschaulich dafür werben, warum wir die Gelder zur Unterstützung der Ärmsten verwenden wollen.
- Auch in Deutschland wächst der Widerstand der Finanzindustrie gegen die Steuer in dem Maße, als realisiert wird, dass die Politik die Forderung aus der Gesellschaft aufgreift und zunehmend entschlossen ist, sie einzuführen. Entsprechend können durchaus wieder Aktionen nötig werden, die Politik etwa per Mailaktionen oder Demonstrationen an ihre Verantwortung zu erinnern, für alle Menschen zu sorgen und nicht nur für bestimmte Interessengruppen. Auch hier haben die Kirchen ein immer noch beachtliches Mobilisierungspotenzial.

Beinahe überflüssig zu sagen, aber dennoch: All das bedeutet, z.B., dass die Orden der Kampagne „Steuer gegen

Armut“ immer noch gerne beitreten, bei ihr mitmachen und sie über ihre Verteiler bekanntmachen können. Herzliche Einladung!

Chancen der Orden

Abschließend aber noch einige Worte zum speziellen Engagement der Orden in den Bereichen, die die Erklärung „Leben in Fülle für alle“ darlegt.

Große Institutionen, und die Kirchen gehören dazu, sind immer tendenziell träge, neue Initiativen, Perspektivwechsel umzusetzen; und die Revision von Positionen und traditionellen Bündnispartnern nimmt stets viel Zeit in Anspruch. Orden sind aus vielen Gründen flexibler und können auf die Zeichen der Zeit schneller reagieren. Insofern sollten/müssten Orden auch durch Bekenntnis und Tat vorweg gehen, wo die Großinstitution Kirche noch zögert oder abwartet.

Was auch im Zeitalter des Pluralismus und Säkularismus am besten überzeugt und anspricht, ist das glaubwürdige Beispiel gelebter Werte. Und in allen Fragen, die mit einer anderen Globalisierung zusammenhängen, geht es massiv um die Hinterfragung überkommener Werte und Gewohnheiten. Ich sagte oben, dass Armut nichts Schönes ist und nicht spiritualisiert werden darf. Dazu stehe ich. Armut kann aber, wenn sie freiwillig gewählt und dabei sichtbar, glaubwürdig und nachvollziehbar gelebt wird, eine heilsame Herausforderung für all jene sein, die mit Ordensleuten in Kontakt kommen, denn: Gelebte Armut stellt, von Ernährungsgewohnheiten angefangen, über die Einteilung persönlicher Zeit, den Gebrauch von Verkehrsmitteln, den

Verbrauch von Konsumgütern und bis hin zur Investition von Geldanlagen vieles von dem in Frage, was in der heutigen Zeit „mainstream“ ist. Wenn es also Orden gelingt, ihren Zeitgenossen vorzuleben, dass „ein anderes Leben“ nicht nur möglich, sondern sogar attraktiv und schön ist, tut man mehr für die „Umkehr“ seiner Mitmenschen als durch feurige Predigten und geschliffene Vorträge. Aber, wie wir alle wissen: An Deklarationen, Beschlüssen und Appellen mangelt es uns hier nicht, wohl aber genau an der praktischen Implementierung der sichtbaren, nachvollziehbar gelebten Alternative.

Last but not least ein Wort zur spirituell-mystischen Dimension von gesellschaftspolitischem Engagement, denn, wie Johann Baptist Metz in seinem Büchlein „Zeit der Orden? Zur Mystik und Politik der Nachfolge“ sagt: „Nachfolge ist ohne Parusiegedanken, ohne Naherwartung nicht zu leben.“ (S. 79) Dabei gehe ich persönlich weniger von der Hoffnung aus, dass Jesus selbst schon in der nächsten Viertelstunde kommen kann und „alles wieder richten wird“, sondern vielmehr von einer unsichtbaren, wenngleich realen Nähe Gottes, die im praktischen Bemühen um eine gerechte Welt hier und heute erfahrbar ist. Anders gesagt: Wenn Paulus recht hat und die Entwicklung der Welt tatsächlich dahin geht, dass Gott „über alles und in allem“ herrschen wird (1 Kor. 15,28), dann arbeitet er unserem Bemühen überall dort entgegen, wo wir versuchen, uns mit seinem Willen zu verbinden. Das erfordert aber ein gutes Gebetsleben, denn dann kann auch hier gelten, „an ihren Früchten werdet ihr sie erkennen“ (Mt. 7,16). Natürlich beten auch viele Laien sehr

viel und versuchen, ihren Beruf, ihren Alltag vor Gott zu reflektieren, von ihm her Inspiration und Kraft zu erhalten. Aber erneut geht es um das sichtbare Beispiel derer, wo diese Punkte „Programm“ sind: Die Orden sind besonders gefordert, weil bei ihnen spätestens seit Benedikt die Verbindung von Arbeit und Gebet zum Profil und zur Identität gehören. Und auch hier gilt: Man kann die Maxime „Gott suchen und finden in allen Dingen“ (Ignatius v. Loyola) nur dann glaubwürdig predigen, wenn man selbst die Erfahrung gemacht hat, dass Gottes Geist nicht nur in unserem Leben, sondern auch im frustrierenden Hickhack der uns umgebenden Welt in all ihrer Komplexität tätig ist und unserem Bemühen Brücken bauen kann. Angesichts der Übermacht von Problemen und Herausforderungen kann man realistischerweise nur aus einer guten und funktionierenden Gottesbeziehung heraus die Zuversicht schöpfen, dass jegliches Engagement, auch ein gesellschaftspolitisches, sich lohnt. Auch dieses Zeichen schulden wir unseren Mitmenschen, umso mehr, da heutzutage Überforderung, Burnout und Depressionen weithin zunehmen.



José Cristo Rey Garcia Paredes CMF

Prof. P. Dr. José Cristo Rey Garcia Paredes CMF, Jahrgang 1944, ist Claretiner. Der gebürtige Andalusier studierte Philosophie und Theologie in Segovia, München und Rom. Nach Lehraufenthalt in Madrid und Curitiba (Brasilien) unterrichtet er heute Ordens- und Sakramentstheologie in Manila, Madrid und Salamanca.



José Cristo Rey García Paredes CMF

Die Hoffnung als unsere Sendung im europäischen Kontext (Fortsetzung)

Teil II: Spiritualität: Apokalyptik als Seele der Sendung

Der große Beitrag des Christentums für die Menschheit war und ist die Weitergabe des Evangeliums der Hoffnung. Unser Glaube an den Gott der Geschichte verwandelt sich in Hoffnung: „Der Glaube, den ich am meisten liebe, ist die Hoffnung“ (Charles Péguy). Wo es scheinbar keinen Grund zur Hoffnung gibt, sondern eher nur zur Verzweiflung, wo alles hoffnungslos scheint und es nur darum zu gehen scheint, die Zeit ablaufen zu lassen, dort leuchtet die christliche Hoffnung.

Die Hoffnung der Christen

Christliche Hoffnung und das Verständnis der Geschichte

Die große evangelische Theologe Jürgen Moltmann nahm die Herausforderung

Im Heft 2/2010 hat die Ordenskorrespondenz den ersten Teil des Vortrags von P. García Paredes CMF veröffentlicht. Die Teile II und III schließen sich auf den folgenden Seiten an. Der Autor präsentierte seinen großen Entwurf einer Hoffnungsbotschaft für Europa im Rahmen der Vollversammlung der europäischen Ordensobernkongressen (UCESM), die im Februar 2010 in Tschenstochau (Polen) stattfand. Die Übersetzung aus dem Spanischen besorgte P. Peter Knauer SJ.

an, welche Ernst Blochs Werk „Prinzip Hoffnung“ stellte, und schrieb sein großartiges Werk „Theologie der Hoffnung“²³. Er geht aus von der Metabewegung des „kreativen“ und „dialogischen“ Protests und der Gegenwehr, welche die

Samen des neuen Jerusalems in dieser Welt entdecken, auf den Dialog Wert legen, auf die Begegnung, die Macht der Liebe und Wahrheit. Sie verstehen Spiritualität als Begegnung, die heilt und befähigt. Sie verbinden sich mit der Bewegung der Völker dem Reich Gottes entgegen. Es wäre dies eine Bewegung, die der vierten Phase der Erweiterung des Bewusstseins entspricht.

Was einige Gruppen so tun, müsste die ganze Kirche lebendig machen. Sie ist und muss die große, apokalyptische messianische Bewegung in der Geschichte sein. Eine Kirche ohne messianische und apokalyptische Kraft ist nicht die Kirche Jesu Christi. Die Wiedererlangung der apokalyptischen Spiritualität erweist sich als notwendig, um die Sendung der Hoffnung zu erfüllen, die uns heute in Europa zukommt. Das Ordensleben des frühen einundzwanzigsten Jahrhunderts sollte eine „lectio divina“ des ganzen Buchs der Offenbarung sein, und zwar in der Gemeinschaft und nicht nur individuell. Es sollte interpretiert und kontextualisiert werden, um die Gründe für die Hoffnung in dieser Zeit zu entdecken. Ich würde auch sagen, dass, wenn das apokalyptische Feuer im Herzen des Ordenslebens aufginge, dieses

- einen Platz in der „Sendung des Geistes“ erlangt,
- sich von der Kreativität in der Liebe leiten lassen wird,
- sich weltweit in neuen Grenzen wiederfinden wird,
- in der Lage sein wird, die „engelgleiche“ Vorgehensweise zu finden, die die großen Boten Gottes auszeichnet, die beauftragt sind, die Geschichte an ihren Ort als Heilsgeschichte und nicht als teuflische Geschichte zu bringen,

- Zeuge der wirklichen Hoffnung sein wird und Zeugnis geben wird „ohne Angst vor dem Tod“.

So ist apokalyptische Spiritualität in dieser Zeit die Seele der Sendung.

Die Hoffnung der Ordensleute: wie man sie erlernen kann

Ich würde sagen, dass das Gelübde, das wir zu Beginn dieses Jahrhunderts am meisten brauchen, das der Hoffnung ist. Dies bedeutet nicht, dass man zur klassischen Trias der Gelübde ein weiteres hinzufügen müsste, wohl aber, dass wir die drei Gelübde zu Ausdrucksweisen der Hoffnung machen müssen. „Perfecta Spes“ könnte das Motto eines Dokuments des Ordenslebens für das neue Jahrhundert sein. Die Hoffnung ist die zentrale Tugend für alle, die in der neuen Welt des Reiches Gottes leben wollen. Diese Hoffnung ist verwurzelt im Vertrauen auf alle Möglichkeiten, die das Leben unter der Obhut und der Vorsehung unseres Gottes bietet. Hoffnung ist das Vertrauen auf die Möglichkeit, dass alles zum Guten verändert werden kann. Während des Zweiten Vatikanischen Konzils wurde Kardinal Suenens von einem Journalisten befragt: „Welches ist nach Ihrer Auffassung das größte Hindernis für die Evangelisation, mit dem die Kirche heute rechnen muss?“ Er antwortete: „Der Mangel an Glauben unter den Christen an das, was sie durch Gottes Gnade wirklich sind.“ Die Hoffnung ist ein Geschenk. Es anzunehmen und zu entfalten, ist unsere Verantwortung. Deshalb die Hinweise, wie wir unser Leben von der Hoffnung her gestalten können.



Mut und kreative Entscheidung als Antwort auf das Geschenk

Hoffnung ist nicht zu verwechseln mit Optimismus. Optimisten sind wir durch genetische Veranlagung oder durch Erziehung. Aber wir können in einem Lebensstil erzogen werden, der für die Hoffnung offen ist. Wir können die Kunst lernen, alles beiseitezuschieben, was uns bedrückt oder das Vertrauen nimmt. Es liegt in unserer Hand, uns dazu zu erziehen, stets nach vorn zu blicken, und von Schwierigkeiten nicht brechen zu lassen oder zurück-schlagen zu lassen. Die Geschichten der Hoffnung werden uns dazu ermutigen. Papst Benedikt XVI. legt uns in seiner Enzyklika „Spe Salvi“ mehrere solcher Geschichten vor: die Canossa-Schwester Josephine Bakhita, Kardinal Nguyen Van Thuan aus Vietnam oder den vietnamesischen Märtyrer Leo-Bao-Thin (1857), der „einen Brief aus der Hölle“ geschrieben hat. Für uns sind Menschen bewundernswert, die dank ihres Verlangens nach Leben die schwersten leiblichen Prüfungen und sogar tödliche Krankheiten überwinden. Die Fähigkeit zur Hoffnung ist unbedingt notwendig, um im Beruf, in der Forschung, in der Kunst Erfolg zu haben. Gerade weil die Hoffnung die Verzweiflung zum Gegenspieler hat, kennt sie das Leid und weiß es mit Klarheit und Mut anzugehen.

Die Verzweiflung, die uns manchmal überkommt, darf nicht das letzte Wort haben. Sie kann ein Moment des Stillstehens sein, damit wir nachdenken, Fehler korrigieren und uns auf das Wesentliche konzentrieren. Dann aber muss man sich von neuem der Hoffnung überlassen. Sie aktiviert unsere kreativen Fähigkeiten. Hindernisse

stimulieren sie. Wir haben in unserm Inneren noch unbekannte Ressourcen, mit denen wir gar nicht rechnen. Der Gott des Königreichs ist in uns. Der hoffnungsvolle Mensch ist wie ein Lebenskünstler: Aus dem, was scheinbar gar nicht existiert, lässt er eine neue und schöne Wirklichkeit entstehen, die diejenigen berührt, die sie anschauen, und sie gibt ihnen Sinn und Grund zum Leben.

Sich nicht nur von der Hoffnung leiten lassen, sondern Hoffnung „sein“

Die Hoffnung wird nicht nur durch ihren äußeren Gegenstand definiert, durch das, was wir erhoffen, sondern auch durch die Stimmigkeit des Hoffenden selbst. Was ich bin und wie ich bin, macht mich hoffnungsvoll oder verzweifelt, träumend oder enttäuscht, utopisch oder spießig. Im Mut liegt die subjektive Wurzel der Hoffnung. So ist die Hoffnung eine „gratia gratum faciens“ (eine Gnade, die jemanden begnadet sein lässt). Francesco Alberoni benennt in seiner Arbeit über die Hoffnung eine ganze Reihe von Tugenden, die zur Hoffnung gehören.³⁶ Ich verweise auf sie alle diejenigen, die das reiche Panorama bewundern wollen, das sich denen öffnet, die sich wirklich mit der Hoffnung abgeben wollen. Ich werde mich nur auf einige Tugenden beschränken, die mir von entscheidender Bedeutung zu sein scheinen, um diese Gabe am Leben zu erhalten.

- Die erste Tugend dessen, der sich von der Hoffnung leiten lassen will, ist die Begeisterung. Der Begeisterte macht sich an die Arbeit, hat Vertrauen, spürt eine Kraft, die ihn trägt und ihn nach dem Suchen lässt, was

Wert hat, was mehr ist als das Normale und Gewöhnliche. Er fühlt sich angeschoben in Richtung Zukunft und glaubt an die eigenen Möglichkeiten. Begeisterung macht uns überzeugend. Sie ist das Gegenteil von Zynismus. Der Zyniker lebt nur in der Gegenwart, eingeschlossen in seinem eigenen Egoismus, in seiner eigenen Faulheit, in seinem eigenen Stil und glaubt nicht noch erhofft er etwas, weil es ihm an Phantasie und Großzügigkeit fehlt. Es gibt überall Zyniker, welche die Begeisterung der anderen bedrohen, vor allem der Jüngeren, die voll von Glauben und Werten gekommen sind. Diese unglückverheißenden Personen befürchten Innovationen, die ihre Machtpositionen in Frage stellen. Deshalb verwunden und demütigen sie diejenigen, die neue Möglichkeiten mitbringen und suchen dies auszulöschen. Und so zerstören sie ein wertvolles menschliches und soziales Potential.

- Die zweite Tugend der Hoffnung ist nach Alberoni paradoxerweise die Reue. Sie entsteht in uns wie ein böser Traum, als kränkende Erinnerung an etwas, was wir falsch gemacht haben. Die Reue verurteilt uns, aber verändert auch, wo sie entsteht, die Gegenwart. Sie eröffnet neue Möglichkeiten der Moral. Sie bereitet eine gute Zukunft vor. Ohne Moral keine Zukunft. Die Reue sorgt für die Moral der Hoffnung. Der Umfang der Moral oder der Ethik erweitert sich immer mehr von der Individualethik zu der der Gemeinschaft, des größeren Verbandes, der Politik, der Gesellschaft, der Umwelt, des Globus, der Transzendenz.

- Die dritte ist die Barmherzigkeit: Sie ist die Tugend des Mitleids gegenüber dem Leiden der Schwachen. Barmherzigkeit ist das Gegenteil von Rivalität oder Neid oder politischem Hass. Durch Barmherzigkeit fühlen wir uns ein wenig mehr allein, wenn jemand stirbt. Barmherzigkeit ist die spontane Kraft, die uns dazu bringt, das Leben der anderen, ja die ganze Welt besser zu machen. Barmherzigkeit ist auch Mitgefühl, Nähe, Nachbarschaft, Gastfreundschaft.
- Die vierte ist die Demut: Sie öffnet der Hoffnung den Weg, weil sie uns an die richtige Stelle vor der Welt versetzt, vor den anderen, vor uns selbst, vor Gott. Wer sich demütig fühlt, bedarf aller und nimmt im Ganzen seinen Platz ein. Im Ganzen findet er seine Fülle und nicht im Dienst seines Egoismus. Intellektuelle, spirituelle, liebevolle Demut öffnet den Horizont der Hoffnung.

Jemand sagte mir zu Recht, dass man die Ordensleute heute in der Gesellschaft nicht an den Gelübden der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams erkennt, sondern an den Tugenden, die sie zu Männern und Frauen des Bundes machen.

Hoffnung für alle

Der uns umgebende Individualismus kann uns den Horizont der Hoffnung verstellen. Das Evangelium ist dadurch gekennzeichnet, dass es eine „katholische“ Hoffnung anbietet, nämlich Hoffnung für alle. Das Versprechen der Erlösung, des Neuen Bundes, ist an „alle“ und alles gerichtet. Deshalb ist die christliche Hoffnung eine kollektive Hoffnung. Sie ist Hoffnung für die Menschheit und Hoffnung für die Erde.



Menschen, die berufen sind, in den menschlichen Gemeinschaften eine Führungsrolle zu übernehmen, dürfen diese unverzichtbare Aufgabe nicht vergessen, Botschaften der Hoffnung für alle und alles zu haben. Das gilt auch für diejenigen, die in unseren Ordensinstituten den Dienst der Leitung und Autorität ausüben. Kollektive Schwäche, Spaltung und Feindschaft, allgemeine Kritik töten die Hoffnung. Wenn ein Anführer nicht in der Lage ist, neue Hoffnung entstehen zu lassen, sollte er aus dem Weg gehen und einem andern Geist Platz machen, der in der Lage ist, in diesem Stück Kirche die Hoffnung zu erneuern. Die Zeiten, in denen die kollektive Hoffnung am stärksten leuchtet, sind die Gründungszeiten. In ihnen gibt es einen Aufbruch des Lebens. Alles zusammen wird wiedergeboren. Es besteht kein Zweifel, dass das Ereignis des Zweiten Vatikanischen Konzils eine kollektive Hoffnung von ungeheurer Macht entstehen ließ!

Die Kunst der Hoffnung besteht darin, den Rhythmus der Hoffnung aufrechtzuerhalten. Was im Keim verheißen ist, kommt nicht unmittelbar. Die Hoffnung zu regulieren ist entscheidend für die Gemeinschaften. Wer sich von Ungeduld leiten lässt, vermag schreckliche und grausame Situationen zu provozieren. Gute Führungskräfte wissen Hoffnung zu dosieren. Hoffnung braucht, um zu überleben, Institutionalisierung. In diesen Institutionen überlebt die Hoffnung und wird aktiv. Der Institutionalisierung ist es eigentümlich, stolz auf ihre eigene Hoffnung zu sein und ihr eine Zukunft im eigenen Leben zu geben, so dass die Kette der Monotonie aufgebrochen wird. Sind die Prozesse der Neuorganisation unserer Institute,

die gegenwärtig stattfinden, solcherart, dass sie die Hoffnung institutionalisieren?

In diesem zweiten Teil haben wir uns mit der christlichen Hoffnung befasst und insbesondere die eschatologische Dimension der christlichen Botschaft und der kirchlichen Gemeinschaften betont. Die Apokalyptik gibt uns wichtige Hinweise, den gegenwärtigen Augenblick zu interpretieren und uns entschlossen auf die Seite der Hoffnung zu stellen. Die Apokalyptik ist vor allem eine Spiritualität des Bundes mit dem Gott, der das Böse besiegen und den Drachen und die Tiere, welche die Welt beherrschen wollen, niederwerfen wird. Die Apokalyptik erneuert unsere Spiritualität. Sie lädt dazu ein, sie mit Hilfe neuer Tugenden zu entwickeln und sie in neuen Zusammenhängen zu erlernen.

Teil III: Dienst - das Evangelium der Hoffnung

In einer Zeit tiefgreifenden Wandels bedarf die Gesellschaft solcher, die ihr neue sinntragende Geschichten erzählen. Wir Ordensleute wissen solche alternativen Geschichten, die träumen lassen, zu berichten. Wir kennen bereits die alten Geschichten von Geld, Macht und Sex. Wir dagegen können die Geschichte des Königreichs erzählen, die Geschichte von Jesus als dem neuen Menschen.

Man erzählt: Als Alexander der Große Griechenland verließ, um Asien zu erobern, verteilte er sein ganzes Vermögen an seine Freunde. Perdikkas fragte ihn: „Hast Du etwas für Dich zurückbehalten?“ Alexander antwortete ihm: „Ja, die Hoffnung!“ Perdikkas verzich-

tete daraufhin auf den ihm zustehenden Anteil und rief aus: „Lass uns, die wir mit dir ziehen, um an deiner Seite zu kämpfen, die Hoffnung mit dir teilen.“ Die Sendung ist Dienst, ist apokalyptischer Kampf. Wir begleiten den Geist unseres Meisters. Das ist das geweihte Leben: Nachfolge Jesu im Geist, mit Jesus kämpfen für das Reich Gottes. Deshalb fragen wir uns, wie wir die Aufgabe der Weitergabe von Hoffnung in unserem europäischen Zusammenhang wahrnehmen können. Wie wird unsere Hoffnung zu einer wirklichen Sendung?

Dimensionen der Sendung

Ich denke, dass in der langen nachkonziliaren Zeit eine der wichtigsten Veränderungen gerade auf dem Gebiet der „Sendung“ liegt. „Sendung“ ist keine Arbeit und kein „Apostolat“ im Sinn der sogenannten „apostolischen Werke“. Die Sendung besteht in erster Linie nicht in dem, was wir tun, sondern eher in dem, womit wir geheimnisvoll zusammenarbeiten. Deshalb spricht man heute von der „Missio Dei“, von der „missio inter gentes“, der gemeinsamen Sendung. Und das Ordensleben hat dafür eine besondere Sensibilität.

„Missio Dei“

Die Sendung ist der Grund unseres Daseins als Ordensleute. Die Sendung darf nicht mit den Aktivitäten verwechselt werden, die wir aus unserem charismatischen Eifer durchführen noch mit den Arbeiten, mit denen wir gerade befasst sind. Die Sendung, auf die wir uns beziehen, besteht in der Gnade, die uns zuteil geworden ist, miteinander die „missio Dei“ zu teilen. Wir wissen

und fühlen uns teilhaft an der Sendung des Heiligen Geistes, der vom Vater und dem Sohn gesandt ist, die Erde zu erneuern und das Werk der Schöpfung und der Erlösung zu vollenden.

In diesem Zusammenhang erweist sich die Sendung als jene geheimnisvolle Gegenwart des Geistes Gottes, der den öko-evolutionären Prozess der Menschheit zu einer neuen Zukunft leitet, die menschlicher und nicht mehr nur die von Hominiden ist. Wie eine menschlichere und nicht mehr hominidenartige Zukunft aufbauen? Gott hält seinen Bund mit den Menschen und mit der Erde aufrecht und will nicht deren Zerstörung. Der Heilige Geist bewegt den Prozess unserer Humanisierung, der die ganze Erde umfasst, mit seinem Atem.

Die Bejahung dessen, dass unser Gott hier der eigentlich Handelnde ist, ist grundlegend für unser Verständnis der Sendung. Aber unser Gott ist zwar der erste, aber nicht der einzige Handelnde. Schon seit der Schöpfung wollte er die Sendung mit uns teilen. Der Schöpfer Gott schuf viele Schöpfer. Die Schöpfung wurde selber zu einem Moment einer missionarischen Sendung: Alle Menschen ohne Ausnahme wurden mit einer Aufgabe betraut. Aber nicht nur die Menschheit, in gewissem Maße müssen wir uns eingestehen, dass der ganze evolutionäre Prozess von einem schöpferischen und missionarischen Auftrag lebt. So erfüllen sich Schritt für Schritt die Etappen einer Sendung, die dem Kosmos innewohnt. In den Menschen wird diese Sendung bewusst, betrifft das Herz und die Verantwortung. Alle Menschen sind verantwortlich für die vom Schöpfer empfangene Sendung. Sie tragen Verantwortung für die Verbreitung der Art, die Erziehung



neuer Generationen, die Organisation und Strukturierung von Gesellschaften. So sendet Gott für die Menschheit das Geschenk der Väter und Mütter, der Erzieher und der Lehrer und Politiker, ohne Ansehen der Person in Bezug auf Glauben, Religion oder Kultur. Der Entwicklungsprozess der Natur und des Menschen entspricht der vom Schöpfer empfangenen Sendung.

Die Sendung umfasst auch „Erlösung“ und „Befreiung“. Die geheimnisvolle Gegenwart des Bösen hat Bünde gebrochen, das Leben verzerrt und zerstört, hat den Planeten verschlechtert. Dennoch gibt es in der Natur und Geschichte erlösende, therapeutische und befreiende Bewegungen. Die große Befreiung kam, als der Sohn Gottes durch den Heiligen Geist in Marias Schoß Mensch wurde. Er führte in die Menschheit ein erlösendes Prinzip ein, das uns von neuem mit den Quellen des Lebens und des Schöpfers verbindet. Die Mächte des Bösen haben keine Zukunft. Erlösung bemächtigt sich allmählich der kranken und schwachen Bereiche der Menschheit, um zu heilen und Zukunft zu eröffnen. Diese Kraft der Sendung, die von Gott kommt, findet bei denen Mitarbeiter, die sich am meisten um die Befreiung des Menschen kümmern, sei es politisch, psychologisch, spirituell, physisch oder biologisch, und das Böse bekämpfen, wo immer es auftritt.

Ein besonderer Aspekt der Sendung zur Erlösung ist ihre „apokalyptische“ Dimension, die von denen verwirklicht wird, die wie die apokalyptischen Wächter inmitten der am meisten unglücklichen, bedrohten und armen Situationen den Ratschluss Gottes verkünden und den neuen Himmel und die neue Erde entdecken. Sie üben die Prophezeiung

des Widerstands aus. Entschlossen wenden sie sich die gegen das Tier und seine Truppe. Sie stehen entschieden auf der Seite des Neuen Jerusalems. Sie sind Propheten der Hoffnung.

Die Sendung des Geistes verkörpert sich in einer jeden der charismatischen Aufgaben, welche die verschiedenen Gruppen und Personen in der Welt und in der Kirche erfüllen. In ihnen zeigt sich die Schöpferkraft des Geistes und wie er die ganze Wirklichkeit mitreißt hin zu ihrer Vollendung im Reich Gottes. Besonders sensibel für diese Sendung sind die Ordensgemeinschaften, die Tag für Tag neue missionarische Herausforderungen entdecken und zu ihrer Erfüllung bereit sind.

Der Verweis auf die gemeinsamen und miteinander geteilten Aspekte der Sendung lässt uns nicht die Wichtigkeit dessen vergessen, worin innerhalb der großen miteinander geteilten Sendung der ausdrücklich „christliche“ Aspekt des Dienstes an der Menschheit besteht. Es besteht darin, dass uns die „Geheimnisse des Reiches“ zu erkennen gegeben worden sind (Mk 4,10-11)³⁷. Das Geschenk der Offenbarung lässt die Jünger Jesu selig sein, denn es erlaubt ihnen, die Wirklichkeit in einer viel umfassenderen Perspektive zu interpretieren; ihnen ist es gegeben worden, das Buch mit sieben Siegeln zu öffnen, das Buch der Auslegung von allem, was sich ereignet (Lk 10, 23-24)³⁸.

Uns Christen ist offenbart worden, dass die Sendung nicht nur unsere ist, sondern dass wir sie mit Gott selbst teilen. Uns ist offenbart worden, dass alles in Christus Jesus geschaffen worden ist, dass der Geist Gottes die Erde erfüllt, dass wir nichts haben, das wir nicht empfangen hätten (1 Kor 4,7). Diese Of-

fenbarung setzt nicht außer Kraft, dass die Sendung von Millionen von Menschen verwirklicht wird, ohne dass sie sie kennen. Denn beim letzten Gericht wird der König auch sie Selige, Gesegnete nennen (vgl. Mt 25,35.37.40)³⁹. Dann werden die Menschen den Sinn ihres Dienstes erfassen. Den Christen ist es geschenkt worden, ihn bereits während ihres Lebens zu erkennen. Darin ist die Dringlichkeit für sie begründet, die Offenbarung auch weiterzugeben und zu verbreiten, auf die jeder Mensch Anspruch hat. Es ist die „gute Nachricht“, auf welche die ganze Erde hofft. Evangelisieren bedeutet deshalb, der Welt den Sinn von allem zu verkünden, was wir sind, leben und tun. Evangelisieren ist deshalb die erste Pflicht der Kirche. Jede Gruppe in der Kirche beteiligt sich an der Sendung der Welt und der Kirche auf eine ganz besondere Weise. Der Heilige Geist handelt durch eine Ordensgemeinschaft und ihre Kommunitäten in bewundernswerter Weise. So ist es radikal wichtig, dass nicht die Institute geweihten Lebens ihre Sendung planen, wie es normalerweise geschieht, sondern dass sie zu entdecken versuchen, bis wohin sie der Geist führt, damit sie authentische Werkzeuge des Geistes für ihre Sendung sind.

Sendung „inter gentes“

Es wird notwendig, ein Modell von Sendung aufzustellen, das nicht so sehr darauf aus ist, anderen helfen zu wollen, was man heute oft als anmaßende Haltung der Überlegenheit ansieht, als vielmehr bei den anderen zu sein, sie zu befähigen. Es gilt, Geburtshelfer eines neuen Menschen zu sein. Von der „missio ad gentes“ oder „contra gentes“ zur „missio inter gentes“.

Die Sendung wird hier nicht zuerst verstanden als „missio ad gentes“, als eine Sendung, die darin bestünde, anderen das zu geben, was sie nicht haben: Licht, Glaube, moralische Lehren, die Hoffnung, die ihnen fehlt ... Jeden Tag werden wir uns dessen bewusster, dass die Sendung in unserer Zeit vor allem „missio inter gentes“ sein muss: Es ist die Sendung zum Dialog, zur Interaktion, zur Inter-Aktivität. Die so verstandene Sendung bedeutet einen Zusammenhang, in welchem wir alle gemeinsam wachsen und gemeinsam die Erlösung, die Gnade, die Hoffnung erfahren. Die brennende Frage der Sendung bezieht sich nicht auf den Inhalt der Botschaft, sondern auf die Glaubwürdigkeit unseres Zeugnisses, auf unsere Fähigkeit der Interrelation und der Gastfreundschaft gegenüber Andersartigen, auf das, was der Geist in Zusammenhängen von Lebensdialogen entstehen lässt.

Jesus Christus, unsere Hoffnung, verkündigen

Wir dürfen nicht die Bedeutung der religiösen Kommunikation und deren Einfluss auf die Entscheidungen der Bürger geringachten. Was die Bürger am meisten beeinflusst, ist nicht nur der Inhalt der Botschaft. Immer mehr wird die Bedeutung der emotionalen Komponente betont. Die Grundemotionen der Begeisterung oder der Angst beeinflussen die Entscheidungen. Was Begeisterung weckt, mobilisiert. Was Furcht einflößt, bringt auch Unsicherheit und Lähmung.

Unsere Gesellschaft dürstet nach Bündnissen, aber vor allem nach dem großen Bund mit Gott. Wir sind und wir müssen erscheinen als kleine Verwirk-



lichung der Gemeinschaft des neuen und endgültigen Bundes. Deshalb sind wir Sprecher Jesu, seines Evangeliums. Deshalb feiern wir die Sakramente seiner Gegenwart und seines Bundes. Deshalb wollen wir sein messianisches und befreiendes Handeln auf der Erde fortsetzen. Deshalb nehmen wir Leiden an, denn das Kreuz überwindet alle Hoffnungslosigkeit, weil wir an die Verheißungen Gottes glauben.

Das europäische Ordensleben darf sich nicht dabei beruhigen, zu sehen, in wie großen Räumen Europas das Evangelium vergessen worden ist und bereits nicht mehr verkündet wird. Europa ist Missionsgebiet und an vielen Orten unerforschtes Land. Wir müssen unsere Kräfte für eine neue Phase in der Mission der Evangelisierung reorganisieren. Es sind Grenzen aller Art zu überqueren. Es ist notwendig, sich auf neue Areopage zu begeben. Das Evangelium der Hoffnung ist das, was man wirklich braucht.

*Die Sendung des Ordenslebens
in einem Programm
Mission - Hoffnung für Europa*

Auf dem Weg zu einer anderen Welt

Man kann eine andere Welt schaffen, wenn man auf die kulturellen Codes einwirkt, welche die Mentalität bestimmen. Sonst reproduzieren die Institutionen der Gesellschaft ihre Normen und Ordnungen. Um den sozialen Wandel in der vernetzten Gesellschaft zu erreichen, müssen wir die Kommunikationsnetze reprogrammieren, welche die symbolische Umwelt darstellen.

„Neue Inhalte und neue Formen in den genannten Netzwerken, welche die Geister und ihr kommunikatives Umfeld

miteinander verbinden, bedeutet, unsere Köpfe neu zu verkabeln.“⁴⁰ „Je größer die Autonomie der kommunizierenden Subjekte gegenüber den Kontrolleuren der Knoten sozialer Kommunikation wird, um so größer werden die Möglichkeiten, Botschaften einzubringen, welche die herrschenden Werte und Interessen in den Kommunikationsnetzen in Frage stellen.“⁴¹

Wenn wir wirklich an die mögliche Umgestaltung und Verbesserung des Menschen glauben, entdecken wir die Bedeutung, die unserer Beteiligung an Bildungsprozessen zukommt. Der Raum der Kultur, der Bildung (der europäische Bildungsraum) ist die große Plattform für die Sendung, die sich uns heute darbietet. Nicht nur für die Ordensleute, sondern vor allem für die Kirche mit allen ihren Lebensformen. Aber als Ordensleute sollten wir darin vorangehen, Räume zu finden und Grenzen zu überschreiten. Wenn die Hoffnung unsere Sendung bestimmt,

- arbeiten wir mit denjenigen Bewegungen zusammen, welche die Möglichkeit bieten, eine andere Welt zu schaffen, eine andere Kirche, ein anderes Ordensleben, verschieden von der Reproduktion der Normen und Praktiken, die in den Institutionen der Gesellschaft verwirklicht sind;
- lassen wir mehr Raum für Fragen als für Antworten;
- entdecken wir die Notwendigkeit, auf die kulturellen Codes einzuwirken, die unsere Mentalität bestimmen und uns an einer neuen Vision, einem neuen Bewusstsein hindern;
- bringen wir neue Informationen, neue Praktiken und neue Akteure in das politische, kirchliche und Ordens-System; wir vertreten, dass

nicht unvermeidbar ist, was uns heute noch zwingt;

- tragen wir bei zur Veränderung bestehender Machtverhältnisse und führen neue Quellen für die Entscheidungsfindung ein.

Die Gesellschaft, an die sich die Hoffnung als Sendung richtet, ist eine vernetzte Gesellschaft. Damit die Hoffnung sie belebt und umwandelt, ist es notwendig, die Kommunikationsnetze umzuwandeln, die ihre symbolische Umgebung ausmachen. Es ist notwendig, einen neuen Inhalt und neue Formen in diesen Netzen zu schaffen, welche die Geister und ihr kommunikatives Umfeld verbinden. Dies läuft darauf hinaus, unsere Köpfe neu zu verkabeln. Wenn wir beginnen, auf verschiedene Weise zu fühlen oder zu denken, indem wir neue Bedeutungen und Regeln zu ihrem Verständnis gewinnen, dann handeln wir in neuer Weise, und dies wird uns dazu führen, das Funktionieren der Gesellschaft zu verändern.⁴² Die Sendung der Hoffnung muss Botschaften einbringen, die die herrschenden Werte und die Interessen, welche in der Gesellschaft, in der Kirche oder im Orden vorherrschen, in Frage stellen.

Die Praxis der Species

In unserer Welt wächst das Bewusstsein von der menschlichen Spezies. Nicht nur betrachten wir uns als Geschichte, sondern auch als Vorgeschichte. Wir fragen uns, was mit der Spezies los ist. Wir entdecken unter uns eine neue Erweiterung des Bewusstseins. Es entsteht ein neues Bewusstsein. Die Gesetze des Atoms und des Universums bewirken, dass wir uns selbst anders verstehen. Wir nähern uns einem Bewusstsein der Weltbürgerschaft. In diesem Zusam-

menhang wollen wir „sehen“, welche Sendung wir in dieser Zeit haben. Wie die Humanisierung vollenden? Wir müssen mit Weisheit die Vielfalt einsammeln, die in den letzten 2,5 Millionen Jahren der Entwicklung zustande gekommen ist, indem wir die Informationen synthetisieren, welche die verschiedenen Gesellschaften, Ethnien und Kulturen in vielen Jahren der Erfahrung gespeichert haben und die ihnen das Überleben ermöglicht haben.

Es ist Zeit, die Praxis der Species in Gang zu bringen und funktionieren zu lassen. Wir brauchen eine neue soziale Praxis. Noch nie hat der Mensch ein so großes Potential der Veränderung seiner selbst besessen wie heute, aber

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

auch der Zerstörung aufgrund der gewaltigen wissenschaftlichen und technischen Entwicklung, Es genügt nicht zu sprechen und zu schreiben. Aufbauen ist notwendig. Dies geschieht mit Hand und Kopf. Es geht um Erfahrung, Versuch und Irrtum, Geduld und Ausdauer, vor allem aber Begeisterung für das Projekt. Das einundzwanzigste Jahrhundert kommt mit einem großen Potenzial globaler Transformation. Die Entwicklung des Wissens und seiner Anwendung eröffnet Horizonte beispiellosen biokulturellen Wandels. Bis vor nicht langer Zeit glaubte man, dass Ethik nur für den rein menschlichen

Bereich gilt, sowohl in seiner individuellen wie sozialen Dimension. Aber heute nötigen die wissenschaftlichen Fortschritte den Menschen, in seinen ethischen Verpflichtungen viele andere Aspekte zu berücksichtigen, die er bisher nicht berücksichtigt hatte, darunter vor allem den gesamten Umfang der Biosphäre.

Hin zu einer neuen Ethik der Praxis

Es gibt drei Hauptbereiche, die für die ethische Reflexion besondere Aufmerksamkeit erfordern:

- im sozialen Bereich: das Phänomen der Globalisierung oder Mundialisierung, welches uns zum Projekt einer neuen globalen Ethik auffordert, die den Dialog zwischen den Kulturen und Religionen reguliert und ermöglicht;
- auf dem Gebiet der Biologie und Genetik (Decodierung des menschlichen Genoms, künstliche Befruchtung, Gentechnologie): Wir sind zu einer neuen Art des Umgangs mit ethischen Fragen (Bioethik) genötigt. Dies ist ein Feld voll großer Schwierigkeiten und gefährlicher Folgen, wie es auch großartige Leistungen und Versprechungen bietet;
- auf dem ökologischen Feld: Phänomene wie die Überbevölkerung, der technologische Fortschritt in der Industrie und die zunehmende Verschlechterung der Umwelt haben uns die Möglichkeit entdecken lassen, dass die starken und zunehmenden Auswirkungen unserer Spezies auf den Planeten, auf dem wir leben, so fatale Folgen mit sich bringen können, dass sie sogar zum Verschwinden unserer Art, ja zur Vernichtung des gesamten Globus führen können.

Dies ist ein neuer Bereich der Verantwortung, dessen wir bis vor wenigen Jahrzehnten uns gar nicht bewusst waren. Und diese Verantwortung erstreckt sich nicht nur auf die heutige Generation, sondern vor allem auf die künftigen Generationen.

Wir nähern uns dem, was wir einen Humanismus nennen könnten, der uns über das rein Anthropologische hinaus zu einem trans-anthropozentrischen Humanismus führt. Wir erkennen, dass unser Planet bald eine urbane Realität sein wird, ein „globales Dorf“, ein „gemeinsames Haus“. Deshalb verwenden wir die Terminologie des „oikos“ oder der „oikia“: Ökologie, Ökonomie, Ökumenismus, aber auch Stadt, Politik, Zivilisation oder Zivilisationen.

Die Bedeutung der Sendung zur Erziehung: hin zu einem neuen Modell

Die gesamte Menschheit befindet sich in einem Prozess des Wandels, auf den sie nicht vorbereitet ist. Auch wir fühlen uns nicht vorbereitet. Es ist nicht leicht, die Kunst der Erziehung in einer Welt auszuüben, die sich in einer Veränderung befindet, für die die Gesellschaft nicht vorbereitet ist. Aber wir entdecken, dass unsere große Aufgabe darin besteht, wichtige pädagogische Prozesse einzuleiten und dazu beizutragen, dass Generationen von freien Männern und Frauen entstehen, die selber in der Lage sind, das Universum und seine Bedeutung zu verstehen⁴³ und durch ihr Leben den „Geist der Zeit“ zu fördern. Erziehung ist eine Kunst und nicht eine Wissenschaft. Kein soziales Thema ist wichtiger als die Erziehung. Der Raum der globalen Erziehung ist wie ein großes Laboratorium einer Sendung, in welchem die Kirche experimentiert

und die Gültigkeit ihrer Vorschläge für alle Bereiche und Dimensionen der Sendung überprüft und wo sie auch entdeckt, welche Modelle der Sendung für die heutige Gesellschaft gültig sind und welche veraltet und überholt sind. Wenn wir die Sendung in einen Kontext der Achtung der weltlichen Institutionen und des Dialogs mit ihnen stellen, können wir unsere Gedanken und Vorschläge reinigen und uns von fundamentalistischen, dogmatistischen und aufdringlichen oder anmaßenden Haltungen trennen.

Der Erziehungssendung ist eine der wichtigsten Dimensionen und eines der wichtigsten Felder des Evangelisierungsauftrags der Kirche. Dabei steht unsere gesellschaftliche Relevanz auf dem Spiel, unsere Fähigkeit, die Prozesse der Transformation und der strukturellen lokalen und globalen Verbesserung zu beeinflussen. Es geht um unseren Beitrag zum Entstehen einer neuen, gerechteren, friedlicheren, solidarischeren und ökologischeren Gesellschaft. In der Sendung zur Erziehung muss die Kirche viel von ihrer Weisheit investieren, von ihren prophetischen und von ihren besten geistlichen und menschlichen Ressourcen.

Die Sendung zur Erziehung wird dann umso spannender und phantasievoller, wenn sich in der menschlichen Gesellschaft bedeutende Veränderungen abspielen. Und gerade dies geschieht in der heutigen Menschheit! Deshalb ist die Aufgabe der Erziehung heute besonders spannend und komplex. Sie benötigt viel Einsicht und Weisheit.

Erziehung besteht „weder darin zu lehren noch zu klonen. Sie ist etwas anderes: Es gilt, in Beziehungen zu wachsen und sich gemeinsam den He-

rausforderungen des kollektiven Lebens zu stellen.“⁴⁴ José Luis Corzo fährt mit der Frage fort: „Mit welchen Verben können wir erziehen? Mit den intransitiven! Leben, wachsen, zunehmen, hervorgehen, blühen, Frucht bringen, sich beziehen ... antworten.“ Und weiter erklärt er, dass wir gemeinsam erzogen werden. Niemand erzieht einen anderen. In dieser neuen intransitiven Aktion wird weiterhin eine Intervention von außen möglich sein. Daher die Notwendigkeit, sich um Umgebungen, Personen, Umstände bis hin zu Erziehungsmethoden zu kümmern. Aber der Erzieher ist nicht mehr Protagonist. Diese intransitive Aktion ist nicht mehr direkte Aktion (Ursache und Wirkung), Transfer von einem bereits Erzogenen zu einem anderen, der erst noch erzogen werden muss. Es ist eine ökologische Beziehung.⁴⁵

Lehrer und Erzieher sind Mystagogen, welche in diese neue Phase in der Geschichte der Menschheit einführen. Sie üben die Hebammenkunst aus und helfen, dass der „neue Mensch“, der in uns allen steckt, das Licht erblickt. Die Kirche entdeckt, dass die Teilnahme an diesem Erziehungsprozess der Menschheit zu ihrem innersten Wesen gehört; dazu fühlt sie sich berufen. Seit dem II. Vatikanum wurde unter uns eine neue Denkweise eingeführt: die Sendung als Dialog, als Sich-Einfügen in die ablaufenden Prozesse, als Inkarnation in der Wirklichkeit, als Begleitung, Erhellung, Nähe.

Das geweihte Leben trägt kraft seiner Zugehörigkeit zu internationalen und interkontinentalen Gemeinschaften in sich eine weit katholischere und globalere Sichtweise als sie die lokalen, regionalen oder nationalen Kirchen bieten. Ihre Weisheit kann deutlich dazu bei-



tragen, dass kirchliche Gemeinschaften ihre Weltoffenheit entdecken und sich ohne Angst oder Furcht vor neuen Perspektiven öffnen. Die Kirche erkennt ihre erzieherische Sendung gerade heute als einen neuen Areopag, als einen ökumenischen Raum des Dialogs, als einen Raum, wo sie der Wissenschaft und Technologie begegnet und die Gelegenheit hat, ihr Licht beizutragen, ihre Erfahrungen der Offenbarung, ihre Weisheit. Erziehung zur Weltbürgerschaft hat viel mit Erziehung zum Frieden zu tun, für den Dialog und für die Interkulturalität und den interreligiösen Dialog; sie hat viel zu tun mit der Ethik der Gastfreundschaft, sie hat viel mit dem Reich Gottes gemäß unserer Offenbarung zu tun.

Das geweihte Leben in „Sendung der Hoffnung“

Das geweihte Leben sollte ausgeübt werden in der Bürgerschaft des neuen Jerusalem, das auf die Erde herabkommt. Die eigentümlichen Züge unserer Art zu leben, wie es die evangelischen Charismen sind, sollten neu interpretiert und gelebt werden unter dem Aspekt der neuen Bürgerschaft, geprägt von den Interessen der Gattung. Die Erziehungsräume sind ein Mikroklima, das es ermöglicht, die neue Bürgerschaft zu erlernen und auszuüben. Wie wir sehen können, erweist sich die Erziehungssendung in unserer Zeit als ein fast beispielloses großes Projekt an den Quellen einer neuen Gesellschaft, die im Entstehen ist. Es geht darum,

- die Begeisterung und kreativen und innovativen Fähigkeiten wiederzugewinnen;
- „Testificatio Evangelica“: Es ist unsere Aufgabe, die „Sendung Gottes“

sichtbar zu machen, zu zeigen, dass in der Sendung der zuerst Handelnde der Heilige Geist ist und der auferstandene Jesus. „Testificatio evangelica“ bedeutet, dass wir Transparenz des Herrn sein wollen in dieser aufregenden Aufgabe der Entstehung einer neuen Bürgerschaft.

- kleine Minderheit „in einer mit anderen gemeinsamen Sendung“ zu sein;
- eine „Vision“, um die Sendung zu entdecken: In einer Epoche, die sich durch ihren Paradigmenwechsel auszeichnet, dadurch, dass sie vielleicht eine Zeit anthropologischer Mutation ist, ist es entscheidend, eine Vision zu haben. Eine Vision haben ist nicht dasselbe wie Ideale zu haben, hohe Ziele vorzuschlagen. Der Vision ist es eigen, zu erfassen, in welche Richtung die Dinge laufen, wie eine Art Modell der Zukunft sichtbar zu machen, nach welchem sie erbaut werden soll, zu entdecken, wie Träume zu Realität werden können. Eine Vision zu haben ist nicht jedermanns Sache, sondern braucht Visionäre, solche, denen es gegeben ist, die Zukunft zu „sehen“ und vorauszuzeichnen. Dies ist sehr wichtig im Bereich der Projekte der Sendung. Nur die Vision wird Grundlage und Begründung für die Sendung geben. Blinde Führer führen nur in den Abgrund und das Chaos oder lassen höchstens eine Reise beginnen, die nirgendwohin führt. Dieser heilige Tempel, die Wohnung Gottes im Geist, ist nicht nur die Kirche. Sie ist „Sacramentum Mundi“, ein neues Bewusstsein der Welt, Offenbarung. Dieser heilige Tempel, die Wohnung Gottes, ist die Menschheit, ist die neue Stadt, die erbaut wird. Es gibt eine neue Bürgerschaft, die in dieser Zeit des epo-

chalen Wandels, der Mutation wie ein Geschenk des Himmels kommt. Es ist die Stadt der Gerechtigkeit, des Friedens und der Bewahrung der Schöpfung. Es ist die Stadt der Interrelationen, der Gemeinschaft der Verschiedenen, des Dialogs und der Versöhnung. Es ist die Stadt der Liebe, wo die Herzen die Kunst der Liebe erlernen und wo unsere Spezies die Ausweitung ihres neuen Bewusstseins ausdrücklich macht.

Abschluss: Maria von Tschenschau

Geschichten der Hoffnung, Hoffnung für die Geschichte. Dies ist die Berufung: Geschichten der Hoffnung für Europa in Gang bringen. Diese Geschichten der Hoffnung, welche mit einem kleinen Bericht in einer Kommunität beginnen, einer anderen Weise zu erziehen, einer neuen Form der Evangelisierung durch deren Schönheit und das Ergriffenwerden des Herzens.

Eine Kirche, offen für die Hoffnung innerhalb der Komplexität unserer Zeit, ist die beste Nachricht, die zu uns gelangen kann. Wir können uns öffnen für neue Situationen, eine neue Begeisterung, uns in Richtung der Utopie zu bewegen. Man muss sich nur von der Gnade durchdringen lassen und der Hoffnung die Türen öffnen. Das Bild einer hoffnungsvollen Kirche in Gemeinschaft mit Hoffnungen ist das Gesicht, das Gott für sie in dieser Zeit will. Als Ordensleute, vor allem als europäische Ordensleute dürfen wir diesen günstigen Augenblick nicht verpassen. Wir können und müssen unsere Hoffnung erneuern und verkünden, wie die alten Propheten der Weihnacht, dass etwas Neues zu uns kommt.

Maria, unsere Mutter, rufen wir im Salve mit den Worten an: „Spes nostra, salve.“ Ihre ganze Geschichte war eine Geschichte der Hoffnung. Sogar ihr Leib wurde zu einem Keimort der Hoffnung, aus dem die gebenedeite Frucht hervorgehen sollte. Aber nach ihrem Leib war es auch ihr Geist, ihr Herz, ihr Verstehen, welche die Spannung der Hoffnung erfahren haben. Jesus selbst in seiner Person und seiner Sendung brachte Maria wieder in den Stand der Hoffnung. Er bereitete sie für eine neue Mutterschaft vor. Beim Kreuz erwies sie sich als die Mutter des geliebten Jüngers. Maria von Tschenschau ist das Symbol jener Mutterschaft, die nicht aufgehört hat. Maria ist die Kirche im bleibenden Stand der Hoffnung, sie ist unsere Hoffnung. Unsere Hoffnung wird geboren „de Spiritu Sancto ex Maria Virgine“. Die Gemeinschaft mit Maria wird es uns möglich machen, Geschichten, viele Geschichten der Hoffnung miteinander zu teilen und neue Kapitel zu öffnen.

Schwestern und Brüder, die ihr das europäische Ordensleben repräsentiert, ermutigt eure Kommunitäten zu einer neuen missionarischen Kreativität. Ich würde sie mit Worten aus dem Lehrschreiben von Johannes Paul II., „Novo Millennio Ineunte“, als „die Phantasie der Hoffnung“ bezeichnen. So möge es sein.



.....

- 1 Vgl. GEORGES CHARPAK Y ROLAND OMNÈS, *Sed sabios, convertíos en profetas* [Werdet Weise, werdet zu Propheten], Anagrama, Barcelona 2005.
- 2 Vgl. EUDALD CARBONELL, *El nacimiento de una nueva conciencia* [Die Geburt eines neuen Bewusstseins], Ara Llibres, Badalona, 2007; LOUANN BRIZENDINE, *El cerebro femenino* [Das weibliche Gehirn], RBA Libros, Barcelona 2006. Die Definition, welche De Vries (1901) für Mutation gegeben hat, war: jeglicher vererbbarer Wandel im Erbgut, der sich weder durch Aufspaltung noch durch Neukombination erklären lässt. Die Mutation ist die erste Quelle der genetischen Vielfalt in Bevölkerungen, während die Rekombination, die ausgehend von den Ergebnissen der Mutation neue Verbindungen schafft, erst als zweite Quelle genetischer Vielfalt in Frage kommt.
- 3 Er ging von einer zweifachen Aussage aus: dass Jesus Christus unsere Hoffnung ist (Kap. 1) und dass das Evangelium der Hoffnung der Kirche anvertraut worden ist (Kap. 2). Die Aufgabe der Kirche in Europa ist es deshalb, das Evangelium der Hoffnung zu verkünden, zu feiern und ihm zu dienen (Kap. 3-5). Er endet damit, das Evangelium der Hoffnung als Schlüssel für ein neues Europa anzugeben (Kap. 6). Noch überraschender war jedoch, dass der Papst als Leitfaden seiner Exhortatio die „Ikone der Apokalypse“ verwandte (EiE, 5).
- 4 Und einer der wichtigsten Texte des Arbeitspapiers lautete: „Wir können sehen, wie – wenngleich in mitten großer Gebrechlichkeit – ein neues Gesicht der Kirche aufscheint, weil sich Beispiele und Erfahrungen von geschwisterlichen und solidarischen Gemeinschaften verbreiten, betend und voller Mut, beständig im Guten und wachsam im Mitgefühl, wagemutig in den Initiativen und froh in der Hoffnung“ (IL, 71).
- 5 Er beginnt sie mit einer umfassenden meditativen Überlegung über die Hoffnung (Spe Salvi [=SS], nn.4-31). Danach

entfaltet er einen interessanten Vorschlag, wie man Hoffnung erlernt und ausüben kann (SS, nn. 32-48).

- 6 In dieser Hinsicht fällt auf, dass Barack Obama die Ansprache, die ihn in den Vereinigten Staaten berühmt gemacht hat, mit „Der Wagemut der Hoffnung“ überschrieben hat. Die Hoffnung wurde das Hauptthema seiner politischen Sicht. „Hoffnung! Hoffnung angesichts von Schwierigkeit! Hoffnung angesichts von Ungewissheit! Der Wagemut der Hoffnung! Das ist das größte Geschenk, das Gott uns geben kann, der Zement dieser Nation. An das glauben, was man nicht sieht! Glauben, dass uns eine bessere Zukunft bevorsteht.“ (Rede von Barack Obama vor dem Nationalkonvent der Demokraten 2004) Und er fügte hinzu: „Ich glaube, dass wir der Mittelklasse helfen können und den Arbeiterfamilien Chancen schaffen können. Ich glaube, dass wir den Arbeitslosen Arbeit geben, den Obdachlosen Wohnungen, und dass wir die Jugendlichen in den Städten Amerikas aus Gewalt und Hoffnungslosigkeit befreien können. Ich glaube, das uns der Wind der Gerechtigkeit antreibt und dass wir an diesem Kreuzungspunkt der Geschichte die rechte Wahl treffen und die Herausforderungen, die uns erwarten, angehen können.“ Vgl. MANUEL CASTELLS, *Comunicación y poder* [Kommunikation und Macht], Alianza editorial, Madrid, 2009, pp. 473-528.
- 7 Vgl. ANDRÉ COMTE-SPONVILLE, *La Felicidad desesperadamente*, Paidós, Barcelona 2001.
- 8 Vgl. ARTHUR SCHOPENHAUER, *El hastio* [Der Überdruß], en: *El mundo como voluntad y representación* [Die Welt als Wille und Vorstellung], Libro. 4º & 57, Akal, Madrid 2005; DERSELBE, *Eudemonología o el arte de ser feliz, explicado en 50 reglas para la vida* [Die Kunst, glücklich zu sein, dargestellt in fünfzig Lebensregeln], Herder, Barcelona 2007.
- 9 Vgl. FRANCESCO ALBERONI, *La Speranza* [Die Hoffnung], Rizzoli, Milano 2001; RICARDO BLÁZQUEZ, *La esperanza en*

- Dios no defrauda [Die Hoffnung auf Gott trügt nicht], BAC, Madrid, 2004, pp. XI-XXIII. 3-25.
- 10 Darauf hat der jüdische deutsche Philosoph Franz Rosenzweig hingewiesen. Er starb 1929, vier Jahre bevor die Nazis die Wahlen gewannen, und dreizehn Jahre bevor Hitler die „Endlösung“ dekretierte: Vgl. F. ROSENZWEIG, *Der Mensch und sein Werk. Gesammelte Schriften, Band I: Briefe und Tagebücher*, E. Rosenzweig – Schianmann, La Haya, 1979; DERSELBE, *La estrella de la redención [Der Stern der Erlösung]*, Sígueme, Salamanca, 1997.
- 11 Vgl. AMIN MAALOUF, *Identidades asesinas [Mörderische Identitäten]*, Alianza Editorial, Madrid 1998.
- 12 Vgl. REYES MATE, *La herencia del olvido. Ensayos en torno a la razón compasiva [Das Erbe des Vergessens – Aufsätze zur mitleidenden Vernunft]*, Errata Naturae, Madrid 2008, pp. 111-131; Vgl. EMMA-NUEL LÉVINAS, *Difficult Freedom. Essays on Judaism [Schwierige Freiheit. Versuch über das Judentum]*, 1990.
- 13 Vgl. Walter Benjamin in seiner These 9: „Es gibt ein Bild von Klee, das Angelus Novus heißt. Ein Engel ist darauf dargestellt, der aussieht, als wäre er im Begriff, sich von etwas zu entfernen, worauf er starrt. Seine Augen sind aufgerissen, sein Mund steht offen und seine Flügel sind ausgespannt. Der Engel der Geschichte muß so aussehen. Er hat das Antlitz der Vergangenheit zugewendet. Wo eine Kette von Begebenheiten vor uns erscheint, da sieht er eine einzige Katastrophe, die unablässig Trümmer auf Trümmer häuft und sie ihm vor die Füße schleudert. Er möchte wohl verweilen, die Toten wecken und das Zerschlagene zusammenfügen. Aber ein Sturm weht vom Paradiese her, der sich in seinen Flügeln verfangen hat und so stark ist, daß der Engel sie nicht mehr schließen kann. Dieser Sturm treibt ihn unaufhaltsam in die Zukunft, der er den Rücken kehrt, während der Trümmerhaufen vor ihm zum Himmel wächst. Das, was wir den Fortschritt nennen, ist dieser Sturm.“
WALTER BENJAMIN, *Tesis sobre la historia y otros fragmentos [Thesen über den Begriff der Geschichte und andere Fragmente]*, Editorial Contrahistorias, México.
- 14 Hermann Cohen, Walter Benjamin, Theodor Adorno, Emmanuel Levinas.
- 15 Vgl. WALTER BENJAMIN, These 7: Wer bis zum heutigen Tag den Sieg errungen hat, marschiert im Triumphzug, in welchem die Herrscher von heute über die hinweggehen, die auch heute in der Erde liegen. Wie es üblich ist, trägt man im Triumphzug die Beute mit sich. Man bezeichnet sie als Kulturgüter. Im historischen Materialisten müssen sie mit einem distanzierten Betrachter rechnen. Denn was er an Kulturgütern überblickt, das ist ihm samt und sonders von einer Abkunft, die er nicht ohne Grauen bedenken kann. Sie verdanken ihre Existenz nicht nur der Anstrengung der großen Genies, die sie geschaffen haben, sondern auch der anonymen Sklaverei ihrer Zeitgenossen. Nie hat es ein Dokument der Kultur gegeben, ohne dass es zugleich ein Dokument der Barbarei gewesen wäre. Und ebenso, wie es selbst nicht ohne Barbarei ist, ist es auch nicht der Prozess seiner Weitergabe, in welchem es von einem zum anderen geht. Deshalb distanziert sich der historische Materialist soweit möglich von ihm. Er sieht es als seine Aufgabe an, die Geschichte gegen den Strich zu kämmen.“
WALTER BENJAMIN, *Tesis sobre la historia y otros fragmentos*, Editorial Contrahistorias, México.
- 16 TH. ADORNO, *Gesammelte Schriften 6 (1970-1986)*, Frankfurt, Suhrkamp Verlag, 358.
- 17 Vgl. ERNST BLOCH, *El principio Esperanza [Das Prinzip Hoffnung]*, 3 vol., Biblioteca Filosófica, Aguilar, Madrid, 1977: vol 1, p. XI.
- 18 Er sagt, dass die Nachtträume – so interpretierte es auch Freud! – aus der Vergangenheit kommen. Dagegen blicken die Tagträume mit offenen Augen in die Zukunft. Es gibt Träume mit offenen Augen, die nur Ausflucht sind und es vermeiden, sich mit der Wirklichkeit zu

- befassen. Aber es gibt auch solche, in denen die Phantasie zum Werkzeug des Denkens und des Vorentwurfs wird.
- 19 Vgl. AMIN MAALOUF, *El desajuste del mundo. Cuando nuestras civilizaciones se agotan* [Die Fehleinstellung unserer Welt – Wenn unsere Zivilisationen sich erschöpfen], Alianza Editorial, Madrid, 2009.
- 20 Sie ist uns von denen gegeben worden, welche die Welt zu ihrer Selbstvergrößerung konstruiert haben, um ihre Habsucht, ihren Ehrgeiz und ihren Eigennutz zu nähren. Diese Machtträger sind gefühllos geworden für die Aufschreie der Erde und der sie bewohnenden Menschen. Die Herrscher spielen betrunken die Harfe, während die Erde verbrennt. Vgl. EUDALD CARBONELL, *El nacimiento de una nueva conciencia* [Die Geburt eines neuen Bewusstseins], Ara Llibres, Badalona, 2007, pp. 70-72.
- 21 Vgl. E. CARBONELL, o.c., SS. 70.71.
- 22 F. FUKUYAMA, *El fin de la historia y el último hombre* [Das Ende der Geschichte und der letzte Mensch], Planeta, Barcelona, 1992; DERSELBE, *The end of History and the last man*, The free Press, New York 1992. Vgl. JOSEP M. ESQUIROL, *La frivolidad política del fin de la historia* [Die politische Frivolität des Endes der Geschichte], Colección Esprit, Caparrós Editores, Madrid 1998.
- 23 Vgl. J. MOLTMANN, *Teología de la esperanza* [Theologie der Hoffnung], Sígueme, Salamanca 1968.
- 24 Vgl. J. MOLTMANN, *Teología de la esperanza*, Sígueme, Salamanca 1968, p. 20.
- 25 Das klassische oder zyklische Verständnis der Geschichte der alten Griechen: Endlose Wiederholung von Kreisläufen ohne Höhepunkt. Das hinduistische Verständnis der menschlichen Wiedergeburt: Der Geist des Menschen besteht bereits vor dem gegenwärtigen Leben und auch nach ihm. Das spiralartige Verständnis der Geschichte: Die Wiederholungen geschehen, aber immer mit Unterschieden, und man weiß nicht, wohin die Spirale sich richtet. Das moderne Entwicklungsverständnis besteht im Glauben an den unbegrenzten Fortschritt. Das revolutionäre oder katastrophische Verständnis: Die Geschichte wird auf gewaltsame und zerstörerische Weise enden. Schließlich das existentialistische Verständnis: Die Geschichte als Aufeinanderfolge von Ereignissen hat keinen Sinn.
- 26 „Selig, wer diese prophetischen Worte vorliest und wer sie hört und wer sich an das hält, was geschrieben ist; denn die Zeit ist nahe.“ (Offb 1,3). „Und der Engel sagte zu mir: Diese Worte sind zuverlässig und wahr. Gott, der Herr über den Geist der Propheten, hat seinen Engel gesandt, um seinen Knechten zu zeigen, was bald geschehen muss. Siehe, ich komme bald. Selig, wer an den prophetischen Worten dieses Buches festhält.“ (Offb 22,6-7).
- 27 Der Drache ist die alte Schlange aus Genesis, Satan.
- 28 Vgl. RACHEL KOESTLER GRACK, *Élie Wiesel: Witness for humanity* [Elie Wiesel – Zeuge für die Menschheit], Gareth Stevens Publishing, Pleasantville, 2009.
- 29 1943 wurde sie zusammen mit ihrem Vater, ihrer Mutter und Mischa, einem ihrer beiden Brüder, und weiteren 938 Personen in einen Zug verbracht, der sie direkt nach Polen fuhr. Sie starb in Auschwitz am 30. November 1943. Ihr anderer Bruder, Jaap, der überlebt hatte, starb auf der Rückkehr nach Holland. Uns ist ihr zwischen 1941 und 1942 geschriebenes Tagebuch erhalten sowie eine Reihe von Briefen; sie wurden Anfang der achtziger Jahre in den Niederlanden veröffentlicht.
- 30 Vgl. ETTY HILLESUM, *Une vie bouleversée* [Ein zerstörtes Leben], Seuil, Paris, 1985 (en español: *Diario. Una vida conmocionada*, Anthropos, Barcelona, 2007); ID., *El corazón pensante de los barracones. Cartas* [Das denkende Herz in den Baracken. Briefe], Anthropos, Barcelona, 2001.
- 31 „Allmählich wird die ganze Erdoberfläche nur noch ein einziges riesiges Lager sein, und niemand oder fast niemand wird

- außerhalb von ihm wohnen können.“
 „Ganz Europa wird stufenweise zu einem gigantischen Konzentrationslager. Ganz Europa wird die gleiche Art einer bitteren Erfahrung gemeinsam haben. Es würde zu langweilig sein, nur die Ereignisse in sich wiederzugeben, indem man nur von den zerstreuten Familien, den beschlagnahmten Gütern und der Freiheitsberaubung spricht. Und da nun einmal die Stacheldrahtzäune und die täglichen Abläufe für Leute draußen wenige spannende Geschichten ergeben, frage ich mich, wie viele Menschen außerhalb des Lagers bleiben werden, wenn die Geschichte weiterhin ihren gegenwärtigen Gang nimmt.“ ETTY HILLESUM, *El corazón pensante de los barracones*. Cartas, Anthropos, Barcelona 2001, pp. 47-48.
- 32 Vgl. E. HILLESUM, *Diario. Una vida conmocionada*, Anthropos, Barcelona, 2007, p. 139.
- 33 „... Und ich glaube, fast kindisch, dass, wenn diese Erde sich in einen bewohnbareren Ort verwandelt, dies nur durch die Liebe sein wird, eine Liebe, von der der Jude Paulus zu den Korinthern spricht, im dreizehnten Kapitel seines ersten Briefs.“ E. HILLESUM, *Una vida conmocionada*, Anthropos, Barcelona, 2001, p. 61.
- 34 E. HILLESUM, *Una vida conmocionada*, Anthropos, Barcelona, 2001, p. 169.
- 35 “Er hatte keinen Namen, keine Hoffnung und keine Zukunft, und war nur durch seine Nummer A70713 bekannt. In jener ersten Nacht musste die Kolonne der Deportierten, zu der er gehörte, an einer Grube vorbeiziehen, aus der riesige Flammen aufstiegen. In ihr wurde etwas verbrannt. Ein Lastwagen näherte sich der Grube und warf seine Fracht ab: ‚Es waren kleine Kinder.‘ Ja, ich habe sie gesehen, sie mit eigenen Augen gesehen. ... (Ist es zu verwundern, dass seitdem der Schlaf meine Augen flieht?)“ ÉLIE WIESEL, *La noche (Die Nacht)*, El Aleph Editores, 2002.
- 36 Vgl. FRANCESCO ALBERONI, *La speranza [Die Hoffnung]*, Rizzoli, Milano 2001, pp. 73-104.
- 37 „Als er mit seinen Begleitern und den Zwölf allein war, fragten sie ihn nach dem Sinn seiner Gleichnisse. Da sagte er zu ihnen: Euch ist das Geheimnis des Reiches Gottes anvertraut; denen aber, die draußen sind, wird alles in Gleichnissen gesagt.“
- 38 „Selig sind die, deren Augen sehen, was ihr seht. Ich sage euch: Viele Propheten und Könige wollten sehen, was ihr seht, und haben es nicht gesehen, und wollten hören, was ihr hört, und haben es nicht gehört.“
- 39 „Denn ich war hungrig, und ihr habt mir zu essen gegeben; ich war durstig, und ihr habt mir zu trinken gegeben; ... Dann werden ihm die Gerechten antworten: Herr, wann haben wir dich hungrig gesehen und dir zu essen gegeben, oder durstig und dir zu trinken gegeben? ... Darauf wird der König ihnen antworten: Amen, ich sage euch: Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“
- 40 M. CASTELLS, *Comunicación y poder [Kommunikation und Macht]*, Alianza editorial, Madrid 2009, p. 531.
- 41 M. CASTELLS, o.c., p. 531.
- 42 M. CASTELLS, o.c., p. 531.
- 43 GEORGES CHARPAK Y ROLAND OMNÈS, *Sed sabios, convertios en profetas [Werdet Weise, werdet zu Propheten]*, Anagrama, Barcelona 2005, p. 12.
- 44 Vgl. JOSÉ LUIS CORZO, *Educación es otra cosa, Manual alternativo [Erziehung ist etwas anderes – Alternatives Handbuch]*, ed. Popular, Madrid 2007.
- 45 Ebenda, pp. 53-120.

Ordnung für eine „Koordinierungskonferenz zwischen der Deutschen Bischofskonferenz und der Deutschen Ordensobernkonferenz“

1. Die Deutsche Bischofskonferenz und die Deutsche Ordensobernkonferenz errichten gemäß Vita consecrata Nr. 50 gemeinsam die „Koordinierungskonferenz zwischen der Deutschen Bischofskonferenz und der Deutschen Ordensobernkonferenz“.

2. Die Koordinierungskonferenz hat die Aufgabe, Informationen auszutauschen und Fragestellungen von gemeinsamem Interesse zu beraten. Arbeitsaufträge werden über die beiden Sekretariate der Deutschen Bischofskonferenz und der Deutschen Ordensobernkonferenz an die zuständigen Bereiche bzw. Fachstellen weiter geleitet.

3. Der Koordinierungskonferenz zwischen der Deutschen Bischofskonferenz und der Deutschen Ordensobernkonferenz gehören folgende Mitglieder an:

- der Vorsitzende der bischöflichen Kommission für Geistliche Berufe und Kirchliche Dienste (IV) und der/die Vorsitzende der Deutschen Ordensobernkonferenz. Beide Vorsitzende nehmen gemeinsam die Leitung der Koordinierungskonferenz wahr; im Verhinderungsfall können sie sich vertreten lassen;
- zwei weitere Bischöfe, die durch die Deutsche Bischofskonferenz benannt werden;

Koordinierungskonferenz

In den vergangenen Jahren hat ein intensives Bemühen um eine verbesserte Kooperation zwischen der Deutschen Ordensobernkonferenz und der Deutschen Bischofskonferenz stattgefunden. Eine Arbeitsgruppe hat im Januar 2010 das Konzept einer künftigen Zusammenarbeit zwischen beiden Konferenzen entwickelt. Gemäß Vita consecrata Nr. 50 soll es eine paritätisch besetzte „Koordinierungskonferenz zwischen der

Deutschen Bischofskonferenz und der Deutschen Ordensobernkonferenz“ geben, die in der Regel zweimal im Jahr zusammenkommen soll. Die Ordenskorrespondenz dokumentiert die vom Ständigen Rat der Deutschen Bischofskonferenz und dem Vorstand der Deutschen Ordensobernkonferenz approbierte „Ordnung“ dieser Koordinierungskonferenz, die erstmals in dieser Form im Dezember 2010 zusammentritt.

- zwei weitere Ordensobere/Ordensoberinnen, die durch die Deutsche Ordensobernkonferenz benannt werden;
- der Sekretär der Deutschen Bischofskonferenz;
- der/die Generalsekretär/in der Deutschen Ordensobernkonferenz;
- der Leiter des Bereichs Pastoral im Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz;
- ein Mitarbeiter aus dem Generalsekretariat der Deutschen Ordensobernkonferenz.

Die Mitglieder der Koordinierungskonferenz werden für die Dauer von 5 Jahren benannt. Scheidet ein Mitglied in dieser Zeit aus der Koordinierungskonferenz aus, so wird für den Rest der Amtszeit ein neues Mitglied benannt. Die Geschäftsführung der Koordinierungskonferenz wird im Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz wahrgenommen.

4. Die Koordinierungskonferenz tritt in der Regel zweimal im Jahr zusammen. Die Einladung erfolgt gemeinsam durch die Vorsitzenden der Kommission IV und der Deutschen Ordensobernkonferenz. Der Vorschlag zur Tagesordnung wird durch die Vorsitzenden erstellt. Nach Bedarf können weitere Fachleute aus dem Bereich der Deutschen Bischofskonferenz und der Deutschen Ordensobernkonferenz zu einer Sitzung eingeladen werden.

5. Über jede Sitzung der Koordinierungskonferenz wird ein Ergebnisprotokoll angefertigt, das vom Vorsitzenden der Kommission für Geistliche Berufe und Kirchliche Dienste (IV) sowie vom Vorsitzenden der Deutschen Ordensobernkonferenz unterzeichnet wird.



Aus dem Vatikan

Papst Benedikt XVI. hält Vortragsreihe über heilige Frauen von Kloster Helfta

Im Rahmen der Ende September gehaltenen Generalaudienzen setzte Papst Benedikt XVI. seine Vorträge über heilige Frauen des Mittelalters mit Betrachtungen über die Mystikerinnen Gertrud von Helfta und Mechthild von Hackeborn fort. Beide haben nahezu ihr gesamtes Leben im mitteldeutschen Zisterzienserinnenkloster Helfta verbracht. Die heilige Gertrud habe neben ihren hervorragenden intellektuellen Fähigkeiten eine große kommunikative Stärke gehabt: Menschen aller Klassen und Schichten konnte sie somit ihre Liebe zum Herrn weitergeben. Im Falle der heiligen Mechthild hob Benedikt ihre besondere Hingabe hervor, der in ihrer Offenheit für die übernatürlichen Dinge die Gnade zahlreicher Visionen Jesu Christi zuteil wurde. Gertrud, als einzige deutsche Heilige mit dem Beinamen „die Große“ versehen, wurde 1256 in Thüringen geboren und starb 1301/02 in Helfta; Mechthild wurde 1241 auf Burg Helfta bei Eisleben geboren, 1299 starb sie nach langer Krankheit im Kloster Helfta. Die beiden Frauen verband eine innige Beziehung; Gertrud wurde von Mechthild in die spirituelle Mystik eingeführt. Der Zisterzienserinnenkonvent im sachsen-anhaltinischen Helfta wurde 1999, über 450 Jahre nach der Aufhebung des Klosters im Zuge der Reformation, neu

belebt. Unter dem Titel „Revelationes Gertrudianae et Mechtildiana“ sind die Visionen der heiligen Frauen von Helfta in literarischer Form erhalten. Anfang September hatte der Papst in seinen Ausführungen über Hildegard von Bingen bereits über eine weitere heilige Ordensfrau aus Deutschland gesprochen. (or/dok)

SJM-Priester neuer Mitarbeiter im vatikanischen Staatssekretariat

Der deutsche Ordensmann P. Martin Linner SJM aus der Gemeinschaft der Diener Jesu und Mariens ist zum Mitarbeiter der deutschsprachigen Abteilung des päpstlichen Staatssekretariats berufen worden. Er tritt die Nachfolge von P. Andreas Schögggl LC an. Die Ordensgemeinschaft der Diener Jesu und Mariens wurde Anfang der 90er Jahre des 20. Jahrhunderts im Bistum Augsburg gegründet, verlagerte ihr Generalat jedoch nach einer Kündigung durch das Bistum bereits 1994 ins österreichische Bistum St. Pölten. Im selben Jahr wurde sie durch die Kommission Ecclesia Dei als Kongregation päpstlichen Rechtes anerkannt. (kna/dok)

Deutscher Jesuit wird Berater der Gottesdienstkongregation

Dieter Böhler, Jesuit und seit 2008 Professor für Altes Testament an der Philosophisch-Theologischen Hochschule

le Sankt Georgen, ist von Papst Benedikt XVI. zum Berater der vatikanischen Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramentenordnung berufen worden, wie der Vaktian Anfang November mitteilte. Der 1961 in Tiengen am Hochrhein geborene Böhler wurde 1991 zum Priester geweiht.

Vatikan billigt reformiertes Statut des Engelwerks

Die vatikanische Glaubenskongregation hat die Neuformulierung der Statuten des Engelwerks gebilligt. Bei der 1949 gegründeten Gemeinschaft handelt es sich um eine Vereinigung katholischer Ordensleute, Priester und Laien, die sich insbesondere der Engelverehrung widmet. Wesentlicher geistlicher Träger des Engelwerks ist der 1976 wiederbelebte Kreuzorden, dessen Stammsitz sich in Tirol befindet. In Deutschland ist der Orden in Schondorf am Ammersee vertreten. Der Billigung der neuen Statuten des Engelwerks war eine lange Auseinandersetzung mit der Glaubenskongregation vorausgegangen, in deren Folge die Kongregation verschiedene Riten und Praktiken des Werks für unzulässig erklärte. (rv/dok)

Benedikt XVI. spricht sechs Ordensleute heilig

Papst Benedikt XVI. hat im Rahmen einer Festmesse Mitte Oktober sechs Ordensleute heiliggesprochen, darunter erstmals eine Australierin. Vor mehreren zehntausend Gläubigen aus aller Welt erhob Benedikt XVI. auf dem Petersplatz in Rom zudem einen Polen, einen Kanadier, zwei Italienerinnen und eine Spanierin zur Ehre der Altäre.

Neben der ersten Heiligen des australischen Kontinents (s. auch S. 481), der Ordensgründerin Mary MacKillop (1842-1909), sprach Benedikt XVI. als Vorbilder für die Weltkirche den Kanadier Andre Bessette (1845-1937) von der Kongregation vom Heiligen Kreuz sowie die aus der mittelitalienischen Region Marken stammende Klarissin Battista Varano (1458-1524) heilig, ebenso die süditalienische Ordensgründerin Giulia Salzano (1846-1929) und die spanische Ordensgründerin Candida Maria de Jesus Cipitria y Barriola (1845-1912). Aus Polen schließlich stammt das sechste kanonisierte Ordensmitglied, der aus Krakau stammende Priester Stanislaw Kazimierczyk (1433-1489) von der Gemeinschaft der Laterankanoniker.

(kna/rv)

Vatikan-Synode zur Lage der Christen im Nahen Osten zeigt sich optimistisch

Die Ende Oktober beendete vatikanische Bischofssynode zur Lage der Christen im Nahen Osten hat nach Einschätzung des Franziskaners Pierbattista Pizzaballa OFM der Kirche neue Impulse gegeben. Der Kustos der Franziskaner in Israel räumte zwar einen Wandel der Situation der Christen im Nahen Osten ein, äußerte sich jedoch zuversichtlich, dass das Christentum weiterhin fester Bestandteil der Länder des Orients bleibe. Die Probleme und Herausforderungen des Nahen Ostens seien an die gesamte Kirche gerichtet, da eine enge Verflechtung mit der allgemeinen weltpolitischen Lage bestehe. Die Synode verfasste keine Abschlusserklärung, sondern diente in erster Linie der wissenschaftlichen Auseinandersetzung



und des persönlichen Austausches. Aus Deutschland war der Eichstätter Bischof Gregor Maria Hanke OSB in die Synode berufen worden. (kna)

Bischofskongregation instruiert apostolische Visitatoren für Irland

Mit einem Anfang Oktober durchgeführten Treffen der vatikanischen Bischofskongregation mit den vier Visitatoren wurde der Prozess der apostolischen Visitation in Irland initiiert. In einer Presseerklärung wurde betont, dass die Aufarbeitung des Leids im Vordergrund stehen müsse. Ferner wurden die Visitatoren damit beauftragt, den Priestern, Ordensleuten und Laien bei der geistlichen Erneuerung beizustehen, die Hilfsmaßnahmen für die Opfer zu überprüfen und die innerkirchlichen Präventionsprojekte gemäß den vatikanischen Leitlinien zu kontrollieren. Das Gremium der Visitatoren bilden Kardinal Cormac Murphy O'Connor, ehemaliger Erzbischof von London, sowie die irischstämmigen nordamerikanischen Bischöfe Kardinal Sean Patrick O'Malley (Boston), Thomas Christopher Collins (Toronto) und Terrence Thomas Prendergast (Ottawa). (kna)

Kurienkardinal Hummes OFM tritt zurück

Papst Benedikt XVI. hat das Rücktrittsgesuch des brasilianischen Kurienkardinals Claudio Hummes OFM (76) angenommen. Mit dem Präfekten der vatikanischen Kleruskongregation gibt der derzeit einzige lateinamerikanische Kurienminister sein Amt auf. Vergleichsweise spät kam der Franzis-

kaner Hummes an die römische Kurie. Erst im Alter von 72 Jahren wurde der damalige Erzbischof von Sao Paolo im Oktober 2006 an die Spitze der Kleruskongregation berufen. Höhepunkt seiner rund vierjährigen Tätigkeit an der Spitze dieser Kurienbehörde war das Internationale Priesterjahr. Dem von deutschen Vorfahren aus dem Hunsrück abstammenden Hummes wurde mit 40 Jahren die Leitung der südbrasilianischen Diözese Santo Andre übertragen. Zuvor amtierte er von 1972 bis 1975 als Provinzial seines Ordens in der Provinz Rio Grande do Sul. Im Mai 1996 machte ihn Papst Johannes Paul II. zum Erzbischof von Fortalezza im Nordosten des Landes. Knapp zwei Jahre später wurde er mit der Leitung der mit rund 6,6 Millionen Katholiken größten brasilianischen Diözese Sao Paolo betraut. (kna)

Sr. Enrica Rosanna für profunde theologische Ordensausbildung

Bei der Konferenz der südfranzösischen Föderationen der Karmelitinnen, die bereits Mitte Juni im südfranzösischen Venasque stattfand, sprach Sr. Enrica Rosanna FMA, Untersekretärin der Religiösenkongregation, zur Lage der Orden in Europa. Gemeinschaften in der westlichen Welt seien vom einem Schrumpfprozess betroffen, der teilweise mit einem Sterben identifiziert werden könne. es gelte jedoch umso mehr, die Ausbildung mit profundem theologischen Wissen und einem menschlichen Reifeprozess zu verknüpfen. Die hierzu nötigen Anstrengungen könnten in vielen Fällen nur in der Zusammenarbeit zwischen Gemeinschaften geleistet werden. (communicationes)

Aus der Weltkirche

Internationales

Die Union der Ordensobern-Vereinigungen in Europa (UCESM) hat eine neue Generalsekretärin. Die französische Ordensschwester *Josyane Cluzel* (61) gehört dem Orden der Schwestern Christi (Soeurs du Christ) an und folgt in ihrem Amt auf Sr. Clara Pavanello.

Eine der Hauptaufgaben des Anfang September gewählten neuen Generalabtes der Zisterzienser, Dom Mauro-Giuseppe Lepori aus dem schweizerischen Kloster Hauterive, wird die Zusammenführung der beiden Ordenszweige sein. Papst Johannes Paul II. hatte bereits 1998 an Zisterzienser und Trappisten appelliert, wieder zur Einheit zurückzukehren. Der neue Generalabt stammt aus dem Tessin und war zuvor Abt des im Kanton Fribourg gelegenen Klosters Hauterive. (apic)

33 Eremitinnen und Eremiten aus sechs verschiedenen Nationen sind Ende September im Marienwallfahrtsort Haus Lindenberg (Erzbistum Freiburg) zu einer Konferenz zusammengekommen. Unter den Teilnehmern waren Ordensangehörige wie auch Diözesaneremiten, deren kirchenrechtliche Stellung im Canon 603 des Codex Iuris Canonici geregelt ist. Neben dem persönlichen Austausch standen Fachvorträge zur eremitischen Lebensform auf dem Programm, gehalten vom Dogmatiker Michael Schneider SJ (Sankt Georgen) und der Wiener Spiritualitätstheologin Marianne Schlosser.

Belgien

Die Ende Juni 2010 aus einer Fusion hervorgegangene Belgische Ordensobrenkonferenz (COREB) hat ihren ersten Vorstand bestimmt. Zum Präsidenten wurde P. Daniel Sonveaux SJ bestimmt, seine Vertreterin ist Sr. Louise Morard OSB. Sekretärin der Konferenz, die aus den Vorgängervereinigungen der Männer- und Frauenorden hervorgegangen war, ist Frau Nicole Denié.

Frankreich

Mit einem viertägigen Festival unter dem Titel „Ganz Europa in Cluny“ haben die Feierlichkeiten zum 1.100-jährigen Bestehen der Abtei Cluny Mitte September ihren Höhepunkt gefunden. Bereits im Herbst des vergangenen Jahres läutete die burgundische Kleinstadt das Jubiläumsprogramm ein, während dessen zum Ausdruck gebracht werden soll, welche zentrale Rolle der Ort für die Geschichte Europas spielt. Die Geschichte des benediktinischen Reformordens der Kluniazenser begann im September 910 mit der Schenkung eines Gutshofs an Abt Benno von Baume. 1088 wurde der Grundstein für die Klosterkirche gelegt, die bis zum Bau des Petersdoms der größte Sakralbau der Christenheit war. Zeitweilig gehörten der Gemeinschaft 10.000 Mönche in rund 1.200 Klöstern an. Heute sind nur noch Fundamente und einige Ruinen der Kirche erhalten, die von französischen Revolutionstruppen zunächst als Steinbruch genutzt und später gesprengt wurde. Seit den



1980er Jahren laufen Sanierungs- und Rekonstruktionsarbeiten im UNESCO-Weltkulturerbe von Cluny; seitdem wurden rund 18 Millionen Euro in die Anlage investiert, deren Kernstück mittlerweile eine Kunsthochschule darstellt. (kna)

Der Film „Des hommes et des Dieux“ („Von Menschen und von Göttern“) über den Mord an Trappistenmönchen in Algerien hat bereits jetzt außerordentliche Resonanz erzielt. Nachdem das Werk des französischen Regisseurs Xavier Beauvois bereits mit dem „Großen Preis“ der Filmfestspiele von Cannes ausgezeichnet worden war, strömten zwei Wochen nach dem Kinostart Anfang September bereits eine Million Besucher in die französischen Kinos. Eine nationale Jury beschloss daraufhin, „Des hommes et des Dieux“ als französischen Beitrag in das Rennen um den Oscar für den besten ausländischen Film zu entsenden. Das Werk erzählt die Geschichte des Überfalls auf ein algerisches Trappistenkloster im Jahre 1996. Einen Monat nach ihrer Entführung wurden die Mönche ermordet. Bis heute ist ungeklärt, wer die eigentlichen Verantwortlichen für die Ermordung sind. (kna)

Italien

Eine Fachtagung „Papsttum und Orden im Europa des 12. und 13. Jahrhunderts“ hat vom 16. bis 19. Juli 2010 im italienischen Lovenno di Menaggio stattgefunden. Organisiert wurde die Veranstaltung von Wissenschaftlern der Universitäten Erlangen, Matera, Dresden und Eichstätt. Ziel der Tagung war es, den Kommunikationssystemen

und -strukturen der Orden und Klöster die Innovations- und Integrationstendenzen des Papsttums des damaligen Zeitraums vergleichend gegenüber zu stellen.

In Vorträgen zu der Frage, wie kanonisches Recht kommuniziert wurde, wurde deutlich, dass die Verbreitung der Rechtsordnungen lange Zeit nicht vom Papsttum ausging, sondern von der Peripherie, dort besonders von einigen Subzentren wie Klöstern, Universitäten oder Hohen Schulen, gefördert wurde. Auch das Kirchenrecht selbst wurde in der Rechtspraxis erst nach und nach vom Fallrecht zum allgemeinen Recht fortentwickelt. Das Papsttum kann demnach wohl auch im 12. und 13. Jahrhundert noch nicht als Rechtsschöpfer angesehen werden.

Weiter ging es um die verschiedenen Formen griechischer und lateinischer Klöster, die sich in Süditalien vom Frühmittelalter bis zur normannischen Herrschaft herausgebildet hatten, über ihre jeweilige Regel (vor allem die Basilienregel), ihre Sprache, ihre Liturgie, ihre Schrift bis zu Austauschprozessen zwischen diesen Klöstern.

Schließlich beschäftigte sich die Tagung mit der Kommunikation zwischen Päpsten und Klöstern bzw. religiösen Gemeinschaften sowie mit Klosterpolitik im osteuropäischen Raum. In einem Vortrag zur päpstlichen Ordensreform zeigte einer der Referenten, Hans-Joachim Schmidt, auf, wie sehr der Versuch der Päpste im 13. Jahrhundert, Reformansätze des Zisterzienserordens (Generalkapitel, Visitationen) auf Benediktinerklöster zu übertragen, von Kommunikationsproblemen und -hindernissen geprägt war. In diesem Zusammenhang sei es zu einer „Sys-

temkonkurrenz“ zwischen päpstlicher Allgewalt (Eingriffe in klösterliche Statuten) und der vita monastica (Kontemplation, Askese usw.) gekommen.

(mit Material von Veronika Unger, Erlangen)

Österreich

Eine maronitische Ordensgemeinschaft übernimmt das Wiener Servitenkloster: Die Kongregation der Libanesischen Maronitischen Missionare wird künftig in dem Kloster leben, das damit zugleich Zentrum für die rund 140 Mitglieder zählende orientalische Christengemeinde Wiens wird. Die Serviten hatten sich im Jahr 2009 aus dem Kloster zurückgezogen. Benannt ist die maronitische Kirche nach dem Priestermonch Maron, zu dessen Gedenken nach seinem Tod um das Jahr 410 ein Kloster errichtet wurde. Die maronitische Kirche selbst entstand nach dem Konzil von Chalkedon (451). Seit dem 12. Jahrhundert ist die maronitische mit der römisch-katholischen Kirche uniert und erkennt den Papst als Oberhaupt an. (on)

Österreich/USA

Das Augustiner-Chorherrenstift Klosterneuburg gründet in den USA eine neue Niederlassung: Das gab Abtprimas Propst Bernhard Backovsky Mitte November bekannt. Drei Chorherren werden ab Sommer 2011 in der Diözese Rockville Centre im Staat New York in dieser Niederlassung leben und zwei Pfarren betreuen. „Die neue kleine US-Kommunität wird im Pfarrhof von St. Patrick's ein gemeinsames Leben nach den Regeln des Heiligen Augustinus führen und damit das Institut der Re-

gularkanoniker in den Norden der USA einführen“, so Abtprimas Backovsky. In personeller Hinsicht sei diese Neugründung nur deshalb möglich, weil das Stift genügend Ordensnachwuchs habe und in den nächsten Jahren auf einige neue Priester hoffen könne. Die Neugründung erfolge auf Einladung und Wunsch von Bischof William Murphy von Rockville Centre. Das Stift Klosterneuburg betreut bereits 24 Pfarren in Niederösterreich und Wien sowie die Pfarre Bergen in Norwegen. (kap)

Schweden

Das 2001 von Jesuiten gegründete Newman-Institut im ostschwedischen Uppsala ist offiziell zur Hochschule erhoben worden. Nachdem die schwedische Regierung bereits zu Beginn dieses Jahres den Jesuiten das Recht zur Verleihung staatlicher universitärer Abschlüsse eingeräumt hatte, nahm P. Adolfo Nicolás SJ, Generaloberer der Jesuiten, Anfang September die Einweihung der Hochschule vor. Damit hat Schweden zum ersten Mal seit der Reformation wieder eine katholische Universität. Zuständig für das Newman-Institut ist die deutsche Provinz der Jesuiten, der auch alle anderen Niederlassungen des Ordens in Skandinavien angegliedert sind. (rv/sj)

Finnland

In Finnland ist Mitte August 2010 der erste ökumenische Karmel des Landes eröffnet worden. Der insgesamt fünfköpfige Konvent, ausschließlich aus Einheimischen beiderlei Geschlechts bestehend, ist auf der kaum bewohnten Insel Vartiosaari beheimatet. Als



Vertreter des Ordens der Unbeschuhten Karmeliten nahm P. Francisco Brändle OCD das Versprechen der Kandidaten entgegen. An der Eucharistiefeier im Rahmen der Feierlichkeiten nahmen sowohl der lutheranische als auch der anglikanische Pastor teil. Die Idee des ökumenischen Karmels entstand 1996 im nordspanischen Kantabrien. 2004 erfolgte die Anerkennung durch die Generalleitung der Unbeschuhten Karmeliten. Die Gründung eines Konvents in Finnland konnte nun nach siebenjähriger Vorlaufzeit stattfinden.

(communicationes)

Großbritannien/Deutschland

Deutsche und englische Meister-Eckhart-Forscher wollen die Lehren des mittelalterlichen Mystikers und Dominikaners einem breiteren Publikum erschließen. Das vereinbarten sie in Erfurt bei einem Besuch von Vertretern der britischen „The Eckhart Society“. Diese hatten historische Stätten in der Landeshauptstadt besichtigt, an denen Meister Eckhart gewirkt hatte. Meister Eckhart (1260–1328) wurde vermutlich in Hochheim bei Gotha geboren. Um 1275 trat er im Erfurter Predigerkloster in den Dominikanerorden ein. Den 750. Geburtstag des Theologen und Philosophen nahm die britische Delegation zum Anlass eines ersten Treffens mit der deutschen Meister-Eckhart-Gesellschaft. Unter anderem planen beide Organisationen nun Übersetzungen ihrer jeweiligen Forschungsergebnisse und zweisprachige Veranstaltungen. Der Vorsitzende der deutschen Meister-Eckhart-Gesellschaft, der Moraltheologe Dietmar Mieth, betonte, das weltweite Interesse an dem Mystiker

belege dessen große Bedeutung für die Gegenwart. Sein Werk werde auch von Anhängern des Hinduismus, Buddhismus, Islam und Judentums aufgegriffen. (kna)

Türkei

Durch eine Sondergenehmigung der türkischen Regierung konnte zum Hochfest Mariä Himmelfahrt zum ersten Mal seit 88 Jahren eine Liturgiefeier im orthodoxen Sümela-Kloster begangen werden. Das seit den 1920er Jahren, als es zu einem Bevölkerungsaustausch zwischen Griechenland und der Türkei kam, als Museum genutzte Sakralmonument befindet sich in der Nähe der Stadt Trabzon im Nordosten der Türkei unweit des Schwarzen Meeres. Das Sümela-Kloster war bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts ein beliebtes Wallfahrtsziel, da es als Aufbewahrungsort einer Marienikone diente, die der Überlieferung nach vom Evangelisten Lukas stammte. An der Messfeier, der der Patriarch von Konstantinopel, Bartholomaios I., vorstand, nahmen rund 500 Besucher innerhalb der Kirche und knapp 1000 durch außen aufgestellte Bildschirme teil. Überschattet wurde die Liturgiefeier von Protesten rechtsgerichteter türkischer Politiker, die der griechisch-orthodoxen Gemeinde vorgewarfen, mit dem Gottesdienst am 15. August eine Wiederkehr des Byzantinischen Reiches beschwören zu wollen. Die Polizei hatte daher vorübergehend einen Kommunalpolitiker und einen Journalisten in Trabzon in Gewahrsam genommen. (kna)

Die Bundesregierung verfolgt nach eigenen Angaben die Entwicklungen

um das Kloster Mor Gabriel im Osten der Türkei weiter „sehr aufmerksam“. Die deutsche Botschaft stehe angesichts der laufenden Gerichtsverfahren um eine mögliche Enteignung in regelmäßigem Kontakt mit türkischen Regierungsstellen und Vertretern des syrisch-orthodoxen Klosters, erläuterte die Regierung in ihrer Antwort auf eine Kleine Anfrage der Linksfraktion, wie die Bundestagspressestelle am 26. Oktober 2010 mitteilte. Demnach sind die Lage der nicht-muslimischen Minderheiten und das Thema Religionsfreiheit „feste Bestandteile des politischen Dialogs“ zwischen Berlin und Ankara. Das 1.600 Jahre alte Kloster befindet sich seit längerem mit dem türkischen Staat im Rechtsstreit um Grundstücksfragen. Vertreter der Unionsfraktion wie der Kirchen mahnen immer wieder an, die Rechte der christlichen Minderheit zu respektieren und zu achten. (kna)

Israel

Eine Forschungsgruppe unter der Leitung des israelischen Archäologen Gerald Finkelstein hat in Jerusalem die Reste eines 1948 zerstörten Klosters französischer „Marie-Reparatrice“-Schwestern ausgegraben. Das Kloster befand sich in unmittelbarer Nachbarschaft zu noch heute erhaltenen Gebäuden innerhalb des französischen Viertels wie dem Saint-Louis-Hospital und dem Pilgerhaus Notre Dame. Das Viertel war als Signal der französischen Kirche gegen die zunehmend säkularistischen Tendenzen in Frankreich zum Ende des 19. Jahrhunderts entstanden. Der Konvent der „Marie-Reparatrice“-Schwestern fiel als einziges Sakralgebäude dem jüdisch-arabischen Krieg

zum Opfer, der im Mai 1948 nach der Proklamation des Staates Israel ausgebrochen war. Die Archäologen um den israelischen Wissenschaftler französischer Herkunft bekamen im Zuge des Jerusalemer Straßenbahnbaus Zugang zum Gelände. Nachdem sie Devotionalien und Alltagsgegenstände geborgen hatten, wurde das Areal wieder zugeschüttet. (kna)

Mit einem Wohnungsbauprojekt gehen die Franziskaner gegen die Abwanderung der christlichen Bevölkerung im Heiligen Land vor. Ende September nahm der Franiskanerkustos P. Pierbattista Pizzaballa OFM in Anwesenheit des apostolischen Nuntius, Erzbischof Antonio Franco, die Einsegnung von 68 Wohnungen in Betfage am östlichen Ende des Ölbergs vor. Die Immobilien werden zu günstigen Konditionen an katholische Christen vermietet, die unter rund 600 Bewerbern ausgewählt wurden. Der Einsegnung gingen jahrzehntelange Verzögerungen des Projekts voraus, die im wesentlichen durch den palästinensischen Unabhängigkeitskampf und juristische Schikanen bedingt waren. (kna)

Peru

Am 27. August 2010 wurde der aus Puerto Rico stammende 80-jährige P. Linan Ruiz Morales OFM in der peruanischen Hauptstadt Lima ermordet. Ein 26-jähriger Mitarbeiter des Missionars wurde ebenfalls tot aufgefunden. Auch er starb wie P. Ruiz Morales an den Folgen zahlreicher Messerstiche. P. Ruiz trat im Alter von 27 Jahren ins Noviziat der Franziskaner ein. Lange Jahre war er in der Erzdiözese Lima im Bereich der



Jugendarbeit tätig. In den letzten Jahren hatte er sich vor allem armen Menschen gewidmet. (on)

Südamerika

Angehörige der Jesuiten und der Passionisten machen mit ungewöhnlichen Aktionen auf die aus ihrer Sicht ungerechte Lage der indigenen Bevölkerung aufmerksam. Konkret geht es um das schwebende Strafverfahren gegen einen der Rebellion bezichtigten italienischen Passionisten in Peru sowie um den Hungerstreik eines Jesuiten in Venezuela. Im Falle des Paters Mario Bartolini, dem zwölf Jahre Freiheitsentzug und die Ausweisung aus Peru drohen, warnen seine italienischen Mitbrüder vor einem gefährlichen Präzedenzfall. Am Maßstab des Verfahrenshergangs gemessen, könnten weitere Missionare, die sich für Indios einsetzen, ähnlichen Repressalien ausgesetzt werden. Bartolini wird vorgeworfen, im Mai 2009 für Ausschreitungen bei Protesten gegen eine Fabrik zur Gewinnung von Biodiesel im Amazonasgebiet mitverantwortlich zu sein. Der Jesuit P. José María Korta SJ hat nach neun Tagen seinen Hungerstreik gegen die Festnahme eines Stammesführers aus der Ethnie der Yukpa vorerst beendet. Der Yukpa-Indio wurde nach einem vermeintlichen Schusswechsel festgenommen; tatsächlich befindet sich der Indiostamm im Streit mit der venezolanischen Regierung um Nutzungsrechte in seinem Territorium. Korta ließ sich zunächst durch die Beschwichtigung des Umweltministeriums, wonach der Grenzverlauf neu überprüft werde, von der Fortsetzung seines Streiks abbringen. (kna)

Indien

In einer eingehenden Untersuchung zu den Christenverfolgungen im indischen Bundesstaat Orissa, die im Sommer 2008 zu Toten, Kirchenzertörungen und Flüchtlingsströmen geführt hatten, wirft ein „nationales Volkstribunal“ den Behörden schweres Versagen vor. Durch ein entschiedenes Eingreifen hätten zahlreiche Menschenleben gerettet werden können, urteilten die Tribunalmitglieder, unter ihnen hochrangige pensionierte Richter, Ende August in der Hauptstadt Neu Delhi. Das Tribunal, eingesetzt vom „National Solidarity Forum“, fungierte als eine Art „Wahrheitskommission“ und hat keine juristischen Kompetenzen.

Unterdessen hat in Indien eine öffentliche Hetzkampagne gegen eine Ordensfrau begonnen, die vor zwei Jahren von 50 hinduistischen Männern vergewaltigt und öffentlich gefoltert worden war, ohne dass die Polizei eingegriffen hatte. Die heute 29-jährige Inderin Meena Barwa aus dem Servitenorden war im August 2008 im Bundesstaat Orissa eines der ersten Opfer der Welle von Gewalt geworden. Nachdem die Schwester nun ihren mutmaßlichen Tätern gegenübergestellt worden war, wird sie selbst als kriminell dargestellt. (kna/apic)

Anlässlich des 100. Geburtstags der indischen Ordensschwester Alphansa Muttahupadath (1910-1946) hat Staatspräsidentin Pratibha Patil die 2008 heiliggesprochene Franziskanerin als spirituelles Vorbild für Indien gewürdigt. Sie habe in ihrem Wirken ein Zeugnis tiefer Gottesnähe zum Ausdruck gebracht, an der sie trotz Armut und Leid stets fest-

gehalten habe. Das indische Staatsoberhaupt, der hinduistischen Mehrheit zugehörig, würdigte Muttahupadath Mitte August vor rund 100.000 Menschen an ihrer Grabstätte in Bharananganam. Das Dorf liegt im christlich geprägten Bundesstaat Kerala, dessen christliche Wurzeln auf die Missionstätigkeit des Apostels Thomas zurückgehen. Von den knapp 1,1 Milliarden Indern bekennen sich rund zwei Prozent zum christlichen Glauben. (kna/dok)

Australien

Entgegen anders lautenden Medienberichten soll bei der vorübergehenden Exkommunikation der ersten australischen Heiligen, Sr. Mary MacKillop, nicht ihre Anzeige wegen Verdachts auf Kindesmissbrauch durch einen Priester ausschlaggebend gewesen sein. Entsprechenden Behauptungen des „Sydney Morning Herald“ stellte sich Ende September der Chefpostulator für die Heiligsprechung Mackillops, Paul Gardiner, entgegen. So sei die Anzeige nicht von Sr. Mary persönlich, sondern von ihren Mitschwestern erstattet wor-

den. Im Laufe weiterer Anzeigen sei innerhalb gewisser Kreise der Diözese eine starke Abneigung gegen die Gemeinschaft der Josefsschwestern entwickelt worden. Stellvertretend für ihren Orden wurde die Gründerin MacKillop daraufhin aus der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen. Die Exkommunikation währte jedoch nur fünf Monate. Im vergangenen Jahr hatte sich der amtierende Erzbischof von Adelaide, Philip Wilson, bei den Josefsschwestern entschuldigt. (kna)

Aus einer am 15. November in Sydney veröffentlichten Studie des „Catholic Religious Institutes in Australia“, die von der Australischen Bischofskonferenz in Auftrag gegeben worden war, geht hervor, dass es im Jahr 2009 in Australien insgesamt 8.422 katholische Ordensleute gegeben hat. Davon sind 884 Brüder, 1.611 Ordenspriester und 5.927 Ordensschwestern. Der Anteil der weiblichen Ordensmitglieder liegt also bei etwas über 70 Prozent. Das Durchschnittsalter aller Ordensleute liegt der Studie zufolge bei 73 Jahren. (kna)



Aus der Deutschen Ordensobernkonferenz

Personelles

Der Konvent des Priorates der Schwestern Unserer Lieben Frau zu Habsthal hat am 28. Oktober 2010 *Sr. Kornelia Kreidler OSB* zur neuen *Priorin* gewählt. Sie löst in diesem Amt *Sr. Walburga Wolf OSB* ab.

P. Hermann Josef Jünemann SMM ist im Oktober vom Generaloberen der Montfortaner Patres zum neuen *Superior* der Deutschen Delegation des Ordens der Montfortaner Patres ernannt worden. Mit der Ernennung geht ein Wechsel des juristischen Status der Montfortaner in Deutschland von einer Vize-Provinz zu einer Delegation einher. *P. Jünemann*, geboren 1948 in Staßfurt und aufgewachsen in Bonn, trat 1972 den Montfortanern bei und wurde 1975 zum Priester geweiht. An eine Zeit als Kaplan schloss sich ein Ergänzungsstudium der Spiritualität in Rom an. Er war Mitarbeiter und seit dem Jahr 2000 Direktor des Internationalen Missionswerks der Montfortaner Patres im deutschen Sprachraum sowie Schriftleiter der Zeitschrift des Missionswerks „Im Dienst der Königin“. Er ist als Exerzitienbegleiter und Pilgerseelsorger tätig.

Die aus Chile stammende *Sr. M. Aleja Slaughter* wurde am 15. September 2010 durch das Generalkapitel zur *Generaloberin* des Säkularinstitutes der Schönstätter Marienschwestern mit Sitz in Vallendar gewählt. Sie ist Nachfolgerin von *Sr. M. Jacoba Kesselheim*.

Sr. M. Aleja war bisher Assistentin im Generalrat der Gemeinschaft für den spanisch-portugiesischen Sprachraum.

Der Konvent der Dominikanerinnen des Klosters St. Ursula in Donauwörth hat *Sr. Teresa Westermeier OP* im September zur neuen *Priorin* gewählt. Sie folgt auf *Sr. M. Bernarda Reiter OP*.

Der Klarissenkonvent Paderborn hat am 25. August 2010 *Sr. Anna Maria Dicke OSC* zur neuen *Äbtissin* gewählt. Sie löst in diesem Amt *Sr. Maria Arnold OSC* ab.

Im Rahmen ihres Generalkapitels, das vom 16. bis 28. Oktober 2010 im Mutterhaus in Aachen stattfand, haben die Armen-Schwestern vom hl. Franziskus *Sr. Katharina Maria Finken SPSF* als *Generaloberin* für eine weitere Amtszeit wiedergewählt. Sie hat das Amt seit dem Jahr 2004 inne. Mit Blick auf eine beschlossene Strukturveränderung verkürzt sich die normalerweise sechsjährige Amtszeit der neu gewählten Generalleitung auf dreieinhalb Jahre; das nächste Generalkapitel wird bereits im März 2014 stattfinden.

Das Generalkapitel der Münchener Vinzentinerinnen hat *Sr. Theodolinde Mehlretter* am 07. Oktober 2010 in ihrem Amt als *Generaloberin* für weitere sechs Jahre bestätigt. Sie bekleidet ihr Amt seit 2004.

Das Provinzkapitel der Missionare vom Hl. Herzen Jesu hat *P. Walter Licklede-
rer MSC* für eine weitere Amtszeit von
drei Jahren zum *Provinzial* gewählt.
Das Kapitel der für Süddeutschland und
Österreich zuständigen Provinz fand
vom 29.08. bis 02.09.2010 statt.

Sr. Mechtild Meckl CJ, Generaloberin
der Congregatio Jesu, hat mit Zustim-
mung des Generalrates im September
die Amtszeit von *Sr. Angela Fries CJ* als
Provinzoberin der Mitteleuropäischen
Provinz des Ordens um drei weitere
Jahre verlängert.

Das Generalkapitel der Franziskane-
rinnen des Crescentiaklosters in Kauf-
beuren hat am 14. August 2010 *Sr. M.
Regina Winter OSF* in ihrem Amt als
Generaloberin für eine weitere Amtszeit
bestätigt.

Das Generalkapitel der Vinzentinerin-
nen in Paderborn hat *Sr. M. Cäcilie
Müller* in ihrem Amt als *Generaloberin*
für eine weitere Amtszeit bestätigt.

Sr. M. Lucilla Hauser ist im Rahmen
des Provinzkapitels der Schulschwes-
tern von Unserer Lieben Frau, das am
19. Juni 2010 in Auerbach stattfand,
für eine weitere Amtszeit von vier Jah-
ren zur *Provinzoberin* wiedergewählt
worden.

Der Vorstand der DOK hat in seiner Sit-
zung am 2. September 2010 *Abt Albert
Dölken O.Praem.* als Ordensvertreter
für die Konferenz der Seelsorgeamts-
leiter benannt. Er wurde zugleich mit
der Leitung des Forums Seelsorge und
Evangelisation in der DOK betraut.

Erzbischof Zollitsch lobt Einsatz der Ordensleute

Der Vorsitzende der Deutschen Bi-
schöfskonferenz, Erzbischof Dr. Robert
Zollitsch, hat die Arbeit der Ordens-
gemeinschaften gewürdigt und deren
Arbeit als „aufopferungsvollen Dienst“
bezeichnet. „Wir haben großes Ver-
trauen in Ihre Ordensgemeinschaften.
Wo immer die Kirche in Deutschland
mit Dank und durchaus auch etwas mit
Stolz auf Beispiele gelungenen Dienstes
an den Menschen schauen darf, gehö-
ren Frauen und Männer aus den Orden
zu den Promotoren: Menschen, die
dem Leben in einer besonderen Chris-
tusverbundenheit geweiht sind“, sagte
Erzbischof Zollitsch anlässlich einer
Begegnung mit Ordensfrauen Ende Ok-
tober in Rom. Die Ordensleute gehörten
zu den „geistlichen Schrittmachern in
vielen Bistümern“. Die Bischofskon-
ferenz arbeite immer enger mit den
Ordensgemeinschaften zusammen, was
sich auch in der gerade neu gegründe-
ten Koordinierungskonferenz zwischen
der Deutschen Bischofskonferenz und
der Deutschen Ordensobernkonzferenz
zeige. Zollitsch rief die Ordensfrauen
auf, mitzuhelfen, „dass die Kirche ihre
Verantwortung für das Gemeinwohl
auch künftig kraftvoll wahrnehmen
und Menschen verschiedener Herkunft,
Lebenslage und Ausrichtung zur Seite
stehen kann“.

(dbk)

DOK positioniert sich in der Debatte um Umstrukturierung des Bereiches Weltkirche

Am 5. Oktober 2010 trafen sich Vertre-
ter der DOK mit Herrn Erzbischof Dr.
Ludwig Schick, dem Vorsitzenden der



Kommission Weltkirche der Deutschen Bischofskonferenz, im Kloster Himmelspforten in Würzburg. Das Gespräch diente dem Meinungsaustausch über die angestrebten Veränderungen der weltkirchlichen Arbeit in Deutschland. Mit der neuen „Konferenz Weltkirche“ entstehen neue Strukturen, die zu einer verbesserten Abstimmung unter den verschiedenen weltkirchlich und missionarisch aktiven Gruppierungen und Organisationen beitragen soll. In dem Gespräch unterstrichen die DOK-Vertreter ihre Bereitschaft zu einer konstruktiven Mitarbeit in der neuen Konferenz, betonten aber zugleich, dass die Neuerungen die Autonomie der missionierenden Orden nicht gefährden oder beeinträchtigen dürften. Der Erzbischof versicherte, dass Vielfalt weltkirchlichen Engagements erhalten bleiben solle. Dennoch stellte sich für die Ordensseite die Frage, ob angesichts der vielen unterschiedlichen Akteure eine „verbindliche“ Koordination überhaupt erreichbar sei, wie sie von der Rahmenordnung der neuen Konferenz Weltkirche vorgesehen ist. Des Weiteren informierten die DOK-Vertreter über die Ziele der neuen „Konferenz der Missionierenden Orden“ (KMO). Der Erzbischof begrüßte ausdrücklich ihre Errichtung. Neben der MARMICK für die Hilfswerke und der „Kommission der Diözesanverantwortlichen Weltkirche“ (KDW) besäßen nun alle Hauptträger der weltkirchlichen Arbeit in Deutschland eigene Beratungsgremien.

Kardinal Wetter würdigt Standhaftigkeit von Mary Ward

Der Münchner Altbischof Kardinal Friedrich Wetter hat die Standhaftigkeit

der Gründerin der Congregatio Jesu, Mary Ward (1585-1645), gewürdigt. Gegen alle Widerstände habe sie im elisabethanischen England zur Zeit der Katholikenverfolgung zu ihrem Glauben gestanden, auch als Papst Urban VIII. sie als Ketzerin inhaftieren ließ, sagte Wetter Ende September 2010 in Augsburg. Dort hielt er im Mariendom einen Festgottesdienst anlässlich der Gründung der Gemeinschaft vor 400 Jahren. Das Beispiel der Mary Ward zeige, dass die Kirche sich nicht durch Werbung und orientierungslose Betriebsamkeit erneuere, sagte Wetter. Allein auf die Liebe zu Jesus Christus komme es an: „Glaube heißt auch, für das eigene Bekenntnis zu kämpfen.“ (kna)

DOK TV – Medienproduktionsgesellschaft hat Muster-Talksendung „Lebensweisen“ erstellt

Nach Gründung der DOK TV & Media GmbH als Multimedia-Produktionsgesellschaft katholischer Ordensgemeinschaften hat die GmbH ihre Arbeit aufgenommen. Ihr Ziel: Spiritualität und Glaubenserfahrung der Orden in Deutschland, deren Lebenserfahrung etwa in der Jugendarbeit, ihren Einsatz für die Kranken oder für Menschen in sozialen Nöten in die Medien zu bringen. Die GmbH versteht sich auch als Dienstleister für Medienanliegen der Orden.

Jesuitenzeitschrift „Geist und Leben“ online verfügbar

Die 1926 gegründete Spiritualitätszeitschrift „Geist und Leben“ des Jesuitenordens steht seit Ende September 2010

von der ersten Ausgabe an online zur Verfügung. Auf den Internetseiten der Zeitschrift www.geistundleben.de ist jeder Artikel als PDF-Dokument mit Kopiermöglichkeit ins Word-Format kostenfrei zum Download erhältlich. Vom ersten Heft des Jahres 2007 bis zum heutigen Zeitpunkt steht jeweils nur ein Artikel pro Heft zur Verfügung. Mit dem Ablauf einer dreijährigen Frist werden die weiteren Artikel kontinuierlich freigeschaltet. Gegründet unter dem Titel „Zeitschrift für Ascese und Mystik“, reflektieren die Beiträge die Entwicklung katholischer Spiritualität von der Weimarer Republik bis in unsere Zeit. Seit 1947 erscheinen sechs Hefte pro Jahr. Die Kosten für die Digitalisierung von rund 40.000 Seiten wurden wesentlich von der Deutschen Bischofskonferenz und dem Erzbistum Köln mitgetragen.

Benediktiner verlassen Abtei Michaelsberg in Siegburg

Ein knappes Jahrtausend nach ihrer Gründung wird die Siegburger Benediktinerabtei auf dem Michaelsberg aufgelöst. Die Schließung des Klosters soll Mitte 2011 erfolgen, wie Verantwortliche des Klosters am 8. November 2010 in Siegburg erklärten. Als Gründe für die Auflösung gab der Hausobere, P. Christian Dieckmann OSB, finanzielle Sorgen und personelle Gründe an. „Es fehlt die mittlere Generation, die Führungsaufgaben übernehmen kann“. Die kleine Gemeinschaft könne die an sie gestellten geistlichen Anforderungen nicht mehr ausfüllen. Es fehle in jeder Hinsicht an Substanz, aus der ein Neuanfang benediktinischer Prägung erwachsen könnte. Auch die Suche nach

personeller Unterstützung aus anderen Klöstern des Ordens sei ergebnislos geblieben. Daher habe der Konvent entschieden, das Kloster rechtzeitig und schuldenfrei zu schließen. Jeder der zwölf Mitbrüder müsse nun ein neues Zuhause finden. (kna/dok)

Franziskanerinnen von Mayen verlassen Kloster Helgoland

Zum Ende des Jahres 2010 werden die Franziskanerinnen von der Heiligen Familie ihr 1923 eröffnetes Kloster Helgoland in Mayen bei Koblenz verlassen. Anfang Oktober feierten die Schwestern ein letztes Hochamt mit dem Abt von Maria Laach, Benedikt Müntnich OSB, und dem Trierer Weihbischof Jörg Michael Peters. Die acht verbleibenden Franziskanerinnen werden in Ordenseinrichtungen nach Polch und Aachen ziehen. (orden-online)

Hochwasser in Abtei St. Marienthal verursacht Kosten von elf Millionen Euro

Das Hochwasser der aus den Ufern getretenen Neiße hat am Zisterzienserinnenkloster Sankt Marienthal in Ostritz Schäden in Höhe von rund elf Millionen Euro verursacht. Dies teilte die Priorin des ostsächsischen Klosters, Sr. Elisabeth Vaterodt O.Cist., Ende August mit. Von der Gesamtsumme entfallen acht Millionen Euro auf die eigentlichen Klostergebäude samt der Kirche, deren Befreiung von Feuchtigkeit und Schimmel Monate dauern wird. Die Schwestern haben inzwischen eine provisorische „Hofkapelle“ im früheren Brauereigebäude der Abtei eingerichtet. Weitere drei Millionen müssen in die



Sanierung des auf dem Klostergelände befindlichen Tagungszentrums investiert werden. Hinzu kommen Einnahmeausfälle in Höhe von mindestens 600.000 Euro. Die Arbeitsplätze von rund 100 Mitarbeitern sind dadurch in Gefahr. Aufgrund der Nähe zur Neiße verfügt die gesamte Klosteranlage über keinen Versicherungsschutz für Hochwasserschäden. Das Bonifatiuswerk und das Bistum Dresden-Meißen haben in einer ersten Hilfsaktion Spenden in Höhe von 110.000 Euro aufgebracht. Auch das Bistum Würzburg leistete finanzielle Soforthilfe. Die Deutsche Bundesstiftung Umwelt (DBU) unterstützt das Internationale Begegnungszentrum Sankt Marienthal in Ostsachsen bei der Beseitigung der Hochwasserschäden mit einer Million Euro. Das Kloster bittet weiterhin um Spenden. Das seit 1234 ununterbrochen bestehende Zisterzienserinnenkloster war Anfang August von einer gewaltigen Flutwelle getroffen worden. Die Wassermassen erreichten eine Höhe von zwei Metern.

(kna/bw/pow)

Bundeskanzlerin Merkel zu Gast in Maria Laach

Die Bundeskanzlerin und CDU-Vorsitzende Angela Merkel stattete Mitte August den Benediktinern der Abtei Maria Laach einen Besuch ab. Anlass war die Klausurtagung der rheinland-pfälzischen CDU, die seit drei Jahren regelmäßig in dem Eifelkloster stattfindet. Vor Beginn der Klausurtagung führte Abt Benedikt Müntnich OSB die Kanzlerin durch Kirche und Klostergebäude. Bei dem halbstündigen Rundgang erläuterte der Abt Darstellungen inner- und außerhalb der Abteikirche,

unter ihnen die von Konrad Adenauer gestifteten Glasfenster. Abschließend überreichte Abt Benedikt der Kanzlerin im Namen des Konventes einen Kerzenteiler und ein Gemälde aus klostereigener Produktion. (kna)

Mainzer Klarissen-Kapuzinerinnen begehen 150-Jahr-Feier

Der Konvent der Klarissen-Kapuzinerinnen in Mainz begeht in diesem Jahr sein 150-jähriges Jubiläum. Der Höhepunkt des Festjahres fand Ende Juni in der 1996 eingeweihten Klosterkapelle statt, wo der Mainzer Weihbischof Werner Guballa mit den Schwestern ein feierliches Hochamt beging. Anschließend empfingen die Klarissen ihre Gäste im Klostergarten, der sich nach einer Umgestaltung im neuen Gewand präsentiert. Die Geschichte des 1211 von der heiligen Klara von Assisi gegründeten Klarissenordens reicht in Mainz bis in das Jahr 1272 zurück. 1860 kam es durch die Initiative der Mainzerin Anna Mühr zur Neuansiedlung des Ordens im Kloster „Maria Hilf“. Es war seinerzeit das erste kontemplative Kloster im Bistum Mainz seit der Säkularisation. Im Zweiten Weltkrieg erlitt das Kloster eine völlige Zerstörung: Doch bereits 1952 war der Wiederaufbau abgeschlossen. Heute gehören dem Mainzer Klarissenkonvent zehn Schwestern an.

Urteil des Bundesgerichtshofes zur Sterbehilfe

Mit Urteil vom 25. Juni 2010 hat der Bundesgerichtshof in Bezug auf Sterbehilfe entschieden, dass ein Behandlungsabbruch nicht strafbar ist, wenn er dem tatsächlichen oder mutmaßlichen

Willen des Patienten entspricht und dazu dient, einem ohne Behandlung zum Tode führenden Krankheitsprozess seinen Lauf zu lassen. Der Abbruch kann aktiv (z.B. durch Durchschneiden eines Magensondenschlauches) oder passiv erfolgen. Wegen der juristisch schwierigen Abgrenzung in diesen Fällen sollte vor derartigen Maßnahmen juristische Beratung in Anspruch genommen werden. Das Urteil hat ethische Kriterien nicht im Blick, die aber aus christlich verantworteter Werterhaltung Berücksichtigung finden sollten. Umso wichtiger erscheint es, eine diesbezügliche Vorsorgevollmacht und ggf. eine alle zwei Jahre zu aktualisierende Patientenverfügung zu erstellen.

Ordensname wieder eintragbar

Die Eintragbarkeit des Ordensnamens in Pass und Personalausweis ist durch eine erneute Änderung der entsprechenden Gesetze wieder eingeführt worden. Die Änderung trat am 1. November 2010 in Kraft, so dass von nun an der Ordensname in den Ausweispapieren wieder verwendet werden kann.

„Kolping-Urteil“ des Delegationsgerichtshofes im Bereich des Kirchlichen Arbeitsrechts

Am 31. März 2010 hat ein Delegationsgerichtshof der Apostolischen Signatur in der Rechtssache Kolping Paderborn ein Urteil gefällt, das die Praxis des kirchlichen Arbeitsrechts möglicherweise grundlegend verändern wird. In dem zugrunde liegenden Rechtsstreit ging es letztlich um die Frage, ob die Kolping Bildungszentren gGmbH (Paderborn) die von den Bischöfen erlas-

sene „Grundordnung des kirchlichen Dienstes im Rahmen kirchlicher Arbeitsverhältnisse“ zu beachten habe. Bei dieser Einrichtung handelt es sich um einen sogenannten „sonstigen kirchlichen Rechtsträger“ im Sinne von Art. 2 Abs. 2 GrO. Anders als die bisherige herrschende Meinung sieht der Delegationsgerichtshof bei solchen Rechtsträgern eine Übernahme-Erklärung der Grundordnung als entscheidend für deren Geltung an. Sonstige kirchliche Rechtsträger seien rechtlich nicht verpflichtet, für alle ihre Einrichtungen die Grundordnung zu übernehmen. Die Entscheidungsbefugnis über die Anwendung der Grundordnung liege bei den nach staatlichem Recht vertretungsberechtigten Organen dieser Rechtsträger. Sollten mehrere „sonstige kirchliche Rechtsträger“ auf der Grundlage dieses Urteils die oben erwähnte Grundordnung nicht übernehmen und ggf. aus dem Kirchlichen Arbeitsrecht ausscheiden, ist es möglich, dass der so genannte „Dritte Weg“ im Kirchlichen Arbeitsrecht damit in seinem Bestand gefährdet wird.

Franziskanerinnen von Schönbrunn: Jubiläum und Aufarbeitung

Unter dem Motto „Gemeinsam für das Leben“ feiert die Kongregation der Dienerinnen der göttlichen Vorsehung der Franziskanerinnen von Schönbrunn von Oktober 2010 bis Oktober 2011 ihr 100jähriges Bestehen, verbunden mit dem Erinnern an 150 Jahre Franziskuswerk Schönbrunn. Zu diesem Erinnern gehören auch Schritte zur Aufarbeitung der NS-Geschichte des Franziskuswerks (vormals Anstalt Schönbrunn). Seit

drei Jahren laufen zwei Forschungsarbeiten zu diesem dunklen Aspekt der Geschichte des Werkes. Erste Ergebnisse liegen inzwischen in Form eines Zwischenberichtes vor, der im Rahmen eines wissenschaftlichen Kolloquiums am 28. Oktober 2010 vorgestellt wurde. Er bietet Informationen über Geschehnisse und Zusammenhänge, die bisher nicht bekannt waren. Die Ordenskorrespondenz dokumentiert eine Zusammenfassung des Zwischenberichts durch das Franziskuswerk Schönbrunn:

Es war bekannt, dass einige hundert Menschen in der Zeit des Nationalsozialismus von Schönbrunn nach Eglfing/Haar oder Hartheim „verlegt“ worden waren und dort der Euthanasie zum Opfer fielen, aber die genaue Zahl von ca. 900 Personen war bisher nicht bekannt. Bekannt war auch, dass viele Bewohner/innen in der Zeit der sogenannten zentralen Euthanasie zwischen 1939 und 1941 Schönbrunn verlassen mussten. Die Forschungsergebnisse haben aber jetzt gezeigt, dass nach 1941 in der Zeit der dezentralen Euthanasie die Verlegungen weitergingen, obwohl diese nicht mehr direkt angeordnet wurden. Der Grund hierfür liegt offensichtlich in der Person Prälat Steiningers, der von 1920 bis 1962 verantwortlicher Direktor der Anstalt Schönbrunn war und mit den nationalsozialistischen Behörden zusammengearbeitet hat. So stellte er u.a. Häuser in Schönbrunn zur Verfügung, damit die Stadt München vom Krieg zerstörte Krankenhäuser und Altenheime nach Schönbrunn auslagern konnte. Prälat Steininger bewirkte damit, dass die frühere Anstalt Schönbrunn und der Orden der Franziskanerinnen nicht beschlagnahmt

und enteignet wurden, wie es vielen anderen Einrichtungen widerfuhr. Der nicht zu rechtfertigende Preis bestand aber darin, dass die damaligen behinderten Bewohner/innen dieser Häuser Schönbrunn verlassen mussten und damit dem Tod preisgegeben wurden. Diese Zusammenhänge waren in dieser Tragweite bisher nicht als historische Fakten bekannt.

Generaloberin Sr. M. Benigna Sirl zeigte sich angesichts dieser Fakten sehr betroffen. Die Erkenntnis, das Prälat Steininger den Tod der Schönbrunner Bewohner in Kauf genommen habe, um die Institution zu retten, löse bei den Schwestern tiefe Bestürzung aus, da der damalige Direktor bisher völlig anders wahrgenommen worden sei und als Mensch sehr geschätzt wurde. Sich den gewonnenen Wahrheiten zu stellen, sei ein schmerzhafter Prozess.

Die Forschung hat aber auch gezeigt, dass während der zentralen Euthanasie Krankenakten von den Schwestern gefälscht wurden, Angehörige informiert und Bewohner versteckt wurden. So konnten in dieser Zeit viele Bewohner vor dem sicheren Tod bewahrt werden. Aus Zeitzeugeninterviews mit Schönbrunner Schwestern ist belegt, wie sehr diese mit den Bewohnerinnen und Bewohnern in der schrecklichen Zeit des gewaltsamen Abtransportes gelitten haben, dass sie ihnen beigestanden sind in ihren Ängsten und Nöten und sie sogar begleitet haben auf dem Transport nach Haar.

Die Forschungsarbeiten sind noch nicht abgeschlossen. Erst wenn verlässliche Ergebnisse vorliegen, kann man Schlüsse ziehen und handeln. Auch dies ist im Sinne der Opfer. Dies gilt z.B. auch für spontane Forderungen nach

Namensänderungen der Prälat-Steininger-Straße in Schönbrunn.

Das Kolloquium war ein erster Schritt im Prozess der Aufarbeitung. Wichtig ist, den Opfern und ihrem Leid eine Stimme zu geben. Menschen mit Behinderung stehen als Opfer des Nationalsozialismus selten im Blickpunkt. Dies zu ändern ist eine der Aufgaben, wenn wir die Geschichte Schönbrunns im Nationalsozialismus aufarbeiten.

Im Jubiläumsjahr 2011 sind zwei weitere Veranstaltungen zum Thema geplant. Unter dem Motto „Das Dunkle zum Licht bringen“ werden sich am 27. Januar 2011, dem Gedenktag der Opfer

des NS-Regimes, Schwestern, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, Bewohnerinnen und Bewohner und Gäste, mit den Ereignissen der NS-Zeit befassen.

Am 25. März 2011 wird ein „Tag der Erinnerung“ an die erste große Deportation von Menschen mit Behinderung von Schönbrunn nach Eglfing-Haar vor 70 Jahren am 20. März 1941 zusammen mit Dr. Gerrit Hohendorf, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Geschichte und Ethik der Medizin an der Technischen Universität München und Mitarbeiter/innen des Franziskuswerk Schönbrunn gestaltet.



...Neue Bücher

Dieter Berg OFM / Leonhard Lehmann OFM (Hrsg.)

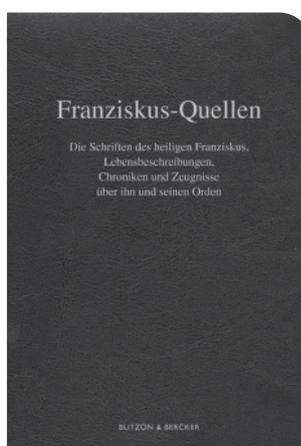
Franziskus-Quellen:

Die Schriften des heiligen Franziskus, Lebensbeschreibungen, Chroniken und Zeugnisse über ihn und seinen Orden.

Im Auftrag der Provinziale der deutschsprachigen Franziskaner, Kapuziner und Minoriten – Butzon & Bercker, Edition Coelde: Kevelaer, 2009. – 1797 S. – Zeugnisse des 13. und 14. Jahrhunderts zur Franziskanischen Bewegung, Bd. 1: Franziskus-Quellen.

Erstmals sind alle wichtigen Quellen zur Geschichte der franziskanischen Bewegung des Mittelalters in deutschsprachiger Übersetzung in einem Band zugänglich. Über dreißig Jahre hat man im deutschsprachigen Raum auf den sog. „Omnibus“ gewartet. Eine italienische (1977), eine englische (1999–2001), eine spanische (2003) und eine französische Ausgabe (1968 und 2009) waren längst auf dem Markt – alle mit unterschiedlichen Textsammlungen. Der Titel „Franziskus-Quellen“ ist ganz bewusst gewählt, weil der inhaltlich schwergewichtige Band nicht nur die Schriften des heiligen Franziskus enthält, sondern auch Quellen, die über den Heiligen und über die Anfänge des Minderbrüderordens berichten. Die zeitliche Grenze bildet das ausgehende Spätmittelalter und ist bei ca. 1400 gesetzt. So ist Br. Heinrich Herp (+ 1477), ein Vertreter der Devotio Moderna, einer der letzten Zeugen. Er berichtet über eine Begebenheit der eher „unvollkommenen Freude“ des Heiligen fast im Stile der „Blümlein des heiligen Franziskus“ (Fioretti); auch diese befinden sich im Buch.

Die Quellen sind in drei Abteilungen untergebracht. Zunächst werden alle Schriften, Briefe und Gebete des heiligen Franziskus vorgestellt. Dann folgen Lebensbeschreibungen, Chroniken und Zeitdokumente über Franziskus und seinen Orden und die dritte Abteilung enthält kleinere schriftliche Zeugnisse von innerhalb und außerhalb des Ordens. Dazu gehören beispielsweise die Stimmen einzelner Brüder, Auszüge aus Kreuzzugschroniken, päpstliche Schreiben, Zeugnisse zum Tod und zur Heilig-



ISBN 978-3-766621115
EUR 98.00

sprechung. Innerhalb der Gruppen sind die Texte nach ihrer Wichtigkeit angeordnet und in den Unterabschnitten chronologisch. Die einst von dem franziskanischen Quellenforscher Kajetan Eßer vorgeschlagene alphabetische Ordnung in den „Opuscula des hl. Franziskus“ hat sich nicht durchgesetzt. Über eine Chronologie lässt sich an manchen Stellen trefflich streiten, doch das ist nicht das Anliegen des Bandes. Eine Ausnahme vom durchgehend deutschen Text hat man nur beim Reimoffizium des Julian von Speyer gemacht. Hier ist der lateinische Text der Übersetzung zur Seite gestellt - eine gelungene Referenz an die Poesie.

Die Quellentexte werden den Lesern und Leserinnen in einem übersichtlichen Schema präsentiert: Einleitung mit Hinweisen auf den Verfasser (wenn bekannt) und die Entstehungszeit sowie eine Beschreibung der Bedeutung des Textes für die Geschichte des Franziskanerordens. Es folgen Hinweise zur Überlieferung des Textes, auf Editionen sowie ältere Übersetzungen und ein kurzes aktuelles Literaturverzeichnis. Zu jedem Text gibt es zwei Anmerkungsapparate. Die erste Rubrik der Fußnoten verzeichnet alle Zitate aus der Heiligen Schrift und die zweite Rubrik enthält inhaltliche und sachliche Kommentierungen sowie Erläuterungen zum besseren Textverständnis. Parallele Textstellen sind am jeweiligen Abschnittende in eckigen Klammern angegeben. Durch ein Register der Schriftstellen, ein Personenverzeichnis und durch synoptische Tafeln ist das Buch vorzüglich erschlossen. Einen Einleger mit den für die Franziskus-Quellen verwendeten Siglen, der in der Druckausgabe fehlt, liefert der Verlag problemlos nach. Im Anhang befindet sich auch ein „Stammbaum“ zu den Quellen, der die Schriften in ihre Abhängigkeiten einordnet. Die Übersetzungen erfolgten meist auf der Grundlage schon vorhandener Texte. So wurden vielfach die seit 1951 erschienenen „Franziskanischen Quellenschriften“ zu Grunde gelegt und einer modernen Sprache angepasst. Man kann beim Herausgeber- und Übersetzerteam nicht sicher sein, ob alle lateinischen Begriffe immer einheitlich in die deutsche Sprache übersetzt wurden. Doch darauf kommt es nicht an. Ziel ist es, allen Franziskanern und Franziskanerinnen sowie allen franziskanisch Interessierten einen leichten Zugang zu den Quellen zu ermöglichen. Im Buch werden die franziskanische Geschichte und Spiritualität lebendig. Das gediegene Druckbild lädt zu verweilender Lektüre ein. Man kann auch bisher sehr entlegene Texte entdecken, so die Offizien der Benediktiner (Oberaltaich, Münchner Legende) oder des Vatikans (Chorlegende im Vatikanbrevier) zum schon kurz nach seinem Tode heiliggesprochenen Franziskus. Gerade diese Außensicht eröffnet neue Horizonte. Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen kommen ebenfalls durchaus auf ihre Kosten, obwohl die Ausgabe nicht primär für sie gedacht ist. Auch Grundzüge der Franziskus-Forschung werden thematisiert. Wer sich wissenschaftlich mit den Texten auseinandersetzen will, muss ohnehin auf die Originalquellen zurückgreifen, die meist in Latein oder Altitalienisch vorliegen.

Die deutsche Ausgabe enthält mehr Texte als die bisher erschienenen Quellenschriften. Streiten kann man über die zeitliche Zäsur des Bandes und über die Aufnahme der Texte zum Portiunkula-Abläss. Doch dieser Abläss spielt heute im franziskanischen Leben noch eine Rolle und daher ist eine Aufnahme gerechtfertigt. Herausgeber und Bearbeiter sind zu diesem Werk und für ihre Ausdauer zu beglückwünschen. Die



Wartezeit auf das Werk hat sich gelohnt und die Vorfreude auf den zweiten Band mit Quellen zu Klara von Assisi und ihrem Orden steigt. Ursprünglich war – wie bei den schon erschienen fremdsprachigen Ausgaben – ein Band für Franziskus und Klara geplant. Die Texte aus beiden Bänden werden dann auch in elektronischer Form zur Verfügung stehen.

Die „Franziskus-Quellen“ bieten eine anregende Lektüre und vermeintlich schon bekannte Texte und Begebenheiten aus dem Leben des heiligen Franziskus erscheinen in neuem Licht, weil in einem Buch mit Hilfe der synoptischen Tafeln ganz schnell die Perspektive gewechselt werden kann.

Wer sich zukünftig ernsthaft mit Franziskus, seiner Zeit und seiner Spiritualität beschäftigen will, wird schwerlich ohne dieses Buch auskommen.

Gisela Fleckenstein OFS

Susanne Sterzenbach

Die Weißen Väter

Mission in der Wüste

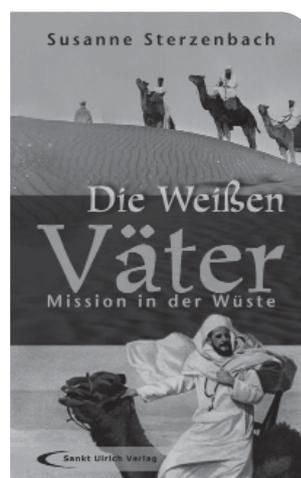
Augsburg: Sankt-Ulrich, 2009. – 143 S.

Im Jahre 1868 wurde in Algier durch den Erzbischof und späteren Kardinal Charles Martial Lavigerie (1825–1892) die Gemeinschaft der Afrikamissionare (Weiße Väter) gegründet. Ein Jahr später kamen die Missionsschwester unserer Lieben Frau von Afrika (Weiße Schwestern) hinzu. Recht bald waren beide Gemeinschaften auch in anderen Ländern des „Schwarzen Kontinents“ tätig.

„Die Fernsehjournalistin Susanne Sterzenbach zeigt in ihrem Buch faszinierende, bislang unveröffentlichte Fotos vom Beginn der Missionsarbeit der Weißen Väter und erzählt die spannende Geschichte der Afrikamissionare an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert“, so heißt es im Klappentext des zu besprechenden Buches.

Tatsächlich enthält das Buch zahlreiche faszinierende Fotos aus der Zeit um 1900, aber auch aus späteren Zeiten, die der Fotothek der Weißen Väter in Ghardaia am Nordrand der Sahara entstammen. Dort hatte sich der Orden bereits 1883 niedergelassen. Diese

Fotos entführen den Betrachter in eine fremde Welt. Sie zeigen, dass es im Rahmen der seelsorglichen Arbeit der Weißen Väter zum Zusammentreffen verschiedener



ISBN 978-3-867441063

EUR 16.90

Kulturen kam und dass die Missionare bereit waren, sich auf die nordafrikanische Lebensart einzulassen, wofür nicht zuletzt der weiße Habit ein Beispiel ist, der der Gemeinschaft ihren Namen gegeben hat.

Allerdings erzählt das vorliegende Buch nicht die „Geschichte der Afrikamissionare an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert“. Die Autorin beschränkt sich einzig auf Algerien. Außerdem ist zu sagen, dass viele Geschichten (und Geschichtchen) geboten werden, die in sich mehr oder weniger abgeschlossen sind und sich mosaikartig zu einem Gesamtbild zusammenfügen. Schließlich ist der zeitliche Rahmen der Darstellung weiter als im Klappentext angekündigt: Es geht nicht nur um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, sondern auch um das gesamte 20. Jahrhundert.

Das inhaltliche Leitmotiv des zu besprechenden Bandes ist die Begegnung mit dem Islam. Die Weißen Väter werden als Missionare geschildert, die in vielfältiger Weise den Kontakt zur orientalischen Welt suchen. Sie erlernen die arabische Sprache, befassen sich mit dem Koran, betreiben natur- und volkskundliche Forschungen, sind als Seelsorger, Lehrer, Sozialarbeiter, Landwirte und Handwerker tätig und kleiden sich nach der Art der Araber in weiße Gewänder.

Dabei gibt es in der – überwiegend positiv geschilderten – Begegnung mit dem Islam durchaus Probleme, die von Susanne Sterzenbach nicht verschwiegen werden. In einem Abschnitt unter dem Titel „Weiße Väter und Schwestern in den ‚Schwarzen Jahren‘“ (S. 52–55) schildert sie den Terror der 1990er Jahre, dem fast 200.000 Menschen zum Opfer fielen, die meisten von ihnen Moslems. Zwischen 1993 und 1996 reduzierte sich die Zahl der christlichen Ordensleute in Algerien von 222 auf 70. „Was niemand geglaubt hätte: Auch die in der Bevölkerung so beliebten Schwestern und Brüder der christlichen Orden wurden von den Mördern nicht verschont.“ (S. 52) Es kam insbesondere 1996 zu spektakulären Anschlägen auf Christen (Entführung und Ermordung von sieben Trappisten, Ermordung des Erzbischofs Claverie von Oran).

Mit sehr viel Sympathie stellt die Autorin einzelne Mitbrüder und ihre Arbeit vor. Sie schildert das Engagement von Missionaren, die aus Frankreich, Italien, Spanien, Großbritannien, dem Kongo oder aus Schweiz stammen. Dabei kommen die Motive und Berufungsgeschichten dieser Weißen Väter zur Sprache – und ebenso ihre Zweifel, Schwierigkeiten und Eigenheiten. Zwei Abschnitte des Buches widmet Susanne Sterzenbach den Weißen Schwestern (S. 124–132), die als Frauen in einer muslimisch geprägten Gesellschaft auch Zutritt zu anderen Frauen und zu Familien haben.

Die Autorin erinnert in einem weiteren Abschnitt („Das jüdische Tabu“, S. 66–71) daran, dass es in Nordafrika eine große Zahl von Juden gegeben hatte: „1941 lebten ca. 130.000 Juden in Algerien, heute sind sie offiziell statistisch nicht erfaßt.“ (S. 68) Im 19. und 20. Jahrhundert waren die algerischen Juden häufig ein Spielball der Politik. Im Unabhängigkeitskrieg 1954–1962 stellten sie sich zumeist auf die Seite der französischen Kolonialmacht, „weil sie Angst hatten, in einem unabhängigen, islamisch geprägten Algerien erneut verfolgt zu werden.“ (S. 68) Letztlich hatten sie auch unter der Politik Israels zu leiden.



Charles de Foucauld (1858–1916), der als Einsiedler in der algerischen Wüste lebte und „in enger Verbindung zu den Weißen Vätern und Schwestern“ stand (S. 117), wird eingehend behandelt. (S. 117–123) Die posthum in seinem Geist gegründeten Gemeinschaften der Kleinen Brüder und Kleinen Schwestern Jesu sind heute ebenfalls in Algerien aktiv.

Susanne Sterzenbachs Buch über die Weißen Väter hinterlässt einen doppelten Eindruck. Einerseits wirkt es inhaltlich wenig stringent. Da findet sich literarisch leichte neben schwerer Kost und es werden Texte sehr unterschiedlicher Art aneinandergereiht. Andererseits ist das Buch mit sehr viel Sympathie und Engagement geschrieben. Es ist gut lesbar und dazu geeignet, den Leser unmittelbar in die Geschichte und die Lebenswelt der Weißen Väter und Schwestern Algeriens mit hineinzunehmen, wozu auch die eindrucksvollen Bilder beitragen.

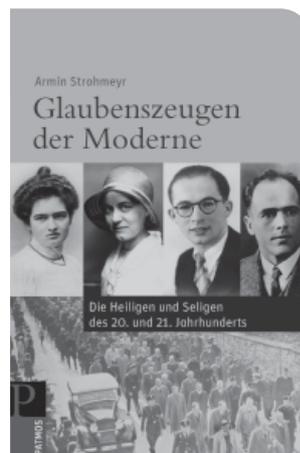
Norbert Wolff SDB

Armin Strohmeyr

Glaubenszeugen der Moderne

Die Heiligen und Seligen des 20. und 21. Jahrhunderts
Mannheim: Patmos, 2010. – 272 S.

Heilige gehören von Anfang an zum Leben der (katholischen) Kirche. Dabei hat jede Epoche ihre Heiligen hervorgebracht, die in spezifischer Weise ihr Christsein gelebt und auf die Herausforderungen der Zeit geantwortet haben. Das 20. Jahrhundert war für die Kirche in Deutschland sicherlich eine Zeit großer Umbrüche. Es sei hier nur an den gesellschaftlichen Prozess der Säkularisierung, an die Soziale Frage, an die beiden Weltkriege sowie an Nationalsozialismus und Kommunismus erinnert. „Ein Buch über Heilige in heutiger Zeit – ist das nicht ein Widerspruch?“, so fragt der Autor im Vorwort (S. 15). In seiner Antwort betont er, dass es auch heutzutage Heilige gibt und dass diese eine wichtige Rolle spielen: „Was läge [...] näher, als Heilige zu suchen, die unserer modernen Welt mit all ihren Widersprüchen und Schrecknissen entstammen? Die historisch und psychologisch ‚greifbarer‘, ‚begreifbarer‘ sind? Auch die gegenwärtige Zeit mit ihren Brüchen, drängenden Problemen und vielfältigen Verwerfungen bedarf der Mittler, der Fürspre-



ISBN 978-3-491725478

EUR 19.90

cher und Vorbilder. Und vielleicht kann ein Heiliger, der selbst in diese Zeit hineinwuchs, in ihr lebte und wirkte, ihr aber auch mit seinen Zweifeln, seinen Irrungen, seiner Schuld begegnen musste, uns Heutige unmittelbarer ansprechen.“ (S. 15)

Zum Aufbau des vorliegenden Buches: Auf das Vorwort (S. 15–17) folgt ein Einleitungskapitel unter dem Titel „Seid heilig, denn ich bin heilig“ (S. 18–30), in dem der Autor sich dem Thema „Heiligkeit“ vor allem in begriffsgeschichtlicher Hinsicht zuwendet. Anschließend werden die deutschsprachigen Heiligen und Seligen (wie auch Menschen, deren Seligsprechungsverfahren eingeleitet oder beantragt ist) nach Kategorien geordnet vorgestellt: „Soziales Engagement: Missionare, Lehrer, Krankenpfleger, Ärzte, Stifter“ (S. 31–80), „Geistliches und geistiges Engagement: Ordensgründer, Seelsorger, Leben in Demut, Künstler“ (S. 81–115), „Mystiker, Stigmatisiert und Dulder“ (S. 117–138), „Gegner und Opfer des NS-Regimes“ (S. 139–230), „Kriegsgegner und Friedensstifter“ (S. 231–257). Der Umfang der 69 Kurzbiographien, von denen knapp die Hälfte mit einem Schwarzweißbild ausgestattet ist, erstreckt sich von einer bis zu sieben Seiten. Behandelt werden 23 Frauen und 49 Männer (ein Artikel befasst sich mit vier Männern). Eine alphabetische „Übersicht der Gedenktage und der Heilig- und Seligsprechungen“ (S. 259–261) sowie eine ausführliche Bibliographie mit Angaben zur Heiligkeit im allgemeinen wie auch zu den einzelnen behandelten Personen (S. 262–271) bieten wertvolle Zusatzinformationen.

In der Einleitung weist Armin Strohmeier zunächst darauf hin, dass der Begriff der „Heiligkeit“ im Laufe der Geschichte in verschiedener Hinsicht gebraucht worden ist. Stand im Alten Testament die „ausschließliche Heiligkeit Gottes“ (S. 18) stärker im Vordergrund, so betonte das Neue Testament (und hier insbesondere die Briefliteratur) die Heiligkeit aller Getauften. „Heiligkeit bedeutet nun: in Christi Nachfolge leben, nach seinen Geboten handeln.“ (S. 19) Der Autor beschreibt einige Gruppen von Heiligen, die in den frühen und mittelalterlichen Geschichte der Kirche eine starke Verehrung erfuhren und das Heiligkeitsideal prägten: Märtyrer, Bekenner, Asketen. Dabei legt er keinen Wert auf Vollständigkeit: Maria wird ebensowenig erwähnt wie die wichtige Gruppe der Hirten der Kirche. An der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit (d. h. zur Zeit der Reformation) und später noch einmal in der Aufklärungszeit kam es zu Krisen der Heiligenverehrung, denen jeweils wieder ein Aufschwung folgte.

Strohmeier weist weiter darauf hin, dass es ursprünglich keine Heiligsprechungen gegeben habe, sondern dass die tatsächliche Verehrung durch das Volk maßgeblich gewesen sei. Seit dem Hochmittelalter habe sich das kirchenamtliche Heiligsprechungsverfahren entwickelt. Der Autor lässt auch die Problematik einer Inflation von Heiligsprechungen am Ende des 20. Jahrhunderts, die die Gefahr einer „Entwertung des Heiligen“ mit sich gebracht habe, nicht unerwähnt. Außerdem klärt er die Rolle der Heiligen als Fürsprecher, die nicht angebetet werden, sondern „Vermittler zwischen den Menschen und Gott“ (S. 23) sein sollen. Relativ breiten Raum widmet er auch den Stigmatisierten (S. 26f). Offensichtlich ist für ihn die Stigmatisation ein faszinierendes Randphänomen.

Unter den Heiligen und Seligen, die durch soziales Engagement bedeutsam wurden, nennt er bekannte Gründerinnen und Gründer von Orden und religiösen Gemein-



schaften wie Maria Rosa Fleisch (1826–1906, Waldbreitbacher Franziskanerin, S. 34f), Franz Pfanner (1825–1909, Marianhiller Missionar, S. 43–46), Arnold Janssen (1837–1909, Steyler Missionar, S. 47–52) und Hildegard Burjan (1883–1933, Caritas Socialis, S. 63–67) neben einigen unbekannteren, nichtsdestoweniger interessanten Personen.

Zu den Personen, die sich geistlich besonders engagiert haben, zählt Strohmeyer etwa Franziskus Jordan (1848–1918, Salvatorianer, S. 89f) und Joseph Kentenich (1885–1968, Schönstätter, S. 111–115). Unter den Mystikern und Stigmatisierten werden Ulrika Nisch (1882–1913, Kreuzschwester, S. 118–120), Hieronymus Jaegen (1841–1919, S. 121f), Anna Schäffer (1882–1925, S. 127f) und Therese Neumann (1898–1962, S. 135–138) erwähnt.

Unter den Gegnern von Nazidiktatur und Krieg finden sich erwartungsgemäß mehrere Prominente: Edith Stein (1891–1942, Karmelitin, S. 152–158), Bernhard Lichtenberg (1875–1943, S. 168–173), Franz Jägerstätter (1907–1943, S. 182–186), Max Joseph Metzger (1887–1944, S. 194–196), Rupert Mayer (1876–1945, Jesuit, S. 203–208), Karl Leisner (1915–1945, S. 215–219), Kardinal Clemens August Graf von Galen (1878–1946, S. 224–230) und Kaiser Karl von Österreich (1887–1922, S. 235–242).

Armin Strohmeyer legt ein spannend geschriebenes, interessantes Buch vor, dem eine weite Verbreitung zu wünschen ist. Die beschriebenen Heiligen und Seligen erscheinen als faszinierende Persönlichkeiten, die in schwierigen Zeiten der Kirche Zeugnis für ihren Glauben abgelegt haben. Einzelne der Biographien sind zwar recht knapp gehalten, so dass sie kaum in die Tiefe gehen können. Dennoch wird das Buch bei der persönlichen Betrachtung, bei der Katechese und zur Vorbereitung von Vorträgen und Gesprächen wertvolle Dienste leisten.

Zugleich regt das Buch zum Weiterdenken an. Das gemeinsame Martyrium der vier Lübecker Märtyrer des Jahres 1943 (S. 187–191), von denen einer ein evangelischer Pastor war, lässt etwa die Frage nach der ökumenischen Relevanz der Heiligen aufkommen. Die Tatsache, dass sich unter den Heiligen und Seligen des 20. Jahrhunderts sehr viele Ordensleute befinden, lässt die Frage aufkommen, ob bei den Kanonisationsverfahren immer die richtigen Akzente gesetzt werden. Diese Frage stellt der Rezensent als Angehöriger eines Ordens, der in den letzten zwei Jahrhunderten zahlreiche Heilige und Selige hervorgebracht hat.

Norbert Wolff SDB

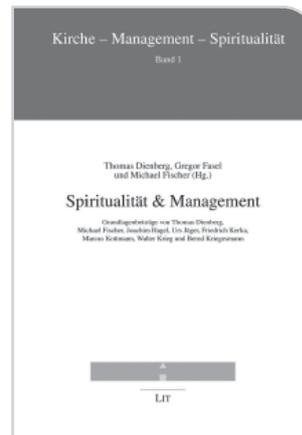
Thomas Dienberg OFMCap / Gregor Fasel / Michael Fischer (Hrsg.)

Spiritualität & Management

Münster u.a.: Lit, 2007. – 232 S. – Kirche - Management – Spiritualität, Bd. 1.

Der Vorstand des Instituts für Kirche, Management und Spiritualität der Philosophisch-Theologischen Hochschule Münster legt mit diesem Werk den ersten Band der Reihe Kirche – Management – Spiritualität vor. Die Verbindung von Spiritualität und Management, der Wunsch nach einer fruchtbaren Diskussion unterschiedlicher wissenschaftlicher Disziplinen und die grundsätzliche Frage nach der Möglichkeit eines erkenntnisgeleiteten Dialogs in Bezug auf dieses Thema sind die Motive dieser Publikation.

Thomas Dienberg OFMCap beschreitet im ersten Aufsatz „Spiritualität – ein Definitionsversuch“ (S. 3–52) einen ebensolchen in vier Schritten. Zunächst wird die Sehnsucht als Ausgangspunkt für die Spiritualität, durch den Vergleich vor allem von Gedicht und Gebet als Orte der Sehnsuchtwirkung, bestimmt. Es werden dann vier Megatrends der (wohl westlichen) Gesellschaft vorgestellt, die seines Erachtens „religionsproduktiv“ (S. 10) wirken. „Pluralisierung und Individualisierung“ (S. 11) wirken bspw. entsprechend durch die für den Menschen zunehmend bestimmende Sinnsuche und Orientierungslosigkeit. Nach dieser Darstellung wird die Begriffsgeschichte der Spiritualität über die Geschichte des Begriffs der Frömmigkeit dargestellt. Spiritualität wird als ursprünglich christlicher Begriff bezeichnet und über mehrere Stationen (Unterscheidung von Klerus und Laien, unterschiedlich starke Rezeption im LThK) bis zu seinem heutigen verwässerten, nicht eindeutigen und profanen Verständnis dargestellt. Als dritten Schritt des Definitionsversuchs folgt eine Rezeption christlich-theologischer Ansätze anhand der Werke von Hans Urs von Balthasar, Josef Sudbrack und Bernhard Fraling. Der vierte und abschließende Punkt wird als Frage überschrieben: „Was ist Spiritualität?“ (S. 34) Hier wird Spiritualität zunächst als subjektbezogener, ganzheitlicher und dynamischer Prozess der Umformung des Menschen in Beziehung zu Gott und zum Anderen definiert. Sodann wird das Verhältnis von Religion zur Spiritualität aufgezeigt, bevor die christliche Spiritualität näher beschrieben wird. Abschließend vermitteln zwei kurze Punkte die Implikationen der vorangegangenen Ausführungen für die pastorale Praxis. Insgesamt stellt der Aufsatz eine gute Einführung in die Problematik der Definition von Spiritualität dar. Dies zeigt sich vor allem durch



ISBN 978-3-825809089
EUR 39.90

den bleibenden Versuch einer Definition und dem Bestehen anfänglich vermuteter Nichteindeutigkeit bis zum Ende. Mit der Zuordnung der Disziplinen Theologie und Ökonomik auf der Ebene der Unternehmensgestaltung, ihren Wechselwirkungen und ihrem vermeintlich gegenseitig exklusiven Charakter beschäftigt sich Michael Fischer im zweiten Aufsatz des Bandes: Theologie und Ökonomie in Unternehmen der Caritas und Diakonie (S. 53-100). Die überzeugende Einleitung (Einleitung, sowie Kap. 1-5) schafft eine Übersicht der disziplinen-eigenen konkurrierenden Handlungslogiken, der Diskursebenen einer solchen Auseinandersetzung, der unternehmenseigenen typisch ideologischen Entwicklung und der Verortung der Problematik innerhalb der Systemtheorie mit zusätzlicher Bestimmung der Funktionen der Systeme Religion und Wirtschaft innerhalb der Organisation. Nach dieser Einführung wird im siebten Kapitel das ‚Neue St. Galler Management Modell‘ in seiner Funktionsweise beschrieben. Fischer gelingt es dabei, die Verbindung von Ökonomie und Theologie an den verschiedenen Kategorien des Management Modells darzustellen und abschließend – besonders für den Bereich Krankenhaus als Unternehmen der Caritas und Diakonie – realistische Entwicklungen zu prognostizieren. Allerdings lassen die Darstellungen ein Überraschungsmoment missen, in dem die Theologie innerhalb des Unternehmens für etwas verantwortlich zeichnet, das sich nicht unter die Stichworte Leitbild, Werteorientierung oder Menschenbild subsumieren ließe.

Management als praktizierte Spiritualität wird von Urs Jäger und Walter Krieg in ihrem Beitrag „Kybernetischer Kreislauf der Spiritualität“ (S. 101-124) anhand der Frage „Als was möchte ich in Erinnerung bleiben?“ (S. 105) vorgestellt.

Friedrich Kerka, Bernd Kriegesmann und Marcus Kottmann erläutern folgend die Bedeutung der einzelnen Person bei der Gestaltung und Veränderung der Organisation (Innovationen werden von Menschen gemacht – Neue Herausforderungen für die Kompetenzentwicklung [S. 125-152]).

Abgeschlossen wird der Band mit dem Aufsatz „Verantwortung für das Ganze oder Sklave irgendeines verblichen Ökonomen – Ethische Kriterien für unternehmerisches Handeln in der Marktwirtschaft“ (S. 153-209) von Joachim Hagel O. Praem. Der Autor stellt hier auf sehr differenzierte Weise dar, wie die Wirtschaftsethik als Disziplin Unternehmensführungen dabei unterstützen kann, den ‚moral point of view‘ – also den „moralischen Beurteilungsstandpunkt“ (S. 156) – einzunehmen und somit Verantwortung sittlich begründet umzusetzen, um der ‚Corporate Social Responsibility‘ gerecht zu werden. Dabei stellt Hagel ausgehend von anthropologischen und metaethischen Prämissen die Entwicklung der Ethik bis zur heutigen Unternehmens- bzw. Wirtschaftsethik dar. Dieser mit Informationen sehr dicht besetzte Beitrag wirkt gerade dadurch an vielen Stellen sehr gedrängt und unübersichtlich – es besteht die Gefahr, dass man sich als Leser leicht im Autoren-, Zitat- und Gedankenschwung verliert.

Das Nachwort, verfasst durch die drei Herausgeber dieses Bandes, bildet den Abschluss des Buches und stellt bündig zwölf Module des Instituts für Kirche, Management und Spiritualität für interessierte Studierende etwas genauer vor. Insgesamt gelingt es den verschiedenen Beiträgen einen Überblick und ersten Einblick in die Thematik und auch Problematik der Verbindung von Spiritualität und Management

zu geben. Weitere Bände mit vertiefenden Beiträgen zu besonderen Teilaspekten sind „geplant und z.T. in Vorbereitung“ (S. 1) lässt das Vorwort wissen. Dies ist nur zu wünschen, denn ausschließlich gegenwärtiges überblicksartiges Streifen reicht sicherlich nicht aus bei einem zukünftig sehr an Bedeutung wachsenden Thema wie diesem.

Christoph Nette

Medard Kehl SJ / Stephan C Kessler SJ

Priesterlich werden

Anspruch für Laien und Kleriker

Würzburg: Echter, 2010.. - 96 S. - Ignatianische Impulse, Bd. 43.

Die verdienstvolle Reihe „Ignatianische Impulse“ ist mittlerweile auf stolze 45 Bände angewachsen. Nachdem seit langem die „Münsterschwarzacher Kleinschriften“ die benediktinische Tradition auf dem Buchmarkt deutlich wahrnehmbar machen, ist es gelungen, auch jene andere große geistliche Ader wirksam zu exponieren. Diese herausgeberische Leistung, die ein Dienst für die ganze Kirche in unserem Sprachraum ist, verdient ehrlichen Respekt! Den beiden Jesuiten Stefan Kiechle und Willi Lambert gelingt es immer wieder, fähige Autoren nicht allein zur Bearbeitung allgemein interessierender Themen zu bewegen, sondern diese auch anzuhalten, Maß an der geistlichen Einsicht und Weite ihres Ordensvaters zu nehmen. Nicht alle Publikationen konnten hier ausführlich besprochen werden. Mehr als wir konnten, verdienten es. Auch die beiden folgenden sind es wert.

Niemand wird im Jahr 2010, welches der Kirche hierzulande noch lange im Gedächtnis bleiben wird, bei einem Buch mit dem obigen Titel eine gemächlich dahinplätschernde Schrift erwarten. Und in der Tat: die Autoren sind sich der hohen Verantwortung für das Thema bewusst angesichts des negativen Priesterbildes, das in der medialen Öffentlichkeit aufgrund der bekanntgewordenen Fälle zumeist von Priestern verübter sexueller Gewalt entstanden war. Allerdings begehen sie nicht



ISBN 978-3-429032203

EUR 7.90

neue Bücher – theologie

den Fehler, sich auf die zutage getretenen Symptome zu fokussieren, um gleichsam von dort aus Rezepte zur Heilung des „Patienten“ vorzuschlagen. Der gewählte Titel beinhaltet das Programm: Das Priestertum mag sich im geweihten Amtsträger konzentrieren. Ihm kommt auch zweifellos eine besondere Gnade, ein „eigenständige[r] Bezug [...] zum priesterlichen Dienstamt Jesu“ (18), zu. Doch ohne den Bezug zu dem einen, wahren Hohenpriester Jesus Christus, der sich für alle hingegeben, alle geheiligt und deswegen alle zu einem priesterlichen Volk verbunden hat, lässt sich kein theologisch haltbares und lebbares Amtsverständnis gewinnen. Die Formulierung „Priesterlich werden“ beschreibt darum sowohl die Aufgabe als auch den Akt der Hingabe – und dies zusammen den Anspruch, der in Abstufungen das ganze Volk Gottes betrifft.

Die Autoren haben ihre Darstellung in zwei Teile geteilt. Kessler arbeitet in seinem Kapitel „Das Priesterliche in der Kirche“ eben jene priesterliche Aufgabe des ganzen Volkes Gottes und die Beziehung des Weihepriestertums zu diesem heraus. Kehl geht in „Priestersein im Kontext neuer ‚pastoraler Räume‘ und im Kontext mit anderen pastoral Verantwortlichen“ auf die konkreten Erfordernisse des Priesteramtes in der heutigen Praxis ein. Einige knappe „Anregungen zur priesterlichen Lebenspraxis“ schließen das Büchlein ab.

Der gewählte theologische Ausgangspunkt bei gleichzeitiger Sensibilität für die tatsächlichen Probleme macht aus dem engagierten Plädoyer für die Sache einen ruhigen, überlegten Diskussionsbeitrag, der es verdient von allen, die an einem vertieften Christenleben interessiert sind, gelesen zu werden.

Ein paar kritische Bemerkungen, die die uneingeschränkte Empfehlung aber nicht schmälern: Selbstverständlich enthält das Büchlein auch einen Abschnitt zum Thema Zölibat. Wohltuend ist er von einem weiteren zur sexuellen Gewalt durch Priester abgesetzt. Das Eine hat mit dem Anderen zunächst einmal nichts zu tun. In dem differenzierten Beitrag wird die Verquickung des Charismas des Zölibates mit den Voraussetzungen für die Weihe als „Verdunkelung“ desselben angesehen: „Die rechtliche Verbindung von Priesterweihe und Zölibat führt leider auch dazu, dass Menschen verleitet werden, sich ohne das charismatische Gnadengeschenk der Berufung zur ehelosen Nachfolge zu Priestern weihen zu lassen. Diese Tatsache wirft einen dunklen und auch belastenden Schatten auf das Ideal des ehelosen Lebens in der Nachfolge Jesu, das die christliche Kirche seit apostolischer Zeit prägt. [...] Es gibt Städte, in denen mehr Priester leben, die ihr Amt aus Zölibatsgründen aufgeben mussten, als aktive Priester im Dienst der Seelsorge. Diese Dynamik führt angesichts des kontinuierlich weiter sinkenden christlich-religiösen Grundwasserspiegels in das Dilemma, dass sich durch den nicht zuletzt im Zölibat begründeten Priestermangel die Trennung von Sakrament und Leben weiter verschärft. [...] Für die Kirche ist der priesterliche Zölibat eine Gnadengabe und führt gleichzeitig vor ein Dilemma. Alle nötigen Unterscheidungen [gemeint ist wohl vor allem die in der Ostkirche mögliche Differenzierung zwischen verheirateten Seelsorgepriester und das durch Mönche repräsentierte zölibatäre Priestertum, dem allein die hierarchisch höher geordneten Aufgaben zugedacht werden] liegen vor, Entscheidungen stehen an.“ (33f) Abgesehen davon, dass es an Entscheidungen in dieser Frage nie fehlte –

nur eben nicht in dem von Kessler gemeinten Sinn – ist doch zu fragen, ob man die Verpflichtung zu zölibatärem Leben notwendig als Verdunklung der Freiwilligkeit betrachten muss? Pflicht und freier Wille sind keine unüberbrückbaren Gegensätze, sondern, recht verstanden, immer Bedingungen der gelungenen Umsetzung einer Forderung. In einer Ehe ist das nicht anders!

Wissen wir außerdem, ob jene Priester, die ihr Amt nicht mehr ausüben, weil sie sich für die Ehe entschieden haben, es mit der gleichen Intensität (der Pflege des inneren Lebens und dem Anspruch der Seelsorge gegenüber) ausüben würden, wie ein unverheirateter? Als Vater mehrerer Kinder meine ich behaupten zu dürfen: sie könnten es nur schwerlich – und würden ihrerseits einem für sie unerreichbaren Ideal hinterher hetzen. Für eine ehrliche Auseinandersetzung mit dem Thema vermisse ich darüber hinaus – neben dem Blick auf die Ostkirche, deren gesellschaftliche Realität in vielem der unseren unähnlich ist – den Vergleich mit dem evangelischen Pfarrhaus der Gegenwart: Was ehemals Vorbild für gemeindliches Leben sein wollte und konnte, ist aus vielfältigen Gründen heute in eine schwere Krise geraten. Auch die Lebensform in der Familie hat für das geistliche Amt seine Tücken und hat unwillkommene Folgen (was, wenn die Ehen scheitern?). Den geistlichen Gewinn der Aufhebung der Zölibatspflicht für die Kirche ist mir bis jetzt noch nicht einsichtig geworden.

Ein zweites betrifft die Bildung des Klerus. Es hat in Publikationen gleichen Typs nie an Ermahnungen gefehlt, dieselbe nicht zu vernachlässigen. Das ist erfreulicherweise auch hier der Fall. (41-43) Ein wenig Schade allerdings ist es, dass die im Deutschen mögliche, den Kern der Sache treffende und deshalb oft gebrauchte Verbindung von Geist und Geistlichkeit zu zaghaft herausgearbeitet ist. Geistlose Geistliche – ein ungebildeter Klerus (keine Seltenheit in der Gegenwart!) ist für die Kirche eine wahre Katastrophe. Das andauernde theologische und geisteswissenschaftliche Studium und eine dementsprechende eigene Bibliothek bleiben daher ein Muss für den Priester!

Entgegen der Programmatik des Titels ist die „priesterliche Spiritualität des Laien“ – was immer man darunter verstehen will – sehr an den Rand gedrängt. Wäre es nicht gut gewesen, die geistlichen Quellen und Anforderungen aller zu beleuchten, ehe man auf das Weihepriestertum zu sprechen kommt?

Philipp Gahn



Medard Kehl SJ

Mit der Kirche fühlen

Würzburg: Echter, 2010. - 64 S. - Ignatianische Impulse, Bd. 44.

Der bekannte Dogmatiker und Fundamentaltheologe, dem wir zahlreiche Beiträge zur Ekklesiologie und Eschatologie verdanken, konzentriert sich in dem angezeigten Werk auf einen spezifisch ignatianischen Aspekt: das *Sentire cum ecclesia*.

Ihren Ausgang nehmen die Überlegungen von der zweiten der *notae ecclesiae* des Credo, der Heiligkeit der Kirche. Gewiss mit veranlasst durch das Publikwerden der Fälle sexuellen Missbrauchs in der katholischen Kirche reflektiert er zunächst das Verhältnis von Sündhaftigkeit und Heiligkeit der Kirche. Beides kommt der Kirche als ganzer zu, nicht aber im Sinne eines gleichwertigen Gegenübers: „Wenn wir theologisch von heiliger und sündiger Kirche sprechen, dann besagt dieses ‚und‘ keineswegs ein Zusammenaddieren zweier zwar gegensätzlicher Eigenschaften der Kirche, die ansonsten aber auf derselben theologischen Ebene liegen. Im Gegenteil: Wo die Kirche in den einzelnen Glaubenden und in ihrer gesellschaftlichen Verfasstheit dem heiligenden Wirken des Geistes Gottes Raum gewährt, da kommt ihr wahres Wesen, ihre von Gott gegebene Berufung und Sendung als ‚heilige‘ Kirche zur Erscheinung. Wo sie sich dagegen diesem Geist verschließt und so zur sündigen Kirche wird, zeigt sich in ihr ‚nur‘ der innergeschichtlich zwar wirksame, aber durch Christus bereits ‚prinzipiell‘ entmachtete und darum im tiefsten ohnmächtige Widerspruch der Menschen (als Einzelner und als Gemeinschaft) gegen ihre geistgewirkte Heiligkeit.“ (21)

Von diesem Fundament aus legt Kehl die ekklesiologische Bedeutung der ignatianischen Spiritualität dar, deren Ziel die Eingliederung jedes einzelnen Glaubenden in die von ihm vorgefundene Kirche ist. „Das individuelle Subjekt des Glaubens und der dem Einzelnen vorgegebene Lebensraum des Glaubens, die Kirche, müssen für Ignatius bei dieser persönlichen Suche letztendlich zur Übereinstimmung kommen, wenn es denn wirklich der Wille Gottes sein soll, nach dem ich suche.“ (28) Dieses Ziel, das der hl. Ignatius mit einer Unbedingtheit anstrebte, die daraus resultierte, dass er die „hierarchische Kirche“ ohne weiteres mit der „heiligen Mutter“ und der „wahren Braut Christi“ identifizierte, ist heute nur noch wenigen einsichtig. Umso wichtiger war die Lehre des 2. Vatikanischen Konzils von der Kirche, die gleichzeitig die theologische und die empirische Wirklichkeit derselben differenzierte und



ISBN 978-3-429033057

EUR 6.90

zusammendachte. Dadurch wird es auch dann noch möglich, gehorsam gegenüber der Lehre der Kirche zu bleiben, wenn man einzelne Punkte, Formen oder Entwicklungen der verfassten Kirche kritisch betrachtet.

Dies herauszuarbeiten ist für den nachfolgenden Gedankengang entscheidend, da ja der Gehorsam gegenüber der Kirche und speziell gegenüber dem Papst zu den wesentlichen Kennzeichen des Jesuitenordens gehört. Zur Darlegung dieses Gehorsams zeigt Kehl dessen Konnex mit der berühmten ignatianischen Definition der Bestimmung des Menschen, nämlich „Gott, unseren Herrn, zu loben“: bei allem „biblischen Freimut“ (36f.), den es sich zu bewahren gilt, ist dennoch das Lob der Kirche als natürliche Folge des Gotteslobes „theologisch legitim und spirituell heilsam“ (36).

Klar stellt Kehl auch heraus, was für Ignatius das auf den Papst bezogene so genannte „Vierte Gelübde“ bedeutete. In der Abhängigkeit vom „Vicarius Christi“, als welchen Ignatius den Heiligen Vater bevorzugt betrachtete, bildete dieser für ihn den Garanten der Erfüllung des Willens Gottes. Nicht recht nachvollziehbar war mir deshalb die Interpretation dieses ignatianischen Prinzips für die Gegenwart. Zwar hebt Kehl den „universalen Charakter der Kirche und ihrer Einheit“ (43), den das Petrusamt gewährleistete, hervor. Aber was der heilige Ordensgründer meinte, geht doch weit darüber hinaus. Es ist Eines, den Papst als den Nachfolger Petri und Diener der Einheit anzuerkennen. Ein Anderes ist es, in seinem Willen den Willen Gottes zu erkennen und sich damit zu ihm in ein analoges Verhältnis zu setzen, wie es der Mönch seinem gegenüber Abt tut, dem er ganz und gar Gehorsam schuldet. Ersteres ist das, wozu jeder gläubige Katholik bei jeder hl. Messe sein „Amen“ hinzufügt, wozu er sich also mindestens allsonntäglich explizit bekennt. Letzteres bildet die Identität des Jesuitenordens. Kann man sich diese erhalten, wenn man den Titel des „Vicarius Christi“ für „inzwischen weitgehend obsolet“ (42) hält?

Am Ende konkretisiert der Autor das „Fühlen mit der Kirche“ an einer „Reich-Gottes-Entdeckungsreise im Raum der Kirche“ (46f.) Indem er auf die zwar kleinen, aber doch sichtbaren „lebendigen Glaubenszellen“ (49), die wirklich gelebte Zuwendung der Kirche zu den „Armen und Notleidenden“ (50) oder auf jene hinweist, „die so ‚töricht‘ sind und der ‚unnützen‘, absichtslosen Anbetung und Kontemplation viel Zeit, ja zuweilen ihr ganzes Leben schenken“ (51), vermehrt er die Beispiele um derentwillen die Kirche zu loben ist; die man aber auch als Angebote ansehen darf, seinen Platz in der Kirche zu suchen, um in und mit ihr zu leben und zu fühlen.

Philipp Gahn



Notker Wolf OSB

Erfüllte Zeit

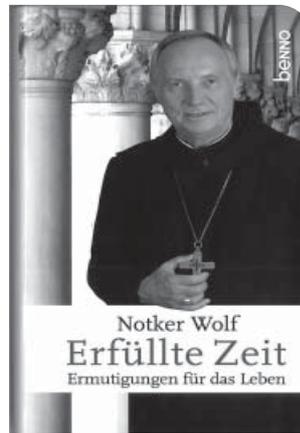
Ermutigungen für das Leben

Leipzig: St. Benno, 2010. – 112 S.

Der bekannte und ob seiner einfachen und bescheidenen Art große Sympathien genießende Abtprimas der Benediktiner ist ein kirchlicher Bestsellerautor wie nur wenige neben ihm. Hierzulande an Erfolg vielleicht nur übertroffen von Papst Benedikt XIV. oder seinem Mitbruder Anselm Grün. Einen großen Teil der Aufmerksamkeit, die ihm entgegengebracht wird, verdankt sich der Tatsache, dass er es versteht, trotz hoher Leitungsverantwortung geistlich nicht leer zu wirken, sondern im Gegenteil die benediktinische Spiritualität als Hilfe für das christliche Leben in der Gegenwart glaubwürdig zu vermitteln.

Von Persönlichkeiten mit einer solchen Wirkung erwartet man gerne Les- und Hörbares, immerzu ein neues wertvolles Wort, einen Text, eine Schrift. Und in der Tat: das Amt, das Abtprimas Notker innehat, nötigt ihn zu vielen Reden. Was läge da näher, als aus dem Gesagten Bücher zu machen?

Nichts Prinzipielles. Aber im vorliegenden Falle doch dies: Das Büchermachen, zweifellos eine Kunst, die das Abendland vom benediktinischen Mönchtum erlernte, erfordert im Detail mehr Liebe als sie hier erbracht wurde. Zwei Reden, gehalten zu gegebenen Anlässen vor Handwerkskammern und ein Fernsehinterview bilden die textliche Basis. Der Interviewte und Redner hat in den jeweiligen Situationen seine Zuhörer vielleicht überzeugt. Die Leser, die, wie im Nachwort vermerkt, einen für den Druck gänzlich unbearbeiteten Text vor sich haben, werden sich jedoch zunächst über den lieblosen Flattersatz ärgern und dann zunehmend an dem unpräzisen Inhalt und den Allerweltsweisheiten langweilen, die von Seite zu Seite dahinfließen. Denn ob Rede, ob Interview: beide Situationen bringen zwar eine gewisse Gemütlichkeit im Duktus mit sich, streifen aber, wenn man für den Druck nicht kräftig redigiert, nicht selten das Banale. Ein Beispiel für vieles: Auf die Frage nach dem vom Interviewer befürchteten nahen Ende des Mönchtums plaudert der Gefragte drauflos: „Nein, das würde ich nicht sagen, wenn ich mich so ein wenig in der Landschaft umschaue: In meinem eigenen Kloster St. Ottilien ist es so, dass wir durchaus immer noch Novizen haben. Natürlich haben wir nicht mehr so viele wie früher, denn wir haben ja auch keine Kinder mehr bei uns. Die Klöster spiegeln also schon auch die demographische Situation unseres Landes wieder. Aber



ISBN 978-3-746228488

EUR 9.90

ich denke, auch in anderen Klöstern gibt es immer wieder Novizen. Ich war jetzt beispielsweise im Kloster Marienberg in Südtirol: Das ist ein Kloster, das lange Zeit keinen Novizen mehr hatte. Heute gibt es dort aber wieder junge Leute [...]“ (89). Der Stil mag für den Fernsehzuschauer noch angehen. Dem Leser aber wird sofort evident, dass es an systematischer Faktensammlung und Analyse fehlt – sowie an jeglicher Spannung.

Kopfschütteln bereitet zuweilen auch die Naivität des Kirchenmannes: „Anstatt eines Zusammenprallens der Kulturen ist mir die Vorstellung viel lieber, dass die verschiedenen Kulturen der Welt sich in die Arme fallen und miteinander tanzen. Oder sie singen alle zusammen wie früher diese alten Fischer-Chöre. Denn man kann doch auch miteinander singen, statt miteinander zu kämpfen. Klar, die Rüstungsindustrie sieht das anders: Sie will weiterhin einen Haufen Geld verdienen an diesen Kämpfen und Kriegen [...]“ (106). Wer nach Material sucht, um sich über die Weltfremdheit katholischer Geistlicher zu beklagen: hier wird er fündig.

Von Karl Valentin stammt das Diktum: „Kunst ist schön, macht aber viel Arbeit.“ Autor und Verlag haben sich mit diesem Buch wenig Arbeit gemacht. So ist auch nichts Kunstvolles dabei herausgekommen. Das aber zu einem vergleichsweise hohen Preis.

Philipp Gahn

Thomas Sterba

Herders Neues Klösterlexikon

Freiburg i.Br.: Herder, 2010. - 909 S. (mit Illustrationen)
– ISBN 978-3-451-30500-9. – EUR 58.00.

Im Spätmittelalter existierten auf dem Gebiet der heutigen Bundesrepublik Deutschland etwa 2000 Klöster und regulierte Stiftskonvente. Gut zwei Drittel dieser Ordensniederlassungen hinterließen noch heute vorhandene Bauwerke. Herders neues Klösterlexikon beschreibt die entsprechenden Objekte, die vom Beginn des monastischen Lebens in Deutschland im 7. Jahrhundert bis in die spätmittelalterliche Zeit (um 1520) entstanden sind. Die 1300 Stichworteinträge umfassen die jeweilige Klostergeschichte und skizzieren den heutigen baulichen Zustand sowie architektonische Besonderheiten. Neben den Klöstern und Stifter werden auch die Orden des Mittelalters, Reformverbände sowie hervorragende Persönlichkeiten der mittelalterlichen Ordensgeschichte gewürdigt. Ein faszinierender Blick auf Klöster als Orte des Gebets, der Bildung und der Kunst. Mit Artikeln zu allen in Deutschland vorhandenen 1.300 Klöstern mit mittelalterlichem Baubestand. Eine konzise Darstellung der Klostergeschichte bis zur Gegenwart. Durchgehend vierfarbig bebildert mit rund 1.000 aktuellen Fotos. Außerdem enthält das Buch ein ausführliches Register mit 2.600 Klöstern und einem Anhang mit Zeittafel, Karten, Glossar der Fachbegriffe und Fachbibliographie.

Daniela Crescenzo

Dolce Italia in Bayern

Bd. 1: Italienische Spuren von Bad Tölz bis Oberammergau

Unterhaching: IT-INERARIO, 2010. – 224 S.

– ISBN 978-3-9813046-2-6. – EUR 19.80.

Die lange in Deutschland lebende Italienerin Daniela Crescenzo hat es sich zum Ziel gesetzt, die vielfältigen kulturellen Beziehungen zwischen ihrer Heimat und Bayern zu beleuchten und einem interessierten Publikum zu vermitteln – durch Stadtführungen, durch Vorträge und nicht zuletzt auch durch Publikationen. Nach zwei Bänden unter dem Titel „Italienische Spaziergänge“, in denen sie die Landeshauptstadt München thematisiert, legt sie nun ein weiteres Buch vor, in dem es um das bayerische Oberland geht, konkret um das Gebiet zwischen Bad Tölz und Oberammergau.

Hier – am südöstlichen Rand des Pfaffenwinkels – befanden (und befinden) sich mehrere, z.T. berühmte Klöster, die die Region stark geprägt haben: Bad Tölz (Franziskaner), Benediktbeuern (Benediktiner, heute Salesianer Don Boscos), Schlehdorf (Benediktiner, dann Augustiner-Chorherren, heute Dominikanerinnen), Walchensee (Hieronymitaner), Scharnitz/Klais (Benediktiner), Partenkirchen (Franziskaner) und Ettal (Benediktiner). Viele der hier im Laufe der Geschichte wirkenden Ordensgemeinschaften haben italienische Wurzeln. Und als es im 17. und 18. Jahrhundert zur Barockisierung bestehender Klosteranlagen bzw. zu Neubauten kam, waren deutsche Künstler, die ihre Ausbildung in Italien genossen hatten, wie auch italienische Künstler beteiligt.

Die Autorin beschreibt folgende Orte: Bad Tölz (u.a. Pfarrkirche Maria Himmelfahrt und Franziskanerkloster), Benediktbeuern (u.a. Klosterkirche St. Benedikt und Anastasiakapelle), Bichl, Schlehdorf, Glentleiten (Freilichtmuseum), Kesselbergstraße, Walchensee, Mittenwald (u.a. Pfarrkirche St. Peter und Paul sowie Geigenbaumuseum), Scharnitz, Klais, Garmisch-Partenkirchen (u.a. Pfarrkirche Maria Himmelfahrt und Wallfahrtskirche St. Anton), Ettal und Oberammergau. Ihr gründlich recherchiertes Buch ist als Reiseführer konzipiert, der nicht nur die Sehenswürdigkeiten erläutert, sondern auch Hintergrundwissen und Anekdoten enthält.

Relativ ausführlich werden die einzelnen Künstler behandelt, die in der Region gewirkt haben. Um nur einige der bekannteren zu nennen: Gabriel von Seidl (S. 13), Matthäus Günther (S. 33), Hans Georg Asam (S. 58), Martin Knoller (S. 60), Johann Michael Fischer (S. 68), Johann Jakob Zeiller (S. 69f), Jacopo Amigoni (S. 71), Johann Baptist Baader (S. 85), Johann Michael Wittmer II. (S. 152f), Enrico Zuccalli (S. 180) und Francesco Marazzi (S. 183f). Außerdem finden sich Lebensbeschreibungen heiliger Ordensmänner, die einen Bezug zu Italien haben und in der Region verehrt werden: „Benedetto, der aus Umbrien“ (S. 45), „Giovanni Bosco“ (S. 72) und „Der Heilige mit Migrationshintergrund“ (Antonius von Padua, S. 157). Das vorliegende

Buch ist nicht nur von kirchen- und kunstgeschichtlichem, sondern auch von sozialgeschichtlichem Interesse. Aufschlussreich in dieser Hinsicht sind insbesondere die Kapitel über das Freilichtmuseum Glentleiten (S. 87–94), das sich mit frühen italienischen Arbeitsmigranten befasst, und das Kapitel über den Kesselberg und den Walchensee (S. 95–112), in dem es um Verkehrswege und Handelsbeziehungen geht. Aber auch das Kapitel über Mittenwald (S. 113–130) und seinen Geigenbau hat starke sozialgeschichtliche Bezüge.

Der Band ist durchgehend farbig und schwarzweiß bebildert und bietet so reiches Anschauungsmaterial für die Leser, die sich vor (und während) einer Reise informieren möchten. Sehr hilfreich sind das Verzeichnis der Museen (S. 203f) und das nach Orten gegliederte Literaturverzeichnis (S. 211–222). Ein Personenregister hätte den Band noch weiter abgerundet.

Bei der Vielzahl der behandelten Themen und der zu konsultierenden Literatur blieb es natürlich nicht aus, dass sich einige kleinere Fehler eingeschlichen haben. Z. B. liest man auf S. 73, dass die Katholische Stiftungsfachhochschule für Sozialwesen in Benediktbeuern nicht staatlich anerkannt sei. Diese Fehler können das Lesevergnügen insgesamt nicht trüben.

Daniela Crescenzi's Buch weckt Interesse, die behandelte Region mit ihren Klöstern, Kirchen, Museen und weiteren Sehenswürdigkeiten zu besuchen und sich eingehender mit den italienischen Wurzeln zu beschäftigen. Eine Empfehlung noch für zukünftige Reisende: Man sollte auf jeden Fall mehrere Tage für die Besichtigungen einplanen.

Herbert Schneider OFM

Einzigkeit und Liebe. Zum 700. Todestag des seligen Johannes Duns Scotus (08. November 1308 - 2008)

Mönchengladbach: Johannes-Duns-Skotus-Akademie für franziskanische Geistesgeschichte und Spiritualität, 2008. – 43 S.

– Rhenania Franciscana, Bd. 23. – ISBN 978-3-87448-324-7.

Aus dem Vorwort des Verfassers: „Die ständige Frage des Menschen nach sich selbst, gerade angesichts der Erfahrung von Vereinzelung, wird in der Beschäftigung mit Johannes Duns Scotus aufgegriffen mit unserem Thema „Einzigkeit und Liebe“. Es geht um den Einzelnen, der aber nicht zu vereinzeln braucht, sondern seine Einzigkeit entdecken darf, gerade auch als Chance, unter und mit den vielen einzelnen Menschen sein Selbst und seine Beziehung aus seiner Einzigkeit heraus zu leben.“

Helmut Hoping

Kreuz und Altar

Die Gegenwart des Opfers Christi in der Eucharistie

Augsburg: Dominus, 2010. – 40 S. – ISBN 978-3-940879-10-3.

– EUR 1.50.

Hat Jesus, der menschgewordene Sohn Gottes, für uns sein Leben hingegeben? War es Gottes Wille, dass Jesus am Kreuz zu unserer Erlösung gestorben ist? Oder ist dies nicht eine grausame Vorstellung, die wir aufgeben sollten? Ist die Eucharistiefeier nur ein Mahl des Gedächtnisses an Jesu Tod und Auferstehung oder ist sie sakramentale Vergegenwärtigung des Kreuzesopfers Christi und seines Hinübergangs zum Vater. Sollten sich Priester und Gemeinde bei der Eucharistiefeier gegenseitig anblicken, um Gemeinschaft untereinander zu erfahren? Oder ist es theologisch nicht angemessener, wenn sich Priester und Gläubige dabei zum Kreuz, zum wiederkommenden Herrn hinwenden?

Heiner Wilmer SCJ

Wer leben will, muss aufbrechen

Spirituell lernen von Brasilien

München: Don-Bosco, 2010. – 165 S. – ISBN 978-3-7698-1807-9

– EUR 14.90.

„Man kann seine Heimat verlassen, aufbrechen und weit wegfahren und ist – zur eigenen Überraschung – doch wieder zu Hause.“

Im Jahr 2008 unternahm der Provinzial der Deutschen Provinz der Herz-Jesu-Priester (Dehonianer), P. Dr. Heiner Wilmer, eine Reise zu den Niederlassungen des Ordens in Zentral- und Südbrasilien. Seine Erlebnisse und Begegnungen mit den Menschen dort bilden für ihn den Ausgangspunkt zu tiefer gehenden philosophischen und theologischen Betrachtungen. So wird die Reise zu einem spirituellen Lernprozess, in dem grundlegende Fragen des Menschseins und des Gottesbezugs, aber auch des Ordenslebens und der missionarischen Pastoral behandelt werden: Der Leser erfährt, wie Ordensleben funktioniert, warum man nur dann führen kann, wenn man sich selbst auszuhalten vermag, und welche Kriterien den Missionar ausmachen. Man lernt über den Wert des Gebets und zum Beispiel auch, was Sprache mit Spiritualität zu tun hat. Und es wird klar: Unterwegs zu sein, bedeutet einen Aufbruch zu sich selbst.

Desmond M. Tutu

Der Mensch ist da, um gut zu sein

Bearbeitet von Douglas C. Abrams

München : Pattloch, 2010. – 222 S. – ISBN 978-3-629-02277-6.

– EUR 16.99.

Als Erzbischof von Kapstadt hatte Desmond Tutu schockierende Begegnungen mit der Gewalt des Apartheidregimes. Später, als Vorsitzender der südafrikanischen Wahrheits- und Versöhnungskommission sowie als Unterhändler in vielen Krisenregionen der Erde, hörte er unzählige erschütternde Geschichten über die Unmenschlichkeit der Menschen – einen Teil der Geschichte erzählt er in diesem Buch. Aber nicht, um zu schockieren oder anzuklagen, sondern weil er der festen Überzeugung ist, dass wir Menschen von Gott geschaffen sind, um Gutes zu tun.

Solidarität mit dem Nächsten und Mitmenschlichkeit verstecken sich allzu oft hinter der Angst, den Herausforderungen des Lebens nicht gewachsen zu sein, sind begraben unter Fehlern und menschlichen Schwächen oder sind schlicht vergessen worden. In seinem nachdenklichen wie anregenden Buch zeigt Desmond Tutu gemeinsam mit seiner Tochter Mpho, wie die Rückkehr zu mehr Mitmenschlichkeit gelingt: indem wir unsere Einstellungen ändern, indem wir Vergebung üben – und indem wir beten. Wenn sich unser Blick auf den Mitmenschen verändert, das ist die feste Überzeugung der Autoren, verändert sich auch die Art und Weise, wie wir miteinander umgehen. Und das verändert nicht nur uns, sondern die ganze Welt – hin zum Guten.

Petra Altmann

Aufbruch in die Stille

33 Kloster-Inspirationen

Freiburg i.Br.: Herder-Verlag, 2010. – 153 S.

– ISBN 978-3-451-062506-6 – EUR 7.00.

In die Stille aufzubrechen ist in unserer hektischen Zeit ein besonderes Geschenk. In der Stille können wir Atem holen, zu uns selbst finden und neue Kräfte tanken. In vielen Klöstern hat die Journalistin Petra Altmann Inspirationen für kleine Rückzüge in die Stille gesammelt. Ihre schönsten Rituale und Übungen stellt sie in diesem Buch vor.



Petra Altmann

Vom Wert der Werte

Was im Leben wirklich zählt

Hünfelden : Präsenz Kunst & Buch, 2010. – 160 S.

– ISBN 978-3-87630-097-9. – EUR 16.95.

Spätestens bei schwerer Krankheit, Trennung, Jobverlust oder anderen großen Krisen stellen viele Menschen die Frage nach den wahren Werten in ihrem Leben. Was bleibt, wenn materielle Güter und alte Sicherheiten abhandenkommen?

„Um gut gerüstet durchs Leben zu gehen, bedarf es eines Kanons an Grundwerten. Sie sind wichtig für die zwischenmenschlichen Beziehungen und sorgen dafür, dass man andere Menschen als ‚wertvoll erachtet und so umgekehrt auch selbst Wertschätzung erfährt“, so Petra Altmann. „Denn mit einem solchen ‚Handwerkskasten‘ an bedeutenden Grundwerten ausgestattet, hat man die Chance, sein Leben in Zufriedenheit gestalten zu können.“ Anhand von vielen Fallbeispielen zeigt dieses Buch, welche Werte wir heute wirklich brauchen und wie wir sie in unserem Alltag leben können.

Andreas Bsteh (Hrsg.)

Erziehung zur Gleichberechtigung

Eine Antwort auf Ungerechtigkeit und Intoleranz

Mödling: St. Gabriel, 2007. – 224 S. – ISBN 978-3-85264-616-9. –

EUR 16.80.

In diesem weitgespannten Problemfeld haben wir in der Folge eine Reihe von Fragen aufgegriffen, die uns im Kontext unserer Bemühungen, den Geist der Wachsamkeit angesichts gemeinsamer Herausforderungen und der Bereitschaft, neue Wege auf eine Weltordnung hin im Zeichen von Friede und Gerechtigkeit zu fördern, von besonderem Interesse und großer Aktualität erschienen: Erziehung angesichts des religiösen Pluralismus, das Recht auf Erziehung in religiösen Texten und moderner Gesetzgebung, Analphabetentum und Zugang zur Grundschulbildung, Bildung und die Rolle der Geschlechter, religiöse Erziehung und Identität, Predigt und Bildung in Christentum und Islam, die Vermittlung von religiösen Werten im Unterricht in den Staaten der Europäischen Union, religiöse Erziehung in Zentralasien, Gerechtigkeit lernen, Erziehung im Zeichen der Menschenrechte, und Bildung als Weg zur Überwindung des Fundamentalismus. Die einzelnen Themen wurden im Blick auf die Probleme in unserer Welt von heute eingehend diskutiert, viele Anregungen und zukunftsorientierte Ideen entwickelt und Schlussfolgerungen gezogen, wie bestehende Verhältnisse verändert werden können.

Andreas Bsteh (Hrsg.)

Hermeneutik

Thema der 4. Iranisch-Österreichischen Konferenz

Mödling: St. Gabriel, 2010. – 276 S. – Dialog

– ISBN 978-3-85264-622-0. – EUR 25.40.

Das vierte Symposium in einer längerfristig angelegten Reihe von iranisch-österreichischen Dialogkonferenzen stand unter dem Titel „Hermeneutik“ (St. Gabriel 2008). Der vorliegende Tagungsband dokumentiert sämtliche Referate und Diskussionsbeiträge dieser Konferenz.

Die Frage nach der Hermeneutik war in den Gesprächen bei den vorangegangenen Symposien aufgebrochen, in denen es um Gerechtigkeit in den internationalen und interreligiösen Beziehungen in islamischer und christlicher Perspektive ging (Teheran 1996), um Werte, Rechte und Pflichten (Wien 1999) und um die Bedrohung von Gerechtigkeit und Frieden in der heutigen Welt (Teheran 2003).

Manfred Entrich OP

Taxi to Heaven

Man kann ja über alles reden

München: Pattloch, 2010. – 189 S. – ISBN 978-3-629-02246-2.

– EUR 14.99.

Pater Manfred Entrich OP, mit Leib und Seele Seelsorger, ist viel im Taxi unterwegs und unterhält sich auch gerne mit dem Fahrer. „Nirgendwo kommt man mit wildfremden Leuten leichter ins Gespräch als unterwegs im Auto!“ Da das Leben seiner Meinung nach aber zu kurz ist für Smalltalk, redet er lieber über die wirklich wichtigen Dinge: über Sorgen und Nöte, Erfahrungen und Erwartungen und manchmal sogar über das kurze Leben hier und das ewige im Jenseits.

Manfred Entrich erzählt von diesen Gesprächen im „Taxi to Heaven“. Es ist sowohl ein persönlich gefärbtes Erlebnisbuch als auch ein unterhaltsam geschriebenes Glaubensbuch.

Vienna International Christian-Islamic Round Table Manifest

In der 5. VICIRoTa-Plenartagung am 24. Oktober 2008 in St. Gabriel
verabschiedet

Mödling : St. Gabriel, 2008. – 71 S. – ISBN 978-3-85264-619-0.
– EUR 11.80.

Wir verstehen unser "VICIRoTa Manifest" im Sinne einer Bilanz. Durchzieht doch unsere langjährigen Überlegungen und Diskussionen wie ein roter Faden die Frage, was dem Anliegen des Friedens auf dem Weg der Menschheit in die Zukunft hinderlich oder förderlich sein kann. Ohne jede Art von offizieller Beauftragung bekennt sich jeder von uns in seinem eigenen Namen zum Inhalt dieser Erklärung. Wir verweisen dabei gemeinsam auf die vielen wertvollen Referate und Diskussionsbeiträge anlässlich der christlich-muslimischen Begegnungen, die mit der Tagung „Der Gott des Christentums und des Islams“ im Jahr 1977 in St. Gabriel begonnen hatten.

Scholz, Lothar

Methoden-Kiste

Hrsg. von der Bundeszentrale für Politische Bildung

4. Aufl. – Bonn: Bundeszentrale für Politische Bildung, 2010. – 60 S. –
Thema im Unterricht / Extra.

Diese Methodenkiste bietet eine Vielzahl von Methoden für den Schulunterricht und die Bildungsarbeit außerhalb der Schule, und nicht nur für die politische Bildung. Die Methoden sind nach verschiedenen Anwendungsbereichen sortiert, zum Beispiel „Einsteigen“, „Präsentieren“ oder „Feedback geben“. Alle Methoden sind so beschrieben, dass Jugendliche sie selbst auswählen, anwenden und somit ihren Unterricht und ihr Lernen mitgestalten können. Viele Methoden zielen auf kreatives, selbständiges und eigenverantwortliches Lernen ab, auf kritisches Denken und Urteilen und können so einen Beitrag zur Demokratisierung der Schule und Bildungsarbeit leisten.

ok ordens
korrespondenz

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens

Jahrgangsverzeichnis des
51. Jahrgangs (2010)

Ordensleben

Baumann, Klaus: „Wer es fassen kann“ Ehelose Keuschheit um des Himmelreiches willen und Fragen der Formation	285
Cucci SJ, Giovanni / Zollner SJ, Hans: Missbrauch in der Kirche. Anmerkungen aus psychologischer Sicht	261
Dieterle, M. Franziska: Ars moriendi – oder Ars vivendi?	142
Domek OSB, Johanna Unterm Bundesbogen leben und sterben	164
Fabianek O.Cist., M. Agnes: Ordensleben in Übergängen. Das Kloster St. Marien zu Helfta	5
Friedrich OSB, Simeon A.: Berufsbejahendes Mönchtum. Benediktinische Identität heute leben	148
Füßer, Ulrich: Asien auf dem Prüfstand. Annäherungen und Entwicklungstrends	413
Göbel, Christian: Geist und Welt - Bildung und Philosophie Zum 200. Geburtstag des Ordensgründers Emmanuel D' Alzon	389
Gremme OSB, Hildegard M. Glaubwürdiges Zeugnis benediktinischen Lebens im Älterwerden Ein geistig-menschlicher Prozess	169
Heuken SJ, Adolf: Deutsche Ordensleute in Indonesien	409
Hüllen, M. Ursula: „Herr, führe uns deinen Weg!“ Die Neuausrichtung der Kongregation der Schwestern vom Hl. Herzen Jesu	170
Kehl SJ, Medard: Ordensleben heute zwischen Stabilität und Mobilität Unsere Werke feiern Jubiläum - wo stehen wir Ordensgemeinschaften?	133
Kluitmann OSF, Katharina: Und jetzt? Überlegungen zur Formation angesichts des Missbrauchsskandals	275
Krottenthaler SDB, Albert: Vom Wannsee nach Marzahn – aus der Not eine Tugend machen	12
Kugler O.Praem., Hermann-Josef: Achten statt ächten? Gedanken zum Umgang mit schuldig und straffällig gewordenen Mitbrüdern und Mitschwestern	300
Rutishauser SJ, Christian M.: Von der Notwendigkeit qualifizierter Spiritualität	404
Schmälzle OFM, Udo Fr.: „Gott führt uns heraus aus dem Tod“. Alt werden im Orden	157

Ordensleben

Schridde CCR, Katharina: Zieh fort aus deinem Land	24
Sloot SCJ, Ernst-Otto: Zwischenruf: Ältere Mitbrüder sind schwer zu identifizieren	163
Tertünte SCJ, Stefan: Einen Neuanfang wagen	18
Wolf SJ, Christof: Prävention stärken – Heilung fördern Anmerkungen zu einem US-amerikanischen Erfolgsmodell	296

Dokumentation

Deutsche Ordensobernkonzferenz: Jahrestagung 2010

Haardt-Becker, Annette: Missbrauch in Institutionen – Den Opfern eine Stimme geben	329
Raue, Ursula: Was ist hilfreich für das Handeln der Ordensoberinnen und Ordensobern? Erfahrungen aus der Aufarbeitung von Missbrauchsfällen	321
Rheinbay SAC, Paul: Ordnungstheologische Überlegungen zum Missbrauch	308

Deutscher Katholischer Missionsrat: Jahrestagung 2010

Bielefeld, Johannes: Sozial- und umweltverträgliches Wirtschaften. Beispiele aus der Diözese Rottenburg-Stuttgart	439
Müßig, Dietmar: Von Taubenhändlern und Geldwechslern. Ethisches Investment als Aufgabe der Kirche	430
Rupp SSpS, Bettina: Der TaK (Treffpunkt am Kapellchen). Ein ganz besonderer Ort an einem ganz besonderen Ort	427
Schlegel OFM, Helmut: Zu was sind wir als Gemeinschaft(en) in der Nachfolge Jesu heute berufen? Spiritueller Impuls zur Grundlegung prophetischen Handelns in der Kirche	421

Sonstiges

Alt SJ, Jörg: Woher Geld zur Armutsbekämpfung nehmen? Fragen Sie uns! Zur Kampagne „Steuer gegen Armut“	445
Fachtagung Arbeitskreis Ordensgeschichte	97
García Paredes CMF, José Cristo Rey: Die Hoffnung als unsere Sendung im europäischen Kontext	197 (Teil I) / 452 (Teil II)
Leben in Fülle für Alle! Aufruf für eine prophetische Kirche	418
Meier OSB, Dominicus M.: Wenn es dann nicht mehr geht ... Entscheidungen im Rahmen einer Klosterauflösung	49
Ordnung für eine „Koordinierungskonferenz zwischen der Deutschen Bischofskonferenz und der Deutschen Ordensobernkonzferenz“	470
Scheuer, Manfred: Gemeinsam auf dem Weg zu Gott Vortrag im Rahmen des Symposium Ordo Praemonstratensis (Stift Wilten, 10.02.2010)	192
Schlussbotschaft der UCESM-Vollversammlung 2010 in Tschenschow (Polen)	210
Stütze-Hebel, Monika: Führen lernen in Zeiten des Wandels Was Ordensleitungen heute dringend brauchen und wie sie es erwerben können	177
Wichmann OSB, Bernharda: Geistliche Begleitung von Sterbenden und sterbenden Gemeinschaften	71
Wijlens, Myriam: Wenn die eigenen Kräfte für eine Ordensleitung nicht mehr ausreichen Eine kirchenrechtliche Betrachtung der Situation in den Niederlanden	3

Neue Bücher

Ethik	232
Ordens- und Kirchengeschichte	103 / 239 / 362 / 490
Liturgie	245
Theologie und Spiritualität	115 / 253 / 373 / 497
Varia und Kurzanzeigen	125 / 379 / 506

Nachrichten

Deutsche Ordensobernkonzferenz	86 / 220 / 352 / 484
Vatikan	75 / 211 / 341 / 472
Weltkirche	79 / 213 / 344 / 475